Erzählungen

von

Gottfried und Johanna Kinkel.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Ein Traum im Spessart. Von Gottfried Kinkel . . .	1
† Lebenslauf eines Johannisfünfchens. Von Johanna Kinkel	65
Der Hauskrieg. Eine Geschichte vom Niederrhein. Von Gottfried Kinkel	77
Der Musikant. Eine rheinische Bürgergeschichte. Von Johanna Kinkel	113
Geschichte eines ehrlichen Jungen	141
Aus dem Tagebuch eines Componisten. Skizze von Johanna Kinkel	217
Margret. Eine Geschichte vom Lande. Von Gottfried Kinkel	229
Ein Reiseabenteuer. Skizze von Johanna Kinkel . . .	291
Musikalische Orthodoxie. Novelle von Johanna Kinkel .	301
Die Heimatlosen. Erzählung aus einer armen Hütte .	371

Ein Traum im Spessart.

Von

Gottfried Kinkel.

Das sind nun bald an die tausend Jahr, da stand das deutsche Reich gar übel. Denn der große Kaiser Karl, der mit mannlicher Hand gegen die Heiden an den Marken stand und drinnen im Lande Frieden und Ruhe schirmte, war lange schon zu seinen Vätern versammelt, und der Tod hatte ihm einen ewigen Stuhl gebaut in der Kaisergruft zu Aachen. Auch die zwölf Pair's, die einst Recht und Unschuld geschützt, hatten sich zum langen Schlaf gestreckt, ein Theil auf dem Schlachtfelde, der andere auf hohen Burgen im friedlichen Alter. Da haderten die Enkel und Enkelsöhne des gewaltigen Kaisers und zertrennten das mächtige Reich, das zwischen den vier Meeren lag. Deutschland aber stand am betrübtesten: denn seine Könige waren Kinder und wie Kinder schwach. Also brachen überall die Heiden in's Land und wütheten mit Brand und Mord. Jungfrauen und Knaben führten sie in Gefangenschaft und verkauften sie fern über's Meer; die Saaten schnitten sie ab vor der Reife, und wo eine Kirche oder ein Kloster stand, die wurden vertilgt. Nicht minder aber raf'te drinnen die Zwietracht: denn das

Gesetz schaffte kein Recht mehr, darum trat die Faust in ihr Recht, und es geschah wie geschrieben steht: daß Jedermanns Hand war wider seinen Nächsten. Dazumal wurde der Fromme und Gerechte unterdrückt: wer aber stark war und des Gebotes spottete, der übermochte sie Alle.

Nun liegt inmitten Deutschlands, da wo man von Aschaffenburg hinübergeht nach Wertheim oder Würzburg, eine fürchterlicher Wald, den die alten Lieder den Spechtshart heißen. Der hat Holz aller Art. Aus den tiefen Thälern streben gewaltige Eichen zum Licht, und zwischen ihnen lacht das hellere Laub der Buchen und die weißen Stämme der Birken. Oben aber auf den Gipfeln hat sich die Tochter der Luft, die liebe Buhle des Windes, die Tanne, ihre Wohnung in tiefgeklüftetem Gestein gegründet, oder dichter Föhrenwald deckt sich, wie eine Haube von dunkelgrünem Sammt, auf die kahle rothe Felsenscheitel. Wer da hindurchwandert am hellen Sommermittag, wenn der Wald still wird und Mittagschlaf hält, der empfindet auch jetzt noch das leise Rauschen des Geistes der Natur durch's dürre und durch's grüne Laub, und fühlt sich mit seligem Schauer einer fremden und doch wunderguten Macht hingegeben, die ihm den irren Geist mit Ruhe und die lebensmüde Seele mit Frieden erfüllt, und seinen kranken Leib erfrischt mit ewig jugendlichem Duft aus Wald und Moos und Quell, bis sie ihn endlich geheilt von allen Wunden wieder hinaus entläßt in das

arbeitsam dahinrollende Leben in Dorf und Stadt, auf Markt und Acker. Und doch ist jetzt der Wald gelichtet und ohne Wildniß: einst aber war's anders, da gehörte er nur den Geistern, und kein menschlicher Fuß drang in seinen innersten Kern. Nur an den Säumen des Forstes, da, wo er in's flache Land des Mainstroms sich senkt, arbeitete ihm das Beil des einsamen Siedlers entgegen, oder ein Klausner baute im Bachthale seine Hütte, oder emsige Klostermönche gewannen der übermächtigen Natur mit rastloser Mühe den Boden ab, auf welchem hinfort die Aussaat des Geistes beginnen sollte.

Damals stand, wo der Wald von Esselbach aus sich in einem engen Bachthal zum Main hinabzieht und auf Kreuzwertheim niederschaut, eine starke Ritterburg, einst ein Schirm der Gegend, wenn etwa Normannen von Mainz und Frankfurt aus in ihren flachen Böten den Fluß hinaufuhren und nach dem Gut der Klöster trachteten, oft auch ein gastliches Haus für den einsamen Wanderer auf der stillen Straße am Fluß hin, jetzt aber, in der argen Zeit der wilden Gährung, ein Raubschloß und eine Zwingburg für alles Land rings umher. Von Anfang wohnte dort ein wackerer Ritter des großen Karl, der ihn als Pfleger und Grafen der Landschaft dorthin gesetzt und ihm selber die starke Burg gebaut hatte. Er und seine Söhne regierten meisterlich,

und das Land blühete im Schatten des gesegneten Stammes. Wie aber die Kaiserkrone ihre Macht verlor, da sammelte ein Knecht des Schlosses aus dem ganzen Lande einen Schwarm von Bösewichtern, Räubern und Mördern, erhub sich in Fehd gider den letzten Grafen und drang durch Verrath in tiefer Nacht in's Schloß ein. Ohne Panzer stürzte der greise Mann dem Schwarme entgegen: da traf der Morgenstern des Verräthers sein Haupt, und er fiel als getreuer Ritter im Kampfe wider Frevel auf der Stelle, die sein Kaiser ihm anvertraut. Nun brach fürchterliches Getümmel im Schlosse hervor, die Dienstmannen des erschlagenen Grafen fochten bis auf den letzten vom mittlern Thurm, aber die Mörder legten Feuer an die Pforten, und die Tapfern starben im Dampfe. Robert aber, der sündige Führer der Räuber, suchte überall nach den beiden Kindern des Grafen, um sie zu tödten und später Rache zu entfliehen; doch sie waren im Brand und Getöse entkommen, Niemand wußte wohin. Da schlug er sich im Taumel des Sieges die Sorgen aus der Seele, und saß hinfort als Raubritter auf der hohen Burg, von wo er mit Falkenaugen auf das Schiff des Kaufmanns im Strome und auf den Wanderer am Strande hinabsah und mit Falkenschnelle auf die Unglücklichen niederstürzte. Das Land wurde bald öde, die Bauern zogen sich von ihren alten Hufen Landes zurück, der Fremde mied die gefahrvolle Straße: aber weit ringsum zogen die beutelustigen Schaaren, und

ſelbſt Würzburg und Aſchaffenburg zitterten hinter ihren ſtarken Thoren.

In jener ſchrecklich Nacht erſtiegen zwei Männer eilfertig die ſanften Abhänge des Spechtwaldes, die hinter der Burg aufſtiegen. Es war der Burgkaplan und ein alter Diener des Grafen. Jener hatte die Heiligthümer ſammt dem Kelch, dieſer die Grafenkrone und das Schwert des Ahnherrn gerettet. Der Diener trug einen kleinen Knaben auf dem Arm, einen andern größern führte der Kaplan an der Hand. Sie ſahen den Brand des Thurmes unter ſich, nach welchem das jüngſte Kind ſeine Aermchen lautlachend ausſtreckte, ſie hörten das Todesächzen der erſtickenden Getreuen und dann das wilde Jauchzen der ſchwelgenden Sieger. Oben am Walde aber hielten ſie ſtill und boten ſich die Hand und ſahen ſich beim Sternenlicht ernſt in's Auge. Dann reichte der Diener das kleine Brüderchen dem ältern Knaben herunter; das ſchlug die Arme um den Nacken des Bruders und küßte ihn auf den Mund. In zehn Jahren! ſagte der Diener; Dominus tecum! erwiederte der Geiſtliche. Damit ſchieden ſie; der Diener ging vorwärts in den Wald, wo man jetzt nach Würzburg wandert; der Kaplan wandte ſich links, wo ein leiſegetretener Pfad in der Richtung von Aſchaffenburg fortlief.

Konrad, ſo hieß der ältere Sohn des Grafen,

erwachte am folgenden Morgen in einem engen, grünen Thal, eine Hängebirke neigte ihre Zweige über ihn hinab, ein Reh stand neugierig auf ihn gebeugt und sah ihn mit den treuen, braunen Augen an; als er sich regte, setzte es mit kurzen Sprüngen über den Bach, der unten durch niedres Erlengehölz floß. Reife Beeren in Masse wuchsen rings an den Abhängen, wo die Sonne ihre mächtigen Strahlen auf baumlose Felsen senkrecht hinabschoß. Konrad staunte über die ihm noch unbekannte Einsamkeit; bald aber trat der Kaplan zu ihm, der bereits die Stelle zu einer Hütte ausgesucht hatte, da wo der Wald in's Wiesenthal hinabglitt und gegen die Mittagsonne Schatten bot. Viele Tage arbeiteten sie daran, gefallene oder durch Windbruch geknickte Stämme von den Nachbarhöhen herbeizutragen und mittelst einer Streitaxt zuzuhauen, welche der Geistliche auf den Fall eines Angriffs durch Menschen oder wilde Thiere mitgebracht hatte. Denn zu jener Zeit, wo Jedermann das Schwert führte zu Schutz oder Trutz, waren auch die Priester wohlgeübte kriegerische Leute, und lebte gar mancher Bischof, der unter dem violblauen Mantel den Panzer trug, und erst den Feind erlegte, bevor er seine Beicht hörte und ihm die Wegzehrung spendete. Also war auch dieser Burgkaplan vor Zeiten ein starker Dienstmann des alten Grafen gewesen, und verstand alle Reiterkünste und Waffenwerk gar trefflich. Nun aber wuchs ihm da mitten im tiefen Wald die alte Kraft jugendlich wieder

auf, und er zimmerte mit Hülfe des Knaben ein stattliches Haus von rohen Stämmen, zog auch einen Zaun von Planken um das ganze Wiesenthal, damit das Wild nicht ihre künftigen Werke zerstören möchte. Darauf befahl er dem Knaben die Hütte und zog hinunter zum Ufer des Flusses: dort holte er Grabscheit und allerlei Gewaffen, Samen zu Korn und guten Kräutern, auch etliche Bücher: damit kehrte er durch's Bachthal zu seinem Schützling zurück.

Also lebten da die Beiden viele Jahre lang, und die Tage rauschten ihnen rasch vorüber. Der Alte lehrte den Jungen Jagd und Fischerei, doch jagten sie nur auf wilde Thiere, auf Bär und Wolf, die das milde, liebe Reh ängsten und des Menschen stille Wohnung und friedliches Leben gefährden. Speise gab ihnen reichlich das Korn, das ihrer Hände Arbeit gewann, Labsal der Bach und die Beere des Waldes. Aber im Winter lasen sie in alten Schriften von heiligen Männern und Frauen, doch nicht minder von Ritterthum und Minne, denn der Greis erzog den Jüngling zum Rächer, nicht zum lammfrommen Mönche. Nun las der Knabe viel von Frauen und Frauenschöne, und wußte doch nicht, was ein Weib sey. Denn die Erinnerungen seiner Kindheit waren von der Flammennacht seiner Flucht hinweggebrannt, und in die Waldgründe kam kein fremder Mann, viel minder ein Weib.

Da faßte ihn ein heißes Gelüsten, das zu schauen, was Lieder und Sagen als das Allervollkommenste und Schönste priesen, und aus diesem Sehnen quoll ihm die Lust des eignen Liedes. An einem kühlen Abend war's, als der Bach im Schweigen des Sonnenuntergangs lauter hinabrauschte in die bunte Welt draußen über dem Gebirg, und der Jüngling sich mit der fliehenden Welle gezogen fühlte in den rothen Abendschein, der mächtig über dem Walde hinausflutete — da auf einmal sprang aus seiner Brust, er wußte nicht wie, das allererste Lied, Wort und Sangesweise zugleich. Denn im Rauschen des Bachs vernahm er abwechselnde Töne, die sang er nach in Höhe und Tiefe; auch schlugen zwei Nachtigallen mit gleich endendem Wechselschlag, das gab ihm den Reim; dicht bei ihm aber pochte der Specht auf einem harten Stamme seine gleichen Schläge, darnach maß er den Wechsel von Hebung und Senkung: das Alles klang aus ihm hervor wie ein längst Fertiges und er sang in den Widerhall hinein das Lied:

Welle darfst du nimmer weilen,
Nie zu mir in Liebe glühn?
Sprich, was zwingt dich, fortzueilen
Aus des Waldes trautem Grün?
Laß in Liebe ungemessen
An die heiße Brust dich pressen!
Faß' ich dich, laß' ich dich nimmer von hier —
Wehe, du fliehst und ich lechze nach dir!

Hindin, braune, holde, schlanke,
Lockt dich so die Waldesnacht?

Warum meidest du die Schranke,
Drin mein lieber Garten lacht?
Laß mir holdem Wort dir schmeicheln,
Laß dich kosen, laß dich streicheln!
Wehe, du fliehst in gefügelter Zier,
Ach und du lässest mich Einsamen hier!

Keine Wellen, keine Winden
Gleichen doch dem holden Bild,
Das ich nie vermocht zu finden,
Doch im Herzen steht es mild.
Oft wohl mein' ich, aus den weiten
Wäldern müßt' es grüßend schreiten —
Selige Schönheit, enthülle dich mir!
Weh, du zerrinnst und ich lodre nach dir!

Es rauschte hinter Konrad; der Kaplan stand da und schaute mit leuchtendem Auge seinen Schüler an. Ich habe Dich gehört, sprach er, Du bist ein Sänger geworden, und weißt es selber nicht. In deutscher Zunge kannte noch Niemand die Kunst des weltlichen Liedes, welche Dir Gott in Deinen Mund gelegt hat. Du bist reif, ich halte Dich nicht länger. Morgen soll das Werk Deines Lebens beginnen, morgen dieß Sehnen den Weg finden, der es zum Ziele bringt. Folge mir in die Hütte, in der Du zum letzten Male ruhen wirst.

Der Jüngling schauderte; das Thal war seine Welt, die Hütte sein Königreich; er faßte es nicht, daß es draußen noch ein Leben gebe und ein andres Wirken und Schaffen. Aber um Mitternacht, bei trüber Lampe,

hatte der Alte die Geiſter der Ahnen ſchon aufgeweckt, die in der Bruſt des Rittersohnes begraben lagen: Rache an dem Mörder ſeines Vaters, Kampf um Recht und Ehre, holder Gruß der Frauen ſpiegelten ſich mit irdiſchem Edelſteinglanz im Kryſtall ſeiner himmliſchreinen Seele. Er wußte, was ihm auferlegt war; er wollte den Bruder und bei ihm Schwert und Krone ſuchen, dann den Feind angreifen, und zu dem Kaplan zurückkehrend die Heiligthümer in ihr Tabernakel heimführen. Mehr wußte er nicht; er ahnete nicht Gefahr, denn er kannte ſie kaum — ſo Weniges war genug ihn zum Mann zu machen.

Es war Morgen. Der Kapellan führte Konrad tief in den Wald auf einen Fleck, wo der Winterſturm eine Lichtung gebrochen hatte. Weit, wohl eine Tagereiſe entfernt ſah ein Berghaupt über die Baumtrümmer herein; das wies der Alte ſeinem Schüler. Drei Tannen ſtehen droben, ſo ſprach er: kommſt Du näher, ſo wirſt Du ſie erkennen. Dorthin geht dein Pfad. Oben ſtürzt ein Bach aus dem Geſtein, nach Mittag, abwärts: dem folge unabläſſig, bis er in Felſen verſchwindet: dann wirſt du den Bruder finden. Weinend entließ er den Geliebten, aber Konrads Augen glänzten vor Freude, nach Abenteuern ausſchauend, glühend in Thatenluſt. Er ging in die Waldesnacht hinein; im Thal braute noch der Nebel, aber die Berghäupter glommen im

Morgenroth, und hinter ihnen that sich blau und glänzend wie eine wunderbare Zukunft das Thor des Aethers auf. Mit der Streitart hieb er sich Bahn, die junge Eiche borst vor seinem Fußtritt, das Wild aber spielte ruhig fort auf den Weideplätzen. Er rastete unter Brombeersträuchern, Kühlung, Ruhe und Speise zugleich genießend; der Bach gab ihm die schäumende Milch seiner donnernden Fälle. Wohl hätte ein andres Herz gebangt in der schauerlichen Einsamkeit, aber Konrad ging sorglos seinen Weg und grüßte Blumen und Thiere an denen er vorbeikam. Als der Mond aufging, sah er die drei Tannen auf dem Berge, mit sinkender Kraft strebte er hinauf und ruhete da zu Nacht; ihn wiegte auf weichem Moose der aus den Thälern dumpfrauschende Wald in festen Schlaf. Doch ließ die Thatkraft ihn nicht gar lange feiern; als die Sonne kam, hatte er schon die Quelle des Baches gefunden, und stieg auf dessen abgewaschenen Felsquadern hinab, immer der Sonne entgegen, die nach dem Mittag hin ihren Lauf hub. Aber der Weg wurde beschwerlicher. Oft brauste neben ihm die hüpfende Flut, oft auch bot nur das Bette des Gießbachs ihm den Weg durch enges Felsengeklüft; er lief mit der Welle um die Wette, aber sie kannte ihren alten Weg besser und ließ ihn spottend zurück. Mattigkeit faßte ihn, oft und öfter mußte er rasten: und so heiß die Sehnsucht nach den neuen Menschen ihn vorwärts trieb, es wurde wiederum Nacht, ehe er das tiefste Thal erreichte. Da trat ein mächtiger

Fels ihm entgegen, vor dem der Bach in einen tiefen klaren See sich zusammenkämmte; aber unter dem Spiegel des See's gohr es donnerträg, Schaum quoll empor, und Konrad sah, daß durch einen dunkeln Riß in grauser Tiefe der Bach sich fortwühlte. Das also war der Ort: hier ging der Bach in Felsen verloren, hier mußte der Bruder weilen. Der Mond kam — ach, er beschien nur Bäume und Felsblöcke. Nirgends eine Spur der tilgenden Menschenhand; in unberührter Jungfräulichkeit, streng und herbe, schaute die Waldlandschaft den Sehnenden an. Ein mächtiger Schmerz zerwühlte seine Brust; es war die erste Täuschung, die erste Ahnung eines unermeßlichen Verlustes, die dieß junge Leben durchschnitt. Er drückte die heiße Stirn an den Fels, und zog sie zurück, als er die feuchte Steinkälte empfand; er preßte sich mit dem pochenden Herzen an einen Baum, und mußte ihn fahren lassen, denn ein abgebrochener Zweig drückte sich rauh und schmerzend wider seine Brust. Der Fels aber zeigte ihm im scharfen Nordlicht sein Riesenhaupt wie die Züge eines verzerrten hohnlachenden Angesichts.

Da fiel ihm ein, daß besser, als er, der Bach den Weg wisse, der aus dem Gebirg zu Menschen führe. Denn er gedachte, wie auch der alte Kapellan immer dem Bache, der sein Thal durchfloß, gefolgt sey und ihm dann von der großen Stadt erzählt habe mit den vielen Menschen und Häusern und Kirchen darin, und von dem Flusse, der den Bach dort unten aufnehme.

Ach der Arme, er wußte nicht, daß noch viele Tage lang der Bach zu fließen hatte, ehe er den Rand des unermeßlichen Waldes erreichte: sein Sinnen ging dahin, den Bach hinter dem Felsen wiederzufinden. Das Gestein war unersteiglich; schon auf den ersten Stufen glitt ihm der Fuß aus. Also wollte er den Felsen umgehen und wandte sich ins tiefere Thal durch eine weite Kluft hinab. Nicht weit kam er, da hörte er schon zur Seite abwärts lautes Rauschen, und sah tief unter sich eine uralte Eiche ihre saftigen Wipfel hoch über das niedere Holz ins Mondlicht strecken. Der gewaltige Wuchs des Baumes, wie er noch keinen gesehen, bekundete die Nähe des Wassers; dorthin stürzte der ersehnte Bach aus dem verschlossenen Felsen hinab.

Hochwald nahm den Jüngling auf, unter den mächtigen Bäumen kam kein junges Reisholz fort. Also ging er mit unbehindertem Schritte voran, und begann sein Lied zu singen:

Oft wohl mein' ich, aus den weiten
Wäldern müßt' es grüßend schreiten –
Selige Schönheit, enthülle dich mir!

Da faßte es ihn mit einem wunderbaren Schauder, als würde Alles Wahrheit, was er oft überschwänglich sich geträumt. Aus den Bäumen schimmerte ihm ein Wasserspiegel entgegen, der ungeheure unten geborstene Eichbaum nahm ihn in seinen Schatten, er trat auf einen weiten grünen Rasenfleck. Aber vor ihm, wo

der Bach in ſchäumendem Sturz ſich brach, ſtand grell vom Mondlicht beleuchtet im Fall der Tropfen eine Geſtalt. Sein Blut ſtarrte, ſein Herzſchlag ſtockte, er meinte zu ſterben, aber ſein Geiſt jubelte durch alle ſeine Schrecken hindurch — es war, was er erſehnte, es war ein Weib. Ihr naſſes Haar lag um die regungsloſe marmorweiße Geſtalt, es war ihre einzige Hülle; ihre herzverzehrenden Augen ruheten wandellos auf dem Jüngling. Der Staubbach übergoß den wundervollen Leib mit einzelnen Tropfen und ſchlang um das Haupt als Diadem einen Mondregenbogen; um den ſchönen Fuß ſchmiegte ſich die langſam verrinnende Welle. Kein Schimmer der Röthe durchflutete das zauberhafte Bild, als der Jüngling vortrat und nun ſelbſt ſichtbar im Scheine des Mondes daſtand; nur ein Lächeln ſchwebte zwiſchen den braunen Schlangen des prächtigen Haares über das weiße Geſicht.

Kaum fand der Jüngling ſeine Sprache; er rief mit zitterndem Tone: Wer biſt Du?

Das Weib erbebte und neigte ſich, alſo daß ihr Haar die ganze Geſtalt verbarg. Wer hat Dein Auge geöffnet, Sterblicher, daß Du mich zu ſchauen vermagſt? Geh Deinen Pfad ungefragt, und laß mich meinen Brüdern Mond und Bach; es thut Dir und Deiner Sippe nicht gut uns zu ſchauen.

Du ſtößeſt mich von Dir, rief Konrad mit bitterm Schmerz. Du redeſt menſchlich, und biſt doch ſo kalt wie Waſſer und Fels! Ich habe eine Frage an Dich,

doch ſage mir zuvor wer Du biſt, denn Du lebſt und ich lebe auch, wir zwei allein im tiefſten Forſt, in grauſer Nacht.

Thor! rief ſie ſtolz, weil keiner von Adams Blut Dir hier begegnet, wähnſt Du allein zu ſein? Lebt nicht dieſer Bach und umſpinnt er nicht mit ſüßer Luſt meine Schönheit? Lebt nicht der Baum, den Deine Art frevelnd fällt? Schau jene Eiche, ſie lebt wie Du, denn ich bin ihr lebendiges Herz.

Und wie nenn' ich Dich?

Meinen Namen weiß, der mich ſchuf. Ihr Menſchen nennt uns, wie wir es euch offenbaren, darum wechſelt unſer Name mit den Zungen der Völker. Eiche bin ich jetzt genannt; einſt war ich im Süden, und ein großer König hat mit Egeria ſelig geſchwärmt.

Alſo biſt Du frei vom Tode?

Ewig wie Du, aber unwandelbar. Doch kenne ich Todesweh. Wenn eure rohe Hand meinen Baum merket, und ſeine ſaftige Krone zum Fall ſich neigt, dann verdorrt mit ihm auch mein Herz, und ich ſchlafe unter Schmerzen ein. Doch o Luſt, wenn dann ein junger Frühling meine Bruſt mit mildem Hauche küßt und das Eis des Herzens löst, wenn ich dann in einem neuen kraftvoll emporſtrebenden Baume wieder auferſtehe, und tauſend Lebensjahre uns auf's Neue ſich ausdehnen'

Und was wird Dein Ende ſein?

Leben im Born des Lebens, aus dem ich hervorgeſprungen bin.

So kennſt Du den Einen, Ewigen, und nennſt ihn auch Deinen Gott?

Vor Zeiten hieß ich ſelber eine Göttin, und Roms Jungfrauen brachten mir Trankopfer, denn ich hatte ihrem Könige Weisheit und Geſetz gelehrt. Sie ahnten was wahr iſt: ich bin ein Hauch aus Ihm, ein Laut im Donnerchor des Wortes, das er ſprach: Es werde! Er liebt uns wie euch, er ſendet ſeinen Thau und ſeinen Sturmwind, uns zu erquicken, und naht er im Gewitter, ſo rauſchen wir ihm jauchzend entgegen aus allen Zweigen.

Aber weißt Du auch von des Himmels Seligkeit?

Schwacher Thor, rief ſie, der mehr Seligkeit braucht als er ſchon hat! Ich bin ſelig von Anbeginn. Aber wie möchteſt Du das faſſen? O wenn im Lenz alle Knospen ſpringen und die leiſe Blüthe ſich erſchließt, wenn dann in die wolluſtzitternden Kelche der Duft des Nachbarbaums ſchwelgend eindringt und der lange Sommer eine einzige Brautnacht wird, wenn ich drinnen im Marke die Flammenluſt jeder einzelnen Blüthe mitempfinde und raſtlos aus dem Felſenſchooße die feuchte Lebenskraft ſauge und in die Wipfel hinaufreibe mit wilder Leidenſchaft, wenn dann im Mutterſchooß jeglicher Blüthe die Frucht reift und die Eichel ſich dem Taglicht entgegenrundet, wenn der ganze Baum bebt in tauſendfacher Mutterwonne — armer Sterblicher, geh' und freie Dein Weib zum kurzen Genuß, aber rede nicht von Seligkeit zur Jungfrau des Baumes!

Und wie ſie ſo ſprach, da wuchs ihre Geſtalt wieder

hoch empor, und der Mond fiel heller auf Stirn und Buſen. Der Jüngling ſchwindelte in Grauſen und Luſt, doch wuchs ihm der Muth in der Nähe der Gewaltigen. Er fühlte, daß auch in ihm eine Lebensflamme glühte, würdig ein Geiſterleben als gleichgeboren zu umſpielen. Ein wildes Sehnen zog ihn zu dem ſchönen Weibe: herrlicher als alle ſeine Träume ſtand eine lebendig gewordene Wahrheit vor ihm, er ahnte, daß unter allen Weltgeſtalten, die wie Schattenbilder in ſeiner jungen Seele ſchlummerten, keine dieſem Bilde gleichzukommen vermöge. Alles was er von Minne geleſen, Schmerz und Jubel, Tod und Leben, Heldenmuth und Verzweiflung, tobte in ihm, ein entſetzliches Hoffen bäumte ſich in ſeiner Seele empor. Er trat nah zu der Elfin und ſprach: Kannſt Du lieben?

Da zitterte ſie zuſammen und flüſterte: Ich habe es gekonnt. Weißt Du von dem Manne, der zweimal gelebt hat, von dem ſchönen Jüngling aus Athen? Seine Roſſe zerriſſen ihn, ich fing ſeine todſtöhnenden Odemzuge auf und hauchte ſie ihm küſſend wieder ein im Haine Aricia's: er lebte auf, und meine kalten Arme rötheten ſich von der Glut ſeiner Leidenſchaft. Dann fand mich Numa in kühler Grotte: ein Waſſerſturz ergoß ſich vor dem Eingang, und durch ihn ſchimmerte mit gebrochenen ſpiegelnden Lichtern der Tag. Weisheit ſuchend war er in die Wildniß gegangen, und er fand Weisheit, indem er ſich zum Gott umſchuf an meiner Bruſt. Aber auch Hippolytus ſtarb und Numa — nur

wir ſind ewig. Ich beſchloß, einſam zu bleiben, und wuchs in dieſem Walde neu auf, wohin kein lockendes Menſchenantlitz dringt.

So hat das Schickſal Deinen Entſchluß bezwungen, rief der Jüngling wildbegeiſtert. Ich bin da, ich lebe, und mein Herz ſchlägt ſtark, wie das Herz Derer, die Du vor mir geliebt. Sei mein!

Niemals, ſagte ſie trübe. Wer uns angehört, der iſt in ſeiner Welt nicht mehr heimiſch. Du würdeſt nicht froh mehr werden draußen unter den Menſchen. Wir, die Kinder der Natur, ſind ohne Lüge wie ohne Gram, euch geziemt halbes, gedämpftes Licht und die Wehmuth, die zwiſchen Luſt und Schmerz ſchwankt. Nur wen die Welt grauſam betrog, der kann bei uns heimiſch werden; wer draußen nichts mehr beſitzt, kein Herz, kein Haus, kein geliebtes Grab mehr, den nimmt die Natur an ihr Herz, den läßt ſie aber auch nie wieder fort aus ihrer Stille. Du haſt ein ander Ziel, Du ringſt noch nach That und Abenteuer — gehe hin zu Deinen Brüdern!

Er antwortete: Ich habe ſie geſucht und nicht gefunden. Haſt Du nie Menſchen in dieſem Forſte geſehen?

Ja, einen Greis und einen Knaben. Sie wohnten dort im Thal unter dem ſchwebenden Felſen. Nun aber ſah ich ſie lang nicht mehr. Die Bäume ſagen, der Knabe ſei fortgezogen in's offne Land hinein.

Und wo find' ich ihn?

Frage die Geiſter, die ſeinen wandernden Fuß belauſcht haben. In der kommenden Nacht, wenn der

Mond voll wird, treffen ſich die Kinder des Waldes auf der Elfenwieſe. Dein Auge iſt geöffnet, dein Herz muthig: Du magſt uns dort fragen.

Wie find' ich den Ort?

Am Kreuz des Todten gehet der Weg, es ſteht am Bache, dort zieht er rechts durch den Wald nach dem ſteinernen Mönch, ſeine Hand weiſet Dich zur ſpinnenden Jungfrau. Wo ſie ſitzt, da iſt die Elfenwieſe. Aber eile, denn für einen Sterblichen iſt der Pfad weit und wird Deine Kraft lähmen.

Werd' ich auch Dich wiederſehen?

Eiche fehlt nie am Throne der Königin. Aber ſprich, ob Du ſchon gefeit biſt? Wo nicht, wehe Dir, wenn Du unter die Geiſter trittſt. Sinnverwirrend blicken aus dunkeln Locken die Tannenjungfrauen Dich an, und wer die Nymphen der Quellen ſchaut, erblindet. Nur der Sänger mag es ungefährdet, doch nicht ohne die Weihe.

Ich bin Sänger, ſprach der Jüngling, aber von welcher Weihe ſprichſt Du?

Tritt zu mir und ſchaue mir ſcharf in's Auge.

Ihm war, wie dem Wanderer, der plötzlich auf einen Felſengipfel vorſchreitend, tief im Waldgrunde einen lichtblauen See erblickt, wie ſie wohl in ausgebrannten Feuerſchlünden ſich finden. Da ſchwindelt ihn: die Tiefe lockt ihn mächtig, als wäre ſie ein neuer, ſchönerer Himmel, er möchte hinabſtürzen in den unermeßlichen Abgrund und drunten ein neues Leben ſuchen. Alſo auch Konrad, als er in ihr Auge ſah: ſeine Sinne

löſten ſich, es war ihm, als würden die Banke ſeines Denkens geſprengt und eine ſelige träumeriſche Verwirrung begänne in ſeinem Haupte. Da warf die Elfin den Lockenſchleier zurück, ihr Buſen preſſte ſich an ihn, ſie umfaßte ſeinen Hals mit den blendenden Armen. Er fühlte den wunderbaren Leib, deſſen Formen ſich ihm weich anſchmiegten, er empfand einen Flammenkuß auf ſeinen Lippen, ſein Auge verſchwamm und ſchloß ſich im Rauſche niegeahnter Seligkeit — da rann es ihm aus den Armen wie ein Nebelbild, er vermochte die ſich Loswindende nicht zu halten, er blickte auf: ein weißer Lichtſtrahl ſchwebte im dunkeln Schatten des Eichbaums und umblitzte den düſtern Schlund ſeines Riſſes. Die Elfin war verſchwunden; der tief im Weſten niederſchwebende Mond umzog ſich mit blutiger Röthe, am Nordhimmel zuckte ein Wetterleuchten. Konrad ſank auf den Raſen, ſeine Gedanken verdämmerten in Wonne und in Schmerz: aber keine Angſt war mehr in ihm vor den Schauern der Nacht und dem Halbdunkel des Geiſterreiches, in welchem er ja nun heimiſch war.

Wie lange er ſo gelegen, wußte er nicht. Er vernahm leiſe, girrende Töne im Walde, es waren die Morgenlaute der Vögel, welche noch halb im Traum ihre Weiſen einübten. Mit lautem Rauſchen weckten die Bäume einander, um nicht den erſten Sonnengruß zu verſäumen. Das Wild ſprang über den grünen

Wieſenplatz, um am Sturzbache ſeinen Durſt zu leſchen, die Rehkälbchen tranken gierig, denn ſie hielten den weißen Schaum für Milch. Die Sonne kam: in ſieben Farben glühete der Bogen des Waſſerſturzes, der im Mondlicht als bleicher Kranz Gido's Haupt umzogen hatte. Die Gegend war ſo wohlbekannt und doch wieder ſo ganz verändert, daß Konrad nur mit Mühe ſeine Erinnerungen ordnen konnte: faſt brannte die helle Morgenſonne ſie aus ſeiner Seele weg. Nur die drei Worte ſtanden noch lebhaft vor ihm, an denen er den Weg finden ſollte: das Kreuz des Todten, der ſteinerne Mönch, die ſpinnende Jungfrau. Er raffte ſich auf, dem Bache nachzugehn. Bald ſah er einen überhangenden Felſen, vor ihm eine Waldlichtung und einen Plankenzaun, ähnlich wie ſein eigener früherer Wohnſitz geweſen war. Hier alſo hatte der Bruder gewohnt. Nun aber war das Gehege öd' und wüſt, durch eine vermorſchte Planke gingen die Edelhirſche aus und ein, und weideten die grünen Kornhalme ab. In der Felshöhle lag mancherlei Geräth, mit Kohle waren fromme Lieder und kecke Reiterſprüche an die Wand angeſchrieben. Konrad ſtellte ſich vor, wie ſchmerzlich ſein Schickſal ſei, das ihn ſo nah am Ziele vom Gefährten ſeines Racheamtes ſchied, aber er vermochte dennoch keinen Schmerz zu empfinden. Er dachte daran, wie ſein Bruder ihn vielleicht ſuche in weiter Welt oder gar im öden Forſt, aber es that ihm nicht leid um ihn. So heiß er geſtern nach ihm ſich geſehnt, ſo todt war heute

dieſe Empfindung. Auch die Welt lockte ihn nicht mehr, er war wie abgeſtorben gegen alle Gefühle und Ahnungen von Glück und Ruhm, die geſtern in ihm geſtrudelt. Nur dem Walde und deſſen Geiſtergewalten fühlte er ſich hingegeben und verſchwor. Mit ſeiner eignen Kälte grollend, verließ er den Ort und trat ſeine Wanderung dem Bach entlang an.

Das Kreuz des Todten ſchimmerte ihm entgegen, er las die uralte Schrift: ſie beſagte, daß lange vor Kaiſer Karl Heiden hier einen Mönch ermordet und ein ſpäterer Einſiedler dem Glaubensbruder dies Zeichen geſetzt hatte. Der Jüngling jauchzte bei dieſer ſchauerlichen Erinnerung, denn ſie ſagte ihm, daß er auf rechtem Wege ſey. Vom Kreuze zog ſich ein Felsgrund, auf dem kein Grün Wurzel faſſen konnte, rechts am Berge aufwärts, dem folgte er. Da ſchwebte hoch über ihm eine fürchterliche Steinmaſſe, braun von Moos und Wetterſchlag, die Sonne lag mit vollem Glanze darauf, und ihre ſcharfen Schatten malten menſchliche Züge auf das rauhe Gebild. Es war der ſteinerne Mönch. Seine Augen ſtarrten in die Ferne; ein Moosкranz umzog, einer Tonſur gleich, ſeine Scheitel: oben unter dem Blocke, der das Haupt bildete, hatte ſich eine Eiche zwiſchen Nacken und Rumpf eingewurzelt: ſie war verdorrt, und ihre fünf Aeſte ragten als knöcherne Fingerſpitzen des Rieſenarmes in die öde Felsgegend hinaus. Sie wieſen Konrad die Richtung: es ging ſteil bergabwärts von dem kahlen Felſenhaupte hinunter in lachende

Thäler. Auf einmal ſah er rings um ſich Kreiſe niedergetretenen Graſes, die ſich alle nach Einer Richtung hin verſchlangen und zierliche Windungen um die Bäume machten: daran erkannte er, daß er in's Gebiet der Elfen und auf ihren Tanzplatz eingetreten ſey. Da raſtete er nach langem Marſch unter Buchen und Strauchbeeren; noch war es lange bis zum Aufgang des Mondes, auf ferner Höhe ſtrahlte der ſteinerne Mönch noch im ſchaurigen Purpurglanz, von der Abendſonne umflutet. Dunkler und ſaftiger war hier im tiefen Thal das Grün der Bäume, mächtiger dufteten die Waldblumen, tief im Buſch lockte eine Nachtigall. Er raffte ſich von Neuem auf, noch wenige Schritte durch den Wald und er ſah im Dämmer des abendlichen Thalgrundes die ſpinnende Jungfrau vor ſich. Er wollte ſie anreden: da erſt ſah er, daß es eine Täuſchung war. Keine lebendige begrüßte ihn: eine Tanne war es nur, die der Sturm ſo ſeltſam geknickt, daß ſie ein lebendes Bild ſchien. Auf dem Stumpfe ſaß mit lodernden Augen eine entſetzliche Wildkatze, von den Elfen hierhergebannt, um den Platz bei Tageshelle zu hüten. Das Thier ſträubte ſeinen greiſen Bart dem Jüngling entgegen und blies ihn an: er trat zurück, weil er ſich ſcheute, das den Geiſtern geweihete Thier auf der heiligen Stelle zu beſchädigen.

Nun zog die Nacht herauf und mit ihr der Mond. Die Stunde erfüllte ſich, welche Eiche ihm angeſagt hatte. Alle Zeichen waren eingetroffen, er hatte an

ihnen die Bestätigung, daß kein Traum ihn geäfft. Die Schatten wurden dunkler, schärfer, das Mondlicht silberner, kein Vogel schlug mehr. Aber fern aus dem Wald klangen Glöckchen her, die eine lustige Tanzweise anschlugen. Bei diesem Tone sprang die Wildkatz vom Stamme herunter und lief in den Wald, denn sie wußte, daß ihr Amt nun vollendet sei. Das fröhlichste Schauspiel bot sich dem Jüngling dar. Der ganze Wald funkelte von kleinen Lichtern, die durchs Moos gehüpft kamen. Die kleinen Mooselfen waren die ersten auf dem Platze, weil sie den großen Waldgeistern das Haus in Ordnung halten und zierlich aufputzen. Spinnweb war ihr Kleid, das hatten sie mit Blumensäften bunt gefärbt; die Weibchen trugen Königskerzen, deren gelbe Blumen ihre Lichtspiegel waren, in die Blüthenstengel hatten sie Leuchtkäferchen festgeknebelt, die mit unwilligem Freiheitszorn doppelt hell leuchteten; die kleinen Männer aber hatten Wachskerzen gemacht aus Wachshöschen, die sie nach tapferm Kampfe den Bienen von den Beinen abgezogen, oder auch düstre Pechfackeln von dem Harz, das sie aus Ameisenhaufen zu mausen pflegen. Das funkelte nun wunderprächtig, blau die Johannisfünkchen, weiß die Wachsflammen, und das Harz glutroth. Damit tanzten sie nach ihren Glöcklein durcheinander, daß sich rothe und blaue Kränze verschlangen und weiße Sterne dazwischen aufblitzten und schlängelnd sich wieder auflösten, oder Kornblumen künstlich sich bildeten und weiße Rosen oder rothe Mohn-

kelche dazwiſchen gaukelten. Mit dieſem bunten ewig wechſelnden Farbentanz bedeckte ſich wohl die Hälfte des offnen Wieſenplatzes. Denn dieſer kleinen Elfen ſind gar viele, und warum? Sie haben ſo manche Geſchäfte, daß man's kaum glaubt. Wenn eine Blume zu ſchwach iſt ihre Knospe zu ſprengen, da kommen ſie mit den kleinen Fingerchen und helfen ihr. Wenn ein Räupchen in den Bach fällt, Gott was gibt das für Arbeit! Dann rudern ſie auf Aeſtchen hin und ſtoßen es mit Binſenhaken an's Ufer. Wenn ein Käfer auf dem Rücken liegt und nicht mehr auf kann, da hebeln und rucken ſie nach Leibeskräften, hernach hängen ſie ſich auch wohl zu zweien, dreien an ſo einen recht dicken Schröter, und er muß ſie brummend hoch in die Luft mitſchleppen. Aber ſo luſtig iſt die Arbeit nicht immer. Da ſteckt vielleicht ein Keimchen unterm Moos, das nicht aufkommt, weil es keine Sonne hat. Ach da müſſen ſie oft zu Dutzenden Tage lang auf einem Strauch ſitzen und die Blätter zurückgebogen halten, daß der Sonnenſtrahl durch kann. Freilich zu dieſem anſtrengenden und mühſamen Dienſt werden nur die verbraucht, welche ſich ein Vergehen haben zu Schulden kommen laſſen, als zum Beiſpiel wenn einer bei einem Rettungsaufruf zu ſpät kommt, oder im Gaſthof zur Roſe eingekehrt iſt und ſich im ſüßen Dufte ſo ſtark berauſcht hat, daß die andern kommen müſſen, ihn herauszuſchütteln und zu Hauſe ordentlich ins Moosbettchen legen. Das ſind aber nur die außerordentlichen Geſchäfte;

ihre tägliche Arbeit iſt, daß ſie das Waſſer des Regens und Thaues in alle die kleinen Blumen- und Moorkelche tragen, die unten am Boden ſtehen; da bleibt denn das Waſſer länger ſtehen und duftet kühl hinauf. Ohne dieß könnten ja all die ſchönen Eichen und Buchen nicht wachſen und müßten in der Sommerhitze verdorren. Deßhalb werden ſie auch, ſo klein ſie ſind, von dem großen Baumeiſter ſehr geehrt und haben überall den Vortritt, und weil ſie doch am Tage ſo fleißig ſind, kann man ihnen wohl das Tanzen des Nachts vergönnen, denn wir Menſchen wollen auch einmal im Jahr Kirmeß haben und Sonntag Abend unſern Horſer tanzen, und ſind doch lange nicht ſo fleißig wie ſie. Nur die Tannenjungfrauen und Fichtenmädchen machen ſich wenig aus dem kleinen Geſindel, denn ſie brauchen das Waſſer nicht ſo nöthig und ſind zu ernſt und düſter, um an den Spielen der Zwerglein Gefallen zu haben. Auch ſtreuen ſie ihre Nadeln unter ſich und legen alſo den Elfchen Fußangeln; darum wirſt du ſelten im Tannenwald blühendes Moos und feuchten Grund und grünes Laubwerk am Boden finden.

Wie nun dieſe Elfen allmiteinander auf den grünen Platz gekommen waren, da bildeten ſie zwei große gebogene Reihen, welche wie ein Regenbogen vielfarbig im Graſe ſchimmerten. Und durch die Reihen zogen die Schaaren der größern und mächtigern Geiſter herein. Die Bachkönige rauſchten im ſilberweißen Gewand daher, eine blitzende Krone von Kieſeln um's

Haupt; hinter ihnen die ſchwarzen, rothen und braunen Felsrieſen mit ſteinernen Hämmern; damit ſchlagen ſie die Felſen aus einander, daß ihre Geliebten, die Baumjungfrauen, ihre Wurzeln in die Spalten treiben können. Nun aber kam das Allerſchönſte. Die Baumweibchen ſchritten herbei. Zuerſt hellblond mit ſchlankem Wuchs und weißem Silbergewand die Birkenelfinnen, holdſeligen aufblühenden Kindern gleich; neben ihnen noch viel ſchlanker die Pappeln, welche ihr Plaudern und Flüſtern auch jetzt im feierlichen Aufzuge nicht laſſen konnten. Dann kam die Königin des Forſtes, die Rieſeneiche, die Bewohnerin eines Baumes, den nie ein Menſchenauge geſchaut hatte; denn er ſtand mitten im Walde auf unzugänglichem, von Bachgeiſtern ſtreng bewachten Felſen. Neben ihr ſah Konrad das geliebte Bild wandeln, das ihn geſtern an den ſchwellenden Buſen gedrückt. Auch heute wallte das braune Haar bis zum Knie nieder, aber es war in ſchmucke Zöpfe geflochten; ein dunkelgrünes Kleid umrauſchte die Glieder, welche ihm geſtern die Wonne eines kurzen Augenblicks geſchenkt hatten. Konrad merkte wohl, daß ſie eine der adlichſten Frauen unter Allen war, denn die Andern neigten ſich ſcheu vor ihr, und als die Königin ſich inmitten des Platzes auf den Thron ſetzte, den vorher das Walkungeblüm bewacht hatte, da trat Eiche ihr zunächſt. Aber noch war der Schwarm nicht zu Ende. Die Tannenjungfrauen und Fichtenmädchen erſchienen; ihr Anblick war grauſig und doch zauberſchön.

Im ſchwarzen Gewand zogen Jene, leicht in Biegung und zierlich, ſchlank und gelenk: ihre Augen loderten von wilder klagender Glut, das ſchwarze Haar glänzte wie Metall im Mondlicht. Aber im rothen Bruſtpanzer hüpften die Fichtenmädchen daher, Fackeln vom Harz ihrer Bäume in der Hand, welche ihr Antlitz mit loderndem Roth übergoſſen, das Haar dunkel, doch von lichtem Purpurſchein durchblitzt. Vor ihnen ſchauderte der Jüngling im tiefſten Innern zuſammen: wenn ſie lachten, blitzten Flämmchen aus ihren Augen; wenn ſie ſich berührten, ſo loderten ihre Nadelkronen, und aus allen ihren Spitzen glommen Funken hervor. Dieſe können auch niemals einen Menſchen lieben; er würde, von dem erſten Kuſſe verſengt, in ihren Armen verſtöhnen. Man ſagt aber, daß ſie gern unter den Bergrieſen ſich die Geliebten wählen und ſo wild ihre Wurzeln in deren Bruſt ſchlagen, daß ſelbſt dieſe Starken in ihren Fugen ſich löſen und zuſammenbrechen. Zuletzt von Allen kamen aber als Hausmütterchen gar nett und zierlich angethan die Linden hergetrippelt; die hatten weite helle Kleidchen an und thaten ganz vertraulich. Eine aber nickte gar dem Jüngling einen freundlichen Gruß im Vorüberziehen zu: denn das ſind ſehr leutſelige Bäume und wohnen gern, wo Menſchen und zahme Bienen ſind, am liebſten auf Marktplätzen und an Dorfbrunnen. Da geben ſie den Liebenden einen dunkeln heimlichen Platz zu Nacht, der Schultheiß ruft da des Morgens die Bauern und der

Hirt das Vieh zuſammen, auch ruhen in dem Schatten die Schnitter gerne zu Mittag. Das lieben die guten Linden, denen es da beſſer zu Muthe iſt als im wüſten kalten Forſt; aber die Schweſtern, welche die andern ſtolzern Bäume bewohnen, frotten ſie oft dafür aus.

Wie nun Alles ſich um den Thron der Königin geſtellt hatte, da rauſchte aus der Waldnacht ein Schwarm Nachtigallen herbei, die ſetzten ſich auf einen Baum, wo man ſie nicht ſah. Hoch aus der Luft kam eine ganze Wolke von Maikäfern, die brummten einen tiefen Baß, als wenn ſie verdrießlich wären, daß die Geiſter ſie zu ihrem Dienſte zwängen mitten in der Nacht, wo Menſchen und Maikäfer am liebſten ſchlafen. Im naſſen Mooſe hörte man Unken und Glockenfröſchchen ihre Stimmen einüben. Die Elfchen aber ſchlugen auf ihre Glöcklein; das klang in den Maikäferbaß und die klagenden Alto's der Nachtigallen wie ein heller luſtiger Pubendiskant. Alles war in Stimmung: da trat ein großer Specht mit ehrſamen Schritten hervor und ſtellte ſich vor einen glatten Eichenblock, der da lag. Zuerſt hub er den Schweif auf und machte eine zierliche Reverenz vor der Königin; dann ſchaute er ſehr ſtolz und herriſch zum Orcheſter hinauf, rechts und links, erhub ſeinen Kopf, nickte dreimal, und ſchlug zum viertenmal kräftig mit dem Schnabel auf den Klotz, alſo daß man wohl ſah, er müſſe ein ausgelernter Kapellmeiſter ſeyn, weil er ſo viel Spektakel und Weſens beim Dirigiren machte. Da ging alsbald die Muſik los, daß Konrads

Herz jubelte; denn wir Menſchen hören immer nur wie die Thiere ſolch Konzert einſtudiren, jeder für ſich, die Nachtigallen ihre Soli, die Maikäfer ihre Oberſtimmen, aber ſo recht zuſammen vernehmen es nur die Geiſter, und zu Zeiten die Sänger unter den Menſchen, welche geſeit ſind wie Konrad; und die können's denn den Waldſängern auch nachthun. Da nun die Geiſter das vernahmen, traten ſie an den Tanz; die Feldriesen ſchwangen ſich mit den Tannenjungfern, die Bachkönige mit den Eichenmädchen und Pappeldirnen. Leiſe ging anfangs der Tanz, aber der Specht ſchlug ſtärker und ſchleuniger, die Nachtigallen nahmen ihre blitzenden Gänge hinauf und ſprangen dann in ihre tiefſten Bruſttöne hinunter, die Gewänder der Mädchen rauſchten, lockender läuteten die Eiſenglocken, und durch alles lichte Tönen und Klingen wogten tiefe markerzbrende Laute ungewiß und bebend aus der Höhe, die der Nachthauch auf ſcharfgezackten Felſen ergelte. Konrad ſchwindelte, ihm war, als klinge drinnen ſeine ganze Seele in zitternder Wolluſt mit und müſſe zerſpringen. Da trat mitten aus dem wogenden Reigen ein Lindenmütterchen auf ihn zu, kaſſelbe, das ihn vorher ſo freundlich gegrüßt hatte, und ſtreichelte ihm Haar und Kinn. Schau, mein Sohn Konrad, ſprach ſie, was Du hübſch geworden biſt! Hab' Dich wohl gekannt als Wickelkind, bin ja die Linde im Schloßhof Deiner Väter, haſt oft unter mir geſpielt, gelt, und mich lieb gehabt; biſt ja ein Sonntagskind und fühlſt, wo Geiſter

ſind. Hab' Dich aber auch lieb, mein Goldjunge, bin oft Nachts aus meiner Rinde geſchlüpft und habe den ſüßen Duft aus meinen Blüten über die Wiege geſandt, davon biſt Du auch ſo geſund und hold und haſt Wangen wie Milch und Blut. Und wart nur, die alte Linda vergißt ihre Schützlinge nicht, wart nur, wart nur. Ehe aber der erſtaunte Jüngling antworten konnte, trippelte ſie ſchon wieder fort, und er ſah ſie in freundlichem Geplauder mit der Königin reden, die in ernſter Pracht auf dem Throne ſaß und auf das Getümmel ſchaute; auch Eiche ſtand bei ihr und tanzte nicht. Das Antlitz der Königin ward dunkel wie Nacht, ihre Augen flammten auf Konrad hinüber; ſie gab dem Specht einen Wink. Der ſchlug leiſer auf ſeinen Block; im Girren erſtarb Klage und Jauchzen der Nachtigallen; die Käfer flogen einer nach dem andern davon, ſo daß der Chor immer ſchwächer wurde; ein Glockenfroſch ließ die Tanzweiſe in eine langathmige Fermate auslaufen. Die Geiſter traten an ihren Platz zurück, die Königin winkte Konrad vorzutreten und ſprach:

Ihr Getreuen, unſre liebe Vaſallin Linda hat uns unerhörten Frevel aufgedeckt, der im Bereich unſrer Herrſchaft geſchehen iſt und täglich geſchieht. Dieſes Jünglings Schloß hat ein Räuber in ſeiner Fauſt: das Schloß ſteht in unſerm Bann. Wir weichen dem Geiſte des gerechten Mannes, der in Weisheit die Welt beherrſcht; aber wenn der Frevler in unſre Grenzen eindringt —

Wild brausten die verworrenen Stimmen der Waldgeister hervor; wie ferner zürnender Donner scholl ihr unwilliges Murren.

Ihr kennt das Gesetz, fuhr die Königin fort. Wo die Schuld wohnt, da üben die Geister der Natur das Zerstörungsrecht, das uralte, heilige, und auf den Trümmern des Hauses, in dem der Fluch gewohnt, webt der Wald seinen sühnenden, blutbedeckenden Teppich. Jüngling, Du wirst die Rache schauen am Mörder Deines Vaters!

Konrad neigte sich tief. Ihr Mächtigen, sprach er, verkündet mir noch Eines. Wo ist mein Bruder?

Er ging unter meinen Rippen durch nach Osten, antwortete ein Felsenriese.

Ich sah ihn über die Wiese gehen, weit von hier, am Waldsaum, flüsterte eine Pappel.

Daß weiß ich am besten, sagte Linda: er kam Abends als Bettler gekleidet in Roberts Schloß und weinte auf meinen Wurzeln. Mit Hunden ward er von seinem väterlichen Erbe gehetzt. Er ging knirschend in's Land, hinauf am Mainstrom.

Ich weiß auch wohin, sagte eine Birke aus dem fernen ebnen Lande. Unter mir ruhete er und rief mit Thränen: Ich will zum Herzog Konrad im Frankenlande, daß er mir Recht schaffe.

Wohlan, rief die Königin, so ist nicht Zeit zu verlieren, damit kein Sterblicher der Rache der Geister zuvorkomme.

Wann tanzen wir in Wolken und sausen im Sturmwind? fragte eine Stimme.

Morgen, wenn der Mond erlischt, gab die Königin zur Antwort. Jüngling, laß alsdann dein Auge wacker sein. Linda, sei Mutter über ihn.

Da faßte die Linde den Jüngling freundlich in ihren Arm und rauschte mit ihrem Gewand ihm sanften Schlummer zu. Seine Kraft sank zusammen: vergebens spornte er sein Auge so lang als möglich, um Eiche nicht aus den Blicken zu verlieren, zu mächtig war der Wille des Geistes, in dessen Arm er ruhte. Vor seiner Seele verschwammen die bunten Bilder der Nacht; er hörte fern und ferner die Elfenglocken verklingen, das Morgenrauschen ging sonnenverkündend durch den Wald. Noch einmal zwang er seine Wimpern: der Platz war leer, die Wildkatze schlich wieder auf ihren Wachtposten, er selbst fühlte sich in die Luft gehoben und vom Zugwinde kühl umspielt; der Schlaf fiel bleiern auf seine Sinne.

Wohl ist es selig im Arm der Geister zu rasten! Wir ahnen's oft, wenn wir zu Mittag in Feld oder Forst unter einem kühlen Baume ruhen, und das wache Leben mit seinem arbeitenden Gebrause vor dem geschlossenen Auge verdämmert, drinnen aber die Zauberwelt des Traumes sich erschließt! Die Geister der Fluren und Bäume umgaukeln uns dann, und malen sich in blassen Bildern des Traumes in unsrer Seele. Wenn wir erwachen, haben wir ihrer vergessen; doch in ahnender Erinnerung lächelt noch das innerste Gemüth,

und wir gehen neugestärkt dem thauigen Abend entgegen. So fühlte sich der Jüngling, als er in der folgenden Mitternacht die Augen aufschlug: in dem langen Schlafe waren die Mühen der vorigen Wandertage so ganz hinweggebannt worden, daß es ihm schwer wurde, sich auf's Vergangene zu besinnen. Er fand sich auf einem Abhang, von wo ein weiter Blick in's ebne, baumlose Land sich aufthat: unten wand sich ein glänzender Strom, es war der Main. Zu seinen Füßen lag auf sanftem Abhang die Burg, ihre festen, zinnengekrönten Thürme standen dunkel gegen den mondhellen Nachthimmel, auf dem höchsten schimmerte wie ein rother Stern die Laterne des Thürmers. Wie ein Blitz durchfuhr den Jüngling die Erinnerung: er stand an derselben Stelle, von wo er vor zehn Jahren den Brand seines Erbes geschaut hatte. In lautes Weinen ergoß sich sein Gefühl; mit den Thränen quoll ihm jeder Groll fort, er hätte die Stätte segnen mögen, welche doch das Blut seines Vaters getrunken hatte. Ach er empfand es, daß dieß Schloß und das schöne Thal drunten nicht mehr seine Heimath sey, seit der Wald sein Herz gefangen hielt und Eiche's Zauberkuß ihn gefangen hatte. Er hätte gewünscht, daß die Mondnacht friedlich fortdämmern möge über Burg und Land und Allen, die darin schliefen: alle Rachegedanken waren in ihm erloschen. Aber die Geister sind nicht so wankelmüthig wie die Sterblichen.

Vom Walde her, der über ihm in schwarzem

Schatten dalag, kam ein Rauſchen wie ein leiſer Windſtoß: es umrſiff die Zinnen der Burg, und tief unten plätſcherte der Strom lauter unter ſeinem Stoß. Wie Nachtvögel flogen ſchwarze Wolken auf und deckten, erſt für Augenblicke, dann nicht mehr weichend, die Mondſcheibe: nur ein unheimliches, ſchwefliches Leuchten, das in ihnen zuckte, ließ manchmal die Landſchaft in grellem Licht erſcheinen und nur hoffnungsloſer in Finſterniß verſinken. Lauter, wilder wurde Sturm und Waldesrauſchen; die Geiſter naheten. Ueber Konrads Haupt ſchwebte eine düſtre Tannenjungfrau mit leuchtender Harzfackel dahin, neben ihr Eiche. Furchtbar ſah die Geliebte aus. Ihr Antlitz glomm von dem Scheine der rothen Fackelglut, ihr Auge war groß und ſtreng vorwärts gerichtet, die vollen Lippen zuſammengepreßt, in ihrem wellenſchlagenden Haare ſpielte der Sturmwind. Das weite Gewand umflog ſie, von ſeinem Zuge wurde der Jüngling faſt niedergeworfen. Das grauſe Paar kreiſte über der Burg, die Tannenjungfrau ſchleuderte ihre Fackel auf das Holzdach des oberſten Thurmes. Ihnen nach ſchwebten die Schweſtern, Harzblöcke fielen auf die Fackel nieder, Eiche fächelte den Brand in ſauſendem Fluge. Die Geiſter verſchwebten in dem dunkeln, blutigen Feuerqualm, der wirbelnd in die Höhe ſchlug. In der Burg regt' es ſich, das Horn des Thürmers klang, verworrener Weheruf tönte herauf; aber der Sturm kam immer tobender vom Walde herab und verſchlang höhnend die ſchwache Menſchen-

ſtimme in ſein entſetzliches Lied. Ein Jauchzen ſcholl im tiefen Forſt — dann ein Krach, als börſte die Erde — und abermals Jauchzen. Bebend blickte Konrad empor. Im Schein der Flamme ſah er ein lachend verzerrtes Rieſenhaupt und zwei eherne Arme auf dem höchſten Gipfel: es war der Berggeiſt, der einen ungeheuern Felsblock aus der Bruſt der Erde geriſſen hatte. Leicht wie einen Ball warf er ihn die Höhe herab, von Zacken zu Zacken hüpfte zerſtörungsluſtig die gewaltige Maſſe und ſprang vom letzten Felshaupte in weitem Schwung gegen den brennenden Thurm herab. Vor dem Wurf des Geiſtes brach das feſte Werk des ſterblichen Armes donnernd zuſammen; der Block hüpfte fort und ſchlug platſchend in den Strom, der Thurm aber brach über den weiten Burghof nieder und goß ſein Flammenmeer über die tieferen Gebäude aus. Durch das Praſſeln der Flamme ſcholl Wehegeheul — es verhallte in Todesröcheln. Nur Ein Mann lebte noch; er riß die Pforte des Zwingers auf und klomm mit dem Sturme kämpfend den Pfad zum Berge empor, wo Konrad ſtand. Da trat Eiche neben den Jüngling. Dein Werk beginnt, ſprach ſie, dieſer Mann iſt Robert. Und bei dem Worte kochte es auf in Konrads Bruſt; Robert war ihm ſchon nahe und ſuchte den Schutz des Waldes gegen den Wind, der ihn ins Thal hinabzuſchleudern drohte. Donnernd rief er in die Nacht hinein: Wer widerſteht dem Element? Gebt mir einen Mann von Fleiſch und Blut! Da ſprang Konrad vor, die Streitart in der

Hand. Du haſt Deinen Wunſch, rief er, zieh Dein Schwert, ich bin der Sohn Deines gemordeten Herrn. Da jauchzte der wilde Räuber auf und ſprang wider den Jüngling. Dem aber quoll das Blut luſtig in den Adern, da er nun zum erſtenmal einem Feinde gegenüber ſtand. Durch die Nacht ziſchten die Hiebe; aber der ſtärkere Mann war in ſeinen Sinnen verſtört, der Unbewaffnete wich ihm aus und traf ihn mit der Streitart auf's Haupt: er taumelte zurück und rollte den Abhang hinab. Die Burg lag in Trümmern, nur die äußere Ringmauer ſtand noch und ein Reſt des Thurmes. Da ſchrie es laut aus den Lüften: Hülfe, Rettung! Unſere Schweſter Linda leidet Noth vom Feuer, zu Hülfe, Bach und Wind! Fern im Gebirg dröhnte es abermals; der kleine Bach, der friedlich zu Konrads Füßen floß, wurde größer und ſchäumte wild in ſeinem Gleiſe herunter. Bald folgten haushohe Wogen, alle Bachgeiſter des Waldes ſchüttelten von ihren Flügeln Waſſer in ihn herab. Plötzlich erſchien ein neues Wunder. Auf einem Wogenroß, roth und wild, ſeine Mähnen gekräuſelter Schaum, ritt der König des Bachs vorbei, vor ihm her Stein und Felsgeröll, ſein Bart wallte in die Flut hinein, eine entwurzelte Tanne hielt er als Lanze eingelegt und ſpornte das Roß gerade gegen das obere Thor des Zwingers. Vom ungeheuern Stoß brach das Thor und ein Theil der Mauer, triumphirend hielt der König ſeinen Einzug. Eine Dampfwolke erhub ſich im Kampfe von Glut und

Flut, die Wellen ſchoben die ziſchenden Balken, die rauchenden Mauerſtücke zum Abhang und ſtürzten mit ihnen ſiegesfroh zum Main hinunter. Der Sturm ließ nach, vom Oſten begegnet' ihm ein himmelentfaltender ſcharfer Hauch, der Mond that ſeinen Wolkenſchleier ab, gegen Morgen dämmerte es. Die Geiſter waren verſchwunden; auf der Stelle, wo das Schloß geſtanden, ragte nur noch die Linde zum Lichte empor, und kühlte ſich mit leiſem Rauſchen von den Gefahren und dem Qualme der Nacht: der Bachkönig hatte nur ſie in ſeinem grimmigen Angriff verſchont. Zum Jüngling aber, wie er ſo ſchmerzlich träumend über das Vatererbe hinſah, das nicht mehr war, trat Eiche; ſie umfaßte ihn und ſprach: Sieh mich noch einmal an, wie ich Dich anſehe, damit ich ſagen kann: ſo ſah er aus. Das wache Leben ruft Dich. Gehe dort hinab, da liegt Frankenland; Dein Bruder wird Dir begegnen. Du wirſt mich vergeſſen, denn nun ſehen wir uns nie wieder. Sie küßte ihn auf den Mund, und er ſtand verlaſſen und einſam auf dem Felsgipfel, vom Morgenroth umfloſſen.

Hörnerklang und Harniſchgeraſſel, Roſſestrab und gebietender Ruf der Führer bei den Fähnlein! Das ſtille Mainthal belebte ſich, und als der Morgen die Decke der Nacht emporhub, da ſchimmerte über dem Strome der reiſige Zug. Auf dem Berge, wo jetzt das Schloß von Wertheim ſteht, flatterte ein goldner Aar

über einem bunten Zelt, und an dem Zelt zog eine blanke Heerſchaar von Fußknechten den Bergpfad herunter, anzuſchauen wie ein gewaltiger Schuppendrache, der durch eine Felsſchlucht ſich hinabwindet. Ihm begegnet durch's Thal der Tauber, die allda mit wildem Rauſchen in den Mainſtrom hineinſtürzt, der Schwarm der Reiter, und wie beide Züge unten im Grunde zuſammengekommen waren, da lüfteten ſie ihre Helme und ſchlugen Zelte auf und machten allwärts ihre Feuer an: die Roſſe aber gingen weiden in dem Gras und Schilf, das dort am Ufer wuchs. Ich ſage dir, hätte dich der Traum einmal aus unſrer friedlichen Zeit hinausgehoben in jene Tage und oben auf den Felſen geſtellt, und du hätteſt all die alterthümliche Waffenpracht geſehen und die ſtarken Roſſe und die herrlichen Männer, du hätteſt geſtaunt, wie Konrad ſtaunte, und jeden neuen Gepanzerten mit Jubelruf gegrüßt. Ja, da lag ſie nun vor ihm, die erſehnte, die reiche, farbige Welt, dicht unter ihm das luſtige Treiben, von dem er nur durch den Strom geſchieden wurde, weit dahinter aber ein nebelndes, ſonnenbeleuchtetes Land, einſame Kirchlein auf ragenden Höhen, in allen Thälern aber Mühlen und Dörfer: das weite blühende Gefild, das man Frankenland heißt, geglättet und geſchmückt durch die arbeitſame Menſchenhand, nicht einfärbig und düſter, wie der Speſſart, der ernſte Hüter ſeiner Jugend. Es war Alles, Alles, wie der Kaplan es ihm erzählt hatte, wie er ſelbſt aus ſeinen Kindestagen ſich der Gegend erinnerte

— ach, und doch wieder Alles ſo ganz anders, als er's in ſeiner Seele trug! Doch bald war ſein Staunen gebrochen durch ein tiefes, ſehnſüchtiges Schmachten in ſeinem Innerſten: es waren ja Menſchen, ſeine Brüder, die er dort unten ſah. Wären ſie nicht gekommen grade an jenem Morgen, wer weiß, ob er nicht in ſeinen Wald zurückgegangen wäre zu Eiche oder zu ſeiner Siedelei: nun aber zog eine freudige Angſt ſeinen Fuß von der öden Höhe in's Thal hinab. Drunten traf er mehrere Knappen: die waren auf einem hohlen Baumſtamm über den Fluß gerudert, um für ihre Wachtfeuer ein Paar Balken zu holen, die noch von dem zerſtörten Schloſſe da herumlagen. Er redete ſie an — ſie lachten, denn er ſprach zu ihnen ſo wunderlich und hochtönend, wie er es in den alten Geſchichten bei ſeinem Kaplan gefunden hatte, und dabei wählte er ſo ſeltſame Dinge zuſammen von dem zerſtörten Schloß und von den Waldfrauen und von Frau Linda insbeſondere, die allein noch übrig geblieben ſei, daß ſie meinten, er ſei wahnwitzig. Aber weil er ihnen verſtändlich machte, daß er mit hinüber wolle und die Menſchen beſehen, ſetzten ſie ihn vorn auf ihren Baumſtamm und ruderten gar bald über den Strom zurück.

Hatte aber Konrad ſich gewundert über den Heereszug da mitten im friedlichen Thal, ſo war unter den Kriegern des Verwunderns noch viel mehr, zumal dort oben im Zelt, wo der Feldherr mit ſeinen Gewaltigen

ſaß und kopfſchüttelnd auf den Felſen am andern Stromufer hinüberſchaute. Dieſer Feldherr war ein hoher, ſtolzer Held mit düſtern Falten auf der Stirn, und ſein goldner Helmbuſch funkelte prächtig in der rothen Morgenſonne. Vor ihm aber neigten ſich auch all' die mächtigen Geſtalten, die ihn umgaben, und ſchwiegen beſcheidentlich, wenn er ſeinen Mund zum Reden aufthat. Und daß ich's euch ſage: der hohe Herr war Konrad, nach Gottes Rathſchluß und der Fürſten Wahl König aller Deutſchen. Denn als das Geſchlecht des großen Karl zart und ſchwächlich geworden war, da mochten die trotzigen Fürſten in den deutſchen Herzogthümern ihm nicht mehr dienſtbar ſein, und begannen jeder für ſich zu ſtehen und den König zu verrathen. Darüber kam aber große Gefahr für das Reich und für den Glauben. Denn einer der Könige, um ſich Rache an einem abtrünnigen Markgrafen zu ſchaffen, rief die wilden Heiden, die man Hunnen oder Ungarn heißt, in's Land und that ihnen die Pforten im hohen Gebirg auf, die ſie vorher nie erſtürmen konnten. Da ſtürzten die entſetzlichen Räuber auf blitzgeſchwinden Roſſen alljährlich über das arme Land her, und ehe noch ein Herzog ſeine Macht geſammelt hatte, waren ſie lange wieder mit der Beute in ihre Diebshöhlen zurückgekehrt. Das Volk aber half ſich nicht ſelber wider ſie, denn ihre Rache war gräßlich, und ihre Weiber ſchnitten den eignen Kindern, wenn die noch an der Bruſt lagen, tiefe Wunden in's Angeſicht, damit ſie

ſich frühe an Schmerz und Blut gewöhnen ſollten. Da ſahen am Ende die Herzöge ein, was ſie mit ihrer Trennung vom Reiche ausgerichtet hatten: und darum kamen ſie eines Tages alle zuſammen und ſetzten ſich vor, einen neuen König zu wählen und ihm unwandelbar treu zu ſeyn, mehr denn vorher. Aber Keinen vom Hauſe Karls, ſo ſprachen ſie alle einmüthig, ſondern aus uns ſelber den ſtärkſten und tüchtigſten Mann. Alſo wählten ſie den Herzog Konrad von Franken, und hatten wohl gewählt. Denn Konrad ſchaffte alsbald Ordnung im Reich und that Raub und Fehden ab, die vorher alle Einigkeit geſtört hatten. Die Räuberburgen brach er, und dabei mußten ihm alle Fürſten helfen. So waren auch jetzt die Fürſten um ihn verſammelt, und droben vor dem Zelte ſtanden die ſtolzen Helden bei ihm. Nur Einer fehlte, das war der ſtarke Heinrich, Herzog in Sachſen und Thüringen. Der hatte ſich Konrad noch nicht unterworfen: hernach aber, da Konrad geſtorben war, hat er das Reich gewonnen und iſt derſelbige Heinrich, welcher all' die Städte in den Marken bis an die Oder gebaut und zuerſt mit ſeinem eiſernen Arme am Fluſſe Unſtrut die wilden Ungarn in Staub gelegt hat. Konrad hatte aber damals den Zug angefangen, um Roberts Burg zu brechen, die unter allen Raubſchlöſſern am ganzen Mainſtrom die ſtärkſte und für Kaufleute die gefährlichſte war. Nun hatte er noch am Tage zuvor Nachricht von einem Raube bekommen, den Robert bei Würzburg verübt: heute aber,

als der Tag heraufſtieg, ſah ſein Auge keinen Stein des Schloſſes mehr auf dem andern ſtehen, und Niemand wußte zu ſagen, wie ſolches Wunder ſich ereignet habe. Indem nun die Fürſten mit einander darüber ſtritten, und der Eine Das ſagte, der Andere Jenes, Keiner aber das Rechte, da ſcholl von unten aus dem Lager ein lautes Lachen herauf. Das rohe Kriegsvolk hatte ſich um den jungen Konrad geſammelt, und wie ſie ſeine wunderlichen Reden hörten, dazu auch ſein Kleid anſahen, das von dem vielen Wandern im Waldgeſtrupp ganz zerriſſen war, ſo trieben ſie Spott und Poſſen mit ihm. Im Anfang lachte er dazu, bald aber zurfte ihm Einer einen Lappen vom Gewand weg, dann kam der Zweite und der Dritte, und Jeder zerfetzte ihn ſtärker als der Vorige. Zuletzt kam gar ein Hauptmann und riß ihn an den Haaren. Da mit einemmale wurde der Jüngling zornig und drohte mit ſeiner Streitart dem Hauptmann. Wie das die wilden Geſellen ſahen, zogen ſie alsbald ihre Schwerter und wollten aus dem Spaſſe blutigen Ernſt machen. Aber Konrad ſchwang ſeine Art in furchtbaren Kreiſen um's Haupt und zog ſich von der Maſſe gedrängt, Schritt vor Schritt den Hügel hinauf, auf dem die Fürſten Rath hielten. Die ſahen mit Staunen, wie Einer ſich den ganzen Schwarm vom Leibe hielt, und einer der Herzoge ging eilends hin, trieb mit ſcheltenden Worten die Krieger auseinander und führte dem Könige den Jüngling zu. Der ſah gar herrlich aus. Vor Zorn und Kraftanſtrengung war

ihm all' ſein Blut in die Wangen geſchoſſen, ſeine Bruſt ſchwoll von ſtarken Odemzügen, wild funkelte ſein Auge, und das prächtige blonde Haar umringte wie ein kriegeriſcher Helmbuſch das ſtolz in den Nacken geworfene Haupt. Wie er aber dem König Konrad in das ruhige, klare, braune Männerantlitz ſah, da wurde er alsbald ſtille und ſagte zu dem Herzoge freundlich: Ich danke Dir, Bruder Menſch, daß Du die andern Brüder fortgejagt haſt; Du hätteſt es aber nicht nöthig gehabt, ich wäre doch mit ihnen fertig geworden, denn in voriger Nacht hab' ich auch Einen erlegt, der drüben aus dem Schloſſe herkam und meinen Vater erſchlagen hatte. Da lachten ſie Alle über ſeinen kecken Muth, der König aber wurde aufmerkſam, und fragte ihn nach dem Schloſſe und nach dem Mörder ſeines Vaters. Konrad erzählte in ſeiner Sprache Alles, wie er's wußte, nur von Eiche ſchwieg er ſtille. Die Fürſten konnten zwar Das nicht begreifen, was er von den Geiſtern ſagte, denn ſie waren ja nicht, wie er, gefeite Sänger; aber ſoviel brachten ſie doch heraus, daß ihr Rachewerk unnöthig ſei, weil ein Windbruch und Waſſerſturz die Räuberburg vernichtet habe. Plötzlich ſprang aus dem Geleite des Königs ein junger Ritter hervor, der umfaßte Konrad mit heißer Liebe, zog ſein Schwert, gab es ihm in die Hand und ſprach: Das Schwert iſt Dein, denn Du biſt der Erſtgeborne unſres Vaters, ich bin Dein Bruder Adelhart und wollte, nachdem ich Rache geübt, Dich ſuchen gehen im ganzen Speſſart, und wenn

ich Dich da nicht träfe, in der weiten weiten Welt. Und haſt mich ſo bange nach Dir forſchen laſſen! ſagte Konrad. Ja, antwortete Adelhart, vor ſechs Wochen ſtarb der alte Burgvogt, der mich aufgezogen hatte: da konnte ich's bei den wilden Thieren nicht mehr aushalten und ging auf gut Glück in den Wald hinein. Alſo kam ich am Ende in's Frankenland hinab, und bin nun ein freier und fröhlicher Rittersmann in meines Königs Dienſt. Jetzt aber, Herr König, geſtattet mir und meinem Bruder in mein Gezelt hinabzugehn, da hab' ich die alte Grafenkrone wohl verwahrt für ihn: die ſoll er tragen und ich will ihm zeigen, wie man die Waffen führt. Das gewährte der König Konrad gerne, aber der ältere Bruder ſagte: Mit nichten, erſt muß ich doch ſehen, ob der Hauptmann, der mich am Haar gezauſt hat, wirklich ſo ſtark iſt, daß er ſich das hat unterſtehen dürfen. Du biſt gerade ſo groß wie ich, Adelhart, gib mir einmal Deinen Panzer; ich habe die Waffen wohl gelernt, Schwert und Lanze, bei meinem alten Kapellan. Da habt ihr auch große Thiere, auf die ihr euch ſetzt; gebt mir ſo eins, und der Hauptmann ſoll auch auf einem ſitzen, daß die Hiebe friſch von oben herunter fallen, und dann wollen wir's einmal verſuchen mit einander; laßt ihn doch kommen. Nun meinten die Fürſten zuerſt, Konrad könne unmöglich reiten, da er noch nie ein Roß beſchritten; wie aber alle nicht dran wollten, da ſtand zuletzt Arnulf von Baiern, den man den böſen Herzog nannte, auf,

um ihm eine tüchtige Lehre zu geben, und brachte ihm sein eignes wildes Roß. Ehe aber Adelhart ihn warnen konnte, saß er schon oben: der Hengst bäumte, aber Konrad preßte ihm die Weichen zusammen, daß er stöhnte, und schlug ihm mit der Faust auf's Kreuz, daß er im rasenden Galopp den Berg hinabsetzte und erst am Ufer des Flusses schnaubend stille stand. Da riß er ihn an den Haupthaaren herum, ritt lächelnd den Berg wieder hinauf und gab das schaumbedeckte Thier seinem Herrn zurück. Nun faßte Adelhart guten Muth und waffnete seinen Bruder mit eigner Hand, lehrte ihn auch Zügel und Sporn gebrauchen und gab ihm sein zu allem Ritterspiel wohlgeübtes Roß. Derweil hatten sie auch dem Hauptmann die Aufforderung gebracht, und er kam wohlgerüstet heran. Dreimal rannten sie wider einander, beim dritten Stoß warf ihn der Jüngling in den Sand, sprang alsbald ab und zog das Schwert. Aber der König gebot sie zu trennen, da der Sieg in Ehren entschieden war. Da war Konrad zufrieden und sprach: Mein Waffenmeister hat mir geboten, daß man dem König gehorchen soll: hub also den Hauptmann auf und sagte zu ihm: Lieber Bruder Mensch, merke Dir's, man soll Keinen am Haar ziehen; denn er könnte dabei leicht böse werden. Darauf verneigte er sich vor den Fürsten und ging mit Adelhart in dessen Gezelt. Der König aber sprach zu den Fürsten: Wir müssen hierher in's Mainthal einen starken Pfleger des Rechtes setzen, damit nicht Räuberei sich erneuere; was

dünkt Euch? ich will auf dem Hügel wo wir stehen eine ſtarke Burg bauen, und weil dieſer Jüngling hier ſeine wirkliche Heimath wiedergefunden hat, ſoll ſie Werdheim heißen auf alle Zeiten. Ihm will ich ſie geben, denn er dankt mich mannlich und hochgemuth; dazu iſt er ein mächtiger Graf und das Land von Rechtes wegen ſein altes Erbtheil. Drüben aber, wo die Räuberburg war, ſoll eine Kapelle ſtehen zum Troſt der Schiffer auf dem Fluſſe und zu Ehren des heiligen Kreuzes, drum will ich den Ort fortan Kreuzwerthheim heißen. Das Alles lobten die Fürſten; der König aber gedachte noch ein Mehreres zu thun, davon er jetzt noch ſtille ſchwieg.

Was nun ferner geſchehen, davon iſt wenig zu ſagen. Konrad zog im Geleite ſeines Königs und lernte bald der Welt Brauch, obwohl derſelbe ihm ſelten gefiel. Am wenigſten konnte er begreifen, was die Dichter und was auch ſein eigner Bruder Adelhart von der Minne rühmten. Denn die weltlichen Frauen, die ſie prieſen, kamen ihm alle ſo kalt und ſchwach vor, wenn er an ſeine herrliche Waldminne gedachte. Darum rückte er auch von Eiche nie zu ſeinem Bruder noch zu ſonſt Einem, denn Niemand wußte ſeine hohe Glut zu faſſen. Oft aber ſaß er Nachts und blickte zum düſtern Speſſart hinauf, und wenn dort der Nachtwind herüberrauſchte, glaubte er den Athemzug der Geliebten zu ſpüren; dann bot er ſeine heiße nackte Bruſt ihrem

ſchnellenden Sturmluft und ſang ſeine kunſtrein, ritterlichen Lieder dem Walde zu.

Adelhart aber wuchs zu einem herrlichen Ritter heran; bei Spiel und Rennen war er allemal der Freudigſte und manchmal der Glücklichſte; auch erzählte er dem Bruder oft von einer hohen Jungfrau, die er im Herzen trage, aber den Namen wollte er niemals ſagen und meinte, ſie ſei zu hoch und herrlich für ihn, den armen Ritter, der als zweiter Sohn kein Grafenerbe ihr bieten könne. In allen Dingen, wo es Preis und Ehre zu gewinnen gab, war Adelhart raſcher und glücklicher als Konrad, weil ihm mehr an weltlichem Ruhm und Frauenlob lag. Aber der König und alle Männer hielten Konrad höher als den Weiſeren, und wenn es Großes galt, war er noch tapferer und ſtärker als Adelhart.

Alſo geſchah es, daß die Kapelle und das Wertheimer Schloß nahezu vollendet waren; da zogen die beiden Brüder in den Speſſart, um den alten Kapellan aufzuſuchen. Mühſam zwang Konrad ſeinen Schritt, daß er nicht nach der Gegend ausblieb, wo Eiche wohnte; aber er glaubte dem weltlichen Leben nun einmal angehören, und überwand ſein klopfendes Herz. Sie fanden den Alten rüſtig, wie Konrad ihn verlaſſen. Sorglich verſchloß er die Thüre des Pflanzengartens, um irgend einem ſpäteren Anſiedler die Pflanzung zu erhalten, und kehrte dann mit den Brüdern zu den Menſchen zurück. Die Heiligthümer nahm er mit. Ihm ſchenkte Konrad die Kapelle, die als ein Bild des

Friedens an der Stelle alter räuberiſcher Unthat ſich erhub, und gab ihm Acker genug dazu, um ſelber reichlich leben und dem Pilger oder Schiffer ein gaſtlich Obdach gewähren zu können. Heiter und in Gott vergnügt, wie er einſt von der Welt geſchieden, lebte er fortan in der Welt, und erfreute ſich an dem neugrünenden Ehrenkranze des alten Grafenhauſes, dem er ſein Lebenlang treu gedient.

Das Schloß war vollendet; Konrad wohnte darin und wartete ſeines Königs, um die Belehnung für ſeine Erblande zu empfangen. So wenig ihm an der Welt lag, er war männlich entſchloſſen, mit Kraft und Treue des Landes zu pflegen, Recht und Geſetz zu ſchirmen. Am folgenden Tage ſollte ſein Lehnsherr kommen. Da ſtand er zu Nacht auf dem höchſten Thurm, der Schlaf mied ihn; dunkel kochte es in ſeinem Herzen. Was ſoll ich hier? ſo ſprach er. Ein voller Mann, ein Mann für dieſe Welt werd' ich nie, mein Herz iſt nicht bei meinem Haupte, es wohnt drüben im dichten Walde, und ſo lange ich den Wald anſchaue, wird mir nimmer wohl. Da iſt mein Bruder Adelbart, er ſieht ſo friſch in die ſchöne Welt hinein, als wenn ſie ihm gehörte mit all' ihrer Luſt — und er hat Nichts was er ſein nennt! Ständ' er, wo ich ſtehe — der Graf von Wertheim dürfte um die erſte Jungfrau der Welt werben. Aber ich — Eiche fragt nicht nach Grafenkronen,

ach und ſie wird ja doch niemals mein! Wär' ich nur weit, weit fort, daß ich den Speſſart nimmer rauſchen hörte, ſo würde vielleicht mein Herz in mir ſtille!

Darüber war es Morgen geworden. Der König ritt in die Burg, Adelhart in ſeinem Gefolge, aber neben ihm Gerberga, ſein wunderſchönes Kind. Die Jungfrau beſchaute ſtaunend die Pracht des Schloſſes; doch waren ihre Augen trübe, wie Sterne, die aus Regenwolken ſchauen. Da ſprach der König: Du, Konrad, biſt ein reicher und mächtiger Graf. Ich bin aus einem Herzog, nicht größer als Du, ein König worden; wer weiß, was Dir noch blüht. Um eine Königstochter darf kein Vaſall werben, aber der König darf ſeine Tochter frei bieten, wem er will. Sieh da mein Kind; willſt Du ſie? Da bebte Konrad ſein Herz in der Bruſt; hold und zart ſtand die Erdenbraut vor ihm, er fühlte, daß, wenn er je im Leben heimiſch werden ſolle, ein ſolches Weib ihn an den Herd ketten müſſe; er empfand es, daß dieſer Augenblick ein Leben entſcheide, und in ihm quoll ein ſeliges Hoffen, daß in Gerberga's Armen vielleicht jenes bange Schmachten nach der Ferne verſchwinden möchte. Da flog von einem leichten Windſtoß das Fenſter des Saales auf, Konrads Haar wallte um ſein Haupt, ſeine Stirn kühlte ſich im Geiſterkuſſe des Waldhauchs — er ſah in Gerberga's Augen eine Thräne, und Adelhart war todtenbleich geworden. Erſt jetzt blitzte es in ihm auf, daß die hohe Jungfrau, von welcher der geliebte Bruder ihm

geredet, keine andere sei, als die Königstochter. Sein Herz wurde minder fest, und er sprach: Ehrer Herr, der Graf von Werthheim soll Euer Kind haben, aber der Graf bin ich nicht und will's nicht werden. Ich spür' es, mein einsam Leben in den Wäldern hat mir Kraft und Lust geraubt ein weltlich Leben mit Verstand zu regieren. Ich lasse Land und Leute aus meiner Hand; da steht Adelhart, mein tapfrer und getreuer Bruder, dem gebt Alles! — Da fiel die schöne Gerberga zu ihres Vaters Füßen, Adelhart aber flog in die Arme seines Bruders, und der König sah, daß wider Minne keine Königsgewalt Etwas vermag; Adelhart gewann die Braut und das Leben. Konrad aber sprach: Ich will in einem fernen Land wider die Heiden streiten, wo ich sie finde; gebt mir Urlaub, mein hoher Fürst. Darauf ritt er von Werthheim fort, vorher aber küßte er seinen Bruder und sagte zu ihm heimlich: Adelhart, nun sehen wir uns nimmer wieder: sei Du ein getreuer Graf und milder Herr, Vater eines glücklichen Geschlechts. — Und das ist auch geschehen. Denn Adelhart hat Gerbergen heimgeführt und lang in Frieden mit ihr gelebt, und auf der Burg zu Werthheim hat es nie gefehlt an lustigem Ritterspiel, Tanz und Minnesang. Auch lebt ihr Geschlecht und ist blühend geblieben bis auf diesen Tag.

Konrad aber ritt am Main hinab, denn er wollte nach dem Mittelmeer ziehen, wo dazumal die Araber

die Chriſten hart bedrängten. Alſo kam er in die Stadt Mainz. Da traf er einen Juden aus dem mittäglichen Frankreich, der ihm einen gefangenen Araber zum Kauf anbot. Der Araber verſtand wohl die hiſpaniſche Zunge und wußte viel zu erzählen, wie allda chriſtliche Ritter viele heldige Thaten gegen ſein Volk verübten. Da beſchloß Konrad, dieſen zu kaufen und brauchte ihn als Wegweiſer und Dolmetſch, bis er von ihm die hiſpaniſche Sprache gelernt hatte und über das große Pyrenäengebirg gekommen war. Daſelbſt ließ er den Araber frei und geſtattete ihm, daß er zu ſeinem Volk zurückkehrte. Er ſelbſt aber ritt in die galliziſchen Gebirge hinauf, wo ein Paar tapfre Grafen, abgeſtammt von den edeln Gothen, die vor Zeiten in dem ganzen hiſpaniſchen Lande herrſchten, kleine chriſtliche Königreiche gegründet hatten und den Heiden täglich mehr Land abgewannen. Deren Einem bot er Arm und Schwert an, und ſammelte bald eine kühne Reiterſchaar um ſich, mit der er große Thaten vollführte. Von den Kriegen ſingen auch die Spanier noch viel in ihren alten Liedern; aber weil dieß [illegible] immer nur ſich ſelbſt achtet aus großem Stolz, ſo wiſſen ſie [illegible] dem tapfern deutſchen Krieger nichts [illegible], der ihnen doch redlich geholfen hat. Was aber Kon[illegible]mal für Schlachten gewonnen und wie viele ſchöne alte Römerſtädte er erobert hat, davon wollen wir ſchweigen. Denn man findet ſolche Dinge in den alten Ritterbüchern gar viele erzählt, und mag ſich ein Jeder das

ſelber denken. Auch manches ſchöne Weib hat er geſchaut, denn die heiße Sonne des Landes färbt die Locken dunkler und gibt den Augen einen wildern, lockendern Glanz als unſre Frauen haben, beſondere aber den Mohrinnen, die von allen Frauen der Erde die ſchönſten und heißeſten genannt werden. Aber Konrad wurde von keinem Pfeil getroffen, den die brennenden Augen auf den ſtarken blonden Helden ſchoſſen. Ihm war nur wohl im Schlachtgewühl, wenn das Blut des Feindes noch heißer als ſein eigenes aus weiter Wunde hervorſchoß, wenn klirrender Schwerterſchlag, rauſchende arabiſche Schlachtweiſen den ſtillen Ruf ſeines Herzens übertönten. Wohl ſchauten ihn, wenn er Nachts durch die ſüdlichen Wälder ritt, die ſchlanken Pinien ſtolz und zierlich an, wohl grüßte ihn der Oelbaum mild mit ſilbernem Licht, wohl angelte die Aloe mit ihren ſcharfen Blättern nach ſeinem Herzen. Auch in ihnen wohnten Geiſter voll Minneſehnſucht, und Konrads Herz empfand ihre Nähe und ihre leiſe Lockung. Aber Eiche blieb ſeine Minne, und vergebens ſuchte er im ſüdlichen Lande auch nur nach einem nordiſchen Eichbaum, der ihm wenigſtens die Wohnung ſeiner Geliebten hätte abbilden können.

Eine ſchwere Schlacht war geſchlagen. Hoch oben auf wilder Gebirgskette, im Paſſe, der aus den Chriſtenlanden ins mauriſche Gebiet hinüberführte, ſaß Konrad

todtmüde vor seinem Zelte. Unter ihm lag das blutige Schlachtfeld, dahinter weit ausgebreitet das Mohrenland, zu dessen grünen Ebenen er den Christen den Zugang erstürmt hatte. Der Mond spiegelte sich im Blute der Erschlagenen, sein weißes Licht fiel auf die Leichen und ließ die Bläße des Todes noch grauenvoller aus ihrem Antlitz leuchten. Fern aus den Schluchten tönte noch der Hufschlag der fliehenden Feinde, der mörderische Schlachtjubel der verfolgenden Christen, der Todesschrei einzelner Gefallenen zu ihm herauf, während droben die Nacht schon Alles in schweigenden Frieden einhüllte. Da faßte ihn mit ungeheurer Macht der Gedanke, wie die Menschen so voll von Haß und Sturm, und wie die Natur und das Reich ihrer Geister so friedlich und selig sei. Hatte er sich schon in den Armen seines Bruders und vor dem Angesicht seines edeln Königs Konrad kalt und fremd gefühlt, wie viel weniger konnte er unter diesem mordlustigen Geschlechte des Südens heimisch sein? Sein Bart begann weiß zu werden vom Mühsal des Lebens, vom Frost des Nordens, von der Mittagsglut des Südens, obwohl sein Leib stark blieb und seine Seele ewig jung wie allezeit. Er hatte, obwohl nur mit halbem Herzen, dennoch tapfer und getreu in der Noth des Lebens gestanden; die blühende Ebene zu seinen Füßen kam ihm vor wie ein gelobtes Land, in das er wohl hinabschauen, aber nicht eintreten dürfe. Allen Glanz der südlichen Mondnacht hätte er gegen des Speffarts nebelverhangene

Finsterniß gerne hingegeben. Am Abendhimmel düsterte Gewölk, noch schimmernd vom matten Widerschein der längst versunkenen Sonne: seine Sehnsucht weckte heimathliche Bilder aus den Wolken. Ueber den hohen Sierren, deren weiße Schneekuppen zu ihm herüberglänzten, bauten sich die langgestreckten dunkelrothen Höhenzüge des Spessart auf; über ihnen schwebten kleinere Wolkenmassen hin, bald das Bild des steinernen Mönchs, bald auch die Gestalt des mächtigen Baumes heraufzaubernd, dessen Seele seine Geliebte war. Da leuchtete es mit Einem Male in seinem Innern auf, was Eiche bei der ersten Begegnung zu ihm gesprochen: Nur wer draußen Nichts mehr besitzt, kein Herz, kein Haus, kein geliebtes Grab mehr, den nimmt die Natur an ihre Brust, den läßt sie aber auch nie mehr fort aus ihrer Stille. Konrad prüfte sein Herz und sein Leben; ja, er war los, ganz los von der Welt, nach That und Abenteuer rang seine Seele nicht mehr; ohne es zu ahnen, hatte er ja schon lange die Bedingung erfüllt, Nichts mehr zu besitzen. Da sank sein Erdentraum hinter ihm in die Nacht hinab, und wie ein rosiges Morgenlicht ging ihm die Hoffnung auf, nun der Waldesbraut in die Arme sinken zu können.

Sein Entschluß war fest; er berief die Führer seiner Reiterschaar, dem Tapfersten überantwortete er die Fahne. Alle weinten, nur Konrad nicht, er bestieg sein Roß und ritt durch die Schlucht nach Norden hinunter und so immer fort, durch das ganze Land

Burgund, bis er Abends in der Herberge auf einmal mit deutschen Worten vom Wirthe gegrüßt wurde. Der erzählte ihm, daß König Konrad schon gestorben sei, und daß ein König, den der Ritter nicht kannte, Heinrich aus sächsischem Blut, das Land in gutem Frieden regiere. Damit löste sich das letzte Band von Konrads Herzen; auch sein Vaterland konnte ihn missen. Er that sich des letzten Besitzes ab: Helm und Harnisch gab er einem muthigen jungen Bauer, der mit ihm eine Tagereise weit gewandert war; im Odenwald zäumte er sein getreues Roß ab; drückte noch einmal seine Stirn in die stolzen Mähnen, und ließ es mit sanftem Handschlag in den freien grünen Wald laufen. Er aber zog einen Pilgerrock an und wanderte durch's Thal der Tauber dem Spessart zu. Als das Flüßchen ihn an den Main geführt hatte, sah er im Sternenschein am Fuß des Schloßberges ein aufblühendes Städtchen liegen, droben auf der Burg scholl Tanzreigen und frohes Zecherlied; schweigend lag gegenüber die Kapelle, wo er Eiche zum letztenmale gesehen. Er erkannte, daß er auch hier überflüssig sey, denn daß Adelhart Land und Leute wohl regierte, sah er der Gegend an, auch sagte es ihm der alte Werthheimer Schiffer, der ihn nach dem andern Ufer hinüberfuhr. Dort erstieg Konrad den Berg und trat in das Kirchlein ein; beim Schein der ewigen Lampe kniete der eisgraue Kapellan am Hochaltar, er war uber dem Beten eingeschlafen, und milder Friede lag über dem greisen Haupte.

Konrad weckte ihn nicht; dem Alten hätte sein Entschluß zum Walde heimzukehren, nur ein Räthsel oder seine Geisterminne gar ein Frevel erscheinen müssen. Leise küßte er die väterliche Hand, die seiner Jugend gepflegt, und kniete vor dem Altar neben dem Greise nieder, um zu dem großen Vater des Alls zu beten, der all' seine Kinder, Geister wie Menschen, mit gleicher Liebe umfaßt und dereinst in seinem Schooße versammelt; in ihm wußte er sich auch mit Eiche selig vereint, obwohl sie vom heiligen Wasser und vom Himmelsbrot Nichts wußte. Dann stand er auf, und an jenem Hügel, von wo er einst die Zerstörung seines väterlichen Schlosses angeschaut, hielt er seinen ersten tiefberuhigten Nachtschlummer; war er doch nun ins Reich seiner Geliebten eingetreten, wo einst ihr Gewand gerauscht und ihr Kuß ihn angeweht hatte.

Als er erwachte, lag der Nebel im Mainthal; nur die oberste Zinne der Burg und das goldne Kreuz der Kapelle schimmerten über die grauen Massen hervor. Es war das letztemal, daß er sein Erbland überschaute; ohne Gram und Thräne nahm er da oben von der Welt Abschied, von wo er einst an jenem sonnigen Morgen sie zuerst begrüßt hatte. Aber auf der ersten Tagreise fand er noch viele Menschen. Seit Frieden im Lande war, hatten sie sich aus den Thälern in den Wald hinaufgezogen und sich Hütten gebaut; die hohen Stämme waren zu Balken und Schwellen zerfällt worden, und überall, wo noch Wald stand, klang die lichtende Axt. Mit Schmerz sah Konrad die geliebten Bäume

fallen; bald aber verſtummte jeder Menſchenlaut, er kam wieder in die noch unbetretene, noch ganz jungfräuliche Wildniß. Aber ſtatt der Menſchen umbrauſte ihn das Leben des Forſtes, die Hirſche nickten ihm zu als einem der Ihrigen, der Specht, als er ihn ſah, hämmerte noch eins ſo luſtig auf die Stämme, die Nachtigallen ſangen ihm ihre Freudenlieder entgegen, und wo ein Buchfink flog, der rief ihm mit ſchmetterndem Schlage zu: Liebſter, willſt du mit zu der Liebſten gehn? Auch die Bäume ſurrten mit luſtigem Mädchengeflüſter, als ob ſie ſeine Ankunft weiter meldeten. Schon ragte fern der Berg, auf dem die drei Tannen ſtanden, und wo Konrad ihn zuerſt ſah, da raſtete er die zweite Nacht. Es war ja Alles, Alles, wie ſonſt, er hatte den freudigſten Muth, daß er auch Eiche finden werde wie vor Zeiten; darum gönnte er ſich die Ruhe und ſchlief abermals ſo ſelig, wie ein Kind dem Weihnachtstraum entgegenſchlummert.

Konrad ſtand an dem Felſen, in den der Bach ſich verlor. Der Mond warf hell wie vor Jahren ſein Licht auf den Hochwald zu ſeinen Füßen, unten grüßte ihn mit rauſchendem Wipfel der Eichbaum, den die Geliebte bewohnte. Er trat auf den mondhellen Wieſenfleck — er wagte nicht nach dem Bachſturz hinzuſehen, denn dieſer Augenblick entſchied ja, ob er das Ziel ſeines ganzen Lebens auf ewig verliere oder gewinne. Wie

beſchwörend ſang er ſein altes Lied, und wie er an die Worte kam:

Oft wohl mein' ich, aus den weiten
Wäldern müßt' es grüßend ſchreiten —
Selige Schenheit, enthülle dich mir!

da erſt ſchaute er auf — ſie war's! ſie ſtand da im ſchäumigen Bade des Waſſerſturzes, die nackte übermenſchliche Geſtalt. Ihr Auge lachte ihn mit williger Gewährung an, ſie duldete ſeinen Kuß, ſie wühlte ihren Buſen durch die Falten des Pilgerrockes an ſeine Bruſt heran, zitternd von Wonne und Liebesweh. Worte ſprachen die Seligen nicht, die Lippen fanden eine heißere Sprache, die Geiſter einen mächtigern hingebendern Austauſch. Wie die Blume, die den langen Sommer hindurch in ſchwelgender Luſt die Kraft der benachbarten Blüte einzieht, ſo vollkommen glücklich war der Mann, denn er ſog Eiche's ewigſelige, von keinem Schmerz je getrübte Geiſterſeele im Kuß in ſich herüber; aber das Weib war von wonnigem Schmerz durchbebt, weil der Geliebte ſeine Seele ihr einhauchte, die menſchliche, von Weh und Sehnſucht zerriſſene. Beide genoſſen, was Jedem zur Ergänzung gefehlt, ſie den ſüßen Schmerz der Erde, er die Wonne des Geiſterhimmels. Berauſchend dufteten die Maienglocken, die unter ihrer Umarmung ſtarben, der Gießbach rauſchte wie Silberglöckchen in ſeinem Sturze, die Nachtigallen fernab im Laubwald ſchmetterten die ſchwellenden Jubel-

töne erfüllter Minne. In Einen Augenblick drängten ſich alle Jahre Konrads zuſammen — ſein Leben war erfüllt.

Aber da rauſchte, krachte, donnerte es fern, fern im Walde, wie von beginnendem Orkan. Eiche ſchauderte in ſeinen Armen, ſie fuhr auf und lauſchte, dann ſprach ſie raſch und bang: Nun wirſt Du ſterben! Lächelnd fragte er: Doch an Deiner Bruſt? Ja, rief ſie, an meiner Bruſt, von milden Armen gehalten, und ich ſterbe mit Dir. Wiſſe: als die mordende Menſchenhand immer tiefer in den heiligen Forſt eindrang, da erwachte der Haß in der Geiſterbruſt und es ward beſchloſſen auf der Elfenwieſe, daß Keine von uns, ſo lange der Speſſart grünt, hinfort Einem eures Geſchlechts ſich in Minne ergeben, noch in ihrer Schöne ſich enthüllen ſoll. Tod ihr und ihrem Buhlen! Das war der Spruch. Ich wußte, daß Du wiederkamſt, ich hatte Deiner Treue Nichts mehr zu verſagen, ſeitdem Du um meinetwillen die Hand des Königstöchterleins hinwegſtießeſt. Ich bat für Dich als Einen, der nie einen Baum getödtet, weil Du unſer heimlich Leben ſchon längſt gekannt. Aber Geiſterbeſchluß iſt unbeweglich — hörſt Du, ſie kommen!

Ein Felsblock ſchlug hart neben den Glücklichen nieder. Komm in mein Haus, ſagte Eiche, in meinen geliebten Baum; er ſchützt Dich bis er bricht, und vor ihm ſterbe auch ich nicht. Er ſoll all' ſeine tauſendjährige Kraft in Dich ergießen, und in dieſer Lebensfülle ſollſt Du ſterben.

Und wo bleiben wir darnach? fragte er.

Eiche weinte. Du gehſt, ich weiß nicht wohin: ich muß auf der ſchönen Erde bleiben, ſo lange ſie auf ihrem Felſenkerne feſt ſteht, und in einem neuen Baume wieder aufblühen. Aber der Tag kommt, nach welchem kein Baum mehr wachſen, kein Menſchenleib mehr im Mutterſchooß reifen wird; dann wird in Einen Ozean, aus dem es floß, unſer Leben auch wieder ausmünden, Dein's wie mein's. Darum laß Deine Seele meiner gedenken, wo ſie auch verweile; ich aber gelobe Dir, daß ich keinen der Sterblichen noch Unſterblichen mehr lieben will nach Dir; dieſe unſre Sehnſucht nach einander wird uns wieder zuſammenführen. Deinen Leib aber will ich hüten in meinem zerfallenden Schooß, darum komm in mein Haus!

Sie erhuben ſich. Der Eichbaum that ſich wie eine Pforte vor ihnen auf, tief in ſeine Wurzeln hinein klaffte ein Spalt, Brautbett und Grab zugleich, in das ſie ſich hineinlegten. Drinnen umgab ſie feuchte ſchwellende Lebenswärme; in Konrads Adern drang die übergewaltige Kraft des rieſigen Baumes, in niegeahntem Genuſſe rang er mit dem Weibe in wilder Umarmung; dann entſchliefen Beide in wolluſtvollem Ermatten. Sie haben es nicht gehört, wie draußen entſetzliches Brauſen ſich erhub, wie in ſchrecklicher Schönheit das Geiſterreich ſeine vertilgenden Elementarkräfte entfaltete: nur wie eine leiſe Wunde riß durch ihr träumendes Leben der Todesſchmerz hindurch, als nun der mächtigſte der Luftgeiſter die Krone ihres Baumes in ſeine Fauſt faßte und dreimal herumwirbelnd ſie vom Stamme losbrach,

als darauf der ragende Stumpf von den Felsriesen mit steinernen Keulen zerschlagen wurde, und der schwellende Bach die Trümmer in den Schatten des Hochwaldes zerstreute. In ihrem festen, knorrigen Wurzelbette hielt die gestorbene Eiche den Leichnam des geliebten Mannes umfaßt; traulich und feurig, wie die Liebenden, hatten sich Minne und Tod umarmt.

Auch ich zog durch den Speſſart. Am einsamen Waldplätzchen, müde und verirrt, bin ich entschlummert unter einer Eiche, die aus dem uralten Rumpfe einer gebrochenen hervorgeschossen war. Keine Elfin hat sich mir enthüllt, denn die Geister halten ihr Wort, und auch mein Herz war an ein fernes süßes Lieb gefesſelt, ehe ich den Zaubergrund des Forſtes betrat. Aber in meinen Schlaf rauschte mir das Eichlaub die freudige Mähr von der Minne, die gegen des Geschickes Beschluß einen sterblichen Mann mit einem unvergänglich lebendigen Geiste gepaart und in Beiden die Schrecken des Todes überwunden hatte durch selbſtvergeſſenen Genuß. Getreu, wie Eiche durch ihr Laubflüstern sie der Sängerbruſt zugeweht, hab' ich die Mähr' des Waldes Euch wiedergebracht. Wem die Geister noch leben, der glaubt es, daß ſie dem Geweiheten durch Offenbarung kund ward: wem aber nie das schauende Auge geöffnet war für eine andere als die Welt der Menschen, der mag sagen: Es war eines Dichters Traum im Speſſart.

Lebenslauf eines Johannisfünkchens.

Von

Johanna Kinkel.

Als ich zum erstenmal meine Augen dem Licht öffnete, fand ich mich auf der Spitze eines Grashalms hin und her schaukelnd, an dem ich hinaufgestrebt war, ohne zu wissen warum. Unter mir dicht am Boden sah ich die Trümmer meines Ei-Gefängnisses und über mir flatterte eine Geißblattranke, auf die ich kletterte als sie zufällig meinen Grashalm berührte. Gleich darauf hob ein vorbeistreifender Windhauch diese Ranke so hoch empor, daß ich über das Gesträuch hinweg den Himmel und die rothe Abendsonne sehen konnte. Aber von diesem plötzlichen Anblick ward ich so geblendet, daß ich niedertaumelte und in den Kelch einer dunkeln Rose fiel, zwischen deren weichen Blättchen ich mich zitternd in eine Ecke schmiegte und mich ganz still verhielt.

Nach einigen Minuten kamen ein paar glänzend grüne Rosenkäferchen, hoben an einer Seite das purpurne Blättchen auf, hinter dem ich ruhte, und bedeuteten mich: ich solle mich sogleich aus ihrem Zelt fortmachen. Ich hatte mich unterdeß von meiner Ohnmacht erholt und verwunderte mich über die Keckheit der beiden grünen Stutzer; ja, ich hatte nicht übel Lust, sie aus der Rose

hinauszuwerfen; aber der Eine rief ein dickes Marienkäferchen zu Hülfe, als er meine grimmige Miene bemerkte.

Das Marienkäferchen kam gravitätisch in seinem steifen rothen Mantel mit schwarzen Pünktchen herbeigeschritten, und that mir zu wissen daß es durch vertragtes Recht im Besitz dieser Rose sei, die außer ihm und seiner Familie nur von den kleinen grünen Käferchen bewohnt werde, und daß sie ein Schutz- und Trutzbündniß errichtet gegen jede andere Art von Insekten, die sich bei ihnen niederzulassen gedächten.

Von der Uebermacht vertrieben schlich ich hinaus, und kletterte langsam den Stiel hinunter, um zu dem Grasplatz zurückzugelangen. Ich setzte voraus daß er Gemeingut für alle kleinen Geschöpfe sey, die Lust hätten sich darin umher zu tummeln. Mein Weg über den Stiel führte mich leider nicht so friedlich dem Ziel entgegen als ich erwartet hatte. Er war von einem niederträchtigen blaßgrünen Gesindel bevölkert, welches oft in so dichten Massen meinen Weg versperrte, daß mir nichts übrig blieb als ihm über die Köpfe zu spazieren. Dieß weichliche und verletzbare Geschlecht ward über den leisesten Tritt meiner zarten Füßchen höchlichst indignirt, man schrie Zeter über den schonungslosen Wildfang und machte vergebliche Versuche mich abzuschütteln. Endlich jammerte mich dieser graugrünen Brei-Nation. Ich maß mit den Augen daß meine Heimath, das Grasplätzchen, nahe sei. Ein kühner

Sprung, und ich gelangte — welch Entſetzen — in das Gewebe einer koloſſalen Kreuzſpinne.

Obgleich ich am äußerſten Rande zappelte, ſo merkte mich dennoch das Ungeheuer auf der Stelle, welches inmitten des fadengewirkten Sterns in ſtolzer Ruhe das an der Sonne geröſtete Rumpfſtück einer Schmeißfliege zum Abendbrod verzehrte. Es that einen Schuß vorwärts auf mich zu, hielt dann plötzlich einen Moment inne, und ſtarrte mich mit durchbohrenden Augen an. Trotz meiner Todesangſt bemerkte ich doch genau den äußerlichen Habitus meiner Feindin. Sie war dickbäuchig und breitſchultrig, aber um den Gürtel ſehr enge eingeſchnürt. Ihr gelbes braungeſtreiftes Kleid hatte etwas unheimlich Gleißendes, obſchon ſie auf dem Rücken ein großes ſchwarzes Kreuz heuchleriſch zur Schau trug. Ihre langen Arme und Beine waren rauh behaart und mit ſpitzen Krallen verſehn. „Jetzt biſt du verloren!“ dachte ich, als ſie ſich zum Sprunge rüſtete, und fühlte Todesſchauer bis in's Innerſte. Da flog eine Hummel des Weges und im trotzigen Muth mit dem Kopf grad in das Spinngewebe hinein, das ſie mit einem Stoß zu durchreißen wähnte. Nun wuchs auch mir der Muth. Ich jauchzte der mächtigen Hummel Beifall zu, die ſich tapfer bemühte das Netz zu zerſtören. Ich glaubte ſie thue das alles um meinetwillen, denn ſie brummte immerzu von Geiſzen, die man zertrümmern müſſe, um dem Volk da im Graſe mehr Freiheit zu ſchaffen. Aber die abſolutiſtiſche Spinne verſtand nichts davon.

Sie war von der größten Art, und durfte ſich kühn mit der Demagogin Hummel in den Kampf wagen. Die beiden balgten ſich ſo lange herum, bis ein Flügel der noch etwas jungen und unerfahrenen Hummel ſich in dem Netz verwickelt hatte. Meine Hoffnung auf Befreiung ſchwand mehr und mehr, denn die Kämpfenden näherten ſich mir, der ich feſt von dem Gewebe umſchnürt war, und ich ſah dem Augenblick entgegen, wo ich zwiſchen der Spinne und der Hummel erdrückt werden würde. In ihrer Noth fing die Hummel an laut zu brummen. Das hörte ein kleiner Bauerburſche, blieb lauſchend ſtehen und haſchte dann eilig die Hummel, um ihr den Honig zu ſtehlen. Die Spinne wollte entfliehen, ward aber von ihm zerretten, und die Hummel rettete ihr Leben durch einen raſchen Stich in den Finger ihres eigennützigen Befreiers, worauf er ſie ſchreiend entſchlüpfen ließ.

Alle Fäden des Spinngewebes flatterten zerriſſen im Winde, und ich ſank in's Gras, pochenden Herzens, aber unſäglich froh und zufrieden. Aller Haß gegen kleine unſchädliche Geſchöpfe war in meinem Buſen getilgt, ſeit ich die Spinne geſchaut hatte und aus ihren Krallen errettet worden war.

Nachdem ich einige Nahrung zu mir genommen, ſchaute ich mich nach Geſellſchaft um, und machte Bekanntſchaft mit einer Ameiſenfamilie, die dicht neben dem Graſe ein Häuflein Sand bewohnte. Eine Zeitlang verkehrten wir ziemlich gemüthlich mit einander,

um ſo mehr, da ich immer nachgab, wenn die Ameiſen Recht haben wollten. Die Familien-Mutter imponirte mir beſonders in ihrer grenzenloſen Geſchäftigkeit. Nur war es mir unangenehm, daß ſie auch mich aus meiner Ruhe treiben wollte, da ich doch eigentlich mehr Neigung hatte, ſtill und träumeriſch im Graſe zu weilen und zu dem Abendſtern hinaufzuſchauen. Die Ameiſen faßten bald eine gewiſſe Mißachtung gegen meine Perſon, welche ſich zum brennendſten Haß ausbildete, als ſich bei einbrechender Nacht zu meinem eignen Staunen und zu ihrem Entſetzen kund that, daß ich die Eigenſchaft des Leuchtens beſitze. Jetzt hatte ich keine ruhige Minute mehr, denn wohin ich mich auch zurückzog, ſie hatten mich flugs hinter dem Graſe ausgeſpürt, und verfolgten mich theils mit witzloſen Spottreden, theils mit langweiligen Rathſchlägen in Betreff meiner Lebensweiſe, welche Weiſungen vielleicht für Ameiſen und Bmeiſen recht paſſend ſeyn mochten, nur für kein Johanniskunkchen. Vor Ungeduld ſchüttelte ich mich wie verzweifelt, und bemerkte plötzlich, daß ſich ein Paar Flügel entfalteten. Nun ſchwamm ich in Entzücken. Mit einem raſchen Entſchluß hob ich mich in die Lüfte, ſog den Duft der Roſen vorüberſtreifend ein, und blickte wonneberauſcht zu den Sternen, ſelbſt ein ſchwebender beſeelter Stern.

Einen Theil der Nacht durchſchwelgte ich ſelig im Bewußtſein meines eignen Glanzes; dann aber folgte eine ſehnſuchtige Beklommenheit, welche am ſtärkſten

meinen Busen bekränzte, wenn ich lange unter einem Rosenstrauch umhergeschwärmt hatte. Der zauberische Duft, dieß wundersüße harmonische Gesumme der vielen kleinen Käferchen, welche den purpurnen Palast bewohnten, berauschten mich mit Lust und Wehmuth im seltsamen Gemisch. Ich erschien mir so einsam inmitten all dieses Jubels, und da ich die andern Insekten stets dann in der behaglichsten Stimmung fand, wenn sie sich vertraulich mit ihres Gleichen der höchsten Güter des Lebens freuten, als da sind: der Schein der Himmelslichter, ein Tröpfchen Thau, ein Lulpenzelchen und dergleichen, so beschloß ich ebenfalls, einen Freund oder eine Lebensgefährtin zu suchen. Zuerst wandte ich mich an eine Cikade, aber die machte mich fast taub mit ihrer ewigen monotonen Geschwätzigkeit, so daß ich mich zu dem schweigsamern braunen Grashäferchen hingezogen fühlte. Diesem graute jedoch vor meinem Glanze, und es floh mich schnöde. Dafür umgaukelte mich die Mücke um so eifriger, ohne daß ich entschieden Freude oder Verdruß über ihre Gunst oder Ungunst empfunden hätte. Alle diese grauen Gestalten blieben mir innerlich gleichgültig, und ich begann zu glauben, ich sei ein unglücklicher Geist, aus einer höhern Sphäre in diesen Erdengarten verschlagen, und werde nimmer meines Gleichen finden.

In solchen Gedanken war ich bis an die Tarusmand gelangt, welche den Raum, in dem ich weilte, von einem freien Platze schied, als ich hinter derselben

ein bläuliches Funkeln wahrnahm, meinem eigenen Lichte ähnlich. Mit aller Kraft drängte ich mich zwischen der dichten Scheidewand hindurch, und befand mich in der Gesellschaft von acht Johanniskunkchen, die munter zechend um einen Maiblumenkelch voll Thau saßen, in welchen sie einige grüne Spitzchen Waldmeister gestreut hatten. Sie empfingen mich wie einen Bruder, der aus weiter Ferne heimkehrt, boten mir von ihrem Maitrank an, und belehrten mich über meine Existenz, über die Welt und die Stellung des Johanniswürmchens als solchem zu dieser im Allgemeinen und Besondern. Auch andere astronomische und naturwissenschaftliche Fragen löseten sie mir bereitwillig, wodurch ich in den Stand gesetzt worden, diese meine Geschichte so gründlich und lehrreich mitzutheilen.

Auf die Frage: woher sie selbst zu dieser Kenntniß gekommen, erhielt ich zur Antwort, daß sich seit einiger Zeit ein Maikäfer bei ihnen aufhalte, der in seiner Jugend von einem Tertianer aufgefangen worden. Dieser habe ihn mit in's Gymnasium genommen, woselbst er mehrere Jächer mit Nutzen vortragen hörte. Darauf habe er sich mit Verlust eines Beins und einer Flügeldecke vom Faden losgerissen, und da er sich geschämt, in diesem Zustande zu den Seinigen zurückzukehren, so lebe er in tiefer Abgeschiedenheit bei ihnen als Lehrmeister.

Noch ehe ich die Bekanntschaft dieses trefflichen Käfers machen konnte, stürmte ein neues Ereigniß auf

mich ein. Ein Jüngling und ein Mädchen kamen den Anhöhe herangegangen, neben dem wir unser Mahl hielten. Sobald der Jüngling uns bemerkte, stürzte er rasch auf die Kniee, und las uns ziemlich ungeschickt auf, wobei nur zwei meiner neuen Freunde entschlummerten. Wir wurden in des Mädchens Locken gesteckt, und warfen unsern Schein auf ihre weiße Stirn. Darüber gerieth unser Ruhestörer in ein hohes Entzücken, und küßte das Mädchen so ungestüm, daß drei von uns herabfielen und von einem Blumenkelch aufgefangen wurden, der an des Mädchens Gürtel stecke.

„O wie schön wird die Blume von den hellen Äuglein durchleuchtet!“ rief das Mädchen: „komm, mein Liebster, wir wollen eine Lilie holen, und sie ganz voll solchen Leuchtwürmchen füllen.“ Der Jüngling erwiederte: „Warte Liebchen, ich will im Grase suchen, ob ich nicht ein Weibchen finde: die geben viel hellern Glanz.“

Er ging und stöberte unter den Halmen umher: die Jungfrau aber pflückte eine schneeweiße Lilie, nahm mich aus den Locken und setzte mich hinein. In den schneeweißen glatten Blättern, die nun mein Haus waren, strahlte mein Wandern wunderbar wieder. Ich ahnte, hier müßte mir ein unermeßliches Glück begegnen. Der süße Duft der Lilie betäubte so bald, und fast ward er mir zu mächtig. Ich sank in tiefe Betäubung, und hörte nur noch wie das Mädchen sagte: „Das Johanniskäferchen hat seinen Glanz verloren.“

Als ich wiedererwachte, lag ich auf dem Raſen, der von friſchem kühlem Nachtthau getränkt war. Das Mädchen ſchüttelte über mir die Lilie, und rief: „Nein, der Duft iſt zu ſtark, die armen Thierchen ſterben davon.“ Neben mir fiel das Weibchen, das der Jüngling geholt hatte, nieder, und leuchtete nur noch matt bläulich. Mich durchſchauerte Angſt und Entzücken. Sie war da, endlich gefunden, die Mitleuchtende, und ſollte vor meinen Augen ſterben! Ich tauchte meine Flügel in Thau, und benetzte damit mein Liebwürmchen, flatterte immer rund umher, daß all' die Grashälmchen friſche Luft fächelten, bis es endlich wieder lebendig wurde und mich liebhielt. Da merkte ich, daß ſein helles Licht nicht bloß wie Feuer ſchimmert, ſondern auch warme Glut gibt, und ließ Käfer und Cikaden, Thau und Maiblumen um mein flammendes Liebchen.

Wir zogen uns aus der Nähe des gefährlichen Fußpfads zurück, und bauten uns ein Zeltchen von Apfelblüten im tiefſten Grunde eines Vergißmeinnichtſtrauchs, dicht am Rande eines Bachs. Dort blieben wir verſteckt bis nach Mitternacht, wo alles ſtiller und ſtiller um uns ward. Nur im Weidengebüſch gegenüber ſang eine Nachtigall langhallende, ſüßbebende Töne. Der Nachtwind brachte den Hauch der fernen Rebenblüte und miſchte ihn mit Roſen- und Lindendüften. Gegen Morgen kam der Mond und ſpiegelte ſich im Bach. Da wagten wir uns wieder hervor und ſchwärmten in ungetrübter Jugendſeligkeit noch einmal von Buſch zu

Busch, von allen Düften und allen monddurchleuchteten Thauperlen koſtend.

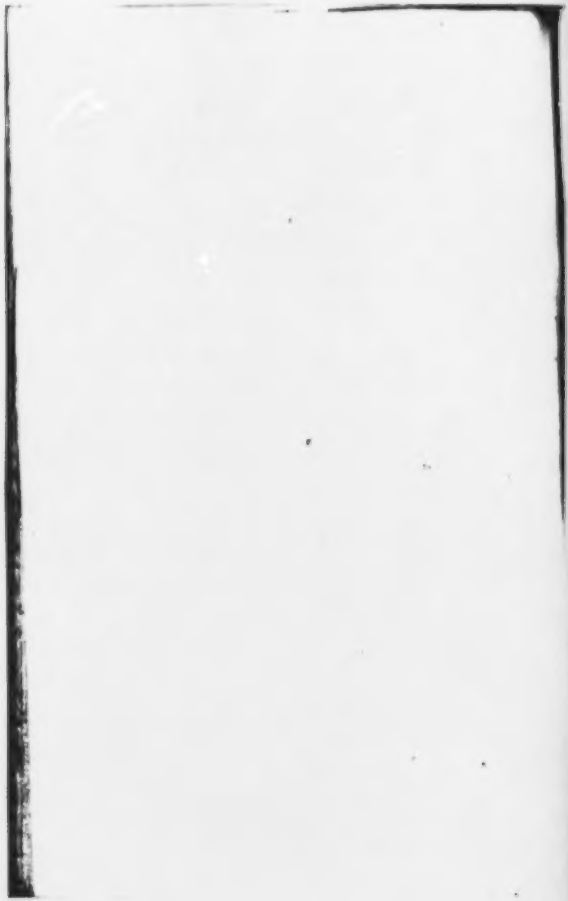
Jetzt weht hinter den fernen Bergen der rothe Morgenſchein herauf, der den Tag verkündet, an dem wir ſterben müſſen. Wir ſcheiden fröhlich von dannen, denn in Einer Nacht haben wir die Fülle eines ganzen Lebens durchgenoſſen.

Der Hauskrieg.

Eine Geſchichte vom Niederrhein.

Von

Gottfried Kinkel.



Friede ernährt, Unfriede verzehrt! Das iſt ein altes, wahres Wort: aber manche Leute mögen nicht d'ran glauben.

Am Niederrhein liegt ein kleines Dorf, hübſch und reinlich, und wohnen wohlhäb'ge Leute darinnen, denn Aecker und Wieſen ſind ergiebig und das Volk iſt fleißig und ordentlich. Der reichſte Bauer aber war der alte Andres, deſſen Haus und Stallungen zunächſt beim Strome liegen, vorn wo der Leinpfad am Dorfe vorbeizieht. Als der zu ſterben kam, ging all' ſein Gut bloß auf zwei Söhne über: der älteſte hieß Kaſpar, der jüngſte Sebulon.

Der Kaſpar war von Jugend auf ein geſunder baumſtarker Kerl geweſen, der mit fünfzehn Jahren ſeinen Pflug leitete und ſeine Senſe führte wie ein Alter; und wenn er Abends nach Hauſe kam, verſtand er's gleichfalls, in Kartoffeln und Klöße einzuhauen wie der beſte Meiſterknecht. Der Sebulon aber hatte in ſeiner Jugend die engliſche Krankheit gehabt und Lebertran drei Jahre trinken müſſen ſtatt Bier. Auch alle andern Kinderkrankheiten machten ihm's Leben

ſauer. Zwar erkriegte er ſich nach dem vierzehnten Jahr, aber krumme Wadelbeine behielt er, und der Barbier hat nie viel von ihm verdient, weil er keinen Bart bekam. Zum Vieh und Ackergeräth hatte er kein Gemüth; am liebſten lag er hinter'm Ofen, ſpielte mit Nachbarskindern, die viel jünger waren als er und tifielte ihnen allerhand Spielzeug zuſammen, ſetzte den Thierchen aus der Arche Noäh abgebrochene Köpfe und Beine von Wachs wieder an und nähte Puppenkleidchen. Der alte Andreä ſah, daß er im Felde nichts taugte, und gab ihn zu einem Schneider in die Lehre. Er lernte auch ſein Handwerk rechtſchaffen und kam noch eh' der Vater ſtarb in gute Kundſchaft herein. Nur die Mädchen wollten nichts von ihm wiſſen, auch die nicht, denen er ehemals Puppenhemdchen gemacht hatte; ſie ſpotteten eher über ihn und ärgerten ihn mit dem Spitznamen Meiſter Scheerenbein, den ſie ihm wegen ſeiner kreuzweis gewachſenen Unterthanen anhängten. Dadurch verlor er ordentlich den Muth, ſich zu verlieben und hing ſich deſto mehr an ſeinen Bruder Kaſpar. Der aber nahm ſich ſchon früh, wie's gute Sitte iſt auf dem Lande, eine Frau und kriegte mit der richtig alle Jahr ein Kind.

Als nun der alte Andreä todes verblichen war, da einigten ſich die Brüder ganz leicht und gutwillig wegen der Erbſchaft. Der Kaſpar übernahm alle Ackergüter, der Sebulon das Haus mit dem großen Gemüſegarten und die Wieſen, die dabei liegen. Seinem

Bruder räumte er das Erdgeſchoß ein und ging dafür bei der Schwägerin in die Koſt. Er ſelber wohnte im Oberſtock; dort hatte er eine große nette Stube, deren Fenſter über einen Wieſenfleck nach dem Rhein und der Hauptſtraße des Dorfes gingen. Hier ſaß er auf ſeinem Tiſch und nähte tapfer zu; Alles was in der Nachbarſchaft geſchah, konnte er gut ſehen, und mit jedem Schiffer, der unten am Waſſer anlegte, ſprach er und fragte ihn, was es Neues gäbe zu Mainz oder zu Emmerich. So führte er ein ganz vergnügtes Leben und wurde, ohne daß er's recht merkte, ein alter Junggeſelle dabei.

Zwanzig volle Jahre hatten die Brüder einträchtig miteinander gewohnt. Am beſten fuhren dabei die Kinder des Kaſpar: die lagen dem Ohm den ganzen Tag auf der Stube, lauerten zu den großen Fenſtern heraus und ließen ſich von ihm zwiſchen Tag und Dunkel Puppen und Lappenmäuschen ſchneidern. Erſt wenn wieder eins von ihnen in die Jahre kam, daß es in die Schule gehen mußte, wurde es gegen Ohm Sebulon unartig, weil es von den Mitſchülern über ihn ſpotten hörte. Dann wurde jedes vor und nach rebelliſch wider ihn, bis er's endlich einmal beim Flügel nahm und die Treppe hinabjagte. Dies war er ſchon bei allen ſeinen Neffen und Nichtchen gewöhnt.

Da legte auf einmal der Teufel ein Ei in die Wirthſchaft. Der Kaſpar hatte jetzt zwölf Kinder, klein und groß wie die Orgelpfeifen. Da er gut

gewirthſchaftet und das Erbgut durch Ankauf neuer Ländereien vergrößert hatte, mußte er mehr Dienſtvolk halten als vorher, und ſo wurde ſeiner Frau das Untergeſchoß des elterlichen Hauſes zu klein. Sie lag ihrem Mann in den Ohren, daß er ſich ein neues Haus neben das alte bauen möchte, und das ſollte von Ziegelſteinen ſein und nicht von Lehmfachwerk, und ſollte ſogar eine gemalte Stube darin ſein. Der Kaſpar wollte lange Zeit nicht d'ran, denn er meinte: für das neue Haus kann ich mir ein Dutzend Kühe einſtellen und einen Morgen Land noch obendrein kaufen, aber die Frau wollte ein blankes Haus und keine Kühe. Lieber Leſer, wenn du Kühe haben willſt und deine Frau ein neues Haus, ſo werden zwar die Kühe nicht gekauft, allein das neue Haus wird ſicherlich gebaut.

Aber der Bauplatz? Den mußte der Bruder Sebulon ja erſt hergeben. Denn ihm gehörte das Land um das ganze Stammhaus herum, und er hatte im Garten prächtiges Gemüſe, in den Wieſen aber feines Obſt ſtehen: das ſchickte er mit dem Marktnachen zweimal die Woche nach Rees oder Cleve hinunter und hatte manchen harten Thaler daraus gelöst und als Kapitälchen ausgethan. Der Garten beſonders war ſeine beſte Freude: es that ihm wohl, wenn er ſo vom Schneidertiſch aufſtehen und die leichte Gartenarbeit, als Säen, Pflanzen, Oculiren und Einſammeln, vornehmen konnte.

Der Kaſpar hatte zwar draußen in der Flur Land die Hülle und Fülle, aber hier beim Dorfe gehörte

ihm nur ein ſchmaler ſchlechter Strich, der g'rade zwiſchen dem Stammhaus und dem Leinpfad lag: den hatte ich bei der Theilung die Frau ausbedungen, um da zwiſchen die Bäume ihre Trockengarne anzubinden. Es war ein ungleicher ſchlechter Sandboden und ſchoß ſo ſtark gegen den Fluß ab, daß er beinahe jedes Jahr vom Waſſer überſchwemmt wurde.

Am allerbeſten wäre nun das Haus in den Gemüſegarten Sebulons zu ſtehen gekommen; der lag hoch und trocken, hatte eine nette Ausſicht auf den Fluß und bot feſten, guten Grund für die Anlegung des Kellers. Das war auch von Anfang die Meinung der Frau geweſen, und nun rückte ſie damit heraus. Ihr Mann kratzte ſich hinter den Ohren, als er's hörte, und meinte: ſie ſolle doch ſelber einmal mit dem Bruder Sebulon zu reden anfangen.

Das geſchah beim nächſten Abendeſſen, als die Dankſagung geſprochen und die Kinder nach Bett gejagt waren. Die Frau nahm das Ding wie etwas, das ſich ja ganz von ſelber verſtünde, meinte auch ſogar, der Bruder Sebulon werde doch brüderlich handeln und ihnen den Garten hübſch wohlfeil überlaſſen. Sebulon erwiederte nichts, ſondern ſtand auf, reichte dem Kaſpar, wie alle Abend geſchah, eine Priſe aus ſeiner Doſe, und als der nieſte, ſagte er: Proſziat und gute Nacht miteinander. Hierauf ſtieg er die Treppe hinauf in ſein Quartier.

Aber ſchlafen konnte er in dieſer Nacht nicht. In der erſten Stunde dachte er über die ſchönen Pfirſch-

und Aprikosenspaliere nach, die er vor drei Jahren mit der allergrößten Mühe endlich in gutes Wachsthum gebracht hatte, nachdem er sechsmal vergebens Schößlinge eingesetzt. In der zweiten Stunde kamen ihm die Ranunkeln in den Sinn, für die er das schönste, sonnigste Beet des Gartens bestimmt hatte; sein Ranunkelnflor war sein Stolz, Keiner in der Nachbarschaft, auch kein Kunstgärtner in den nächsten Städten konnte an Zahl der Arten mit ihm wetteifern. Nach Mitternacht fielen ihm die schönen, saubern Kieswege ein, für die er selber den Grand, wohl zweihundert Schubkarren voll, mit Schweiß und Mühe vom Rheinufer heraufgefahren hatte, und das nette Rondellchen in der Mitte, mit Seemüschelchen ausgelegt, die extra von Scheveningen herbestellt waren. Als der Nachtwächter Ein Uhr blies, fuhren ihm die herrlichen dicken Spargel durch die Seele, die er jährlich von dem Hauptbeet an der Hecke zu Markt schickte, um zwei Uhr die mächtigen Kappesköpfe, um drei Uhr die grünen Erbsen — und gegen Morgen sprangen und schwirrten alle diese Gedanken, die Aprikosen und die Seemuscheln, der Kappes und die Ranunkeln, die Erbsen und die Spargel durcheinander in seinem Kopfe herum. Das Alles sollte nun ausgerissen, niedergehauen, geebnet werden, bloß um ein Haus dahinzusetzen, das ebenso gut anderswo Platz hatte. Noch einmal auf seinen alten Tag sollte er sich einen ganz neuen Garten anlegen und dessen Früchte vielleicht nicht mehr genießen!

Am Morgen faßte er ſich ein Herz, griff zu einem andern Entſchluß und ging geſetzt und fröhlich zum Mittageſſen hinunter. Die Frau machte ihm gleich kein ſo gutes Geſicht wie ſonſt, denn es verdroß ſie, daß er nicht geſtern alsbald gutwillig ja geſagt hatte. Aber ſie verkniff ſich, denn ſie meinte, er ſollte ſelber von dem Dinge zu reden anfangen. Das geſchah nicht: ſie wurde ungeduldig und fuhr am Ende derb mit der Frage heraus: „nu, Herr Schwager, habt Ihr's dieſe Nacht gehörig beſchlafen? Wie theuer laßt Ihr uns den Garten?“

Da ſagte Sebulon: „ſchickt erſt die Kinder fort, dann beſpricht ſich's beſſer.“

Als die fort waren, redete er weiter: „liebe Frau Schwägerin, den Garten kann ich nicht miſſen; ich proſtitire ſo viel daraus, daß ich ihn nicht billig ablaſſen kann, wie ſich's doch unter Brüdern ſchickt. Der Wieſengrund taugt nicht für Blumen und Kappes, da kann ich keinen neuen Garten machen, auch dauert's mir zu lang. Aber euch kann's eins ſein, ob ihr ein paar Schritte rechts oder links bauet. Sucht euch alſo in der Wieſe einen Platz für's Haus und für einen ſtattlichen Hof obenein. Seid nicht blöde, ihr könnt friſch einen halben Morgen Land dazu nehmen. Was ich habe, kriegen ja doch eure Kinder, und mir kommt's nicht d'rauf an: den halben Morgen ſchenk' ich euch.“

Das war brüderlich geſprochen, und der Kaſpar hob ſchon die Hand auf, um in Sebulons Hand

einzuſchlagen und ſich fröhlichen Mutbes zu bedanken. Aber die Frau war's nicht zufrieden, weil ſie's nun einmal ſo gewollt hatte und nicht anders. „Nein," ſagte ſie, „in Eure Sumpflöcher bau ich nicht; lieber bleib ich im Stammhaus ſitzen."

Wie es Euch beliebt," ſagte Sebulon, „und wünſche allerſeits wohl geſpeiſt zu haben." Damit ging er ganz freundlich aus der Stube und ſtieg in ſeine Werkſtatt hinauf.

Nun brach der Zorn der Frau los. Wenn der Sebulon ihr grob antwortete, ſo konnte ſie gegen ihn ihre Galle loslaſſen, und nach einem herzhaften Zank möchten ſich beide vielleicht vereinigt haben. Nun aber mußte der Mann es ausbaden.

„Du biſt mir auch der Rechte," fuhr ſie ihn an, „läßt deine Frau allein reden: der Schwager ſoll wohl denken, ich wäre wunder wie böſe. So geht's den armen Weibern: ihr Männer laßt Gottes Waſſer über Gottes Land laufen, und wenn wir hernach auf unſer Eigentum und auf's Gut unſerer armen Würmer denken, da müſſen wir böſe Zungen ſein."

„Frau," ſagte der Kaſpar, „die Wieſe iſt ebengut zum Bauen, und wir kriegen ſie geſchenkt."

„Ich will aber die Wieſe nicht," ſchrie ſie. „Lieber bau' ich auf den Fleck am Waſſer, der uns gehört, daß der krumme Scheerenbein ſich ärgern ſoll, wenn er nicht mehr auf den Rhein ſehen und mit dem Schiffervolk ſchwätzen kann, das alte Weib der —"

„Der müßt' auch ein Narr ſein, der dahin baute," ſagte der Kaſpar, „da ſtände das Haus keine zehn Jahre wegen des Eisgangs. Jetzt muß ich in's Feld." Damit ging auch er zur Stube hinaus.

Derweil ſaß der Sebulon auf ſeinem Schneidertiſch und nähete kleine Läppchen zuſammen für eine Jacke, die er ſeinem jüngſten Neffen, dem Hanspeter, für ſeinen neuen Hanswurſt verſprochen hatte. Der Junge war ſchon dreimal dageweſen: nun hatte er ſie ihm auf drei Uhr zugeſagt, da wollte der Hanspeter ſie holen kommen.

Es ſchlug drei Uhr: die Jacke war fertig, aber der Hanspeter kam nicht. Meiſter Sebulon fing eine andere Arbeit an: er wird wohl fiſchen ſein, meinte er. Es ſchlug vier Uhr: das Kind blieb aus, auch die andern kamen nicht, die ſonſt immer nach der Schule ihre Schnitte Brod mit Parkäs bei ihm aufaßen. Sebulon ſagte für ſich: ſicher machen ſie ſich ein Kartoffelfeuer auf dem Acker, oder ſollt' ihnen gar was zugeſtoßen ſein?

Als es aber fünf ſchlug, hörte er das kleine Geſindel unten im Vorhauſe ſich jagen und ſchreien. Er trat an die Treppe und rief hinunter: „Hanspeter, bring den Hanswurſt, die Jacke iſt fertig!"

„Nein Oheim," rief der kleine Junge herauf, „ich mag die Jacke gar nicht."

Sebulon ging an den Schneidertiſch, holte die prächtige bunte Jacke, zeigte ſie den Kindern und ſprach: „wer will ſie jetzt, wenn der Hanspeter ſie nicht mag?"

Der zweitletzte Bube, der Michel, rief: „ich,“ und hatte ſchon den Fuß auf die unterſte Treppenſtufe geſetzt; da ſprang ein älteres Mädchen, die ſchnippiſche Anna, hinzu, riß den Michel heftig am Arm herunter, daß er auf die Erde fiel, und ſprach: „halt Du Deine Jacke, Ohm. Die Mutter hat geſagt, Du wäreſt ein böſer Ohm, der ſeinen Bruderskindern nichts Gutes gönnt, und da wollen wir gar nichts mehr von Dir haben. Und die Mutter ſagt auch, wir ſollen gar nicht mehr zu Dir auf die Werkſtube gehen.“

„Ja,“ rief einer der Buben, „ich komme auch nicht mehr zu Dir, Du Ohm Scheerenbein. Hoho, Ohm Scheerenbein!“

Und die ganze Rotte, klein und groß, der Michel mit, brüllte laut auf: „Hoho, Ohm Scheerenbein, Ohm Scheerenbein!“

Sebulon wurde kreideweiß vor Zorn und dachte an die Elle, um das ganze Geſindel durchzuhauen, aber er fühlte ſeine Beine wanken und ging langſam in die Stube zurück. Die Hanswurſtjacke zerriß er in kleine Fetzen und warf ſie am Fenſter hinaus. Dann kletterte er auf den Schneidertiſch und fing wüthend an einem Wams zu nähen an. Als er fertig war, ſah er, daß er den Ermel verkehrt angeſetzt hatte: er ſchmiß das Wams hin, fuhr in den Rock, nahm ſein ſpaniſch Röhrchen und ging hinaus — in's Wirthshaus.

Dem Kaſpar, als er ſeine Feldarbeit fertig hatte, war's auch nicht recht heimlich zu Muthe. Er mochte

nicht nach Haus gehen und dachte: die Frau hat's eingebrockt mit dem Bruder Sebulon, mag ſie's heut Abend beim Eſſen mit ihm richtig machen: ich geh' in's Wirthshaus.

Alſo weil Beide dieſen Abend ſich nicht ſehen wollten, kamen ſie nun erſt recht zuſammen, und obenein vor andern Leuten.

Als Kaſpar in die Schenke trat, ſaß der Sebulon in der Ecke und las im niederrheiniſchen Volkskalender. Er ſah ſchlecht aus und trank wider ſeine Gewohnheit ein Schöppchen Ahrwein. Sonſt hatten ſie allezeit daſſelbe getrunken und aus Einer Flaſche; jetzt aber fing der Kaſpar, wie er ſeinen Bruder ſah, gleich mit Rum an. Rundherum ſaß ein Dutzend Leute aus dem Dorf.

„Nun, Kaſpar," ſagte der Schöffe, „Ihr wollt' bauen, hör' ich?"

„Wißt Ihr das ſchon," war die Antwort. „Ja, ſo Gott will im Frühjahr."

„Und wohin?"

„Weiß noch nicht, bin mit meinem nächſten Nachbar noch nicht eins geworden."

Sebulon ſah einen Augenblick vom Volkskalender auf, die Augen der Brüder trafen ſich. Kaſpar fuhr fort: „nicht alle Leut' ſind gefällig."

Sebulon legte den Kalender hin, nahm die Brille ab, ſagte aber kein Wort.

„Ich meine," ſprach der Schöffe, „auf der Wieſe Eures Bruders wär's am bequemſten."

„Ja," ſagte Kaſpar, „ſo wird's auch wohl werden."

Jetzt fragte der Sebulon über den Tiſch herüber: „auf welcher Wieſe meinſt Du, Kaſpar?"

„Nun, wie wir's heut abgeſprochen haben, auf Deiner!"

„Von der Abſprach weiß ich nichts," erwiederte Sebulon. „Seit heut' Abend fünf Uhr wird von meiner Wieſe kein Daumenbreit verkauft noch verſchenkt."

„So," ſagte der Kaſpar, „das wußt' ich nicht. Ich denk' morgen bei Tiſch reden wir noch einmal darüber."

„Ich eſſe nicht mehr bei Deiner Frau," antwortete Sebulon. „Ich hab' mich zum Eſſen hier beim Wirth verakkordirt, bis auf's Frühjahr."

„Und im Frühjahr?"

„Dann fang' ich eine eigene Wirthſchaft an und halte mir eine Köchin, ich wohne oben und die unten."

„Unten wohnen ja wir," ſagte der Kaſpar.

„Nein," antwortete Sebulon, „unten wohnt ihr im Frühjahr nicht mehr. Ich habe eben den Schöffen gebeten, daß er Euch auf halben Mai kündigen ſoll."

„Sebulon," rief Kaſpar und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. „Bau' ich auf Deine Wieſe oder nicht?"

„Nein."

„Oder in Deinen Garten?"

„Nein."

„Und ſoll auch nicht im Haus meines Vaters wohnen bleiben?"

„Nein."

„Dann bau' ich auf dem Fleck zwiſchen dem Haus und dem Rhein, oder alle Teufel ſollen mich zerſchlagen und der Schnaps im Glas ſoll mir Feuer und Flamm' im Magen werden. Gute Nacht, ihr Leute!"

Damit ſtürzte er ſeinen Rum hinunter und ſtürmte nach Haus.

Am andern Morgen früh kam richtig der Schöffe und kündigte im Namen des Sebulon dem Kaſpar und ſeiner Frau die Wohnung auf. Der Frau wurde es ſchwül, nun es Ernſt geworden war, und gern hätte ſie jetzt den Wieſenfleck angenommen. Sie meinte, Kaſpar ſollte doch einmal hinauf gehen und ein gut' Wort an den Bruder wenden. Aber nun hatte Kaſpar ſeinen Kopf darauf geſetzt und war zu ſtolz, den unterſten Weg zu gehen. Mit ſeinen zwei älteſten Jungen wanderte er an den Fluß und hieb alsbald die Bäume nieder, welche daſelbſt ſtanden. Sebulon ſteckte einmal oben aus dem Fenſter den Kopf in der Nachtmütze heraus und ſagte ganz ruhig: „guten Morgen, und wünſche gute Verrichtung."

Es war ein erbärmlicher Bauplatz. Zwiſchen dem Stammhaus und dem Leinpfad eingekeilt, bot er nur für eine Reihe Zimmer Platz. Deſto beſſer, dachte Kaſpar, da bau' ich drei Stöcke übereinander und nehme dem Sebulon dabei das beſte Licht weg. Aber es mußte auch gegen den Fluß hin eine mächtige ſteinerne Brüſtungsmauer aufgerichtet werden, und das war kein Spaß. Für die Stallungen blieb ſo wenig

Raum, daß man im alten Quartier gar ein halb Dutzend Ochsen mehr stellen konnte. Aber den Stall rückte dafür der Kaspar so, daß er dem Sebulon just auch das Fenster der andern Seite verdeckte, welches auf die Straße des Dorfes hinausging. So nahm er ihm die beste Freude, welche er bei der Arbeit hatte.

Unter Fluch und Verdruß wurde das Haus noch vor dem Winter unter Dach gebracht. Die Brüder grüßten sich nicht mehr, wenn sie sich begegneten, das Dorf lachte sie aus und stocherte dadurch ihren Eigensinn auf. Wenn der Kaspar etwas Neues zu machen hatte, nahm er einen andern Schneider vom nächsten Dorfe in die Kost. Seine Kinder aber thaten dem Ohm Schaden, wo sie mochten und konnten, und verschonten ihm sogar die Blumen und Früchte in seinem Garten nicht mehr.

Ein wenig besser wurde es, als im Frühjahr der Kaspar wirklich in's neue Haus einzog, aber viel besser doch nicht. Schon wenn man in der Stadt wohnt, ist's hart, einen Feind zu haben; auf dem Lande ist es noch härter. Denn in der Stadt kann man sich ausweichen, wenn man's anders will. Aber auf dem Lande trifft man sich alle Tage, im Wirthshaus, in der Gemeindeversammlung, im Handel und Wandel, zumal Nachbarn: und dann schmeckt Einem nachher das Essen schlecht.

Einmal hatte der Kaspar dem Wirth gesagt: Ich wohne doch schön, kann rings um mich blicken und Euch recht in's Dorf sehen; das freut auch meine Frau, sie

hat doch etwas Unterhaltung. Der Wirth ſagte das dem Sebulon wieder, und am folgenden Tage kamen Maurer, bauten auf drei Seiten um Kaſpars Haus auf dem Grund und Boden des Bruders zwei mannshohe Mauern und verſahen ſie oben auf's trefflichſte mit eingekitteten Glasſcherben. Zwiſchen dieſe Mauern ſetzte Sebulon eigenhändig junge Pappeln, beſah und begoß ſie alle Tage und gab dem Nachtwächter ein ſchweres Trinkgeld dafür, daß er jede Stunde der Nacht zuſehen ſollte, ob Baumfrevel an ihnen geſchähe. Die Kinder des Kaſpar holten ſich an den böſen Mauern nur zerſchnittene Hände und Knie, die Pappeln aber wuchſen luſtig und hatten im folgenden Frühjahre das Haus des Kaſpar ſchon dermaßen eingeſponnen, daß man um vier Uhr Nachmittags Licht anſtecken mußte. Da nahm es mit der ſchönen Ausſicht für die Frau gleichfalls ein Ende. Und was noch ſchlimmer war, die Kinder wurden durch die Mauer von allen ihren alten Spielplätzen abgeſperrt und lagen nun den ganzen Tag am Waſſer; die Frau konnte ſie nicht wegſchlagen, und wenn gar hoch Waſſer war, hatte ſie den ganzen Tag Sorgen und Noth. Am Ende mußte der Kaſpar eine eigne Perſon in's Haus nehmen, bloß um auf die Kinder zu paſſen.

Einmal im Herbſt, kurz nach der Grummetmahd ſaß der Sebulon bei der Arbeit. Da trat ohne anzuklopfen der älteſte Sohn ſeines Bruders in die Stube, ſtellte ſich vor den Schneidertiſch hin und fing an: „Ohm Sebulon, der Vater läßt Euch ſagen —“

„Thu' Deine Kapp' vom Kopf," sagte Sebulon, „wenn Du mit Deines Vaters Bruder sprichst."

„Taxon hat mir mein Vater nichts befohlen," antwortete der Bursche und ließ die Mütze sitzen. „Er läßt Euch aber sagen, daß oben, wo Eure Wiesen anfangen, die Krippen nichts mehr taugen. Der Vater meint, das ginge Euch so gut an, wie ihn, und ob Ihr helfen und Geld beisteuern wollt, daß wir einen ganz neuen Steindamm machen und Weiden drauf stecken. Dann will er auch dazu thun."

Da sprach Sebulon: „er hat's nöthiger als ich; wenn im Frühjahre hoch Wasser kommt und nicht gekrippt ist diesen Herbst, geht ihm's Haus treiben. Sag' übrigens Deinem Vater: ich hätte doch mitgehalten, wenn er mir keinen Flegel, wie Du bist, geschickt hätte."

Der Bursch' machte Kehrt und trollte ohne Gruß ab. Als er seinem Vater die Antwort brachte, sagte der: „allein leg' ich's Geld nicht aus, um dem geizigen Satan seine Wiesen zu schützen. Gott sei Dank, reich bin ich, und mein Ackerfeld liegt hoch; geht mir auch das Haus flöten, ich kann's aushalten."

Also wurde gar nicht gekrippt. Der Rhein aber stieg schon diesen Herbst höher als gewöhnlich, und als er wieder gefallen war, spazierte Sebulon mit bangem Gemüth auf seine Wiesen hinaus. Richtig: da waren die letzten Reste der alten Krippe weggespült, ein großer Grasfleck abgedeckt, daß der blanke Boden da lag, und wohl anderthalb Morgen mit unfruchtbarem Grand

und Sand verſchüttet. Sebulon überſchlug leicht, daß er, die unvermeidliche Anlage einer neuen Krippe eingerechnet, um tauſend Thaler ärmer war. Einen Augenblick dachte er bei ſich: es wäre nun doch beſſer, wenn mein Bruder den halben Morgen Wieſe für ſein Haus hätte, und ich den ganzen, der jetzt noch kaum ruinirt iſt. Aber er ſchlug ſich den Gedanken aus dem Sinn, als er an Kaſpars Haus auf dem noch naſſen Leinrain vorbeiging: denn da war Alles, Klein und Groß dabei, mit Eimern das Waſſer aus dem Keller zu tragen, und die Frau rang die Hände, weil ihr die friſch eingemachten Bohnen und das Sauerkraut in den Fäſſern verdorben waren. Dieſer Anblick war dem Sebulon wie ein Schmalzſtaſter auf eine franſche Fliege.

Aber bald ſollte ihm gar ein Haarſeil unter die Haut gelegt werden. Noch im ſelben Herbſt hörte er in der Kirche von der Kanzel die Heirath ſeiner älteſten Nichte Lieſe mit einem jungen Bauern aus der Nachbarſchaft verkündigen. Das hatten ſie alſo richtig gemacht, ohne ihn, den nächſten Verwandten, darum zu fragen; das hatten ſie von der Kanzel ableſen laſſen, ehe ſie ihm ein Wort darüber gönnten! Die Lieſe war ſein Pathchen, er hatte ſie allezeit ganz beſonders lieb gehabt und ſeit Jahren eine ſchwere goldne Kette mit Henkeldukaten für ſie aufgehoben, die ihm aus der Erbſchaft der Mutter zugefallen war. Und nun —

Die Hochzeit kam bald: man bat ihn nicht dazu, aber weil der Herbſt noch ein paar warme Tage brachte,

ſchlug man die Tiſche hart neben ſeiner Hausthür an der Straße auf. Sebulon ſah von oben das luſtige Leben und verſchluckte ſeinen Verdruß; als er aber die Braut ſelber in dem ſchönen neuen Kleid erblickte, das er nicht zugeſchnitten und genäht hatte und das ihr, ſo meinte er, recht ſchlecht ſaß, da brachen ihm zwei dicke, bittre Thränen aus den alten Augen. Er konnte es dem Jubel gegenüber nicht aushalten, der zu ihm durch die Wipfel der Pappeln heraufſcholl; leiſe zog er ſich an, ſteckte die ehemals für Lieſe beſtimmte goldene Kette mit den klirrenden, flirrenden Dukaten in die Hoſentaſche und ſtieg die Treppe hinunter.

Wäre nun die böſe Mauer nicht geweſen, ſo konnte er durch die Hinterthür am Fluß her ſich heimlich vorbeiſchleichen; jetzt mußte er vorn heraus und mitten durch die Hochzeitstiſche hindurch. Mit leiſem Schritt und geſenktem Haupte ging er ſeines Weges. Die Lieſe ſah ihn und wurde blutroth, ihre Mutter ſah ihn und wurde leichenblaß; ein boshaftiges Spottgelächter lief über die Geſichter der Gäſte bei dieſer unerhörten, ſo hart ſich hervordrängenden Kränkung alles Familienbrauchs und aller Familienliebe. Der Kaſpar ſprang auf: ich glaube, er wollte ſeinem Bruder das Glas zubringen, und ich glaube auch, der Sebulon wäre dann geblieben, und die Hochzeitsfreude hätte den langen Schmerz ausgeheilt. Da ſchrien aber die kleinſten unter Kaſpars Kindern dem großen Haushunde, den ſie heut in der allgemeinen Freude von der Kette losgemacht

hatten, unten am Tiſche zu: Tirad, Tirad, da iſt der Ohm Scheerenbein! Der Hund war ſonſt ein guter Thier, das keinem Kinde etwas zu Leide that, aber die kleinen Böſewichter hatten ihn ein paarmal, wenn er an der Kette lag, auf den Ohm gehetzt, um dieſen zu erſchrecken, und ſo fuhr er dem jetzt wüthend nach den Beinen. Sebulon, der ſich auf Alles gefaßt hatte, zog ihm mit dem franiſchen Rohr einen kräftigen Hieb über die Zähne, und Kaſpar gab ihm zu gleicher Zeit einen furchtbaren Fußtritt in die Flanke, ſo daß das Thier heulend unter den Tiſch zurückrollte. Aber zornig ſah Sebulon die Familie an und ſagte: „ich gehe ja ſchon, was braucht ihr denn den nächſten Verwandten eures Hauſes von ſeiner Nichte Hochzeit mit Hunden wegzujagen?“ Raſcher als vorher ſchritt er ſodann durch die Reihen und bog um die Ecke des Nachbarhauſes.

Still ging er durch die Stoppelfelder und Wieſen in die nächſte Stadt zum Goldſchmied, ließ die Kette ſchätzen und ſteckte die Louisd'or, die er dafür bekam, gleichmüthig in dieſelbe Hoſentaſche, wo die Kette geweſen war. Dann wankte er ſich auf dem Markte zum Hauſe des Notars, ſprach mit ihm eine Stunde und beſtellte ihn auf morgen früh in ſeine Wohnung aufs Dorf hinaus. Hierauf kehrte er heim, ſetzte ſich im Wirthshauſe zu den andern Gäſten und lud den Barbier und den Hufſchmied, weil das die beiden ärgſten Plaudermäuler in der Gemeinde waren, ebenfalls auf

morgen früh als Zeugen zu sich ein. Hierauf traktirte er sie mit dem besten Wein und spielte bis tief in die Nacht mit ihnen Sibbeschröm zum höchsten Satz. Dabei gingen ihm zwei von den Louisd'or springen, die er für die Kette gelöst hatte; das wollte er eben. Um Mitternacht, als der Höchzeitslärm vorüber war, ging er nach Haus und legte sich aufs Ohr.

Der Notarius kam, die Zeugen auch. Sebulon hatte noch eine Verwandte im Oberlande, die er nicht leiden konnte, weil sie als Mädchen sich schlecht aufgeführt hatte und dann mit aller Mühe unter die Haube gekommen war. Der und ihren Kindern vermachte er nun ganz rechtskräftig das Stammhaus und sein Land, wie auch alle seine fahrende Habe, mit der Clausel, daß der Besitz erlösche, sobald die Erben die Mauer und die Pappelallee verkommen ließen oder seinem Bruder Kaspar oder dessen Nachkommen ein Stück des Grundeigenthums verkauften. Der Notar erhielt an Gebühren gerade den Rest der Louisd'or; ein letztes Zehngroschenstück, das noch davon übrig blieb, warf Sebulon den Sonntag drauf in den Klingelbeutel. Den beiden Zeugen aber verbot er zum Ueberfluß noch, von der Sache zu reden. Natürlich hingen die es jetzt sogleich an die große Glocke, und Abends im Wirthshaus meldeten zwanzig Zungen dem Kaspar im Vertrauen die erbauliche Geschichte.

Geld wiegt überall schwer, am allermeisten aber auf dem Lande, wo man den Mann schätzt nach dem, was

er hat, und das Mädchen manchmal auch. Kaſpar merkte bald, daß er jetzt nicht mehr für halb ſo reich galt als vorher. Man wußte recht gut, daß Sebulon aus ſeinem Garten, aus den ſchönen Wieſen und daneben mit ſeiner Schneiderei ungefähr ebenſoviel jährlich erwarb wie Kaſpar aus ſeinen großen Ackergütern, daß er aber, kinderlos wie er war, nicht den zehnten Theil ſeines Erwerbs verbrauchen konnte. Obenein beſaß er das ſolid und gut gebaute Stammhaus, Kaſpar aber den unſichern, ſtets feuchten Neubau am Waſſer; bei zwölf Kindern mußte ſein Vermögen ein ſtarkes Exempel in der vierten Spezies hergeben, und der Quotient wurde garſtig klein. Dieſes Rechenexempel ſtellten alsbald die alten und jungen Bauern rundherum in der Nachbarſchaft an. Um das ſchnippiſche Annchen, die zweite Tochter Kaſpars (das war dieſelbe, die damals den Michel von der Treppe des Ohms zurückriß), hatte ſich ſchon lange Zeit ein Schulzenſohn vom nächſten Hofe Mühe gegeben und bei Lieſens Hochzeit die Sache bei ihr ungefähr in Richtigkeit gebracht; jetzt kam der nicht mehr, und die Anne ſah lang nicht ſo ſpitzig mehr aus wie vorher. Kaſpar ſelbſt hatte Hoffnung gehabt, Schöffe zu werden, an des alten Statt. Aber als es im Gemeindehaus wirklich zur Wahl kam, meinten nunmehr Alle, es ſchicke ſich nicht, Einen zum Schöffen zu nehmen, der mit Jemand im Dorf unfreund ſey, und ſo fielen die Stimmen auf einen reicheren Bauer, obwohl der

ſtatt eines ein halb Dutzend Feinde hatte. Auch im eigenen Hauſe bekam Kaſpar, da er älter wurde, alle Tage mehr Verdruß. Die Frau warf ihm vor, ſie hätte ja auf den ſchlechten Platz gar nicht ernſtlich bauen wollen, er mit ſeinem Eigenſinne ſey an allem Uebel ſchuld. Die Kinder, in deren Herz früh der giftige Same des Haſſes geſtreut war, hatten in ihren Streichen gegen den Ohm, welche die Eltern ihnen ſtets durchgehen ließen, Verachtung gegen das Alter gelernt und gaben dieſe Verachtung jetzt auch reichlich dem Vater zu ſchmecken. Die ältern Söhne und Töchter aber ſahen ihre Eltern als die Urſach an, daß ihnen das reiche Erbe des Ohms entging, und Annchen, um welche ſich jetzt kein reicher Junge mehr bewarb, gab dem Vater und der Mutter kein gutes Wort mehr zu hören. Der Fluch des Haſſes lag auf allen Stirnen, und Kaſpar, wenn er allein auf dem Felde hinter den Ochſen herging, dachte jetzt doch oft: wären wir drei Jahr jünger, ich wüßte wohl, was ich thäte. Nun's aber einmal drei Jahr gedauert hat, ſoll's auch ſo bleiben bis an meinen Tod! Und dabei ſchlug er mit dem Stecken ſo hart auf die Ochſen, daß ſie aufſprangen und die Furche ſchief ging.

Ein harter Winter kam. Im Januar und Februar ſchneite es unabläſſig, des Nachts fror es und der Schnee blieb liegen. Bange ſah man am Niederrhein dem Hochwaſſer entgegen. So blieb es bis tief in den März: da ſprang der Nordwind nach Südweſt um, und

in einem Tage trat überall das ſchwarze Feld aus der Schneedecke hervor. Der Rhein ſtieg, es mußte ſchrecklich werden, wenn auch im Oberland das Thauwetter ſo plötzlich eintrat und wenn es dauerte. Wäre nur die Krippe im Herbſt ordentlich gemacht worden! Aber jetzt war es zu ſpät, man mußte auf einen Nothbehelf denken. Kaſpar lernte in der Todesangſt um Weib und Kind und Heerd ſeinen harten Muth beugen. Ohne dießmal ſeines Bruders Hülfe zu erbitten oder abzuwarten, rammte er an der Stelle der Krippe ein Dutzend der ſtärkſten Tannenſtämme in ſchräger Reihe ein, um den Stoß der Fluth ſanft abzulenken, und verband ſie mit dickem Weidenflechtwerk. So ſicherte er ſich die Zeit, um ſeine beſte Habe wenigſtens flüchten zu können.

Höher und höher ſchwoll die Fluth: Weib und Kind mußte er ſchon im Nachen wegſchaffen, das Waſſer ſtand in ſeinem zweiten Geſchoß. Er ſelbſt blieb noch in dem gefährlichen Bau, wie ein Schiffskapitän, der ein Wrack nicht verlaſſen mag, ſo lange es nicht unterſinkt. Es gelang ihm ſogar, unter dem Schutze der eingeſchlagenen Tannenbäume, die vortrefflich widerhielten, ein großes ſtarkes Scheunenthor an dieſe ſeine Verſchanzung heranzubugſiren und zur Verſtärkung derſelben vor dem Weidengeflechte zu befeſtigen. Dadurch bekam das Haus noch mehr Schutz. Zwar wie die Strudel heranſchoſſen, bogen ſich die Tannen und krachten, aber weil ſie nachgaben, richteten ſie ſich auch allemal

wieder auf. Wenn jetzt die Flut nicht mehr wuchs, wie sie denn wirklich stillzustehen schien, dann war das Haus gerettet.

Aber an einem Abende verdunkelte sich der Himmel. Der Wind sprang spitz nach Westen um und jagte die bäumenden Wellen gerade auf das Dorf zu. Ein Platzregen wie ein Wolkenbruch fiel nieder, die Flut wuchs in jeder Stunde zwei Fuß, und kletterte nun auch schon an Sebulons Hause empor.

Dieser legte sich in Kleidern auf's Bett in der Oberstube. Weil sein Haus sonst immer verschont blieb, war er nicht geflüchtet und hatte nicht einmal für einen Nachen gesorgt; dem Bruder aber, der auch in seiner Festung blokirt war und einen Nachen da hatte, mochte er darum jetzt kein gut Wort geben. Auch ängstigte er sich nicht sonderlich, weil er sich auf die Festigkeit des Hauses verlassen konnte. Die Lampe hatte er brennend neben sich stehen und las in der Postille.

Auf einmal aber sah er das Wasser durch den Fußboden heraufquellen wie ein klares Waldbrünnlein im Frühjahre. Seine Haare sträubten sich: siehe, da kam es auch schon lustig über die Thürschwelle gerieselt. Er sprang empor und riß die Thür auf: ein voller Schwall brach ihm entgegen, und kaum war er auf den Schneidertisch geflüchtet, so stand das Wasser den Fenstern gleich. Da trat ihm der entsetzlichste Tod vor die Augen; wenn es jetzt noch stieg bis es das

Fenſter gefüllt hatte, ſo wurde er unter der Decke erdrückt oder mußte erſticken. Er lief an's Fenſter, das nach dem Dorfe ging und ſchrie um Hülfe, aber das Rauſchen der Fluth und der ſcharfe Pfiff des Windes ſchnitt ihm den Ton lautlos von den Lippen weg: die Fluth ſpielte innen und außen bis an ſeine Bruſt. Nach dieſer Seite war keine Rettung, aber nach dem Fluſſe zu blieb eine kleine Hoffnung. Dort ſtand dicht vor dem Fenſterladen eine der Pappeln, welche er aus Haß hingepflanzt hatte. Er watete zum Bette, ſchlug eine wollene Decke, die noch trocken war, eng zuſammen und band ſie ſich an den Hals. Dann kletterte er vorſichtig in den Fenſterrahmen: richtig, die Pappel ſtand noch und reckte ſeiner Hand einen ſtarken Aſt entgegen; dicht hinter ihr ſchien auch das Dach vom Hauſe ſeines Bruders noch aus der Fluth hervor. Er ſah den Kaſpar mit einer Laterne aus dem oberſten Stockwerk in den Nachen ſteigen; er ſchrie ihn an, aber hören war unmöglich. Kaſpar zwang den Kahn mit aller Mühe auf die Tannenbäume oben bei der Krippe zu: Sebulon aber kletterte auf ſeiner Pappel ſo hoch hinauf als er ſtarke Aeſte fand, ſetzte ſich oben zurecht und erwartete, daß der Tag und die Hülfe kommen ſollten. Bald überzeugte er ſich, daß das Waſſer eben ſo raſch fiel als es gewachſen war: ſchon wich es von dem Fenſter, aus dem er ſich geflüchtet hatte, und ſchon dachte er dorthin zurückzukehren.

Da, es war eben der Morgen am Grauen, erhob

ſich nocheinmal mit kurzen, ſtarken Stößen der Wind. Die Flut rauſchte wilder, die Pappel ſchwankte ſtark. Eben wollte Sebulon ſeinen Rückzug antreten, da hörte er oben an der Krippe einen entſetzlichen Krach, das Hausdach vor ihm ſank mit furchtbarem Rauſchen in die Flut, und in den Strudel, der dadurch entſtand, ſenkte ſich der Pappelbaum mit hinein. Krampfhaft hielt er ſich feſt: der mächtige Stamm wurde von den Wellen im Kreiſe gedreht, unter und über geſtürzt, und Sebulon mußte den Tanz mithalten; bald war er ein paar Klafter unter dem Waſſerſpiegel, bald drüber. Plötzlich empfand er einen Stoß, der Aſt, den er hielt, ſchleuderte ihn von ſich und warf ihn unſanft auf etwas hartes hin. Der Verſtand verging ihm, er fühlte, daß ihm das Blut aus der Naſe ſtrömte und daß er mit dem, worauf er lag, raſch ſtromabwärts trieb. Langſam ſammelte er ſeine fünf Sinne; als er ſein Lager befühlte und beſah, war's ein großes Scheunenthor, und am andern Ende deſſelben ſaß ein Mann — und der Mann war ſein Bruder Kaſpar.

Der Kaſpar hatte am Wanken ſeines Hauſes gemerkt, daß es drinnen nicht mehr geheuer ſei. Deßhalb beſtieg er den Nachen, wagte aber nicht, nach dem Dorfe zu fahren, wo er in der ſchwarzen Nacht und bei dem wilden Wellenſchlage leicht an einen Baumwipfel ſtoßen und umſchlagen konnte, ſondern arbeitete ſich durch das ſtillere Fahrwaſſer zu ſeinem Bollwerke

hin, deſſen Baumſtämme am Abend vorher noch prächtig gehalten hatten. Dort lag er vor Sturm und Strömung geſchützt vor Anker und merkte ebenſo vergnügt wie Sebulon auf das Abnehmen der Flut. Aber jene Windſtöße gegen Morgen trieben ihm die Wellen gerade gegen die Schutzwand, vier Tannenſtämme wichen endlich aus dem zerwühlten Boden und die andern brachen in demſelben Augenblick in Splitter. Das ſchwere Scheunenthor ſtürzte dem Kaſpar beinah auf den Kopf und ſchlug ihm die Spitze des Nachens glatt weg. So blieb ihm nichts übrig, als von dem verſinkenden Fahrzeug auf das Scheunenthor ſelbſt zu ſpringen. Die losgekketeten Fluten heulten nun auf ſein Haus zu, er ſah es zuſammenbrechen wie Sebulon, und Thor und Pappel ſchoſſen in denſelben Strudel hinein, der ſie dicht aneinander wirbelte und den Sebulon gleichfalls auf das beſſere Rettungsboot abſetzte. Als Kaſpar einen Menſchen auf das Thor geſchleudert ſah, war ſeine erſte Meinung, ihn herabzuwerfen, damit die Laſt nicht zu groß würde, aber ſein gutes Gemüth verwarf den Gedanken. Beim ſchwachen Morgengrauen erkannte er den verhaßten Bruder, begnügte ſich aber, ſoweit als möglich von ihm fortzurücken. So ſaßen ſich denn die Brüder gegenüber, jeder auf einer Ecke des Thors, das reißend ſchnell mit ihnen abwärts trieb.

Als der Morgen hell anbrach, hatten ſie einen troſtloſen Anblick. Das Gewölk verzog ſich, der Sturm

hörte auf; aber unermeßlich dehnte ſich die trübe Fluth, Bäume, Hausgeräth und Leichen von Thieren mit ſich wirbelnd, vor ihrem Auge aus. Fahrzeuge wagten ſich in den Strudel nicht hinein; ſchoß ihr Thor wohl einmal dichter an einem Ufer hin, wo Menſchen ſie hätten ſehen können, ſo waren die doch zu feig oder zu ſehr mit dem eigenen Unglück beſchäftigt, um an die Rettung der Brüder zu denken. Jeden Augenblick drohte ihnen der Tod, wenn ihr Fahrzeug dicht an überſchwemmten Baumwipfeln vorbeiſchoß oder mit Balken und anderm Holzwerk in der Strömung zuſammenſtieß. Dazu lief der Wind wieder nach Norden, und fuhr ihnen eiſig durch die naſſen Kleider. Sebulon nahm die Decke, die er ſich an den Hals gebunden hatte, ſchlug ſie auseinander, und als er ſie noch ziemlich trocken fand, wickelte er ſich hinein. Aber auch ſo klapperten ihm die Zähne aneinander.

Da fielen ihm denn in ſeiner Seelenangſt allerlei gute Sprüche von der Bruderliebe und Vergebung ein, und die lagen ihm ſchwer auf dem Gewiſſen. Aber wenn er eben weich werden wollte, ſo dachte er recht abſichtlich an die verbaute Ausſicht aus ſeiner Oberſtube, und an die Frau Schwägerin, vor Allem aber an die Hochzeit der Lieſe, und dann wurde ihm ſein Herz wieder ſo kalt wie ſeine Hände.

Dem Kaſpar ſeinerſeits war's noch banger in ſeinem Gewiſſen, und er betete leis für ſich ein Vaterunſer nach dem andern. Auch ihn fror jeden Augenblick

ärger. Da blitzte es ihm auf einmal durch die Seele, daß er vor dem letzten Einsteigen in den Nachen eine Flasche Kornbranntwein zu sich gesteckt hatte für alle Fälle. Er griff darnach — und schau', sie war ganz geblieben; er zog einen tapfern Schluck, und die Augen wurden ihm munterer.

Bei diesem Anblick klapperten dem armen Sebulon die Zähne noch ärger. Kaspar sah es, und ganz langsam, als wollt' er die Worte zählen, preßte er die Frage heraus:

„Sebulon, willst du auch einen Schluck?"

Ueber das Antlitz des Schneiders floß es wie glättendes Oel; die Noth war zu groß, sein Herz war gebrochen. Leise zitterte ein Ja ihm zwischen den zusammengedrückten Zähnen durch.

Da kroch Kaspar vorsichtig in die Mitte der Scheunenthür und Sebulon eben so vorsichtig ihm entgegen, denn aufrecht gehen durften sie nicht, sonst wäre ihr Fahrzeug umgekippt; der eine gab die Flasche, der andere nahm sie und that einen tiefen Zug.

Aber mit der Wärme, die jetzt in ihre Adern floß, erwachte auch wieder der Trotz. Sebulon gab die Flasche zurück, sagte: „ich danke," und wendete dem Kaspar den Rücken, um auf seinen Platz zurückzukriechen.

Abermals schwammen sie wol eine Stunde; die Sonne kam hell herauf, die Natur wurde ruhiger. Kaspar, von den Anstrengungen der letzten Tage und

Nächte erschöpft, konnte dem Schlaf nicht widerstehen und nickte vorwärts und rückwärts.

Sebulon sah die Gefahr seines Bruders, und nun war das Sprechen an ihm. „Kaspar," sagte er, „streck Dich und schlaf, Du versäumst mir sonst; ich will wachen und Dir zurufen, wenn sich eine Rettung zeigt."

Das ließ sich der Andere nicht zweimal sagen, sondern fiel vornüber auf den Bauch, legte die Arme unter den Kopf und fing an zu schnarchen. Sebulon kroch leise zu ihm, nahm die wollene Decke, die nun ganz trocken war, von seinen Schultern und legte sie vorsichtig über den Bruder hin.

Noch eine Stunde verfloß: da meinte Sebulon, es gehe langsamer. Er sah sich um und hätte beinah laut aufgeschrien vor innerem Jubel. Denn er bemerkte deutlich, daß die Hauptströmung jetzt rechts von ihnen sich hinabwälzte, während sie selber in ruhigerem Wasser auf einen schwarzen Strich zutrieben, der ein Ufer zu seyn schien. Als er dieß Alles überschaut hatte, weckte er den Kaspar.

Dieser richtete sich auf, reckte sich und sagte: „ja, die Gegend kenn' ich. Das Schwarze ist ein Damm, vor welchem stilles Wasser sein wird. Erreichen wir den, dann können wir auf ihm fortgehen bis auf's höherliegende Land."

Sie tranken in der Freude noch einmal miteinander, und Kaspar gab dem Bruder die Decke wieder. Auf einmal aber rief er: „wie kommt's denn, daß

wir ſo ſchnell treiben, wenn doch ein Damm vor uns iſt?“

Er erhub ſich auf ſeine Füße und ſah ſcharf vor ſich. „Nun ſind wir verloren,“ ſprach er leiſe, „der Damm hat einen Riß und wir ſind gerade in der Strömung, die auf den Riß zugeht. Merkſt du, wie es ſchnell reißt, und immer ſchneller? Dort ſchäumt ſchon die wüthende Flut: wir ſtoßen an und ſind hin!“

Und ſo war es. Raſcher als ein Dampfboot ſchoß das Thor auf die ſchmale Dammöffnung zu. „Noch fünf Minuten,“ ſagte Kaſpar und kniete nieder wie ein Verdammter vor dem Henkerbeil — „noch vier — nun keine drei mehr.“

Aber Sebulon ſah nicht mehr auf das Loch im Damme, ſondern auf den Kaſpar, und ſagte laut und feſt: „Bruder, ſollen wir denn als Feinde vor Gottes Richterſtuhl treten?“

Da brach dem Kaſpar das Herz, und mit dem Ruf: „Bruder vergib mir,“ ſank er in Sebulons offene Arme. Der aber rief: „ſo wollen wir ſterben!“ Zum erſtenmale ſeit vier vollen Jahren fühlte jeder ſein Blut wieder warm durch die Glieder rollen, zum erſtenmal wieder Thränen der Wonne aus den Augen rinnen. Dicht vor dem Tode waren ſie glücklicher als je, weil jeder wieder ein liebend Herz an dem ſeinigen ſchlagen ſpürte.

Ein heftiges Schaukeln riß ihre Lippen auseinander. Beide ſahen nach dem Damme zu und erwarteten den

Tod — aber da war kein Damm mehr. Staunend blickte Kaspar rückwärts — siehe da lag der Damm schon hinter ihnen: im Augenblick ihrer Versöhnung war der Tod an ihnen vorbeigegangen und ihr Fahrzeug wie durch ein Wunder recht mitten durch die Oeffnung hingeschossen, ohne rechts und links anzustoßen. Sie waren gerettet: vor ihnen lag das höhere Land, auf welches die immer mehr sich stillenden Wellen sie langsam hinspülten. Da umarmten sie sich vor Freude noch einmal und ließen sich nun nicht mehr los, bis das Thor unter ihnen sich sacht auf ein weiches Ackerland heraufschob.

Arm in Arm gingen sie in's nächste Dorf, trockneten daselbst ihre Kleider und stärkten sich mit Speis' und Trank. Gerne hätten sie die Nacht da geruht, aber sie dachten an die Angst von Kaspars Frau und Kindern. Kaspar verkaufte sein Scheunenthor, Sebulon die wollene Decke, etwas Geld hatte jeder außerdem bei sich, und so machten sie sich auf die Beine. Alle Landstraßen waren überschwemmt, sie mußten Umwege über die Gebirge suchen, und aus der Strecke, die sie in acht Stunden durchfahren hatten, wurden drei Tagemärsche. Aber sie kamen ihnen nicht so lang vor als die acht Stunden; denn in diesen drei Tagen, die ihnen so recht einsam geschenkt waren, tauschten sie nun Alles und Jedes aus, was beide in vollen vier Jahren durchlebt hatten: die Herzen wuchsen fest wie ehemals zusammen, und sie machten Pläne, wie sie's nun

daheim einrichten wollten zu gegenseitigem Glück. In der letzten Stadt vor ihrer Heimath aber gingen sie zum Notarius, und Sebulon vernichtete das dort niedergelegte Testament.

So kamen sie spät am dritten Abend im Dorf an und schritten auf ihr Erbgut zu. Das Wasser war im Ablaufen; die Pappeln mit ihrer Mauereinfassung und das neue Haus, also gerade die Zankäpfel, waren ohne alle Spur verschwunden; nur das Elternhaus stand noch fest und unerschüttert. Kasyar blieb ein wenig zurück; Sebulon aber schlich sich an die Ecke des Hauses und sah die Schwägerin mit den Kindern verzweifelnd auf der Stelle ihres früheren Uebermuthes sitzen, die so eben von der Flut ihr wieder eingeräumt wurde. „Betet," sagte sie zu den Kleinen, „für den Vater, denn hier riß ihn die Flut fort; betet aber auch," fuhr sie zu den ältesten Kindern fort, „für die Mutter, denn ich habe den Vater getödtet und den armen Schwager Sebulon auch."

„Mich nicht," rief der Sebulon, und trat vor. Die Kinder, alles Haders vergessend, hingen sich an ihn. „Und weil Ihr, liebe Schwägerin, Neu' und Leid tragt, so schenkt Euch Gott noch mehr wieder, und weil Ihr auch an den Sebulon denkt, bringt der Euch den Mann wieder nach Haus."

Da kam auch der Kasyar hinter der Ecke her, und die Frau schloß ihn in den einen und den Sebulon in den andern Arm. Der aber sagte: „Kinder, wir haben

eine gute Lehre bekommen dieſe vier Jahre her, und hätte es noch einmal vier Jahre gewährt, ſo konnten wir den Bettelſtab in die Hand nehmen. Jetzt aber zwingen wir's noch. Morgen fangen wir zuſammen die neue Krippe zu machen an. Ein neues Haus braucht ihr nicht: kommt nur wieder zu mir: was mein iſt, iſt euer und eurer Kinder."

Der Muſikant.

Eine rheiniſche Bürgergeſchichte.

Von

Johanna Kinkel.

In dem niedrigen halbdunkeln Krankenzimmer ſaß in ihrem Bette aufgerichtet, von der treuen Tochter geſtützt, die Frau eines reichen Bierbrauers in Bonn, und betrachtete freundlichen Auges ein Glas alten rothen Gielsdorfers nebſt Aniesſchnittchen, welche Labung ihr heute nach langer Diät zuerſt der Arzt vergönnt hatte. Dieſer ſtand mit dem Hausherrn am Fenſter, und antwortete auf deſſen Frage: „Eß dat Stingche dann no ganz op der Beſſerong?“[1] mit warnendem Ton: „Erſt muß ſich noch manches gefährliche Glied aus der Kette der Erſcheinungen gelöst haben, bevor wir mit Sicherheit dieſes Wort ausſprechen mögen. Ich wiederhole es, vor allem muß die Patientin aus der dumpfen Stubenluft heraus, und in einer freien anmuthigen Gegend den belebenden Hauch des Lenzes einathmen.“

„Minges Gefalls!“ Dat fall ſe han. Eyer no Godesberg kütt ſe mer net, wo die ſtihf ſigge Kleeder vür Blinzlerſch obenav fraziere, wo ennewendig die huvärtige Elberfelder Madamme dren ſteche. Zo Keſſenich

[1] Iſt das Chriſtinchen denn nun ganz auf der Beſſerung?

weeß ich en ahdig Hüüsche, met eßu em Bongert, wo ich mich an köhl Overde alt mih unger die Böömcher ſetze könnt' on Weggemilch met eſſe." [1]

So überlegte der Hausherr, der Arzt gab ſeine Zuſtimmung, und nach einigen Tagen ſchon zog die Geneſene mit ihrer Tochter Tillchen hinaus. Dicht hinter dem Hauſe, das ſie bewohnten, zog ſich eine Reihe von Obſtgärten und Wieſen langſam bergan, und begrenzten die Waldung, welche den Gipfel der das Dorf eng umſchließenden Hügelkette deckt. Da ſollte nun die dicke Frau den Tag über recht fleißig umher wandern, auf den Berg ſteigen, und ſich ſo lange abmüden, bis ihr Milch und Brod wie Wein und gebratene Hähnchen ſchmeckten. Aber ſo gewiſſenhaft befolgte ſie den Rath des Arztes nicht. Nach einem halbſtündigen Schlendern durch die Wieſen ſagte ſie gewöhnlich zu ihrer Tochter: „Tillche, ich be möd; ich well ming ahl Glidder jet räſte!" [2] und dann ſetzte ſie ſich unter den ſchattigen Birnbaum, ſtrickte emſig an einem Stiefelſtrumpf, und gab Acht, was die Bauern in den anſtoßenden Gärten thaten und plauderten.

[1] „Meinetwegen. Das ſoll ſie haben. Aber nach Godesberg kommt ſie mir nicht, wo die ſteifen ſeidenen Kleider vor Blinzler's (Hotel) auf und ab ſpatzieren, in welchen inwendig die hoffärtigen Elberfelder Damen drin ſtecken. Zu Kröwich weiß ich ein artiges Häuschen, mit ſo einem Baumgarten, wo ich mich an kühlen Abenden zuweilen unter die Bäumchen ſetzen könnte und Weck und Milch mit eſſen."

[2] Ich bin müde; ich will meine alten Glieder etwas raſten.

Das nächste Haus rechts war eine Schenke, wo es aber in der Regel nur Sonntags lebhaft zuging. Dann war Tanzmusik bis in die späte Nacht, lustig und wild, während in der Woche die Wirthsleute ihre Weingärten und Felder besorgten, und selten von einem stillen Gast, der schweigend sein Schöppchen im Grünen genießen wollte, darin gestört wurden.

Mit Verwunderung hörte die Brauersfrau auf einem Dachstübchen jenes Hauses Jemanden halbe Tage lang allerlei Stückchen auf einer Violine versuchen, und erfuhr, daß es der Sohn des Hauses sey, welcher von den benachbarten Bauern als ein Erzmusiknarr geschildert wurde. Sie erzählten: „Do wor en ahl Vigelin em Huus, die hat hä als ene kleene Jong' op der Lööw funge, on ihrsch hatt si' Vatter Pläsihr dran, wie hä von selversch dorob spille konnt'. Evver wie hä ene gruuße Lellbeck wurd', do woll hä em Feld on en der Schüür' kee Good donn, on alle Oogeblecks hatt' hä sich en de Bösch gefusch, wo ihn keener finge konnt'; do sooß hä op 'em Boom on spild op der Vigelin. Do säht si Vatter: Wann et dann net andersch eß, dann well ich och dervon profetire. Ich 'en moß alle Sonndags dene Musikante vo Bonn esu vill Geld on goode Word gevve. Stopp mer se dann net genog met Wing on Platz-brögge, dann senn se noch pritsch derbei. Dat kann ich spare. Ich 'en koofe mingem kleenste Jong en ahl Baß für drop ze schrompe. Dat kann jedwedereener. Dann striche se viermol reechs, on dann

viermol links, on esu vöran: Wubwubwubwub, wubwubwubwub ꝛc. ꝛc. Dat geht wie geschmäärt. On do eß dä blinde Michel von Dottendorf, dä blööß die Clarinett' für en Appel on ä Stöck Brund' — wenn no dä Aeltste die Vigelin spild, da' kann ich ohne Köste Musik hale." [1]

So kam es, daß die Liebhaberei des jungen Franz geduldet wurde. Er durfte sich ungestraft dem Dreschen und Pflügen entziehen, und geigen so viel ihm behagte; ja er setzte es sogar durch, daß er ein Jahr lang bei dem berühmten Wallbröl zu Poppelsdorf Stunde nehmen durfte, worauf er das Gelernte seinem jüngsten Bruder und dem blinden Michel mittheilte, so gut er's verstand.

[1] „Da war eine alte Violine im Haus, die hatte er als ein kleiner Junge auf dem Speicher gefunden, und anfangs hatte sein Vater Vergnügen daran, wie er von selber darauf spielen konnte. Aber als er ein großer Lümmel wurde, da wollte er in Feld und Scheune seine Schuldigkeit nicht thun, und jeden Augenblick hatte er sich in den Busch gepfuscht, wo ihn Keiner finden konnte; da saß er auf einem Baum und spielte die Violine. Da sagte sein Vater: wenn es denn nicht anders ist, so will ich auch davon profitiren. Ich muß alle Sonntage den Bonner Musikanten so viel Geld und gute Worte geben. Stopft man sie dann nicht genug mit Wein und Butterbroden, so sind sie noch launisch obenein. Das kann ich sparen: ich kaufe meinem kleinsten Jungen einen alten Baß, um darauf zu schrumpen. Das kann Jedermann. Dann streichen sie viermal rechts, und dann viermal links und so weiter; Wubwubwubwub, Wubwubwubwub ꝛc. ꝛc. Das geht wie geschmiert. Und da ist der blinde Michel von Dottendorf, der bläst die Clarinette für einen Apfel und ein Stück Brod — Wenn nun der Aelteste die Violine spielt, so kann ich kostenfrei Musik halten."

Bisher hatte er lauter lustige Tänzchen gespielt, und damit der dicken Nachbarin vielen Spaß gemacht. Sie erinnerte sich dabei der Tage ihrer Jugend, wo sie noch schlank und leicht Quadrille tanzte. Nach und nach waren die lustigen Walzer in wehmüthig langsame Melodien übergegangen, und heute spielte Franz so klagend und traurig, daß selbst Lillchen zuweilen tief seufzte, und verstohlen die Augen abwischte. „Es wird einem ganz betrübt," sagte die Mutter, „wann dä Minsch esu beweglich spillt, grad' alö wann' en Orgel met er Moordgeschichte vür de Huusdüür küt, dann muß mer och immer krüsche. Ich han leever esu en allerte Stöckelcher."[1] Das Lillchen schwieg still und machte sich nach einer Weile davon, ein einsames Plätzchen suchend, von dem aus es nach dem Dachfenster des Bauernsohnes hinaufsehen konnte.

Ihr war seit einigen Tagen so eigen zu Muth, als ob eine schwere Last auf der Brust sie am Athmen hinderte. Sie war doch so fröhlich und leicht mit der guten Mutter hinausgezogen, obwohl es ihr hart vorkam einen halben Sommer hindurch das fröhliche Geplauder der Nachbarskamerädchen zu missen, und statt des bunten Treibens auf Markt und Straße, das einem Mädchen so viel zu denken gibt, nichts zu sehen als

[1] „Es wird einem ganz betrübt," sagte die Mutter, „wenn der Mensch so beweglich spielt: grade wie wenn eine Orgel mit einer Mordgeschichte vor die Hausthüre kömmt, dann muß man auch immer weinen. Ich habe lieber solche munter Stückchen."

Gras und Bäume. Doch da ſie ein ſehr gutes Kind war, hatte ſie ſich vorgenommen keine Langeweile aufkommen zu laſſen, und der Mutter von früh bis ſpät die Zeit zu vertreiben. Sie redete ihr zu ſich Bewegung zu machen, damit nur ja kein Rückfall entſtehe; ſie bereitete ihr ſorgfältig die gebotenen Speiſen, und erzählte ihr unerſchöpflich viel Geſchichten: vom Abrechen, vom Drückchen, aus der Predigt des Kaplan Peters, von den Waſſermeiers Töchtern, von der Endenicher Kirmes und der Kevelaer Proceſſion. Ein paar Wochen durch reichte dieſer Geſprächsſtoff vollkommen aus, dann aber verſtummte Tillchen mehr und mehr. Was ſie anfangs am meiſten geſcheut, die Einſamkeit, war ihr nun das liebſte. So oft ſie konnte ſtahl ſie ſich weg, den waldigen Berg hinan, oder ſie ſetzte ſich an die epheuberankte Mauer des Kirchhofes, und betrachtete ſtundenlang die Kreuze die aus dem hohen Gras emporragten.

Kam zuweilen Abends der Vater, und ſie war nicht da, oder erſchien endlich mit verweinten Augen, ſo ſagte der: „Wat eß doch dem Till? Eß dem wieder en Laus üver de Leever gekroffe?“[1]

Antwortete dann die Mutter: „Och dat eß em jonge Mädche net ze verüvele, dat' em bee de Zick lang wirt, en wer welle maache, dat wer baal wieder no

[1] „Was fehlt doch der Tillchen? Hat ihr wieder eine Laus über die Leber gekrochen?“ (Dreiſchwörtlich.)

Bonn trecke:"[1] Dann fand Tillchen schnell die Sprache wieder, und erinnerte mit dem glühendsten Eifer einer besorgten Tochter an die Warnungen des Arztes und wollte von keinem Abkürzen des ländlichen Aufenthaltes etwas wissen.

In einer eben so räthselhaften Gemüthsstimmung als Tillchen befand sich der junge Franz im Nachbarhause. Bisher hatte die Liebe zu seiner Violine keine andre Liebe in ihm aufkommen lassen. Die Kessenicher Bauermädchen die auf seinen Tanzboden kamen, hatte er alle aufwachsen sehen, und fand gar nichts verwunderliches an ihnen. Wenn er zuweilen, über sein Notenblatt guckend, beobachtete wie sie herumsprangen, so kam ihm Eine wie die Andre vor, und er hielt die Dorfjungen die sich oft Löcher in die Köpfe schlugen um mit dieser oder jener zu tanzen, für rechte Narren. Da er einen angebornen Sinn für das Feine, Zierliche hatte, so gefielen ihm wohl besser die städtischen Spaziergängerinnen, die in einem andern vornehmern Wirthshause in der Nähe einkehrten. Doch diese erschienen ihm eher wie gemalte Bilder oder Wachsfiguren die nur zum Betrachten da sind. Er konnte sich gar nicht vorstellen, daß er mit Einer von ihnen vertraulich reden, ihr etwas klagen, oder sie um etwas bitten könnte.

[1] „Ach, das ist einem jungen Mädchen nicht zu verdenken, (verübeln), daß ihr hier die Zeit lang wird, und wir wollen machen, daß wir bald wieder nach Bonn ziehen."

An einem ſonnigen Junimorgen ſtand er am Fenſter und hörte fremde Stimmen im Nebengarten; ein Tiſch wurde unter den Birnbaum gerückt, und ein rothwangiges ſchlankes Mädchen, mit ſpiegelglatt geſcheitelten braunen Haaren, deren reiche Flechten das nette Köpfchen faſt zu belaſten ſchienen, in einem ſauberen hellfarbigen Anzuge kam um das Frühſtück zu bereiten. Als bald darauf die Mutter erſchien, begann ein Geſpräch im Dialekt, wie es in der rheiniſchen Bürgerfamilie gebräuchlich iſt, denn das Hochdeutſche iſt nur da um mit fremden vornehmen Leuten, oder von hoch erhabenen Dingen zu reden. Dem Franz ward es warm und wonnig um's Herz, als er endlich einmal ein ſo ſchönes, feines Mädchen genau ſo ſprechen hörte, wie er es auch konnte: herzlich und einfach, auch lauter Dinge die er begriff. Die Mutter nannte ſie Lilchen. Das gab ihm viel zu überlegen, ob ſie eigentlich Ottilia oder Mathilde getauft ſein möchte. Er ſchloß auf Mathilde, da ihm der Klang lieblicher und nicht ſo vornehm ſchien wie jener.

Sein größtes Entzücken ward nun das Thun und Treiben der holden Geſtalt zu beobachten, und bald hatte ſich dieſe ſeinem Auge ſo eingeprägt, daß er ſie auch da ſah wo ſie nicht war. Eben ſo ſchien der Laut ihrer hellen Stimme ſeinem Ohr wie zugefloſſen. Des Nachmittags pflegte die Mutter ihr Schläfchen zu halten; dann ſaß das Lilchen allein unter dem Birnbaum, oder wandelte am Bergabhang. Dann rief ihr Franz

über die Gartenhecke freundlich „guten Tag“ zu, oder er begegnete ihr am Buſch und ſie wechſelten einige Worte. Unzählige Worte wurden ſpäter daraus, und Beide mochten auf noch ſo entgegengeſetzten Fußpfaden auswandern, immer begegneten ſie einander auf halbem Wege. Selbſt als in ihnen die Furcht aufſtieg, Andre möchten es ſehen und etwas darüber denken, daß ſie alle Tage zuſammenſtünden und plauderten, und wenn ſie deßhalb die aufrichtigſte Abſicht hatten heute mit bloßem Gruß einander vorüberzugehen, ſo wollte es der Zufall, daß ſie dann erſt recht lange beiſammen blieben.

Das kam meiſt ſo: Tillchen ging mit ernſtem Geſicht vorbei, und that als hätte ſie den Franz nicht geſehen. Der zerbrach ſich dann den Kopf, womit er ſie könnte beleidigt haben, und fand nicht eher Ruhe bis ihn ein Wort, freundlicher als alle frühern Worte, vom Gegentheil überzeugte. Der Tillchen ward es oft todesbange und doch wieder ſo ſelig, wenn ſie an den Blick des kohlſchwarzen Auges dachte, das ſie ſo unſäglich liebreich anſah. Sie träumte daheim jeder Begegnung nach, wie er plötzlich purpurroth geworden als ſie um die Waldecke trat, und er mit Einem Sprung über den Bach bei ihr war, um die Zweige auf ihrem Pfad zurückzubiegen: wie er ſich die lockigen Haare von der Stirn ſchüttelte, und ſie zuerſt bemerkte, daß er doch im Grund ein wirklich ſchöner Menſch ſei. Dann beſann ſie ſich auf jedes Wort das er zu ihr

geredet. Daß er ſie lieb habe war nicht über ſeine Lippen gekommen, und dennoch war es der Inhalt jeder Rede geweſen. Nichts als Freundliches und Süßes hatte er zu ihr geſagt, und wie hätte ſie da Unfreundliches drauf erwiedern können! War ſie bei ihm, ſo war Heiterkeit und Friede in ihr; aber allein, und noch mehr in Gegenwart der Eltern befiel ſie ſtets eine große Bangigkeit. „Was kann das für ein Ende nehmen?“ ſo fragte ſie ſich, und unmöglich konnte ihr die Antwort genügen: „Nun, daß Du wieder nach Hauſe kömmſt, und alles iſt wie ſonſt, und daß Du ihn nicht mehr ſiehſt.“

Auch ihm begann dieſelbe Sorge aufzuſteigen. Traf er ſie allein, ſo war alles gut, aber zu ihr vor andern Menſchen, nicht einmal von ihr hätte er ein Wort reden können. Am ſtärkſten war ſeine Angſt vor ihrem Vater, der in ſeinem blauen Ueberrock und den Stock mit einer elfenbeinernen Billardkugel darauf in der Hand ſo ſtattlich und ſtreng ausſah wie ein Bürgermeiſter.

So feſt ſich nun die jungen Leute einbildeten, daß kein Menſch ihre Neigung durchſchaue, ſo ſprach doch bald die ganze Nachbarſchaft davon. Den Franz warnte ſein Vater, daß er ſich keinen Korb bei einem reichen Mädchen holen ſolle, die ihn ſicher nur zum Beſten habe. Dieß Wort, einmal ausgeſprochen, rüttelte die ganze Seele des ſtillen Menſchen gewaltſam auf. Er war gewiß daß ſie ihn nicht zum Beſten hatte; zu

wohl konnte er bemerken wie ſie nach ſeinem Fenſter oft lange, lange hinaufſah: ſie hatte ſeine Hand nicht weggeſtoßen als er geſtern in der Dämmerung beim Abſchied zuerſt die ihrige muthig gefaßt und an ſein Herz gedrückt hatte. Doch begriff er wohl, daß dieß nicht das letzte Ziel ſeiner Wünſche ſei, und die Drohung ſeines Vaters: „die wird niemals deine Frau!“ brachte ihm mit einemmale den Entſchluß in's Reine: „Die muß deine Frau werden!“

Eben hatte er ſie aus dem Gartenzaune hinausſchreiten, und den Fußpfad nach Dottendorf einſchlagen ſehen. Er eilte ihr am Bergabhange voraus, und ſah unten zwiſchen den wechſelnden Büſchen ihr hellblaues Kleid bald erſcheinen, bald verſchwinden. Jetzt wandte er ſich und ſtand unvermuthet vor ihr, als ſie auf ein von Buſchwerk eng eingeſchloſſenes Wieſenplätzchen hinaustrat. Kein fremder Menſch war rings zu erblicken; die Berge erhoben ſich ſo nah zu beiden Seiten, als wollten ſie dieß Aſyl der Liebe aller Welt unzugänglich machen.

Wie der Franz und das Tillchen ſo nah beiſammen ſtanden und ſich in die Augen ſahen, da brachen ihnen beiden die Thränen hervor, und ſie ſagten ſich's unverholen: ſie wollten daß die Welt ewig draußen hinter den Bergen bliebe und ſich nicht um ſie kümm're, dann möchten ſie gern im Thal allein wohnen, und bei allen Entbehrungen glücklich und zufrieden ſein. Den trauten Worten folgten die herzinnigſten Küſſe, und es war

ihnen als ob von heut an Niemand auf Erden sie etwas anginge, und sie einander schon von jeher angehört hätten und vereint bleiben müßten bis in den Tod. Sie redeten ab wo sie sich am andern Tage wieder treffen wollten und kamen dahmal auf der höchsten Klippe zusammen, wo sie weit über den Rhein und Stadt und Dörfer schauen konnten. Die Abendsonne funkelte in die fernen Fensterscheiben, die feurig und golden zwischen dem dunkeln Grün heraufblitzten. Am blauen Himmel schwammen weiße Wölkchen die sich nach und nach rosenroth färbten. Als nun der Franz das Wenige aufzählte was er von Besitz zu erwarten habe, und wie angestrengt sie würden arbeiten und erwerben müssen, versicherte Tillchen daß sie alles missen könne was sie gewohnt sei, und daß das beste Zimmer im elterlichen Hause ja nie halb so prächtig ausgesehen habe, als hier von der Klippe die blumigen Auen, reich mit Weinlaub umkränzt voller Singvögelchen und Schmetterlinge. Und sollten sie auch, statt in diesem Paradiese, zu Bonn im engen Privatgäßchen wohnen müssen, und nichts sehen als ein enges Stückchen und vor dem Fenster eine schwarze Mauer, so wollten sie dennoch ein glückseliges Paar sein.

Daheim fand Tillchen im Zimmer der Mutter schon Licht angezündet und den Vater anwesend. Der machte ihr ernstliche Vorwürfe daß sie so lange die Mutter allein ließe: es sei neun Uhr, und weil er fast drei Stunden auf sie gewartet habe, werde er heute wohl

nicht mehr zum Brauer in den Zehrgarten kommen. Wo ſie denn zu der ungewöhnlichen Stunde geſteckt habe?

Der hochaufgeregte Zuſtand in dem ſich das Mädchen befand, gab ihr Muth alles zu beichten. Sie ließ ſich von dem immer zorniger anſchwellenden Geſicht ihres Vaters gar nicht in's Stocken bringen, und meinte jede mögliche Einwendung durch die Verſicherung zu entkräften, daß ſie bei aller Armuth mit dem guten lieben Franz dennoch glücklich ſein werde.

Da ſchlug der Brauer auf den Tiſch, daß ein Stempel durchbrach und ſchrie: „Dobei ben ich ever net glöcklich, wemming Doochter en Geckinn eß, on mir zo Schand on Spott eine Muſikant en de Familje brenge wellt. Dat liggen ich net, on wann de dich op dä Kopp ſtelß.“[1]

So ging es fort mit vielem Schelten, und auch Frau Stingchen bekam ihr gutes Theil ab, weil ſie nicht ſtrenger ihr mütterliches Auge über Tillchen gehalten. Sie wußte ſich nicht beſſer dem Zorn ihres Mannes zu entziehen, als indem ſie ihr Phlegma ſpornte ſich noch viel ärger über das Tillchen zu ereifern, und indem ſie vollends an dem Muſikanten kein gutes Haar ließ.

Am andern Tage ſchon befahl der Brauer den Heimzug in die Stadt, und glaubte mit dieſer Maßregel

[1] Dabei bin ich aber nicht glücklich, wenn meine Tochter eine Närrin iſt, und mir zu Schand' und Spott einen Muſikanten in die Familie bringen will. Das leid' ich nicht, und wenn Du Dich auf den Kopf ſtellſt.“

die verhaßte Verbindung auf immer zerriſſen zu haben. Ganz das Gegentheil empfand die Tochter. Sie war im ſtrengſten Gehorſam erzogen und immer muſterhaft fittſam geweſen. Der erſte Kuß den ſie dem Geliebten gewährt hatte, entſchied für ihr ganzes Leben. Es war ihr ganz undenkbar nun einem Manne fremd zu werden, zu dem ſie einmal ſo nah und innig vertraut geſtanden. Vor Qual und Reue würde ſie vergangen ſein, hätte ſie einen Schritt zurück thun ſollen. Drum alſo vorwärts, was auch daraus entſtehe.

Sie beſtürmte den Vater mit Zureden, ihrem Erwählten, ehe er ihn verwerfe, nur ein kurzes Geſpräch zu gönnen. Sie wähnte es unmöglich daß ein alter geldſtolzer Bürger einen ſchönen Bauerburſchen mit andern Augen anſehen könne, als ſeine verliebte Tochter. Alles vergebens! Der Brauer blieb dabei: „Ene Muſikant, dä om Danzbodem ſpild, kät mer net en minz Familje!“[1]

Indeß fand Franz hundert Mittel und Wege ſein Tilchen insgeheim zu ſehen und zu ſprechen. Je heftiger der Widerſtand von Seiten des Alten und der Verwandtſchaft war, um ſo ruhiger und feſter bildete ſich der Entſchluß der Liebenden aus.

Franz unterließ es zur Kirmes zu ſpielen, und nahm ſich eifrig der Bewirthſchaftung des Gütchens

[1] Ein Muſikant, der auf dem Tanzboden ſpielt, kömmt mir nicht in meine Familie.“

an, welches dadurch bald eine beſſere Geſtalt bekam. Nach einem Jahr war Tillchen großjährig. An ihrem einundzwanzigſten Geburtstage trat Franz, anſtändig in Kleidung und Betragen vor den Brauer und hielt um ſie an. Da half es nichts, daß er die Violine an den Nagel gehängt: dem blieb er immer: der Muſikant. Kein Blick ward ihm von dem zornigen Alten vergönnt, der eben das Wochenblatt las, und ohne ſich darin ſtören zu laſſen den allerſchnödeſten Beſcheid gab.

Am andern Tage verließ Tillchen das Elternhaus, und bezog ein bei ehrbaren Leuten gemiethetes Quartier. Das dreimal wiederholte geſetzliche Abfragen des Vaters um ſeine Einwilligung erfolgte, und Frau und Verwandte die ein Aeußerſtes, Unerhörtes in ihrer Familie nicht gern geſchehen ließen, redeten jetzt zum Guten. Aber der Brauer blieb bei ſeinem Wahlſpruch: „Ich'en ben keene Wimpel om Daach! Minge Wellen eß wie enen Eecheboom, on ene Muſikant fall mer net en ming Huus komme.“ [1]

Tillchen ging mit blutendem Herzen und tauſend Thränen zum Altar, ohne den elterlichen Segen. Der ſchönſte Lebenstag ward ihr noch dazu reichlich durch Tadel und Spott der übelmeinenden Freundinnen verbittert, welchen die gutmeinenden ſich beeilten ihr zuzutragen. Kaum aber war ſie einige Monate verheirathet,

[1] „Ich bin kein Wimpel auf dem Dache! Mein Wille iſt wie ein Eichbaum, und ein Muſikant ſoll mir nicht in mein Haus kommen.“

und für ihren Ungehorſam weder vom Donner zerſchmettert, noch von der Erde verſchlungen worden, ſo kehrte ſich die Meinung der Welt um. Jeder tadelte die Härte des Vaters, der nun, da die Sache nicht mehr zu ändern war, dennoch hartnäckig verweigerte, das junge Paar zu ſehen, und noch viel weniger daran dachte, ihnen ein wenig aufzuhelfen, da es ihnen doch bei allem Fleiß ſo ſauer wurde.

Die Baſen, welche früher den Brauer am meiſten gegen die Heirath aufgehetzt hatten, kamen jetzt und erzählten: „Ich ben och lez ens laus dem Tillche ſi Huus komme. Ich moß ever ſage, das 's e Pläſihr ze ſehn, wat die Lückcher brav on fliißelich ſenn. Dä Mann ſtond em Gaade on laat ſelver met Hand an, on hild ene Regier' unger dä Knecch als wenn hä ene gemaate Halve wör. Si Vatter hät ſich jetz en Rauſtand geſatz. Dä Gaade dernevve met dem Verrebohm han ſe och gekoof, on do lege ſe Sommerhüüſcher an met grön Dächelcher, grad wie beim Wirth Plönnes dergegenüver. Gott Aach, Gevatter, die krigge dä Plönnes noch unger!“ [1]

[1] Ich bin auch neulich an Tillchens Haus vorüber gegangen. Ich muß aber ſagen, das iſt ein Vergnügen zu ſehn, wie die Leutchen brav und fleißig ſind. Der Mann ſtand im Garten und legte ſelbſt mit Hand an, und hielt eine Ordnung unter den Knechten, als wenn er ein gemachter Halbwinner wäre. Sein Vater hat ſich jetzt in Ruheſtand geſetzt. Den Garten daneben mit dem Birnbaum haben ſie auch gekauft, und da legen ſie Sommerhäuschen an mit grünen Dächelchen, grade wie beim

Verdrießlich drehte ſich dann der Brauer um, und ſagte: „Loot mich doch geweerde met dem Muſikantekroom; do wird jo ſi Lebdedesdags nix öönteliches on däftiges druuß!“ [1]

Nach längerer Zeit kamen wieder die Baſen und ſagten: „Nä, Herr Vetter, Ihr had ever en Enkelche krig, eſu e leev Tihrche han ich noch net geſenn. Et lit en der Weeg wie e Pröpsche, on et hät bingen em Ank alt ä ganz brung Löckelche. Et glich üch, wie us dem Geſeech geſchnedde. Et Tillche on dä Franz dähten üch on ühr Frau geen für Patt on Gott begehre, wenn ſe eckerſch wößte, ob — — —“ [2]

Nun fingen der Frau Stingchen die Augen zu ſtrömen an, und ſie gab ihrem Manne die beſten Worte. Der aber verbiß ſich ſein menſchliches Gefühl und ſagte: „Dä Pehk kann minges Gefalls Patt werde bei dem Schnorrant ſingem Puht! Ich well nix dervon weſſe!“ [3]

Wirth Plönnes gegenüber. Gebt Acht, Gevatter, die kriegen den Plönnes noch unter!“

[1] „Laßt mich doch in Ruhe mit dem Muſikantenkram; da wird ja ſein Lebtag nichts ordentliches und ſolides draus.“

[2] „Nein, Herr Vetter, Ihr habt aber ein Enkelchen bekommen, ſo ein liebes Thierchen hab ich noch nicht geſehn. Es liegt in der Wiege wie ein Pröbſtchen, und es hat hinten über dem Nacken ſchon ein ganz braunes Löckchen. Es gleicht Euch wie aus dem Geſicht geſchnitten. Das Tillchen und der Franz möchten Euch und Eure Frau gern zu Pathen bitten, wenn ſie nur wüßten, ob — — —

[3] Der Pehk (ein Bonner Straßenviolinist) kann meinetwegen

Und er nahm ſeinen Stock mit der Billardkugel und ging zum Brauer in den Zehrgarten, wo er ſeinen Gevatter den Kohlenhändler zu treffen pflegte. Dieſer hatte ſchon das frohe Familien-Ereigniß erfahren und gratulirte dazu in der Vorausſetzung, daß ſich jetzt die Verſöhnung von ſelbſt verſtünde. Der neue Großvater aber ſagte feierlich: „Ich'en ben keene Wimpel om Daach, wie Ihr ſeid, minge Wellen eß wie enen Eechenboom, on ene Muſikant fall mir net en ming Huus komme,[1] on ſing Puhten och net.“[2]

Der Kohlenhändler ſtritt ſehr eifrig gegen ſeinen Gevatter, und warf ihm vor: er habe ein Herz ſo hart und ſchwarz wie eine Ruhr'ſche Steinkohle. Doch das entzweite die Beiden nicht, die gewohnt waren, jeden Schoppen mit Diſput zu würzen. Meiſt warfen ſie einander ihren Reichthum vor, und jeder wußte, wenn der andere ein neues Stück Land gekauft oder ein Kapital auf ein Haus geſchoſſen hatte. Dann ſtichelten ſie auf allerlei Unternehmungen und ſagten: „Das kann ein Mann thun, wie Ihr ſeyd, der da und da wieder ein paar tauſend Thaler auf Einem Brett profitirt hat.“ Dann läugnete dieſer den großen Profit und überraſchte den Andern ſeinerſeits durch die Mitwiſſenſchaft

Pathe werden bei dem Kind des Schnorranten. Ich will nichts davon wiſſen.“

[1] Ich bin kein Wimpel ꝛc. ꝛc. (Wie oben.)

[2] Und ſeine Kinder auch nicht.

von einem vermeintlich in aller Stille abgeſchloſſenen Handel. Dabei geriethen ſie oft heftig aneinander und ſchmunzelten doch im Stillen, denn je mehr ſie mit dem Munde den Reichthum verläugneten, um ſo ſtolzer ſchwoll ihr Herz im Bewußtſein deſſelben.

Während der Bierbrauer mit dem Kohlenhändler dieſes Scheingefecht im Zebrgarten hielt, ſtritt der hübſche gewandte Sohn des Erſtern, Lillchens Bruder, mit dem allerliebſten Töchterchen des Letztern gewöhnlich einen ähnlichen Streit durch. Er warf ihr vor: „Meenß Du, ich hätt et net geſenn, Drückche, wie Du dem Student met dä lang Hoor us der Giergaß nohgeſehn häß? Jo, dat weeß mer, dat Ihr Mädcher jetz no em Börgerſchſonn nix mih froog. Et moß verfohſch ene Student ſenn!“ [1]

Dann erwiederte Drückchen ganz im Eifer: „Dem Mottekob ſoll ich nohgeſehn han? Dat ſähs de eckerſch dat ich net merke ſoll, wie Du no der ſchön' blond' Profeſſerſchdoochter geluurt häß, die Eenem eſu off en der Allee zo begeene küt!“ [2]

[1] „Meinſt Du, ich hätt' es nicht geſehen, Gertrud, wie Du dem Studenten mit den langen Haaren aus der Giergaſſe nachgeſehen haſt? Ja, das weiß man, daß Ihr Mädchen jetzt nach einem Bürgersſohn nichts mehr fragt. Es muß durchaus ein Student ſein.“

[2] „Dem Mottenkopf ſoll ich nachgeſehen haben? Das ſagſt Du nur damit ich nicht merken ſoll, wie Du auf die ſchöne blonde Profeſſorstochter geluuert haſt, die einem ſo oft in der Allee begegnet.“

Da fiel ihr der Brauersſohn ins Wort und ſchwur: „No will ich doch mi Lebdedags keene Droppe Muſelwing mih en de Mond packe, wenn ich no Gener luure, als no Dir, Drückche!“ [1]

Wenn der Kohlenhändler noch ſo ſpät aus dem Jehrgarten heim kam, ſo traf er doch noch den Sohn ſeines Gevatters vor dem halbgeöffneten Fenſterladen an, hinter dem ſeine Tochter hellmunter hervorzuckte, und eben ſo wenig den Streit über die Blicke zu enden wußte, als Er ſeinen Diskurs über die Kapitalien. Daß das eine Liebſchaft ſei, hatte er längſt gemerkt: es gehörte auch keine beſonders ſcharfe Brille dazu, um ſolches zu durchſchauen, denn eine blinde Frau hätte es mit dem Stock fühlen können. Obſchon er nun nichts in der Welt dawider haben konnte, ſo meinte er doch, es gehöre ſich dazu, daß ein rechtſchaffener Vater bei einer Liebſchaft zanke und keife. Deßwegen brummte er regelmäßig: „Worüm ſenn ming Lade noch net zo? Gehüürt ſich dat für en anſtändig Mädche hee em Düſtere ze kareſſire? Gſu ene Blag, wie Du, dörf jo von Tühten on Blooſe noch nix weſſe! On dä lange Stropp do, hät dä nix mih ze dohn, als hee Oxends ov Schluht ze komme?“ [2]

[1] „Nun will ich doch mein Lebtag keinen Tropfen Moſelwein mehr in den Mund nehmen, wenn ich nach Einer laure, als nach Dir, Gertrud!“

[2] Warum ſind meine Laden noch nicht zu? Gehört ſich das für ein anſtändiges Mädchen hier im Dunkeln zu liebeln? Se

So ſuchte er es dem Päärchen ſauer zu machen, bis der Gevatter Brauer nebſt ſeinem Sohn im Sonntagsſtaat erſchien und in aller Form um Druckchens Hand anhielt. Schwierigkeiten, meinte der Brauer, wären bei Leuten, die wie ſie, ihr Auskommen hätten, keine vorhanden. Sie brauchten nur zu überlegen, was jeder von ihnen hergeben ſolle, um den Beiden ein recht nettes Häuschen und ein eignes Geſchäft in einer guten „Nahrungsſtraße“ einzurichten. Da ſagte der Kohlenhändler auf hochdeutſch, wie es ſich bei feierlichen Gelegenheiten ſchickt: „Herr Gevatter, es iſt nur Eine Schwierigkeit vorhanden; aber ehe Die auf Seite gerückt iſt, kann ich meine Einwilligung zur Heirath nicht geben. Wenn meine Tochter ihren Hochzeitstag feiert, dann muß die ganze Familie in Frieden und Einigkeit zu mir auf's Traktament kommen, und dabei darf mir keiner von der Verwandtſchaft fehlen. Wollt Ihr Euch nun mit dem Tillchen ausſöhnen, ſo iſt es mir recht, daß Euer Sohn meine Tochter bekömmt; aber in eine Familie, die in Uneinigkeit und Feindſchaft mit einander lebt, laſſe ich mein Kind nicht hinein heirathen.“

Der Brauer hätte am liebſten erwiedert: „Das geht Euch nichts an! Thut was Ihr wollt, dann behält

ein halbes Kind, wie Du, dürfte ja vom Tuhten und Blaſen (ſprichwörtlich) noch nichts wiſſen! Und der lange Strick da, hat der nichts beſſeres zu thun, als hier Abends zum Stelldichein zu kommen?“

jeder ſeinen Willen!“ Aber er wußte, daß mit ſeinem Gevatter auch nicht zu ſpaſſen ſei; noch weniger mochte er es darauf ankommen laſſen, daß ſein Sohn ihm die Scenen wiederhole, die er mit Tillchen zum Spektakel der Stadt kaum überſtanden hatte. Drum bezwang er ſich und ſagte: „Solche Dinge beſchließt ein vernünftiger Mann nicht im Sturm. Ich will überlegen, was ich zu thun habe.“

Am andern Tage kam der Sohn und ſtellte ſeinem künftigen Schwiegervater vor, daß er alles verderben würde, wenn er auf ſeiner Weigerung beſtünde, nicht eher die Hochzeit einzurichten, bis die Verſöhnung geſchloſſen ſei. Träfe der Vater das Tillchen mit Mann und Kind bei der Trauung in der Kirche, ſo könne er ja nicht anders, als ſie freundlich begrüßen. Sein Herz ſei längſt geſchmolzen; er wolle ſich nur nicht als wankelmüthig bekennen, und am wenigſten auf Bedingungen hin.

Dieſe Darſtellung leuchtete dem Kohlenhändler ein, und er beſchloß, dem Gevatter die Beſchämung des gebrochnen Eigenſinns zu verſüßen, indem er ſie auf einen rührenden Augenblick verlegte. Aber dem Schwiegerſohn ſchärfte er ein, ſeinen Alten wohl zu bearbeiten; denn wenn die Sache mißlinge, verſicherte er, ſo habe auch Er ſeinen Eigenſinn, und lieber wolle er am Tage ſelbſt die Hochzeit noch einmal aufſchieben, als vor der ganzen Verwandtſchaft als ein Narr daſtehen.

Mit Angſt und Sorge erwartete das Brautpaar

einen Hochzeittag, der ihnen leicht, wenn ſie ihn erreicht zu haben meinten, auf manches Jahr hinaus in die Ferne ſchwinden konnte. Klüglich erinnerte keiner den Brauer an die Bedingung, um nicht ſeinen Trotz aufzuwecken; man erweichte ihm vielmehr hinterliſtiger Weiſe das Herz, indem man recht beweglich über ähnliche Fälle redete, die da und da paſſirt ſein ſollten.

Endlich war der erſehnte und gefürchtete Morgen angebrochen. Verſchwenderiſch war der Palm von der Hausthüre der Braut bis zur Kirche ausgeſtreut. Die Nachbarn lehnten gedrängt in den Fenſtern, um die Wagen voll geputzter Gäſte zu bewundern. Alle Geſichter der eintretenden Verwandten lachten den gedeckten Tiſch an, auf dem das appetitlichſte Frühſtück bereit ſtand. Nur das Brautpaar wechſelte ſorgenvolle Blicke, und die Schwiegerväter ſtanden düſter und ſchweigend neben einander.

„Et lück' ald lang em Steff!“ [1] erinnerte die Mutter, „gommer noch net?“ [2] „Es fehlt noch Jemand von der Familie,“ ſagte der Brautvater, „ohne den ich nicht gehe.“

Jetzt öffnete ſich die Thür, und ſo ſtattlich, daß ihr eigener Vater ſie nicht kannte, trat Tillchen herein. Er hatte ſie in zwei Jahren nicht mehr geſehen. Als ſie das elterliche Haus verließ, waren ihre Wangen

[1] „Es läutet ſchon längſt in der Stiftskirche!“
[2] „Gehen wir noch nicht?“

bleich und abgehärmt, die Augen tiefliegend und die Geſtalt zum Durchbrechen hager geworden. Jetzt hatte ſie ein volleres Geſicht als je in den Mädchentagen, und die frauenhafte Breite um Schultern und Hüften gab ihr ein ächt reſpektirliches Anſehen. Der Alte meinte ſein Stinchen wieder zu erblicken, wie ſie in den erſten Ehejahren neben ihm des Sonntags in der Baumſchule geſeſſen, und er dann bei ſich dachte: „Ich hab' doch die ſchönſte Frau aus der ganzen Stadt!"

Faſt wäre er der Tochter entgegengegangen; da fiel ſein Blick auf ihren Mann der hinter ihr hereinkam, und verdüſtert wandte er ſich um. Sein Gevatter beachtete alles genau und rüſtete ſich zu einer Anrede, welcher die Brautleute zitternd entgegenharrten. Da trat Tillchen, die von Allen herzlich begrüßt und von der Mutter weinend umhalst worden war, zu dem Vater und ſagte: „Guten Morgen, lieber Vater! Gebt Ihr mir keine Hand?" Sie nahm die Hand die er wegzuziehen verſuchte; als ſie ſie aber mit beiden Händen ergriff und aus ihren Augen eine heiße Thräne drüber hinrollte, da ließ er ſie ihr, und antwortete mit einem ſtreng ſein ſollenden Ton: [1] „Daag Till'!" und kein Wort weiter.

Nun wagte ſich der Schwiegerſohn vor, und ſagte leiſe: „Mein hochgeehrter Herr Vater, wenn Ihnen meine Gegenwart unangenehm iſt, ſo will ich mich

[1] (Guten) „Tag".

ſogleich wieder entfernen." Der Brauer brummte halblaut ohne aufzuſchau'n: „Sie ſind ja hier nicht in meinem Haus!"

Des Kohlenhändlers Geſicht wurde immer zorniger und röther; eben wollte er heftig losbrechen — da nahm Tillchen ihrer Magd die ſchüchtern vor der Thüre ſtehen geblieben war, das Kind vom Arme, welches laut auffauchzte und ihr ſein: „Aidaidai" entgegenlallte. Unwillkürlich blickte der Großvater hin, und erſchrocken über ſeines Herzens Bewegung ſtampfte er mit dem Fuße. Gleichſam als wolle er ſeinen Grimm neu beleben, zwang er ſich das Auge auf den verhaßten Muſikanten zu richten. Sein Vorurtheil gegen dieſen Stand hatte ſeiner Phantaſie den Franz ſtets als einen etwas ruppigen tölpelhaften Landſtreicher ausgemalt. Wie ſank ihm der Hochmuth als er mit dem durchbohrendſten Blick nichts entdecken konnte, das zu ſeiner Lieblingsvorſtellung von einem Muſikanten paßte. Der junge Mann ſah ganz verſtändig und ehrbar aus, hatte eine ſchöne männliche Haltung, und war durchaus nicht im Bänkelſängerſtyl gekleidet, ſondern ſo daß er für einen Kirchenvorſtand paſſiren konnte. Er verglich ihn mit allen Umſtehenden, und fand halb mit Verdruß halb mit Vergnügen, daß er ſich ſeiner nicht zu ſchämen habe — hinge ihm nur der Schandfleck nicht an, daß er ehedem zur Kirmes aufgeſpielt hatte.

Die allgemeine Stille unterbrach plötzlich der Kohlenhändler mit einer faſt donnerähnlichen Stimme: „Sollen

wir heute Hochzeit halten oder nicht? Des' Prattens bin ich müd. Ich bin auch kein Wimpel auf dem Dach, und auch mein Willen iſt wie ein Eichenbaum, das werd' ich zeigen!"

Dieſer unvorſichtig ausgeſprochene Wahlſpruch gab dem Brauer ſeinen ganzen Trotz wieder. Feſt richtete er ſich auf um das Zimmer zu verlaſſen. Da ſtand ihm ſeine Tochter mit dem Enkel noch im Wege. Der Kleine ſah die ſtattliche Weſte mit den glänzenden Knöpfen, ſtreckte hellhauchzend beide Händchen danach aus und klammerte ſich feſt an den Großvater an. Da brach der Alte ſchluchzend zuſammen, ſo daß ihn der Schwiegerſohn mit ſeinen Armen ſtützen mußte. Er ſtieß ihn nicht weg, ſo wenig als die Tochter, die er nun mit dem Kinde zitternd und weinend in die Arme faßte.

Die Hochzeit des Sohnes wurde an dem Tage gefeiert.

[1] Schmollens.

Geſchichte eines ehrlichen Jungen.

Erſtes Kapitel.

Der ehrliche Junge führt den geneigten Leſer in ſein elterliches Haus ein

Die Stadt Bonn am ſchönen Rheinſtrom iſt meine Vaterſtadt. Darin hatten meine Eltern ein eigenes Haus, das in der Wenzelgaſſe lag, und betrieben ein Tapeziergeſchäft. Mein Vater ſtarb früh und ließ die Sorge für meine Erziehung der Mutter, die eine ſehr kluge Frau war. Sie wußte ſo zu ſagen Alles. Was jeder Mann in der Stadt für eine „geborene“ zur Frau hatte, mit wem er verſchwägert war, wieviel Hypothek auf ſeinem Haus ſtand und was in ſeiner geheimſten Kammer vorging, das konnte ſie einem auf den Fingern abzählen. Darum ward ſie auch von allen Nachbarsweibern hoch in Ehren gehalten, und ſie brachten ihr Neuigkeiten wie die Bienen ihrer Königin den Honig zuführen.

In ſeiner letzten Krankheit ſagte der Vater zu ihr: „Angenieschen, (Agneschen) ich möchte gerne daß mein Jung' etwas mehr würde, als ich. Er iſt doch ſo ein Töterchen. Sollen wir ihn nicht auf geiſtlich ſtudiren

lassen?" Die Mutter besann sich einen Augenblick, und erwiederte dann: „Mein Joseph soll mir nicht in das Convikt zu den Bauern-Drikessen.[1] Er kann Tapezierer werden, wie sein Vater und Großvater waren, und muß sorgen daß ich Enkelchen bekomme; das wird mir auf meine alten Tage mehr Spaß machen, als wenn er alle Sonntage in der Männerbrüderkirch' eine Predigt hält.

Wie immer, geschah auch diesmal der Wille meiner Mutter, und im Grunde war es mir sehr lieb, denn ich liebte von Kind auf das Tapetengeschäft wie der Fisch das Wasser. Den ganzen Tag hätte ich mich am Anschau'n der schönen bunten Muster ergötzen können, die wir in unserm Laden hatten. Da waren Vögel und Blumen so natürlich gemalt, daß man meinte im botanischen Garten zu stehen; ja eigentlich waren sie noch schöner wie in der Natur, denn während dort Blumen und Vögel wild durcheinander wachsen und fliegen, ohne Ordnung und Symmetrie, waren sie auf unsern Tapeten auf's zierlichste und regelmäßigste geordnet, so daß immer nach Verfolg auf den nämlichen gekrümmten Zweig ein Vogel zu sitzen kam. Ganz zum Erstaunen schön aber waren die Rosetten und vergoldeten Trauben die an die Vorhänge kamen. Wenn ich die ansah so pries ich mich glücklich, weil mir ein Beruf beschieden, in dem ich mich immer mit so prächtigen

[1] Drickes, abgeleitet von Henricus, ein Spitzname für Bauernbursche.

Dingen abgeben durfte, und bemitleidete den Metzger und Kerzenfabrikanten gegenüber, die stets im Fett zu kneten verurtheilt waren.

Wir hatten einen Verwandten auf dem Lande, der Pfarrer war. Dieser kam sobald er den Tod meines Vaters und dessen letzten vereitelten Wunsch erfahren hatte eiligst nach Bonn, in der Absicht meine Mutter auf andere Gedanken zu bringen. Sie empfing ihn sehr freundlich und sagte: „Es ist mir ein sonderbares Vergnügen Sie bei mir zu sehen.“ Der Pfarrer antwortete eben so höflich und fragte, wie sie sich denn in der Wittwenschaft befinde. „Meinen Verlust habe ich Gott aufgeopfert,“ sagte sie, „mein Pankratius ist nun ein schöner Engel im Himmel. Sonst bin ich auch ziemlich gesund wie Sie sehen, nur habe ich noch die Leidenschaft am Bein.“

Nachdem der Pfarrer nun seinerseits alle freudigen und leidvollen Zustände berichtet hatte, lenkte er das Gespräch auf mich, und brachte unter vielen Gründen für den geistlichen Stand auch den vor, daß derselbe jetzt so besonders die Achtung der Welt besitze. „Sie sollten sehen, Frau Base“ schloß er, „wie tief die Bauern den Hut abziehen, wenn ich mit meinem Brevier in der Hand durch die Flur spazieren gehe, und mich so recht grade und ernst halte.“

„Das ist alles gut und schön, Herr Vetter,“ erwiederte meine Mutter,“ aber mit der Achtung der Welt ist es eine kuriose Sache. Daraus mache ich mir jetzt

nicht mehr so viel, wie in meinen jüngern Jahren. Da drüben der Metzger sagte neulich: „Vor der und der Familie habe ich keine Achtung; die nehmen nur über den andern Tag ein Pfündchen Rindfleisch.“ Gestern standen ein paar vornehme Damen in meinem Laden, und sahen einer Equipage nach, die vorbeifuhr. „Wer mag das sein?“ fragte die Eine. „Schwerlich was Rechtes“ sagte die Andere, denn sieh' nur die schlechten Pferde. Die Wirthe achten den am höchsten, wer bei ihnen am meisten Geld verzehrt; die Schneider den, der die modischsten Kleider trägt. Da nun die Welt großentheils aus Metzgern, Wirthen, Schneidern und vornehmen Leuten besteht, so kann mir ihre Achtung gestohlen werden meinethalb.“

Der Vetter Pastor sagte lächelnd: „Sie sind eine wahre Philosophin“ das schmeichelte meiner Mutter, und sie erlaubte gerne daß er mich zum Vergnügen auf ein Paar Wochen mit in sein Dorf nehme. Dabei gedachte er im Stillen auf mich zu wirken, und mir die Annehmlichkeiten des geistlichen Standes im günstigsten Licht zu zeigen. Die Mutter aber, die meine Tapetenschwärmerei kannte, ließ mich ungewarnt ziehen, und beantwortete des Pfarrers Abschiedsgruß: „ich wünsche Ihnen wohl zu leben, mit dem verbindlichen Nachruf: „Ich wünsche Ihnen auch das Gegentheil“

Zweites Kapitel.

Wie der ehrliche Junge im Dorfe ſeines geiſtlichen Herrn Vetters einen Religionskrieg anſtiftet.

Beim Vetter Paſtor gefiel es mir ſehr gut: beſonders in ſeinem Garten. Da waren alle erdenklichen Obſtſorten und nebenbei viele Bienenkörbe voller Honig. Die Köchin briet und backte von früh bis ſpät für die zahlreichen Confratres, die von nah und fern einſprachen um den neuen Wein zu probiren. Auch in der Kirche war es nett und prächtig, und ich ſah Bilder und Figuren wie ich auf keiner Tapete etwas gleiches entdeckt hatte. Das ſchönſte war eine heilige Portiunkula von Wachs mit Wangen wie Milch und Blut. Sie ſowohl als die andern Heiligen ſtrotzten von Flittergold und Blumenkronen. Nur in der Mitte der Kirche ſtand ein hölzernes Heiligenbild, das nur das bönniſche Wort: „freeßlich" würdig bezeichnen kann. Ich ſah es zuerſt im Halbdunkeln, als ich den Küſterjungen begleitete um ihm beim Läuten der Abendglocke zu helfen. Faſt wäre ich ſchreiend wieder aus der Kirche gelaufen, ſo ſtierte mich das Bildniß an. Ehemals mußte das Geſicht einen weißen Anſtrich gehabt haben, aber von den inbrünſtigen Küſſen der andächtigen Bauerweiber war an vielen Stellen die Farbe weg, und das fahle bräunliche Holz ſchaute zwiſchen den weißen Flecken hervor. Ringsum war das Bild mit ſchmutzigen Wämschen, Nachtmutzchen und Kinderſtrümpfchen behangen.

auch an andern Kleidungsſtücken fehlte es nicht. Der Küſterjunge erklärte mir: daß dieß ein wunderthätiges Bild ſei, und daß Jeder von ſeiner Krankheit Linderung ſpüre, der das gehörige Kleidungsſtück daran hänge. Wer einen ſchlimmen Arm habe, müſſe ſein Wamms, wer am Kopfe leide, ſeine Mütze hieherbringen und ſo weiter.

Zu Hauſe fragte ich meinen Vetter Paſtor, ob dem alſo ſei. „Mein lieber Junge," ſagte er, „dieß iſt ein Aberglaube der dummen Bauern, den kein vernünftiger aufgeklärter Mann zu theilen braucht. Das Bild iſt auch mir zuwider, obſchon ich alle Achtung vor der unbekannten Heiligen habe, die es vorſtellt. Gerne möchte ich es anders wohin poſtiren, da ich nicht wage es den Bauern wegzunehmen, denn es verſchimpfirt mir die ganze ſchöne Kirche."

Mir gefiel dieſe Heuchelei des Herrn Vetters gar nicht, und ich ſagte ihm aufrichtig meine Gedanken darüber; ja ich brachte ihn wirklich dahin, daß er mir verſprach am andern Tage das wunderthätige Bild in ſeine Predigt mit einzuflechten. Dieß that er, aber ſo verblümt, daß die Bauern nicht verſtanden was er wollte, und unter ſich ſagten: „So ſchön und gelehrt wie heute, hat der Herr Paſtor noch nie gepredigt." Der Küſter erzählte ihm das wieder, und im Bewußtſein ſo großen Beifalls wuchs ihm dermaßen der Muth, daß er noch am ſelben Tage das Bild in eine dunkle Ecke der Sakriſtei tranſportiren ließ.

Sobald die Dislokation der wunderthätigen Heiligen ruchbar geworden, rotteten ſich Männer und Weiber zuſammen, und ſchalten weidlich auf den Paſtor. Die Aelteſten der Gemeine gingen zu ihm, um die Sache in der Güte abzuthun. Nachdem der Paſtor im Vertrauen auf ihren Menſchenverſtand, aber mit möglichſter Schonung ſeine Gründe vorgebracht hatte, kehrten ſie zu ihren Weibern mit der Nachricht heim: „Der Paſtor ſei ein Proteſtant geworden.“

Die Männer wollten wegen dieſer Angelegenheit eine Deputation an den Erzbiſchof ſchicken, doch die Weiber machten kürzern Prozeß. Am nächſten Sonntag während der Predigt, in welcher der Paſtor das Thema variirte: „Du ſollſt dir kein geſchnitztes Bild machen“ ſprangen etwa zehn der handfeſteſten Weiber auf, ſtürmten die Sakriſtei, und brachten im Triumph das ſchaurige Bild hervor, das ſie mitten in der Kirche auf ſeinen alten Platz ſtellten, wo es nach wie vor mit Mützen und Wämschen behangen prangte.

Der Paſtor ließ es geſchehen, hatte aber von Stund' an ſeine Autorität verloren. Ich reiste wieder nach Haus, und vervollkommnete mich im Tapezieren.

Drittes Kapitel.

Der ehrliche Junge wird Mitglied eines Geſangvereins, und hat bei dieſer Gelegenheit manch anſtändiges Vergnügen.

Unter vielen Geſangvereinen die in meiner Vaterſtadt beſtanden, war auch einer von dem wenig geſprochen wurde, wo man aber von allen den meiſten Spaß hatte. Der Dirigent deſſelben war der Offermann einer Pfarrkirche, und da derſelbe von Vätern und Müttern als ein ſo zu ſagen geiſtlicher Schutz angeſehen wurde, ſo konnten ſich brave Bürgerſöhne und Töchter ganz ſchicklich ohne weitere Aufſicht zu Geſangübungen bei demſelben verſammeln. Wir hatten Alle in der Stadtſchule die Noten gelernt, hatten auch meiſt ein gutes muſikaliſches Gehör, und ſchlug der Offermann nur immer den Takt, ſo fingen wir richtig zuſammen an und hörten zuſammen auf.

Bei meinem Eintritt in den Verein war es Winter. Man ging Sonntag Abends nach der Veſper durch dickes Schneegeſtöber über ein Höfchen, tappte durch das Paſtoratspförtchen einige ſteinerne Stufen hinab bis in den Kreuzgang, an deſſen Ende ſich ein gewölbtes von vielen Wachsſtümpfchen matterleuchtetes Lokal befand, das man dem Offermann zu benutzen erlaubte. Die letzten Ueberbleibſel der Altarkerzen wurden dort aufgebraucht, und Niemand hielt das für Sünde, da wir ja die geiſtlichen Lieder bei ihrem Schein einſtudirten, die wir an hohen Kirchenfeſten vortrugen.

Beim Nachhauſegehen warfen wir einander mit Schneeklötzen, ſchlugen die Bahn[1] und ſangen Mäuschen.[2] Als es aber Frühling wurde, da machten wir uns viel andere Freude, wogegen jene noch gar nichts war. Wir wanderten in's Freie und hielten mit den Vögelchen im Walde Geſangübungen um die Wette. Da lernten wir ſtatt der Complet' die Volkslieder von Silcher, die ſo rührende ſchöne Worte hatten, daß einem darüber die Thränen in die Augen kamen. Wir ſuchten Maiblumen und Erdbeeren und brachten ſie den Mädchen; dann ſpielten wir auch Nachlaufen und Blindekuh. Eſſen und Trinken gaben uns die Alten vollauf und genug mit auf den Weg, und waren wir nur um halb acht wieder zu Hauſe, ſo war alles gut. Wurde es aber einmal ſpäter, ſo gab es an jeder Hausthür einen Zank mit der harrenden Mutter. Kein Mädchen hatte den Muth allein herein zu gehen, und da man nun in Maſſe einander von einem Hauſe zum andern begleitete, um einſtimmig die Schuld auf die weggefahrene Brücke zu ſchieben, ſo kam man nur um ſo ſpäter in's letzte Haus, wo ſich denn meiſt ein ganz unbeſchreibliches Donnerwetter entlud. Der oder die Aermſte, der ſolchergeſtalt am Sonntag Abend der Pelz gewaſchen worden, ging dann zwar noch den folgenden Montag mit verweinten Augen umher; aber vom Dienſtag an freute man ſich ſchon wieder auf den Sonntag, und

[1] Gleiten.

[2] An fremden Klingeln ziehen und fortlaufen.

arbeitete auf's fleißigſte die Woche hindurch um die Alten zu verſöhnen.

Im hohen Sommer gingen wir einmal alle zuſammen auf die andre Rheinſeite. Im dichten gelben Korn ſtand es voller blauen und rothen Blumen. Die Mädchen machten ſich Kränze daraus, und wanden ſie durch die Haarflechten. Wir kamen durch manchen Weinberg, durch Büſche und Dörfer und ſtiegen endlich den Berg hinan, auf dem das vielgerühmte Ermeaux-Häuschen ſteht. Da ſetzten ſie ſich alle auf die ſteinernen Bänke, ſtellten Sauerwaſſer mit Wein und Zucker auf den Tiſch, und ſtrichen die Butter auf die Milchſtückchen.

Das flechtekorend Nieschen[1] hatte ſeinen blauen Kornblumenkranz noch nicht fertig. Es ſetzte ſich auf einen Stein, und machte entfernt von den Uebrigen die Flechten los, um ſie mit den Blumen zu verſchlingen und ſo dieſe beſſer zu befeſtigen. Es waren Gewitterwolken am Himmel, und die Gegend ſah rings etwas trüb aus. Da kam ein einzelner Sonnenſtrahl und beleuchtete plötzlich die Stelle wo das liebe Mädchen ſaß, grad als wollte er ſagen: „Joſeph, ſieh Dir Die einmal genauer an.“

In einem weißen Kleid ſaß das rothwangige, blonde Nieschen, ſo nett und knapp angezogen, als ob es aus einem Schächtelchen käme. Die andern Jungen haben wohl oft geſagt: das Nieschen wäre zu dick: aber mir

[1] Nieschen (Agnes).

gefällt das, wenn die Mädchen etwas um und an haben. Als es mich kommen ſah, fing es an zu lachen und ſteckte ſich ſchnell die Haare wieder auf. Ich lachte auch, und das war dem Nieschen gepfiffen, denn es kann ſich überhaupt nicht gut ernſt halten. Der Offermann ärgerte ſich oft, wenn wir eine Todtenmeſſe oder die ſieben Worte von Haydn einſtudirten, daß das Nieschen immer voll Lachen ſteckte. Doch warum ſollte es betrübt ſein, da es ſo jung und ſtark iſt, und keinen Verdruß in der Welt gehabt hat?

„Fräulein Fleckoven!“ ſagt' ich, „Sie ſehen heute mit Ihren langen Haaren ſo ſchön aus wie die Kevelaer Muttergottes, die in der Prozeſſion getragen wird. Ich wollte nur, daß ich auch zur Männerbruderſchaft gehörte, damit ich dürfte tragen helfen.“

Nieschen lachte und meinte, das würde mir ſauer werden etwa 125 Pfund auf den Schultern zu tragen.

„Wahrhaftig ich trüge Sie von hier bis auf das Rathhaus!“ ſagte ich. „Ja wenn ihrer fünf Ihnen hülfen,“ ſetzte das Nieschen hinzu.

„Nein, liebes Nieschen,“ fiel ich ein, „am liebſten allein; und wenn wir auf dem Rathhaus ankämen, brauchte mir nur der Herr Bürgermeiſter Windeck zu helfen“ — —

Das Nieschen wurde noch einmal ſo roth und ſagte: „Sei'n Sie doch ſtill, Sie werden noch machen daß die Andern alles hören was wir ſprechen.“

„Das iſt mir all das nämliche,“ ſagte ich, „wenn

ich nur weiß ob du mich recht verſtanden haſt, mein Herzens-Nieschen!"

„Nun, dann müßte man auch arg dumm ſeyn, wenn man das nicht verſtünde!" erwiederte lachend das Nieschen.

„Nun dann," fuhr ich fort, „ſo wollen wir eine feſte Bekanntſchaft anfangen. Iſt es dir recht? ſag' lieb' Nieschen!"

Mein Mädchen ſchämte ſich ein bischen, lachte wieder, bedachte ſich dann noch einen Augenblick und ſchlug endlich derb in meine dargebotene Hand, indem ſie ſagte: „Es iſt mir recht daß du mein Junge biſt."

Viertes Kapitel.

Was man unter einer „feſten Bekanntſchaft" verſteht.

Ich war nun, wie man am Rhein zu ſagen pflegt: dem Nieschen ſein Junge, durfte ſie bei Spaziergängen am Arm führen, und des Abends nach gethaner Arbeit bei ihr an der Hausthüre ſtehen. Wenn es die Alten nicht ſahen, ſo gaben wir uns auch manchen herzlichen Kuß, und alle Tage ſprachen wir davon, daß wenn ich einmal ſo weit wäre mit meinem Geſchäft, wir uns heirathen wollten. Das lag aber noch weit ab, denn meine Mutter wollte durchaus, daß ich vorher reiſen und die Welt ſehen müßte; bis dato war ich aber noch nicht bis Köln gekommen.

So lange der Sommer dauerte hatten wir viel Freude von unſrer feſten Bekanntſchaft; als aber die kalten Novembertage herankamen, da gab es tauſend Verdrießlichkeiten mit dem alten Flettekoven. Dieſer wollte durchaus nicht leiden, daß des Abends nach ſieben Uhr das Nieschen im Dunkeln mit mir hinter der Hausthüre plauderte, und herein in die warme Stube zu kommen wollte er mir auch nicht erlauben. Im Grunde hätte ich ſelber da drinnen nur das halbe Plaiſir gehabt, weil ich mit dem Nieschen kein vertrauliches Wort hätte reden können. Der alte Flettekoven, der ein ächtes bönniſches Männchen war, ſprach am liebſten ſelber von den Stadtneuigkeiten, und es verdroß ihn, wenn das Nieschen andere Dinge im Kopf hatte, und ihm zerſtreut mit halber Aufmerkſamkeit zuhörte. Was ein ſolches „Männchen“ für eine Perſönlichkeit iſt, das weiß hier Jedermann; da ich mir aber ſchmeichle, daß auch noch andere Leute meine luſtige Geſchichte leſen werden, ſo will ich für dieſe im folgenden Kapitel genau expliciren, was ſich alles zum Habitus eines „Männchens“ gehört.

Ich kehre zu meinem Nieschen zurück, das dießmal nicht lachte, ſondern ernſtlich verſtimmt wie eine Violine die man durch den Regen getragen, auf der naſſen Thürſchwelle mit triefenden Haaren ſtand. Der Alte hatte zufällig hinter ihr abgeſchloſſen, als ſie bis an die Ecke geſchlüpft war, um zu ſehen ob ich noch nicht käme. Nun überlegten wir, ob wir uns nicht liſtig

beide hereinſchleichen könnten, ohne daß er es merkte, um ſo der drohenden Strafpredigt zu entgehen. Es gelang, da ihm der Zugwind ſeinen Wachsſtock ausblies, während ich mich hinter dem Nieschen geduckt hielt, und mich drinnen raſch in einen dunkeln Winkel zwängte. Ehe er ſich umgeſehen hatte pfuſchte ich mich die Treppe herauf, wohin Nieschen mir nach einer Viertelſtunde folgte. Nun ſetzten wir uns auf die oberſte Speichertreppe zuſammen, und paßten wohl auf wenn der Alte rief. Da Nieschen ſtets im Augenblicke bei der Hand war, ſo ſchöpfte er gar keinen Verdacht, und las ruhig die kölniſche Zeitung.

Was wir unterdeſſen zuſammen plauderten, das könnte ich auf Hochdeutſch gar nicht ſagen, denn da käme es lange nicht ſo herzlich heraus. Wir diskurirten wie uns der Schnabel gewachſen war, ohngefähr in dem nämlichen Ton, wie wir noch heute, Jahr und Tag nach unſerer Hochzeit, mit einander an Sonn- und Feiertagen karessiren, wenn wir nichts damit verſäumen.

Ich. Och Nieſche, wat ſetze mer hee abdig on genöchelich op der Trapp, als wenn et e ſammede Kanepee wör'. Komm, dann maachen ich Dir en Lehn': tückel Dich me'm Köppche widder mich.[1]

[1] Ich. Ach, Agneschen, wie ſitzen wir hier ſo artig und genüglich auf der Treppe, als wenn es ein ſammtnes Kanapee wäre. Komm, ſo mache ich Dir eine Lehne; ducke Dein Köpfchen an mich.

Sie. Du gode Jong'! wat häß Du doch e dröckelich Gemööth!

Ich. Do soll der Kuckuck net good senn, wemmer esu e leev, manr, muggelich Schmüggelche für e Schätzche hät.

Sie. Och Juseb, dat eß Dir jo net Eens.

Ich. Dat soll mir net Eens senn? Du kleene Spetzbov, dat weeß Du wahl, dat Du et ahdigste Mädche op der Steenestroß beß. Gemmer en Bützche.

Sie. Jöses, eckersch höösch, dat dä Vatter et net hüürt.

Ich. Aeh wat, an esu em papiere Bützche han ich nur de halv Freud. Dat eß mir net hezzelich genog. Op e Neu's!

Sie. No dat wor ever hezzelich!

Ich. Op e Neu's, op e Neu's! Du kanns 'er noch [1]

[1] Sie. Du guter Junge! Welch ein herzliches Gemüth hast Du!

Ich. Da soll der Kuckuck nicht gut sein, wenn man so ein liebes, sanftes (nicht übersetzbar) Schätzchen hat.

Sie. Ach Joseph, das ist Dir ja nicht Ernst.

Ich. Das soll mir nicht Ernst sein? Du kleiner Spitzbub, das weißt Du wohl, daß Du das artigste Mädchen auf der Sternenstraße bist. Gib mir ein Küßchen.

Sie. Herr Jesus! Nur leise, damit der Vater es nicht hört.

Ich. Ach was, an solch einem papierenen Küßchen hab' ich nur die halbe Freude. Das ist mir nicht herzlich genug. Auf's Neue!

Sie. Nun dies war aber herzlich.

Ich. Auf's Neue! Auf's Neue! Du kannst ihrer noch

en ahdiger. — Och Nieösche, leev hezze Nieösche! Et wird mir ey emol ganz bekröv öm et Hezz eröm!

Sie. Wat eß Dir dann, mi leev Hezzekülsche?

Ich. Wenn ich eſu denke, dat ich no den Ovend alt widder dorch dä Rähn heem moß, on morgen alt widder, on eſu dä ganze Winter dorch alle Ovends, dann weeß ich net, wie ich de Zick eröm brenge ſall, bes mer ons kriggc.

Sie. Och jo! mer ſoll welle, dat et baal en End nöhm.

Ich. Ich möët wahl die Wanderſchaff an dä Nagel hange; äver mi Metter ſäht: Hee kräg ſi Levve keener en ſtaats Kontſchaff, dä net op Reiſ' geweeß wör.

Sie. Da gink ich eckerſch bes no Kölle.

Ich. Dat habt nix. Mer moß no Parihs oder no Berlin; ſönns donn ſe, als ob mer ene Endenicher Buurejong wör.'

ein Artigeres. — Ach Agnes, liebe Herzens-Agnes! Es wird mir auf einmal ganz betrübt um's Herz.

' Sie. Was iſt Dir denn, mein lieb Herzblättchen?

Ich. Wenn ich dran denke, daß ich nun den Abend ſchon wieder durch den Regen heim muß, und morgen abermals, und ſo den ganzen Winter hindurch jeden Abend, dann weiß ich nicht, wie ich die Zeit herumbringen ſoll, bis wir uns haben.

Sie. Ach ja! Man möchte wünſchen, daß es bald ein Ende nehme

Ich. Ich möchte wohl die Wanderſchaft an den Nagel hängen; aber meine Mutter ſagt: hier bekäme kein Lebtag Keiner einen vornehmen Knuben, der nicht auf Reiſen geweſen wäre.

Sie. Dann ging ich nur bis nach Köln.

Ich. Das hilft nichts. Man muß nach Paris oder nach Berlin; ſonſt thun ſie, als ob man ein Endenicher Bauernjunge wäre.

Sie. Wenn ich mer dat denke, dat mer ſich em Winter bee op der Trapp de Bützger ſtelle moß wie de Möſche dä Hafer, on dat Du em Sommer futgehs, wammer alle Tags de ſchönſte Gelegenheet hät, da möät ich eſu kriiſche!

Ich. Och kriiſch eckerſch net, Du Engelſche, Du leev Hezzendibrche, ſöns — —[1]

Hier wurde die Liebesſcene einigermaßen unſanft unterbrochen, da der alte Flettekoven die Sache gewittert hatte, und auf Filzpantoffeln leiſe heraufgeſchlichen kam. Was er dazu geſagt, ſoll am Ende des nächſten Kapitels treulich berichtet werden, wenn wir uns von unſerm Schrecken erſt genugſam erholt haben werden.

[1] Sie. Wenn ich mir das denke, daß man ſich im Winter hier auf der Treppe die Küßchen ſtehlen muß, wie die Spatzen den Hafer, und daß Du im Sommer fortgehſt, wenn man alle Tage die ſchönſte Gelegenheit hat, ſo möcht' ich wirklich weinen.
Ich. Ach weine nur nicht, Du Engelchen, Du liebes Herzchen, ſonſt — —

Fünftes Kapitel.

Von den Männchen und wie man Verliebte mit kaltem Waſſer begießt.

In meiner Heimath exiſtirt eine Sorte von Spießbürgern, deren eigentliches Muſter der alte Flettekoven war, und die man im Gegenſatz zu den „Bönn'ſchen Jungen" die „Bönn'ſchen Männchen" nennt. Dieſe

ſind aber nicht zu verwechſeln mit der Kaſte der „Baumſchulen-Männchen, welche ſeit Jahren täglich Mittags um halb zwei in die Baumſchule wandern, um daſelbſt Kaffee zu trinken, und zu hecheln. Um dieſe Zeit vermeidet jeder gute Chriſt die Kaſtanienallee, um nicht dieſen männlichen Kaffeeſchweſtern in die ſcharfen Zungen zu gerathen.

Die ächten „Männchen“ ſind viel harmloſerer Art. Meiſtens ſind es „Rentenirer“ oder vermögende ehemalige Geſchäftsleute, die ſich in Ruheſtand verſetzt haben. An Plätzen, wo etwas gebaut wird, ſieht man ſie gewöhnlich gruppenweiſe zuſammenſtehen; auch bei der Landbrücke halten ſie ſich gerne auf, wenn ein Dampfſchiff ankömmt. Einige gehen nie ohne Regenſchirm, andern folgt ein Mops nach. Die Meiſten tragen einen dicken gelbbraun polirten Stock mit ſilbernem Knopf in der Hand. Das Normal-Männchen erſcheint in einem königsblauen ſehr ſauber gebürſteten Rock mit blinkenden Metallknöpfen. Im Winter iſt es von einem Schanzeläufer umhüllt, den vier kurze Krägelchen zieren. Die Kopfbedeckung iſt entweder ein altmodiſcher runder Hut, oder eine Schirmkappe.

Die Lebensart des „Männchens“ iſt ſehr regelmäßig. Es frühſtückt des Morgens mit gehöriger Langſamkeit; ſeine Lektüre iſt das Bonner Wochenblatt. Männchen von höherer Bildung leſen auch die kölniſche Zeitung. Bis zehn Uhr werden die Geſchäfte beſorgt, welche in meteorologiſchen Beobachtungen und im Durchſehen des

Rentenbuchs beſtehen. „Nach der Arbeit iſt gut ruhen,“ ſagt das Männchen um zehn Uhr Morgens; es legt die Zipfelmütze ab und die oben beſchriebene Toilette an; dann geht es an's Eſchenbäumchen, und bleibt bei allen Bauten ein bischen ſtehen, wo es mit ſeinen Collegen zuſammentrifft. Nach Tiſche macht es ein Schläfchen, tritt dann die nämliche Wanderung nochmals an, welche dasmal aber in der Neugaſſe bei Nettekoven oder auf dem Markt beim Breuer im Zehrgarten zuletzt ausmündet. Liberale Männchen trinken zuweilen Morgens an den genannten Orten ein Spezial; konſervative thun das nicht, kehren Abends um ſieben nach Hauſe, wo ſie alsbald Salat eſſen, und um halb neun zu Bette gehen. Der Wahlſpruch dieſer letztern iſt: „Ich eſſe gut, und trinke gut; dahingegen muß ich auch meine gehörige Nachtruhe haben!“

Zu dieſen gehörte der alte Flettekoven. An dem unvergeßlichen Abend auf der Speicherreppe ſtand er plötzlich mit einem Blendlaternchen vor uns, das er verſchloſſen gehalten hatte, bis er oben war. In dem ſogenannten Bonner Hochdeutſch, das die Männchen wegen ſeiner beſondern Würde und Feierlichkeit des Klanges reden, und das ſich eben ſo weſentlich von dem Gelehrtendeutſch als vom rheiniſchen Plattdeutſch unterſcheidet, hub er alſo an:

„Habbe mer üch emal entelich aufgehobe, Ihr zwei Nixnütz! Schämp Ihr üch dann nich? Hab Ihr dann gar kei Ihrgefühl mehr im Leiv? Wenn das Dein

Mutter wüß', ſie däht ſich ja im Grav erumdrehe! Das war ein' ehrbare Frau! Von der hab' ich kei Bützche bekomme, bis mer von der Kopulation no Haus kame. Aber das Nieß, das ſetz ſich mit 'em Hanſübbeles auf die Trappfe, un kareſſirt. Das kömmp derrvon, wenn kein' Frau im Haus iſt. Ich hätt' am End nöthig noch emal ze heirathe, daß du verlieb' Stück en Aufſich kriegs!" [1]

So ging es noch lange fort. Das Nieschen hielt ſein Schürzchen vor's Geſicht, und ich ſchämte mich auch ſo gut ich konnte. Das Ende vom Lied war, daß mir das Haus ſo lange verboten wurde, bis ich mein eignes Geſchäft etablirt hätte.

Ich ging bitterlich betrübt nach Hauſe, und erklärte meiner Mutter am andern Morgen, daß ich ſogleich einpacken und fortgehen wolle. Dießmal waren alle Vorſtellungen umſonſt; ich wollte den Frühling nicht abwarten, denn ich hatte nicht Raſt noch Ruhe mehr am Orte, und wurde erſt wieder luſtig, als ich auf

[1] „Haben wir Euch endlich einmal erwiſcht, Ihr beiden Nichtsnutzigen! Schämt Ihr Euch denn nicht? Habt Ihr denn gar kein Ehrgefühl mehr im Leib? Wenn das Deine Mutter wüßte, ſie drehte ſich ja im Grab um! Das war eine ehrbare Frau! Von der hab' ich kein Küßchen bekommen, bis wir von der Copulation nach Hauſe kamen. Aber die Agnes, die ſetzt ſich mit einem Hausnarren auf die Treppe und liebelt. Das kömmt davon, wenn keine Frau im Hauſe iſt. Ich hätte am Ende nöthig noch einmal zu heirathen, damit Du verliebtes Geſchöpf eine Aufſicht erhieltſt!"

dem Schiffe ſtand. Die Trennung war ja das beſte Mittel, uns zuſammen zu führen. Ich nahm mir vor, in einem Monat ſo viel zu lernen, wie ein Andrer in einem Jahr, und gab auf Alles Acht, damit ich meinem Nieschen recht viel zu erzählen wüßte und meinen Kundſchaften zeigen könnte, daß ich ein gereiſter Mann wäre.

Sechstes Kapitel.

Ein kölniſcher Carneval.

Mit traurigem Gemüth war ich nach Köln gekommen, aber bald fühlte ich meine alte Fröhlichkeit wiederkehren, da mein neuer Meiſter mich zur Arbeit mit auf den Gürzenich nahm, der eben für den nahen Carneval neu dekorirt werden ſollte. Den lieben bunten Narrenfarben widerſteht kein rheinländiſches Herz; ja man behauptet ſogar: wenn einem ächten Kölner die Frau geſtorben ſei, ſo fließe die erſte Thräne zwar ihrem Verluſt, die zweite aber ſicherlich dem Umſtand, daß das Dekorum ihm verbiete, ſich im Trauerjahr zu maskiren.

Am Faſtnachtſonntag fragte mich der Nachbarsſohn Neres: „Wat määß Du Dich hück, Juseh?“ [1] worauf

[1] Reineres: „Was machſt Du Dich heut, Joſeph? (Wie verkleideſt Du Dich?)“

ich erwiederte: „Ich mööt mich jet räbch Schöön's maache: eſu ene Ritter met' em Helm met Feddere, oder ene Törk met' er wiiße Botz an, on' em rude Kamesol." [1]

Neres lachte mich aus und ſagte: „Beß doch ke Döppe! Ene ſtaatze Faſtelovendsgeck hät ſi Lebdag ke Pläſir. Süch wie die vürnehm' Hähren et maache; die maache ſich ä Verke, dat wolle mer och donn!" [2]

Ich erkundigte mich näher nach dem Coſtüm eines „Verkens," und erhielt die ausführliche Beſchreibung dieſer in Köln allbeliebten Charaktermaske. Man kauft ſich in einem Spezereiladen eine Menge von den alten Matten, womit die Kaffeeballen auf dem Transport umwickelt ſind. Dieſe werden zu einem Mantel an einander geheftet, der aber vor allem eine lange Schleppe haben muß. Dazu gehört nun eine ſchlechte Pappmaske mit ellenlanger Naſe und eine grauwollene geſtrickte Zipfelmütze. Um Faſtnacht iſt einer langjährigen Erfahrung zufolge in dem ohnehin kothigen Köln immer Regen- oder Thauwetter. Da wandelt nun das Verken mit dem Mantel aus Kaffematten höchſt gravitätiſch einher und nimmt unter der langen Schleppe Maſſen von Unrath mit, der ſich an dem rauhen Stoff anſetzt.

[1] Ich möchte mich etwas recht Schönes machen: etwa einen Ritter mit einem befiederten Helm, oder einen Türken mit einer weißen Hoſe und einem rothen Kamiſol."

[2] „Sei doch kein Dummkopf! Eine geputzte Masterade hat ihr Lebtag kein Vergnügen. Sieh wie die vornehmen Herren es machen; die verkleiden ſich als Ferkel, das wollen wir auch thun."

Nun beſteht der Hauptreiz darin, daß man ſich die Gebäuſer merkt, welche zwei Eingänge zu einem prächtigen Laden haben. Taſchſt geht das Perken zur erſten Thür herein, und zur andern hinaus, eine Spur von allen Ingredienzen hinterlaſſend, die ſich unter der Mantelſchleppe geſammelt haben. Findet es aber eine Zimmerthür offen, ſo tritt es auch da ſchweigend ein, und umwandelt langſam und ehrbar den runden Tiſch, unbekümmert um die Schimpfworte der Mägde, welche es mit Beſen zerprügeln kommen. Oft thun ſich eine Prozeſſion von einem Dutzend ſolcher Perken zuſammen. Dieſe ſind ſchwerer abzuhalten, obgleich die Kölner ein paar Jahre nach der Erfindung dieſer ſinnreichen Maske ziemlich gezwiſpt wurden. Sehen die Ladenmädchen von weitem einen Mattenmantel, ſo ſchreien ſie ſchon: „Do küt e Perke, do küt e Perke!“[1] und ſuchen die Thüren zu verrammeln.

Neres, der gern für einen vornehmen Herrn angeſehen werden mochte, wählte den Mattenmantel. Ich konnte mich aber nicht dazu entſchließen. Ich dachte mir: „was würde das Nieschen denken, wenn es dir ſo begegnete!“ und verkleidete mich lieber als einen ſchönen Ritter.

Auf dem Heumarkt ging es luſtig zu; ein Bierbrauer hatte auf ſeinem Speicher ein paar Glocken angebracht, und bezahlte einige Gaſſenbuben dafür, daß

[1] Da kömmt ein Perkel

ſie den ganzen lieben Tag darauf beiern mußten. Das ſtimmte alle Herzen zur Luſtigkeit, ſo weit man den Kirmesſchall hörte.

Der große Maskenzug am Montag war unbeſchreiblich bunt und prächtig. Die Hauptfigur war die Prinzeſſin Venetia, welche dem Kölner Hanswurſt ihren Beſuch abſtattete. Ein kleiner, ſchlanker Judenſohn mit feinen weiblichen Zügen ſpielte dieſe Rolle zum Entzücken ſeiner Familie, die ihren ganzen Diamantenſchmuck zuſammengeſteuert hatte, um die Venetia würdig zu repräſentiren.

Die Prinzeſſin benahm ſich mit einer Huld und Herablaſſung, die wahrhaft täuſchend war. Sie ließ ſich auf dem Neumarkt die ſchönſten Damen Kölns vorſtellen, die ohne Arg auf die Ceremonie eingingen, und von der fremden Fürſtin, ehe ſie ſich's verſahen, mit einem gnädigen Kuß beehrt wurden. Auch ihr Bräutigam, der Hanswurſt, theilte nach allen Fenſtern hin ſeine Kußhändchen aus, und raſtete nur von ſeiner Beweglichkeit, um Champagner zu trinken.

Die Geſandten aller Nationen, von den Chineſen bis zu den Menſchenfreſſern, füllten unzählige Wagen. Eben ſo wenig fehlte es an allen erdenklichen ernſten und komiſchen Charaktermasken. Die Mühle, worin die alten Weiber wieder jung gemahlen werden, wiederholte dieß Wunder auf jeder Straße. Vor den Häuſern junger Eheleute hielt der Kunibertszug ſtill, und artige Wickelkinder wurden heraufgewunden. Kamen Zwillings-

Handwürſtchen hervor, ſo gab es einen allgemeinen Jubel. Weniger erbaulich für die Häuſer, wo ſtill gehalten wurde, war der Wagen mit der Gereons-Kiſte, wohinein, der Sage nach, die alten Jungfern geſteckt werden. Allerlei ſchnöde Geſichter mit Hauben guckten aus dem ein wenig gelüfteten Deckel hervor, und winkten grinſend, wenn ſie an einem Fenſter Commilitonen ſahen.

Damals war die Eiſenbahn noch ein neues Zeitungswunder, und wenig ehrſame Kölner glaubten feſter daran, als an die zu errichtende regelmäßige Luftſchifffahrt. Neben einem Dampfſchifflein wurde auch ein Dampfwagen als Karrikatur des menſchlichen Erfindungsgeiſtes durch die Straßen gezogen. Im Wagen ſaßen nun die in Ruheſtand verſetzten Pferde als Paſſagiere. Wer kann alle die Narren im Gedächtniß behalten, die da ihr Weſen trieben! Von all dem vielen Gelb und Grün und Roth und Blau flimmerte es Einem vor den Augen.

Zum Eſſen nahm ich mir wenig Zeit in dieſen Tagen. Den letzten Brocken hinabgeſchluckt, eilte ich an die Bierwinken; da war der Exekutaſel am ärgſten. Gott weiß, wie viel Malter Erbſen hier verbraucht werden, da man aus allen Fenſtern damit bombardirt. Jeder, der dort ſtehen bleibt, ſorgt für einen guten Erbſenvorrath in der Taſche; mancher läßt deren ſogar ein Fäßchen voll neben ſich aufſtellen. Es verſteht ſich, daß die Leute am ärgſten beworfen werden, die zur Zeit,

wo Alles närrisch iſt, am ſteifſten ihre Würde zu behaupten ſuchen.

Am erſten Faſtnachtstage kamen ein paar ſolcher Pedanten an den Vierwinden vorbei. Der eine war ein Major in Gala-Uniform und der andere ein hoher Civilbeamter mit zwei Orden. „Mein Beſter,“ ſagte der mit dem Orden, „ſollen wir nicht lieber einen andern Weg nehmen, als den durch das Volk, welches einigermaßen betrunken zu ſein ſcheint?“

„Mein Liebſter,“ erwiederte der Major, „ſchreiten Sie nur kühn den geraden Weg; ich bin ja dabei.“

Dieſes Hagelwetter von Erbſen, das die beiden auf den Pelz bekamen, hatte ſeines Gleichen noch nicht erlebt. Bleich und mit verbiſſenem Ingrimm ſchritten die unglücklichen Opfer des karnevaliſtiſchen Muthwillens hindurch, und gelobten, dieſem Unfug, der ihnen als ein crimen laesae majestatis erſchien, energiſch ſein Ziel zu ſetzen.

Schon am nämlichen Abend erſchien das Verbot von Seiten der Commandantur, daß an den folgenden Tagen Niemand mehr an den Vierwinden ſtehen dürfe. Poliziſten in Maſſe wurden an den Ecken aufgeſtellt, um dieſem Verbot den gehörigen Nachdruck zu geben. Dieſe armen Werkzeuge der Rache hatten einen höchſt unbequemen Stand, da der Erbſenregen aus den Fenſtern gar kein Ende nahm, und ihre Naſen die Zielſcheiben für alle Stockwerke abgaben. Deſto bequemer machte ſich's das Publikum. Stühle und Bänke wurden

aus den benachbarten Häusern requirirt, und somit umging man aufs schönste das Verbot: daß Niemand dort stehen dürfe.

Nach einigen Stunden erschienen Gensd'armen mit einem genauer stylisirten Befehl, des Inhalts: daß sich Niemand an den Vierwinden aufhalten dürfe, weil dadurch die Passage gehemmt würde.

Nun vereinbarten sich die Erbsenwerfer zu einem steten Hin- und Herttrippeln: dann entfernte sich eine Partie bis in die nächste Gasse und kam der andern entgegen, die das nämliche Manöver unternahm. Dieses Foppen der Polizei fand so viel Beifall, daß Alles, was Beine hatte, sich am Dienstage an die Vierwinden begab. Bei so unermeßlichem Gedränge fielen natürlich alle Maßregeln platt auf den Bauch, und die Polizei ärgerte sich, daß sie schwarz wurde.

Siebentes Kapitel.

Wie wir den Carneval während der Fastenzeit gar nicht aus den Gliedern bekommen konnten.

Am Aschermittwoch sah es recht trübselig aus. Statt der lustigen Leute mit Schellenkappen begegneten Einem Schwärme von Bauern, die sich in den Kirchen das Aschenkreuzchen geholt hatten. Mir und meinen Kameraden war es so kurios zu Muth, als wenn

unsichtbare Hände uns zwickten und bei den Haaren zupften. „Kann man heute denn gar nichts Verkehrtes anfangen?" fragte man sich unter einander; „mit der Arbeit will es ja ohnehin nicht rutschen." Einstweilen nahmen wir die Kappen, und gingen hinaus. Wir kamen an die Vierwinkeln. Da waren alle Fenster geschlossen; die Leute gingen ihren Geschäften nach, und die einzige Spur des gestrigen Tumultes waren die Hunderttausende dickgequollner Erbsen, die alle Gassen und Pfühle anfüllten. Einige alte Bettelweiber wandern die bestaussehenden heraus, und indem sie sie in irdene Scherben legten, brummten sie über die Verschwendung der Reichen, und berechneten wie viel Suppen da unter die Füße getreten würden. Ich wurde klamroth bei diesem Anblick, und mein Gewissen trieb mich schnell von dieser Stätte hinweg, aber der gefühllosere Kerel hielt mich fest und sagte: „Hie muaß ea muaß heut noch e Spektakel angstiftelt werde, un wann et mi'm Türel zugohn sollt."*

Nun verabredeten wir den Plan leise mit einander, gingen dann nach den vier sich kreuzenden Gassen, und kehrten nach einer Weile zu den Vierwinkeln zurück, als wenn wir nichts von einander wüßten und uns zufällig begegneten. Alle blieben wir plötzlich stehen, sahen mit bekümmerter Miene zu einem und demselben Dach eines vierstöckigen Hauses empor, gaben Zeichen

* Hier muß durchaus heute noch ein Spektakel angestiftet werden, und wenn es mit dem Teufel zugehen sollte."

großen Erſtaunens, indem wir hinaufdeuteten und uns ängſtlich einige Worte ins Ohr flüſterten. Viele Leute blieben ſtehen und fragten: „Was iſt da? Was gibt's?“ „Stille,“ ſagten wir, „warten Sie einen Augenblick, ſogleich wird es ſich entdecken ob wir recht geſehen haben.

Alles blieb voll geſpannter Erwartung ſtehen. Die neu hinzugekommenen Perſonen fragten jene, die hinter uns die Paſſage verſperrten. Von allen Seiten ſchallte es jetzt: „Was'ß hee ze donn? Eß jet ze finn?“ [1] Die Antwort lautete: „Waat eckerſch jet; do die Lück bliven all ſtohn on ficken erob!“ [2]

Als ſich Volks genug geſammelt hatte, und die Hochſtraße bis zum vierten Haus geſtaut war, bahnten wir uns einen Ausweg durch das Gedränge, und ſahen mit großer Befriedigung wie ſich zu allen Thüren und Fenſtern vorwitzige Köpfe herausſtreckten, und durch Fragen den Tumult vermehren halfen. Ganz wie gerufen kam nun die Polizei auch noch herbei, und im Wahn, daß der Lärmen eine Fortſetzung des geſtrigen Erbſenſkandals ſey, begann ſie die Leute mit brutalen Scheltworten hinwegzutreiben. Waren nun die Sergeanten geſtern mit trockenen Erbſen bombardirt worden, ſo lernten ſie heute die Annehmlichkeiten der naſſen kennen. Als wir nach einer Stunde wieder des Weges

[1] „Was iſt hier zu thun? Iſt etwas zu ſehen?“

[2] „Wartet nur ein bischen. Dort die Leute, bleiben alle ſtehen und gucken herauf!“

kamen, war der Tumult noch in vollem Gange, und nahm erſt ein Ende als es ganz dunkel geworden war.

Am heiligen Joſephstage, der in die Mitte der Faſten fiel, ließen es ſich die Kölner nicht nehmen, eine große Harmoniemuſik im Marienbildchen zu Deutz zu veranſtalten. Es war Sonntag, und da es mein Namenstag war, ſo vertraute mir mein Meiſter als ein beſonderes Zeichen ſeiner Gunſt einen Hausſchlüſſel an, welches keine Kleinigkeit war. Ich blieb mit meinen Kameraden ziemlich lange drüben in Deutz und wir rekapitulirten nochmals alle tollen Streiche vom ganzen Winter. Als wir gegen 11 Uhr über die ſchwebende Brücke heimzogen, war die Reihe der Gaſthöfe noch hell erleuchtet, und ſpiegelte ſich im Rhein. Auch der Lampenſchein von der Brücke ward auf den Wellen hin und her geſchaukelt. Es war eine ſo ſchöne ſtille Nacht wie ich lange keine geſehen. Der Mond und ein paar helle Sternchen ſtanden am Himmel und ſchimmerten mit bläulichem Licht über den vielen rothen Lampen. Grade ſo lieblich ſtand in meinem innerſten Herzen der Gedanke an mein fernes Liebchen hoch über all der tollen Tagesluſt. Vom andern Ufer rollte ein Wagen dumpf über die Brücke, und der Poſtillon blies ins Horn. Da konnte ich gar nicht mehr begreifen, wie ich es ſo lange hier ausgehalten hatte ohne mein liebes Mädchen, und ich zürnte über mich ſelber, daß ich die Zeit ſo luſtig und wild zugebracht.

Meine Kameraden merkten aber nichts von meiner

Schwermuth, nichts vom Mondenſchein und vom Poſthorn. Sie überlegten nur, ob man keinen Unfug mehr anſtellen könne. Das Mäuschenfangen auf dem Nachhauſeweg verſtand ſich zwar von ſelber, aber Neres meinte: man müſſe dem heiligen Joſeph zu Ehren doch eigentlich etwas Arartes anſtiften. Endlich fiel ihm eine Dummheit ein, die denn auch ſofort in Ausführung gebracht wurde.

Wir zogen vor das Haus des Regierungsraths, der damals mit dem Major an den Vierwinden das Erbſenbombardement beſtehen mußte. Um keinen Verdacht zu erregen ſchellte Neres zuerſt ganz beſcheiden. Keine Regung im Hauſe. Neres ſchellte lauter, und ſofort immer etwas lauter, bis endlich Thüren im Innern knarrten, und nach der Magd gerufen wurde. Dieſes Subjekt hatte endlich eine Lampe angezündet, und kam mit einem verſchlafenen Eulengeſicht, halb und halb angekleidet, um uns aufzumachen. Neres fragte nach dem Herrn Regierungsrath, und verſicherte: er habe demſelben etwas ſehr wichtiges zu entdecken. Die Magd wollte ihn aber nicht eher rufen, bis wir geſagt hätten was wir wollten und wer wir wären. Wir hörten ihn übrigens die Treppe herabſchleichen, um nöthigenfalls der Magd zu Hülfe zu kommen. Neres machte ein ſehr ehrbares Geſicht und trug der Magd auf, ſogleich dem Herrn Regierungsrath zu ſagen: er könne nun ruhig zu Bette gehen, denn wir wären nur gekommen, um ihn zu benachrichtigen, daß das Concert

im Marienbildchen ſchon beendet ſey. Hiermit riſſen wir eilends aus, ohne das Fluchen des Regierungsraths auf der Treppe deutlich zu verſtehen. Die Magd aber war ganz verdutzt und rieb ſich die ſchlaftrunkenen Augen.

Der Neres kam nach einigen Tagen zu mir, und ſagte: „Gank met, mer han widder ene Preuß' ze ubze!“[1] Dieſe Einladung ließ ich mir nicht zweimal ſagen, zog meinen Sonntagsrock an, und begab mich zu meinem Kameraden. Nun muß ich aber vorher meinen Leſern auseinanderſetzen, daß ſeit Menſchengedenken zwiſchen Kölnern und Preußen ein geſpanntes Verhältniß beſteht, welches ein langjähriges gemiſchtes Zuſammenleben nie hat ausgleichen können. Wenn einer ſein Dienſtjahr hält, ſo ſagt man nicht: „er mußte Soldat werden;“ ſondern der allgemeine Sprachgebrauch heißt: „Hä mooht Preuß' werde!“[2] Damit iſt wohl am deutlichſten ausgedrückt, daß ein Kölner einen Preußen für eine fremdartige Menſchenrace anſieht.

Der Preuße von dem hier die Rede war, befand ſich auf der Durchreiſe, und wollte Kölns Merkwürdigkeiten in Augenſchein nehmen. Neres hatte ihn Morgens im Bierhauſe getroffen, und hatte ſich darüber geärgert, daß der Preuß' geſagt hatte: „Köln ſey gegen Berlin man bloß ein Landſtädtchen.“ — Nun ward

[1] „Geh' mit, wir haben wieder einen Preußen zum Beſten zu halten.“

[2] „Er mußte Preuße werden.“

beſchloſſen ihm einen Begriff von der weitläufigen Ausdehnung der Stadt Köln beizubringen. Wir führten ihn im Zickzack durch allerlei Umwege in die fernſten unbekannteſten Gäßchen, ſo daß er hundmüde ward ohne zu merken wie er drei Stunden lang immer im Kreis gelaufen war. Er beklagte ſich dabei ſehr über das ſchlechte Pflaſter und die ſchmutzigen Straßen und ward erſt wieder guter Laune, als wir im Hirzenkümpchen Halt machten, und uns bei einer Flaſche Braunenberger von unſern Strapazen erholten.

Auf dem Rückweg beſuchten wir noch einige merkwürdige Kirchen und Kapellchen, wo Neres dem Preußen allerlei Legenden aufband, die daſelbſt geſchehen ſein ſollten. Ein paarmal war ich im Begriff ihm ins Wort zu fallen und ſeine handgreiflichſten Lügen zu widerlegen; aber Neres trat mir auf den Fuß, und brachte ſo ſpaßiges Zeug vor, daß ich mich ſchämte ihm ſeine Freude zu verderben.

In Sankt Gertrudis ſteht auf einem Seitenaltar das aus Holz geſchnitzte Bild dieſer Heiligen, und trägt eine goldne Maus in der Hand. Darüber verwunderte ſich der Preuß' und fragte was das bedeute. „Sehen Sie," explicirte der Neres, „da war einmal ein ſchlimmes Mäuſejahr, ſo daß kein Bauer ein Körnchen Frucht auf dem Felde behielt. Nun iſt, wie bekannt die heilige Gertrudis die Patronin der Mäuſe. Das heißt, man ruft ſie gegen die Mäuſe an. Wenn die Feldmäuſe zu ſehr überhand nehmen, ſo wallfahrten die Bauern

hieher, und jeder trägt eine Maus in der Hand, die er auf seinem eignen Feld gefangen hat. Aber damals, in dem Mäusejahr, von dem wir jetzt reden, da wollte auch das nicht helfen. Da kam endlich ein Landpastor auf den Gedanken, und rieth den Landleuten, sie möchten eine Maus von geschlagenem Gold opfern, dann würden die andern Mäuse sich wohl verlaufen, wenn sie die goldne in der Hand der Patronin sähen. Und richtig, wie er gesagt hatte, so kam es. Seit dem Tage wo die goldne Maus geopfert wurde, liefen alle Mäuse aus der ganzen Rheinprovinz weg."

Hier schlug der Preuß' vor Verwunderung die Hände über dem Kopf zusammen, und sagte: „Ist es möglich daß in unserem Jahrhundert noch ein solcher Unsinn besteht! Es ist gottvoll zu glauben, daß eine goldne Maus die Feldmäuse vertreibt! Hahaha! Man hat mir zwar immer gesagt, daß das Volk hier am Rhein noch sehr hinter uns zurück sei, aber diesen Grad von Dummheit hätte ich ihm doch nicht zugetraut!"

„Ach Herr" erwiederte Meres, „Sie können doch wohl hören, daß das ein Fitzelchen ist. Im Ernst glauben wir so was eigentlich nicht. Denn sehen Sie, wenn wir glaubten, daß das etwas hülfe, so hätten wir ja längst einen goldnen Preuß' in der Kirche aufgehangen."

Hier brannte ich durch, und ließ den Meres allein Wegweiser bis nach Hause sein, denn meine Mutter hatte mich immer gewarnt: man könne nicht vorsichtig

genug ſein, und müſſe ſich nie um Politik bekummern wenn einem ſein Brod lieb ſei.

Achtes Kapitel.

Eine unruhige Nacht.

Daheim fand ich einen Brief von meiner Mutter, worin ſie mir meldete, daß der alte Flettekoven geſtorben und dem Nieschen ein Vormund geſetzt ſei. Der letztere habe für gut befunden das Flettekovens Häuschen ſammt Theke, Laden und Allem zu vermiethen, und habe dem Nieschen gerathen, ſobald es großjährig ſei einen Verkauf zu halten, da ſich für ein einzelnes Mädchen dieß Geſchäft nicht ſchicke. Jetzt ſei Nieschen in den Rheingau gereist, wo ſie noch Familie habe, die ſie bis dahin bei ſich behalten wolle. Mir rieth die Mutter, falls es mir ernſt mit meinem Handwerk ſei, nach Brüſſel zu gehen, wo man noch etwas mehr als in Köln vom Tapezieren verſtünde.

Was ſollte ich beſſeres thun, als die Welt anſchaun. Zum Heirathen war es noch nicht Zeit, und bis Nieschen großjährig wurde, konnte man viel Scheererei mit dem Vormund haben. Ich überlegte nicht lange hin und her, ſondern trabte bald mit allem was nöthig, mit Geld, Paß und Empfehlungsbrief verſehen über die belgiſche Grenze.

Vor mir her ging eines Tages ein anderer Fußwandrer,

den ich weder für einen Belgier noch Franzosen halten konnte. Eher schien er mir ein Mittelding vom deutschen Studiosus und Landpastor zu sein. Er trug einen schwarzen Sämmtling, dessen gelbe große Metallknöpfe über dem stark vorstehenden Bäuchlein fest schlossen. Ein Tuch gegen Zahnweh war über die Ohren gezogen, und darauf ein runder Filzhut gedrückt. Als ich rasch an ihm vorüber ging um ihm ins Gesicht zu sehen, gewahrte ich eine sehr vollmondliche Physiognomie, welcher eine lange kurfürstliche Nase und die Normalunterlippe des österreichischen Kaiserhauses einen unläugbar klerikalischen Anstrich verliehen.

»Parli vous francé?« sagte er zu mir.

»Voui, Mousjeu, un peu!« erwiederte ich.

Nun fragte er mich etwas, wovon ich nichts verstand, und da ich mit den Schultern zuckte, so murmelte er ein ehrliches deutsches Donnerwetter in den Bart. Da erkannte ich, daß es ein Landsmann war, und gab mich ihm ebenfalls freudig als einen solchen zu erkennen. Er machte eine Vakanzreise, und wir beschlossen die Nacht in derselben Herberge zu übernachten. Mein neuer Gefährte nannte sich Bünsterbauch, war, wie ich, Neffe eines Landpastors, hatte Theologie studiren sollen, aber war eben im Begriff umzusatteln, da er zu einer weltlichen Fakultät mehr Lust verspürte. Es verdroß ihn sichtbarlich, daß ich ihn für einen geistlichen Herrn gehalten hatte, denn er meinte sich alle klerikalischen Manieren abgewöhnt zu haben; auch berief

er ſich auf ſeine ausgeſucht burſchikoſe Tracht. Ich verſicherte ihn, daß durch den Sämmtling, den Ranzen und Wanderſtab, durch den friſch angelegten Schnurrbart ſogar, kurz durch alles was er ſage und thue, ſtets der Paſtor hindurchſcheine. Er kratzte ſich hinter den Ohren und ſagte: „Wenn Sie nur wüßten was ich nicht alles ſchon getban, um den Theologen aus den Knochen zu kriegen, wie ich auf alle Manieren der ſotteſten Burſche geachtet, um mir ſie anzueignen, aber alles vergebens! Jetzt gehe ich expreß drum außer Landes, um etwas franzöſiſche Manieren zu bekommen. Geben Sie Acht, wenn ich wiederkehre, merkts mir keiner mehr an!“

Am Abend ſchritten eine große Menge rüſtiger Burſchen und Mädchen an uns vorüber, welche alle den Bünſterbauch ehrerbietig grüßten. Wir erfuhren, daß juſt an dem Orte wo wir unſer Nachtlager halten wollten, Kirmes ſei. Schon auf eine ſtarke Viertelſtunde Entfernung hörten wir die dumpfen Töne einer dicken Trommel, der ſich wie wir näher kamen die Töne der Trompeten und anderer gellenden Inſtrumente zugeſellten.

So ſehr wir ſonſt eine luſtige Kirmes als ein angenehmes Reiſeabenteuer begrüßt hätten, ſo waren wir doch beide dießmal ſo müde vom zwölfſtündigen Marſch, daß uns nur die Sorge beſchäftigte, ob unſer Nachtquartier wohl recht weit von dem Hauſe entfernt ſei, wo die dicke Trommel geſchlagen wurde. Mein

Gefährte Bünſterbauch fürchtete nebenbei, er werde im Trubel einer Kirmes ſchwerlich die gehörige Pflege für ſeine wunden Füße finden, deren er in der That ſehr bedürftig ſchien. Welcher Schrecken aber bemächtigte ſich unſrer, als wir hörten daß nur dies einzige Wirthshaus im Dorfe ſei, und ein Fremdenbette nur im Tanzſaale ſelber ſtehe.

Wir traten ein. Die tanzende Geſellſchaft war ſchon verſammelt. Wie ſollte man dort ſich ausziehn und vor all den hübſchen Bäuerinnen zu Bette gehen? Der Wirth verſicherte, daß das ganz anſtändig geſchehen könne, da das Bett Vorhänge habe; dem Herrn Paſtor wolle er aber ſeinen eignen Alkoven einräumen, der durch eine ſpaniſche Wand von dem Saal getrennt ſei. Wir ſträubten uns und wollten lieber auf einer Bank warten; aber ſämmtliche Bänke waren von zechenden Bauern beſetzt, und der Tanz ſollte mindeſtens bis des andern Morgens ſechs Uhr währen. Weiter konnten wir nicht; kein Fuhrwerk ließ ſich auftreiben; die Nacht war angebrochen — wir mußten uns fügen.

Der Studioſus Bünſterbauch ſchritt mit großer Würde hinter die ſpaniſche Wand, und obſchon die Tänzer ein wenig kicherten, ſo kam ihm doch ſein ehrbares Ausſehen wohl zu ſtatten. Niemand wagte ihn gefliſſentlich zu moleſtiren. Ich aber ſchlich mit geſenktem Blick wie ein Hühnerdieb hinter dem Wirth her, der mir das Fremdenbett mit ſeinen Gardinen aus roth und weiß karrirtem Matratzenzeug anwies. Mit Stiefeln

und Allem kroch ich hinein, um jedem Blick verborgen meine Hüllen abzustreifen. Als ich eben die Decke über die Ohren zog, fing die dicke Trommel dicht neben mir wieder an zu rumoren, und das dauerte mit kurzen Pausen so fort die ganze Nacht.

In jenen Pausen aber gab es Störungen anderer Art, indem die muthwilligen Belgierinnen eine nach der andern an die Ritzen meines Vorhanges kamen, und ihn leise ein wenig öffneten um ihren Vorwitz zu büßen. Dann sah ich sie grimmig an, und sie sprangen mit einem Schrei und hellem Gelächter zurück.

Gegen Morgen ward es gefährlich. Es entspann sich ein Streit. Die betrunkenen Männer gingen mit Messern aufeinander los, der Wirth holte die Polizei und die Weiber krähten. Ich richtete mich schwerfällig auf, denn meine Glieder waren wie zerschlagen, und bereitete mich zur Flucht. Da sah ich über der spanischen Wand den Kopf des Bünsterbauch sich erheben, der sich auf einen Thurm von Kissen gestellt hatte, um aus sicherm Hinterhalt den Kampfplatz zu überschauen. Ob er sich nun zu stark angelehnt, oder ob die spanische Wand auf zu schwachen Füßen gestanden, genug: im Moment wo die Polizei hereinkam stürzte die Wand zwischen die nach allen Seiten zerstiebenden Mädchengruppen in den Saal hinab, der Bünsterbauch in leichtester Toilette darüber, und blieb so platt liegen.

Ich dachte, er sei todtgeblieben, konnte mich also auch nicht mehr halten, und indem ich in der Eile die

Bettdecke wie einen Mantel um mich ſchlug, ſtürzte ich ſchreiend hervor. Mein Landsmann kniff mich aber in's Bein, und flüſterte mir leiſe zu: er ſei ganz unbeſchädigt, wolle abſichtlich nur ſo thun als habe er den Hals gebrochen, damit er an der Verlegenheit des Aufſtehens vorbei komme. Der Wirth und ich faßten ihn nun an, wälzten ihn auf's Bette, die Polizei arretirte die Betrunkenen, und die Uebrigen verliefen ſich nach und nach.

Neuntes Kapitel.

Die Spitzbuben in Brüſſel.

Zwar hatte ich mir vorgenommen alles Beſondere das mir auf meiner Reiſe begegnen würde, getreulich für das Nieschen aufzuſchreiben. Doch that ich dieß nur am Anfang meiner Wanderſchaft, wo noch Alles mir höchſt merkwürdig ſchien. Seit ich aber die ſchöne und prächtige Stadt Brüſſel geſehen, da begriff ich wohl daß ich nichts mehr thun könne als ſchreiben, wenn ich Alles aufzeichnen wollte was mir in die Augen ſtach. Was für Häuſer und Paläſte waren das, welche Draperien und Tapeten darin, und wie geputzt waren die Leute, die am gemeinen Werkeltag über die Straße gingen! Man hätte glauben können im Himmel zu ſein, wenn es nicht ſo viel Spitzbuben gegeben hätte.

Bald nach meiner Ankunft wurde mir mein Sonn-

tagsrock gestohlen, den ich einen Augenblick im Vorhaus meines neuen Meisters über das Treppengeländer gelegt hatte. Den Rock hatte ich mir nach der neuesten Mode machen lassen, weil ich sah daß der Meister auch so einen trug wenn er in gräfliche Häuser ging, und weil ich überhaupt keiner von denen bin, die sich lumpen lassen. Meinen Rock, oder doch einen Zwillingsbruder desselben, sah ich schon am nächsten Sonntage in der Kirche wieder: ein sehr fromm aussehender Mensch mit gescheiteltem langen Haar, der mit einer Quisel aus Einem Gebetbuche betete, hatte ihn an. Ich folgte den Beiden auf dem Fuße, als sie aus der Kirche gingen, und horchte genau auf ihre Reden um mich zu überzeugen, ob der Fromme wohl der Spitzbube selber sein könne, oder ob er meinen Rock nur gekauft habe. Die Quisel und ihr Begleiter schlugen die abgelegensten Straßen ein, bis sie endlich auf einem stillen klösterlichen Plätzchen in ein Haus traten. Unterwegs hatte ich sie nur über Gott und Heilige, von den Anfechtungen des Teufels und der Eitelkeit dieser Welt reden hören.

Als sie hinter der braunen aus Eichenholz geschnitzten Thür verschwunden waren, sah ich mich um und erkannte daß ich an dem Ort schon einmal gewesen war. In der nächsten Straße wohnte ein kleiner Spezereihändler, der eine Deutsche zur Frau hatte, an die ich von meiner Kölner Meisterin einen Gruß bekommen. — Da sie mich bei meinem ersten Besuche freundlich gebeten hatte, einmal an einem Sonntag Mittag da

einzusprechen, so benützte ich den Zufall der mich heute in ihre Nachbarschaft geführt. Aus dem Gewühl der innern Stadt entkommen, meinte man hier auf dem Lande zu sein. Es waren meist alte hohe Häuser mit vergitterten Fenstern in diesem Revier, wo nur hier und da ein Gewerbe getrieben wurde. Klöster und Gärten nahmen den Raum bis zur nahen Stadtmauer ein. Besonders viele Quiseln hatten sich hieher zurückgezogen, und glaubten sicherer allen weltlichen Versuchungen zu entgehen, wenn sie kein Wagengerassel und keine Militärmusik mehr hörten.

Ich beschrieb meiner Wirthin das Haus, wo ich meinen gestohlnen Rock gesehn zu haben vermeinte. Sie erzählte mir daß dort ein paar ganz alte fromme Jüngferchen wohnten, die trotz ihres großen Reichthums schon in früher Jugend der Welt entsagt, und mit einer eben so alten und frommen Magd ein ganz stilles und gottseliges Leben führten. Ihr einziger Gang sei in die Kirche und wieder nach Hause, daher sie auch nur aus dem Katechismus ihre Weltkenntniß geschöpft hätten.

Recht wie der Wolf aus der Fabel trat in diesem Augenblick die alte Magd der Quiseln in den Laden, um etwas zu kaufen. Mechanisch griff schon der Spezereihändler nach dem gewohnten Löthchen Kaffee; aber wie erstaunte er als die Jungfer Marguerite nach Datteln, Feigen und orientalischen Gewürzen fragte. Das war seit dreißig Jahren nicht vorgekommen.

„Ei, ei," ſagte der Mann: „will denn eure Herrſchaft Hochzeit halten?"

„Nein," antwortete Marguerite indignirt," „von ſo weltlichen Gedanken iſt meine Herſchaft weit entfernt."

„Dann bekommt Ihr wohl vornehmen Beſuch?" — „Gewiß der König ſelbſt!" fügte die Hausfrau ſcherzend hinzu.

Marguerite ward hierdurch keineswegs gedemüthigt, ſondern ſprach mit myſteriös gedämpfter Stimme: „Eine noch viel höhere Ehre iſt uns zugedacht."

Der Spezereihändler und ſeine Frau, welche beide unbändig neugierig waren, drangen in die alte Marguerite ihnen das Räthſel zu löſen. Nach einigem Sträuben ſiegte bei dieſer die Eitelkeit, und ſie berichtete wie folgt:

„Schon ſeit 14 Tagen hat neben meiner älteſten Dame, Cécile, in der Kirche ſtets ein junger Mann Platz genommen, der ſich beſtrebte mit in ihr Gebetbuch einzuſehen. Er nahm mit ihr zugleich das Weihwaſſer, und verneigte und bekreuzte ſich dreimal wie ſie es that. Heute als es regnete, bot er ihr an den Regenſchirm zu tragen. Dadurch bekam meine Dame Cécile Gelegenheit den frommen jungen Mann einmal zu betrachten. Da fand ſie, daß ſie dieſe Art von Geſicht gewiß ſchon hundertmal geſehn: im Traum, in der Kirche, auf frommen Bildern, nur nie im Getümmel der Welt. Wer meint Ihr, daß es war?"

„Wie können wir das errathen?“ ſagte der Spezereihändler.

„So hört denn,“ flüſterte Marguerite, „es iſt kein Zweifel, da er es ſelbſt der Dame Cécile geſagt hat: es iſt Niemand geringeres als unſer Herr Jeſus Chriſtus ſelbſt!“

Hier brachen wir alle unwillkürlich in's Lachen aus, und reizten dadurch die alte Marguerite zu immer eifrigern Worten der Bekräftigung.

„„Glaubt es, oder glaubt es nicht!““ rief ſie ärgerlich. „„Ich habe ihn geſehen, und er gleicht präcis ſeinem Porträt das die Dame Cécile ſtets im Gebetbuch trägt. Er hat erzählt, wie er ſie und ihre Schweſter Louiſe lange beobachtete, und wie er auf Erden in unſerer verderbten Zeit keine ſolche Frömmigkeit mehr gefunden. Dafür will er ſie vor allen Weltkindern mit Ehren krönen in ihrer ſtillen Zurückgezogenheit. Heute Abend will er mit allen zwölf Apoſteln wieder kommen und das Oſterlamm bei uns ſpeiſen. Wir haben in der Eile alle Gebetbücher durchgeblättert, um die Gerichte ausfindig zu machen, die unſer Herr Jeſus Chriſtus gerne ſpeist; aber außer Datteln und Feigen fanden wir nichts erwähnt. — Doch gebt mir jetzt ſchnell was ich brauche, denn indeß wir hier plaudern, ſollte ich eigentlich das Silberzeug putzen und den Tiſch zurecht machen.““

Als die Jungfer Marguerite fort war, verwunderten wir uns noch lange über ihren feſten Glauben. Endlich

ging dem Spezereihändler ein Licht auf, als ich nochmals die Notiz von meinem gestohlnen Sonntagsrock vorbrachte, und er ging eiligst auf das Polizeibüreau, um die Sache anzugeben. Dem Herrn Chef der Polizei kam der gescheitelte Herr Jesus ebenfalls sehr verdächtig vor, und er ließ das Haus in der Dämmerung umstellen.

Gegen acht Uhr kamen drei Wagen angefahren, und dreizehn handfeste Kerle stiegen heraus, die sich in lange Talare gesteckt hatten und große Bärte trugen. Die Polizei wartete eine Weile, bis sie sich in dem Hause der Quiseln behaglich niedergelassen hatten. Dann arretirte eine Abtheilung von Häschern die Kutscher, und die andre drang in's Speisezimmer der beiden Quiseln, welche eben auf den Knieen lagen und den vermeintlichen Aposteln die Füße wuschen.

Es war eine sehr raffinirte Bande, die bei dieser Gelegenheit endlich erwischt wurde, nachdem ihr die Polizei seit lange vergebens nachgespürt hatte. Ich bekam auch meinen Sonntagsrock wieder, an dem weiter nichts verdorben war, als daß er drei gelbe Wachstropfen bekommen hatte.

Zehntes Kapitel.

Der ehrliche Junge bereichert in Paris seine Erfahrungen und die Kenntnis weiblicher Herzen.

In Brüssel war ich gar nicht aus dem Erstaunen herausgekommen; in Paris war ich aber kaum vierzehn Tage, als ich mich schon über Nichts mehr verwunderte. Meine Hauptarbeit hatte ich im Hotel des türkischen Gesandten, woselbst ich viel Neues lernte, denn die Polster liefen rund an den Wänden vorbei, und die Thüren wurden mit schweren Teppichen verhangen. Als Alles fertig war, und des Abends die bunten Lampen angesteckt wurden, sah es wirklich sehr schön aus, und ich meinte ein Mährchen zu erleben, wie ich deren einmal ein paar gelesen hatte, worin Feeen und Niren vorkamen.

Für mein Leben gern hätte ich auch einen Blick in den Harem geworfen, und ich fragte den Dragoman des Gesandten, ob dort nichts zu tapezieren sei. Der versicherte aber, daß der Pascha gar keinen Harem mit sich führe, weil das in einem christlichen Lande Anstoß gäbe, daß es ihnen aber in Paris an Damenbesuch nie gefehlt habe.

Dieser Dragoman war ein ganz kordialer Mensch, und gar nicht so absonderlich, wie ich mir einen Türken vorgestellt hatte. Seit meiner Kindheit hatte ich in der Wenzelgasse im Laden eines Uhrmachers einen porzelanenen Türken, im grünen goldverbrämten Kaftan

hochbeturbant, mit melancholiſcher Geberde auf einer Pendule ſitzen ſehen, der jeden Vorübergehenden um Erlöſung anzuflehen ſchien. Dieſe Uhr fand keinen Käufer, und ſo hatte ſich mir, da ich bis zu meinen Jünglingsjahren täglich wenigſtens zwanzigmal dort vorüberging, dieß Bild eines Türken feſt eingeprägt. Der Trageman aber ſowohl als der Paſcha gingen im einfachen blautuchenen Ueberrock und trugen den unſcheinbaren rothen Fez, welches meiner Phantaſie einen argen Stoß gab.

Der Trageman begleitete mich einmal in Perſon in das Haus unſres Tapeten- und Teppichlieferanten Lolin, um die ſchönſten Muſter auszuſuchen. Die vier Töchter Lolin's erſchienen ſelbſt im Laden und erregten ſehr die Aufmerkſamkeit des Türken. Mir wären dieſe Mädchen nicht aufgefallen, denn ſie waren hellblond, rothwangig und ziemlich korpulent: drei Eigenſchaften, die übrigens in Paris rar ſind. Der Türke fand nun alle Tage einen Vorwand, dieß Haus zu beſuchen, und ſagte zu mir: er könne ſeinen Blick nicht an dieſen ächten Houris des Paradieſes erſättigen. Auf allen Sklavenmärkten des Orients habe er vergeblich nach einem Weibe von dieſer Statur und Farbe geforſcht, die ſeit ſeinen Jünglingsjahren ſeine leidenſchaftlichſte Sehnſucht ausmache, und nun müſſe er vier auf einmal entdecken. Er ſei aber auch feſt entſchloſſen, ſie alle vier zu beſitzen.

Mein ehrbares deutſches Herz zitterte bis auf den Grund, als ich die Gefahr überſchaute, in der ſich die vier Blondinen befanden, und ich beſchloß ſie zu warnen.

Es ward mir nicht schwer, ihre vertrautere Bekanntschaft zu machen, da mein Meister einer ihrer besten Kunden war. Auch plauderte der alte Lolin gerne mit mir von Deutschland, wo er in den Kriegszeiten lange gestanden hatte. Schon nach wenigen Gesprächen mit den Demoiselles Lolin merkte ich, daß meine Warnung ganz überflüssig sei, denn wenn sie schon im Aeußern das Widerspiel der Pariserinnen waren, so galt das noch viel mehr von ihrem Betragen. Ihre Mutter war eine etwas pietistische Engländerin von der strengsten Prüderie, und ganz in diesem Sinne hatte sie auch die Töchter erzogen. Es war ihr nicht allein gelungen, dieselben bis zum 28sten, 27sten, 26sten und 25sten Jahre als vier unbescholtene Jungfrauen zu erhalten, sondern sie waren auch so unbarmherzige Sittenrichterinnen, als wenn sie aus einer kleinen Stadt herstammten. Die Nachbarinnen, Verwandten und Freundinnen fürchteten sehr die Zungen der Madame Kitty Lolin und ihrer Tendenz. Die Männer haßten sie sogar, und ließen sie das nicht selten fühlen, obgleich sonst einem Franzosen nichts ferner liegt, als Unhöflichkeit gegen das schöne Geschlecht. Daher drehten sich seit fünf Jahren die Unterhaltungen der Demoiselles Lisette, Babette, Ninette und Jeanette Lolin außer der Médisance nur um die Blindheit der Männer.

Lisette. Was machst Du für ein Gesicht, Babette! ist Dir nicht wohl?

Babette. Ach, denke Dir, unsre Cousine Josephine ist Braut.

Trinette. Wie? Diese Coquette? Dieß leichtsinnige Geschöpf? Der arme Mann der sie nimmt!

Jeanette. Er nimmt sie wohl nur wegen ihres Geldes.

Lisette. Ei freilich! Denn wahre Achtung kann kein Mann vor einem solchen Mädchen haben.

Gabette. Dafür wird's ihm auch schön ergeben nach der Hochzeit, denn Josephine hat keine Grundsätze und keine Religion.

Trinette. Es geschieht ihm Recht. Warum laufen die Männer den hübschen Figürchen und dem Gelde nach?

Jeanette. Warum bleiben alle vorzüglichen Mädchen sitzen?

Lisette. Hinterher gehen zwar allen Männern die Augen auf, wenn sie daheim eine Coquette haben, und den Fleiß und die stille Tugend Andrer einmal beobachten.

Gabette. Aber damit hat die Coquette den Mann und unser eins nur die stille Tugend!

„Seid zufrieden, meine Töchter!“ sprach dann Madame Lolin; „Euer Lohn ist jenseits bereitet.“

Herr und Madame Lolin waren im Grunde mit dem ehelosen Stande ihrer Töchter zufrieden, denn sie liebten das Geld und sparten gern die Aussteuer, wie auch das Honorar der Ladengehülfinnen. Die Mädchen schienen auch damit einverstanden; doch sagte mein Meister, der sich rühmte, ein Kenner menschlicher Gefühle und

Verhältniſſe zu ſein, daß er während ſeines langjährigen Umgangs mit Lolin's die entgegengeſetzte Ueberzeugung gewonnen hätte. „Siehe, Joſeph," ſagte er zu mir, „dieſe vier Mädchen ſind ihrer Sprödigkeit ſo müde, wie man im Sommer des Sauerkrauts iſt. Wäre jede von ihnen allein im Hauſe, ſie hätte längſt andere Saiten aufgezogen. Aber leider hat jede drei Hüterinnen in den Schweſtern, und die Furcht vor dem Spott der drei andern läßt im Herzen der vierten keine menſchliche Regung aufkommen."

Herzlich wünſchte ich den vier Mädchen brave Männer, aber wegen des Türken hatte ich keine weitere Sorge, da ich mich oft genug von der Strenge überzeugt hatte, mit der ſie jedes Liebesbündniß bis in die Hölle hinab verurtheilten, das nicht auf die Baſis reinſter bürgerlicher Tugend gebaut war.

Eine neue Wendung der orientaliſchen Frage ſtellte die baldige Abreiſe des türkiſchen Geſandten in Ausſicht. Der Trageman hatte alſo keine Zeit zu verlieren. Er begab ſich in das Haus des Teppichhändlers, wo er offen mit ſeinem Antrag herausrückte. Der Vater lächelte über die Naivetät des Türken, und ſetzte ihm auseinander, daß man in civiliſirten Ländern einen großen Unterſchied zwiſchen Ehe und Konkubinat mache. Dieſen Einwurf ſchlug der Türke ſogleich nieder, indem er beim Propheten ſchwur, er wolle die Damen alle vier als ſeine rechtmäßigen Frauen heirathen, welches die mahomedaniſche Sitte ihm ja geſtatte. Er verpflichtete

sich ferner, nie weder ein Harem anzulegen, noch sich an einer Sklavin zu vergreifen. Der Teppichhändler blieb unbeweglich, und erst nachdem der Dragoman zornig weggegangen war, erzählte er dessen Antrag als einen launigen Spaß seiner Frau und den Töchtern.

Die Mädchen wurden sehr nachdenklich, und als sie unter sich waren, besprachen sie, welch ein gutes Werk es sein würde, wenn man den Türken bewegen könnte zur katholischen Kirche überzutreten und nur Eine Frau zu nehmen. Also sprach zuerst:

Lisette. Der Geist meiner heiligen Schutzpatronin kommt über mich. Ich will den Dragoman sprechen und will ihn zu bekehren suchen mit den feurigen Waffen meines unerschütterlichen Glaubens.

Gabette. Jedenfalls will ich dabei zugegen sein; denn es wäre Sünde, wollte ich in einer so gefährlichen Situation meine Schwester allein lassen.

Trinette. Bedenket, daß die Eltern euch eher vermissen als mich, da ich mich am wenigsten im Laden aufzuhalten pflege. Ich will es wagen und dem Türken ein Rendezvous geben, so erspare ich euch die Verlegenheit.

Jeanette. Keineswegs! Dich kennt der Türke ja kaum. Mich hat er am häufigsten im Laden gesprochen, und so darf ich mir wohl den stärksten Einfluß zutrauen. Ich will mich also aufopfern.

Der Edelmuthsstreit der vier Schwestern dauerte bis spät Abends, und löste sich endlich in ziemlich bittere

Spötterein auf, indem eine der andern vorwarf, sie sey nur deßhalb so besorgt für den Ruf der Schwestern, weil ihr der eigene nicht allzuthener. Hierauf schwuren sie Alle zornig einander zu, den Türken ruhig in die ewige Verdammniß reisen zu lassen, ohne daß es Einer von ihnen einfallen sollte, deßhalb einen Schritt zu thun. In der folgenden Nacht, die vier mitleidigen Jungfern eine schlaflose war, beschloß indeß Jede bei sich ein Besseres, und führte es im Stillen aus, ohne den Andern ein Sterbenswörtchen zu sagen.

Der Dragoman stand am Tage der Abreise in seinem Kabinet, und sah zu, wie die Kisten vernagelt wurden. Da meldete der Diener eine verschleierte Dame, die ihn allein zu sprechen wünsche. Wie freudig erstaunt war der Muselmann, als die vollen rothen Wangen der blauen Lisette aus der zurückgeschlagenen Umhüllung ihn anleuchteten. Sie stellte ihm nach einigen Vorreden den Antrag, mit ihm die Flucht zu ergreifen, falls er den christlichen Glauben annehmen und sie allein ehelichen wolle. Von dem erstern wollte er nichts wissen: das zweite wäre er beinahe eingegangen, da er keine Hoffnung hatte, alle vier Exemplare seines Ideals im Triumph nach Constantinopel zu führen. Da meldete der Diener eine zweite Dame. Erschrocken verbarg sich Lisette hinter einem Vorhang, und hatte das Vergnügen, ihre Schwester Babette eintreten zu sehen, welche dem Türken ungefähr den nämlichen Vorschlag machte. Bei einer abermaligen Störung flüchtete diese in den

Alkoven, und in gleicher Weise folgten Arinette und Jeanette einander nach kurzen Pausen.

Als der Türke nun alle vier Vögel beisammen hatte, ſo holte er ſie, die in die Erde ſinken wollten, hervor, und redete ſie folgendermaßen in corpore an: „Schönſte Roſen aus Mahomets Paradieſe, deren Locken dem vollen Mondeslichte gleichen, deren weiche Formen höher ſchwellen, als die Wogen des Bosporus! Hört mich an! Das Bild jeder Einzelnen von euch würde mich mit Verzweiflung erfüllen, weil es mir den Verluſt der drei Entfernten mit um ſo tieferem Stachel in's Herz grübe. Entweder, entſchließt euch, mir alle vier zu folgen, oder ich entſage euch Allen. Zwei Stunden habt Ihr Bedenkzeit, während derſelben bleibt Ihr hier in meinem Kabinet eingeſchloſſen. Ich entferne mich, um nach Ablauf derſelben Eure Entſcheidung zu holen."

Der Türke mußte ſeiner Sache ſehr gewiß ſein, denn ſonſt hätte er ſich eher mit Einer begnügt, als ein ſo gefährliches Ultimatum zu ſtellen, das ihm alle vier rauben konnte. Gerade die Kürze der Zeit brachte den Entſchluß der Schweſtern zur Reife, wie er vorausgeſehen. Es ſprach:

Liſette. Unſer guter Name iſt hin, ſo oder ſo.

Babette. Beſſer, daß wir in der Türkei ſind, wenn das Gerede in der Nachbarſchaft losbricht, als hier mitten drin.

Jeanette. Eigentlich iſt es noch eine größere Enthaltſamkeit für fromme Chriſtinnen wie wir, nur einen Viertel-Mann als einen ganzen zu heirathen.

Jeannette: Und wir theilen ja als liebende Schweſtern!

Genug. Nach Ablauf der Bedenkzeit ſtiegen die vier keuſchen Schweſtern verkleidet in einen Reiſewagen, und ſollen jetzt in Conſtantinopel ſehr behaglich das Hausweſen des Dragoman gemeinſchaftlich verſehen.

Eilftes Kapitel.

Heimreiſe und Verſuchung des ehrlichen Jungen im Poſtwagen.

Die Flucht der geſtrengen Demoiselles Lolin regte in mir viele ernſthaften und ſorglichen Gedanken an. Wenn die vielgerügte weibliche Schwachheit, der Unbeſtand guter Vorſätze auch das Erbtheil ſo ſittenrichterlicher Damen war, die ſich obendrein in ſolch ſolidem Alter befanden, welche Garantie blieb mir alsdann für die Treue meines Nieschens, das immer lachte und das Herz auf der Zunge hatte, wie man zu ſagen pflegt. Mit Schrecken erinnerte ich mich an eine Aeußerung meines Mädchens, welche etwas laue Grundſätze verrieth. Ein Nachbarsmädchen hatte ein Kind bekommen, und Nieschen ſagte nichts, als: „Och dat ärm Tier! dat deht mer äver leed!“[1] indeß die andern Mädchen wochenlang von nichts redeten, als von der Schlechtigkeit jenes Mädchens. Konnte man ſich bei ſo notoriſchem

[1] Ach, das arme Geſchöpf! Die jammert mich wirklich!

Leichtſinn, auf hundert Stunden Entfernung auf Nieschens Treue verlaſſen?

Es ließ und ließ mir keine Ruhe, und endlich lief mir die Geduld über. Ich packte ein, nahm Abſchied von meinem Meiſter, und beſtellte einen Platz auf der Diligence. Ich nahm dießmal zur Veränderung die Route über Straßburg, und beſchloß in Frankfurt anzurufen, was mir meine Mutter, die dort in der Jugend Ladenmädchen geweſen war, beſonders empfohlen hatte. Für ſie ſtand Frankfurt in vorderſter Reihe neben Paris und London, und ſie hätte meine Bildung ohne dieſen Schlußſtein für unvollendet gehalten. Hatte ich darüber gleich andere Gedanken bekommen, ſo that ich ihr doch um ſo lieber in dieſem Punkt den Willen, als ich im Stillen bedachte, wie nahe ich dort dem Rheingau ſei, und wie leicht ich einen Abſtecher zu meinem Schätzchen machen könnte.

In der Diligence bekam ich glücklicherweiſe Nr. 1, und konnte mich alſo zum Schlafen recht bequem anlehnen. Meine Reiſegeſellſchaft beſtand aus einem Herrn und vier Damen, zwei alte und zwei junge. Ich erfuhr daß ſie in Straßburg ein großes Modemagazin hielten, und jährlich die Fahrt nach Paris machten, um daſelbſt die neueſten Moden zu ſtudiren und Einkäufe zu machen. Sie waren über die Maßen geſprächig, und unerſchöpflich in Anekdoten und Erzählungen von Reiſeabenteuern.

Eine der jungen Damen hatte ein ſchwarzes Lockenköpfchen und funkelnde Augen. Sie gefiel mir ſo gut,

daß ich hundertmal bei mir dachte: „Du möchteſt nicht wünſchen, daß dem Nieschen ein anderer Junge ſo in die Augen ſtäche, wie dir die ſchelmiſche Franzöſin.“ Nun, ein Schelm war ſie gewiß, denn ſie fing allerlei Späße mit mir an. Einmal trampelte ſie ein paar Stunden lang mit ihren Füßchen auf meinem Stiefel herum. Ich hielt es geduldig aus, und ſagte nichts, denn ich mochte nicht gerne für ein Kräutchen Rührmichnichtan oder für ſo Einen gelten, den die Fliegen an der Wand hindern. Endlich aber gerieth ſie mir mit dem Abſatz auf ein Hühnerauge, da ſchnitt ich ein Geſicht, ächzte einmal, und zog den Fuß weg. Sie ſagte ganz gleichmüthig: „Pardon, Monsieur, je vous croyais un morceau de bois!“ Ein andreëmal betrachtete ſie mich lange unverwandt, und ſagte mir ungenirt in's Geſicht: „Savez vous? Vous avez de beaux yeux! de ces yeux bleux d'Allemand, que j'aime beaucoup!“ Ich wurde ſo roth wie ein Krebs, und ſchämte mich, daß ich von dem Augenblick an nicht mehr wußte wo ich mit den Augen hinſehen ſollte.

Als die Weibsleute meine Verlegenheit merkten, ſo neckten ſie mich alle zuſammen von früh bis ſpät, und ich war wie verrathen und verkauft, da ich nicht ſo viel Franzöſiſch wußte, um ihnen zu pariren. Den Schlag, um den ich mich vorher ſo ſehr bemüht hatte, behielt ich auch nicht lange zur Benützung, denn Demoiselle Léocadie, ſo hieß das Lockenköpfchen, belohnte und beneidete mir ihn ſo ſehr, daß ich nicht anders

konnte als ihr denselben anbieten. Ich blieb an ihrer Seite die folgende Nacht, und hielt mich mit Anstrengung wach, indem ich den Kopf immer steif in die Höhe richtete, aus lauter Sorge meinen Nachbarinnen beschwerlich zu fallen. Was hatte ich aber davon, daß ich der Demoiselle Léocadie den Schlaf abgetreten, da sie sich schon nach einer halben Stunde auf die Seite kehrte, und zu ihrer Bequemlichkeit den Kopf auf meine Schulter fallen ließ. Ich wußte vor Langeweile nicht was ich anders anfangen sollte, als auf ihre tiefen Athemzüge und auf das Streifen ihrer Locken an meine Wange Acht zu geben, denn es war stockdunkel. Endlich fuhren wir durch ein Dorf, und es fiel wieder hie und da ein Lichtschein in den Wagen; da guckte ich sie einmal von der Seite an, und meinte wahrhaftig zu bemerken, daß sie mit den Augen blinzle.

Der Wagen hielt still, es wurden Pferde gewechselt. Alles wurde wach, nur Léocadie blieb ohne Lebenszeichen in ihrer Stellung. Es war wieder ganz dunkel im Grund des Wagens wo wir beide saßen. Der Teufel plagte mich so sehr mit der Langeweile, daß ich ihr eben zum Zeitvertreib einen Kuß geben wollte, da ihre Lippen ja ohne mein Zuthun den meinen so nahe gekommen waren. Da schickte mein Schutzengel zur rechten Zeit den Conducteur mit einer Blendlaterne an den Wagen, der uns lachend zurief: wir sollten doch einmal horchen. Da hörten wir in dem obern Stockwerk eines Bauernhauses eine ganze Familie schnarchen, und das

klang ſo überaus lächerlich in allen Oktaven, daß ſelbſt Leocadie aus der Rolle fiel, und laut auflachte. Da merkte ich, daß ſie ſich verſtellt hatte, und betete ein Vaterunſer gegen die Verſuchung. Fortan blieb ich tugendhaft, und als ſie wieder verſuchte die Schlaftrunkene zu ſpielen, ſchob ich ihren Kopf ganz energiſch in die Wagenecke zurück, worauf ſie wie im Traume „bête“ murmelte.

Des andern Morgens kam mir ein Gedanke, den mir gewiß der heilige Aberſinn eingegeben hatte, zu dem ich mich in meinem Gebete brünſtig hinwendete. Ich bot einer alten Bäuerin, die in's Cabriolet ſteigen wollte und den Huſten hatte, meinen Platz im Wagen an, und ſetzte mich an ihrer Statt der kühlen Morgenluft aus.

Zwölftes Kapitel.

Der ehrlichen Jungen erſte Bekanntſchaft mit dem Communismus.

Außer mir ſaß im Cabriolet des Poſtwagens noch ein Schweizer, den ich, weil er einen etwas abgeſchabten Rock trug, für einen Handwerker, alſo für meines Gleichen hielt. Es war mir lieb Kameradſchaft zu finden, und ich redete ihn mit der üblichen Frage an: „Auf was Metier reiſen denn Sie?“ — Er betrachtete mich mit einer zugleich ſtolzen und rüſtigen Miene und ſagte dann: „Ich bin von Profeſſion ein Communiſt.“

Ich. Dieß Gewerbe kenn' ich noch nicht. Sind Sie vielleicht Einer der die Communalſteuern einzutreiben hat?

Er. Sie ſind wohl Einer, der ißt, trinkt, ſchläft und arbeitet, ohne ſich um die großen Zeitideen zu kümmern. Ich habe wohlgethan, daß ich die Arbeit an den Nagel hängte, um bloß mit dem Kopf und der Rede für unſern Verein zu wirken, denn gedankenloſe Hände gibt es überall noch. Ich bin der Dampf der die eiſernen Räder treibt; die Maſſe iſt nur Maſchine.

Ich dachte einen Augenblick, der Menſch ſei nicht recht geſcheidt, doch als er fortfuhr, mir ſein Leben und ſeine Plane zu ſchildern, da merkte ich, daß er nur im Gleichniß geſprochen habe, und daß er keineswegs mit der fixen Idee behaftet war, er ſei von Dampf und wir andere von Eiſen. Von ſeinen wirklichen Ideen begriff ich nur ſo viel, daß ſie darauf hinausgingen: künftig ſolle ein Menſch ſo viel Geld haben wie der andere. Das kam mir ganz vernünftig vor, denn oft hatte ich die Ungleichheit des Reichthums für eine verkehrte Einrichtung der Natur gehalten.

Eben fuhr ein engliſcher Reiſewagen an uns vorbei; ein gähnendes Eheyaar ſaß darinnen und auf erhöhten Sitzen räkelten ſich goldbordirte Kammerdiener. „Sehen Sie nur dieß verfluchte Volk an," ſagte der Communiſt, „ſo gut wie die da auf den Sammetpolſtern ſich dehnen, und im Hotel den beſten Burgunder ſaufen, ſo gut können wir es ja künftig auch, wenn erſt unſere Sache geſiegt hat!"

Hier begegneten wir einer armen zerlumpten Bauernfamilie, die ſehr hungrig ausſah. Eine Frau kam bettelnd an den Wagen und trug zwei Kinder in einem Korbe auf dem Rücken. Ich ſuchte ſchnell etwas Almoſen für ſie, und ſagte zu dem Communiſten: „Mag der liebe Gott Euch ſegnen, wenn Ihr Eure Ideen zum Sieg bringt, denn dann fahren die armen Leute künftig wie wir im Poſtwagen und bekommen in der Herberge ihre Suppe, Gemüſe und Fleiſch und ein gutes Glas Bier dazu."

Da der Communiſt hörte, daß ich auf ſeine Sache einging, ſo ſchlug er mir vor, mich anwerben zu laſſen, und die Statuten ſeines Vereins zu unterſchreiben. Ich ſagte, das ſolle mir ſchon recht ſein, nur müſſe ich ihn erſt länger kennen, denn alle Leute, die es gut mit mir gemeint, hätten mich immer vor leichtſinniger Namensunterſchrift gewarnt.

In Frankfurt hatte ich noch für ein paar Wochen Geſchäfte. Ein reiches Haus hatte bei meinem Meiſter in Paris eine neue Einrichtung beſtellt, und dieſer benutzte meine Reiſe, um mich jener Familie als einen geſchickten Geſellen zu empfehlen, der ihnen die Zimmer ganz auf Pariſer Art zu dekoriren verſtände. Der Communiſt hatte einen Plan auf die Frankfurter Handwerksburſchen, und brachte mich dahin, mit ihm in derſelben Herberge Quartier zu nehmen. Trotz aller Charakterverſchiedenheit vertrugen wir uns ganz leidlich, denn wer ein gutes Gemüth hat, kann ja gar nicht

mit einem Menſchen unter Einem Dach leben, ohne ihn lieb zu gewinnen. Darum ſollte man ſich wohl vorſehen, mit was für Leuten man ſich ſo nahe einläßt, ehe einem das Herz feſtgewachſen iſt.

Eines Tages komme ich in einen Laden, um mir eine neue Cravatte zu kaufen. Hinter der Theke ſtanden zwei Ladenjungfern, die vollauf zu thun hatten, um allen Käufern fortzuhelfen. Eine dritte Ladenjungfer hatte mir den Rücken zugewendet; ſie ſtand hoch auf einer Leiter und ſuchte im oberſten Gefach des Waarenlagers nach einem Paquet. Als ich das ſchöne Haar und die runde Geſtalt ſah, dachte ich bei mir: die gleicht doch von hinten dem Nieschen wie ein Ei dem andern. Damit klettert ſie herunter, dreht ſich um, und — daß ich nicht laut aufſchrie und ihr um den Hals fiel, war Alles — es war das Nieschen ſelber.

„Was wär' Ihnen denn gefällig?“ fragte ſie, und kannte mich nicht ſogleich, denn ich hatte mir unterdeß einen Bart wachſen laſſen, und trug mich auch etwas fremder als ſonſt. Aber wie ich nur: „Nieschen“ ſagte, da gingen ihr die Augen und das Herz auf, und ſie wäre faſt über die Thek' zu mir geſprungen. In Gegenwart ſo vieler Leute konnten wir uns nur wenige Worte ſagen, doch verabredeten wir, wo wir uns nach ſieben Uhr treffen wollten. Das Nieschen zerſchnitt an dem Abend noch manche Elle Zeug, und ich kannte drei Leute um, die mir vor ſieben begegneten.

Endlich ſchlug die erſehnte Feierſtunde. Vor dem Bockenheimer Thor trafen wir uns wieder, gingen eiligſt in die Anlagen, wo die dichteſten Sträucher ſtanden, und küßten uns, bis wir keinen Athem mehr hatten. Nun ging es an ein Erzählen und am Ende wußten wir doch Alles nur halb, weil es neun Uhr war, ehe wir uns umgeſehen hatten. So viel hatte ich zur Erklärung von Nieschens Aufenthalt in Frankfurt erfahren, daß ihr Vormund Bankrott gemacht hatte und ſie dabei um das Ihrige gekommen war. Ihre Verwandten aus dem Rheingau hatten ihr darauf ihre jetzige Stelle verſchafft, wo ſie ſehr viel Arbeit hatte und ſehr wenig Lohn bekam. Trotzdem war ſie immer vergnügten Sinnes geblieben, und hatte nie daran gezweifelt, daß ich ſie wieder nach Bonn holen würde, wenn ich erſt als ſelbſtſtändiger Mann dort auftreten könne. Die andern Mädchen hatten ihr zwar oft bange gemacht, wenn ſie erzählte, daß ihr Schatz in die weite Welt gegangen ſei. Sie hatte aber immer geantwortet: „Hä kütt widder, hä eß ene ihreliche Jong!“ [1]

Daheim in der Herberge wußte ich mich vor Freuden gar nicht zu laſſen; ich ſang, tanzte, fiel meinem Stubenkameraden, dem Communiſten um den Hals, und trieb ſo viel Unſinn, daß er in mich drang, ihm doch zu erzählen, ob ich das große Loos gewonnen

[1] „Er kömmt wieder, er iß ein ehrlicher Junge!“

hätte, oder was mir sonst für ein Glück begegnet sei. Da ich es ohnehin nicht mehr in mich verschließen konnte, so sagte ich ihm Alles, und da lachte er mich aus und meinte, das sei auch der Mühe werth, sich um ein Mädchen so anzustellen.

Ich. Wenn Du das Nieschen sähst, so solltest Du das schon begreifen. Solcher Mädchen gibt es nicht überall.

Er. Ich habe die Gunst der Pariserinnen erfahren; auf mich macht so leicht kein Mädchen Eindruck. Auch kenne ich die Schweizerinnen und Holländerinnen, ein ganz anderes Genre, aber nicht zu verachten.

Mich piquirte es, daß er die Bonner Mädchen unter das alt' Eisen rechnen wollte, und nahm mir vor, ihm mein Nieschen in seinem vollen Glanz zu zeigen. Ich wußte, in welche Kirche es am folgenden Sonntag gehen würde, und dahin nahm ich den Communisten mit, aber ich wollt', ich hätt' es nicht gethan. Er war sogleich Stern und Blitz verliebt in das Nieschen und kundschaftete eifrig aus, wenn wir zusammen spazieren gingen. Da wären wir nun lieber allein gewesen, aber er gesellte sich immer zu uns, und war mir recht wie eine Brille auf der Nase. Alles half nichts, obschon ich ihm einigemal mit dem Scheunenthor winkte. Er zog das Nieschen in's Gespräch und sagte ihr die schmeichelhaftesten Sachen, so erzraffinirt, wie mir nie etwas einfiel. Ja er küßte ihr beim Abschied die Hand, wie die Lieutenants den Obristenfrauen thun, und das

Nieschen verneigte sich und sah ernsthaft aus, was mich sehr ängstete.

Als wir wieder in der Herberge waren, machte ich unter vier Augen dem Communisten bittre Vorwürfe darüber, daß er mir den Nachmittag verdarb. Da schalt er mich einen Egoisten, der für die letzten Consequenzen des Communismus noch lange nicht reif sei. Ich sagte: Ei was, gecke Tön', ich habe bisher Essen und Trinken, Geld und Gut oft genug mit Dir getheilt, aber seinen Schatz will doch jeder für sich allein haben."

Er antwortete: „So lange die geisttödtende Langweiligkeit der Ehe noch nicht zu den überwundenen Standpunkten gehört, so lange kann kein genialer Fortschritt möglich werden. Nur die Selbstsucht kann das philisterhafte Vorurtheil krampfhaft festhalten, das Weib zu einem Privateigenthum zu stempeln. Emancipation der Frauen zuerst, und dann Gemeinschaft —"

Hier konnte ich mich vor Zorn nicht mehr halten, denn wenn ich mir dachte, daß der Communist Absichten auf mein Nieschen haben könnte, so hätte ich ihm wohl den Hirnschädel kaput schlagen mögen. Wir stritten uns heftig, doch wie gewöhnlich zog ich den Kürzern, obschon ich sicherlich Recht hatte. Der Communist, der mich mit Gründen total diskutirte, gegen die ich nicht ankommen konnte, triumphirte lachend über meine Einfalt.

Dreizehntes Kapitel.

Wie der ehrliche Junge vor der Frankfurter Polizei flieht

Zu meinem ungeheuersten Aerger erfuhr ich nach einigen Tagen, daß mein Stubenkamerad schon zweimal in aller Frühe beim Nieschen im Laden gewesen war, und daß das arme ungelehrte Mädchen ihn gar nicht fortzuschaffen wußte. Entweder er fragte nach allerlei Sachen, die man in diesem Hause gar nicht verkaufte, oder er nahm eine Kleinigkeit, und plauderte eine halbe Stunde. Nun hatte ich gar keine Ruhe mehr bei meiner Arbeit, da ich doch bisher redlich bis zur Dämmerung meinen Geschäften, und dann erst dem Nieschen nachgegangen war.

Einmal trieb mich die Angst, mein Mittagessen im Stich zu lassen und dem Communisten nachzuspüren, den ich in die Straße hatte schleichen sehen, wo das Nieschen wohnte. Der Laden stand leer von Käufern, und die Rouleaux waren gegen die Sonne herabgelassen. Ich lauschte an der Thür, und hörte die Stimme meiner Liebsten, die um diese Zeit, wo die andern Mädchen zu Mittag aßen, den Laden in Ordnung brachte. Der Communist war richtig wieder da, und es freute mich nur, daß sie ihm recht grobe Antworten gab und ihm drohte, sie wolle mir Alles wieder sagen. Ich schlich näher und sah just, wie der Bösewicht meinem Mädchen einen Kuß auf den Hals drückte, indem

sie sich zurückwandte und rechtschaffen um sich schlug. Da sprang ich auf ihn los, kriegte ihn beim Halse, prügelte ihn ordentlich durch und warf ihn vor die Thüre. Es entstand augenblicklich ein Volkszusammenlauf, die Polizei kam aus der nächsten Gasse und nahm mich und den Communisten ohne weitere Umstände mit auf die Wache. Das Nieschen schämte sich sehr, und weinte so laut, daß ich es noch an der Ecke hören konnte und es mir wahrhaft ins Herz schnitt.

Vor der Polizei war der Communist sehr bange und kleinlaut. Das wunderte mich, da ich doch eigentlich als derjenige, der geprügelt hatte, der Strenge des Gesetzes anheim fiel. Er, der Geprügelte, hatte nichts gethan, als einem Ladenmädchen einen Kuß geraubt, und da unsere Polizei weder einem Kuß in Ehren noch einem in Unehren wehrhaft entgegentritt, so begriff ich nicht, was meinen Mitgefangenen so sehr graviren könne. Anstatt mir Vorwürfe zu machen, suchte er mich zu versöhnen und bat mich, Alles für Spaß auszugeben, damit wir rasch fortkämen. Mich rührte es, daß er gar nicht auf meine Bestrafung drang, und eben wollte ich die ganze Schuld der Prügelei auf mich nehmen, als ein Rathsherr oder sonst ein Polizist kam, der einen Steckbrief ablas, und abwechselnd mich und den Communisten scharf ansah.

Bald darauf wurden wir unter Eskorte in einen Saal gebracht, der mir sehr schauerlich aussah. Er war lang und schmal wie ein riesiger Todtensarg, hatte

nur am obern Ende zwei vergitterte Fenſter, aber, was mich am meiſten grauste, das waren zwölf ſchwarze Tintenfäſſer, die in Einer Reihe auf dem langen Tiſch ſtanden.

Nach und nach ſammelten ſich die Schreiber; jeder ſetzte ſich lautlos vor eines der Tintenfäſſer und begann zu ſchreiben. Das Kritzeln der vielen Federn auf dem Papier machte mir eine Gänſehaut über den ganzen Leib, und ich lehnte mich an einen berauchten ledernen Seſſel, der neben dem Kamin ſtand. Jetzt ward ich in ein Seitenkabinet geholt, wo mehrere Gerichtsperſonen verſammelt ſaßen. Von der Schlägerei machten ſie gar kein Aufhebens, ſondern alle Fragen drehten ſich darum, daß ich den Durchgeprügelten einen verfluchten Communiſten geſcholten hätte. Ich mußte Namen und Wohnung angeben, und darauf ſchickte die wohllöbliche Polizei ſogleich ein paar ihrer Helfershelfer in unſer Logis, welche gleich Maulwürfen unſre Kommoden und Schränke durchwühlten, und in jede Ecke ihre Naſen ſteckten. Da ſie meine Wäſche alle ſchön ſauber gefalten in der Schublade liegen ſahen, auch mein Wanderbuch in beſter Ordnung dabei fanden, ſo merkten ſie, daß ich ein unverdächtiger Menſch ſei und ließen mich laufen. Aber aus der Kommode des Communiſten nahmen ſie alle Handſchriften und Bücher mit, die ſie vorfanden, und bebielten ihn ſelber dazu unter Schloß und Riegel.

Später ſah ich ihn nur noch einmal wieder, als ich

aufgefordert wurde, Zeugniß vor Gericht gegen ihn abzulegen. Obgleich er mich durch den Kuß, den er dem Nieschen raubte, ſchwer gärgert hatte, ſo dauerte er mich doch ſo ſehr, daß ich beſchloß, alles Ueble, das ich von ihm wußte, zu verſchweigen, und ſeine beſſern Eigenſchaften ins helliſte Licht zu ſtellen, damit er recht bald aus ſeinem Kerker erlöst würde. Ich ſagte alſo den Richtern kein Sterbenswörtchen von jenem Kuß, ſondern ſtrich nur die edlen Zwecke des Communiſten heraus, der eine Ausgleichung aller Lebensgüter zu Gunſten der Armuth durchzuführen ſich vorgeſetzt hatte, und mit dem größten Eifer Mitglieder für ſeinen Verein anzuwerben trachtete.

Zu meinem großen Erſtaunen hörte ich ſpäter, daß dieſes mein Lob und meine Anerkennung ſeiner eifrigen Thätigkeit das meiſte zum Verderben meines armen Stubenkameraden beigetragen hatte. Was mich aber noch mehr wunderte, war der Umſtand, daß ein vorgefundener Brief, den der Communiſt an einen Freund geſchrieben, mir bei der Polizei von großem Nutzen geweſen war und damals meine raſche Freilaſſung bewirkt hatte. In dieſem Brief hatte unter anderem geſtanden: ich ſei ein einfältiger Burſche ohne alle Tendenz.

Dieſe Geſchichte verurſachte mir viele kurioſe Gedanken über die Polizei, und was für Leute wohl bei ihr am beſten angeſchrieben ſein möchten. Je mehr ich über den Vorfall nachdachte, je dümmer wurde ich, und

zur rechten Zeit fiel mir das Wort meines alten Freundes, des Landpaſtors, ein: daß es nicht gut ſei, über Dinge zu grübeln, die der menſchlichen Vernunft zu hoch lägen. Ich trachtete alſo ferner nicht mehr danach, die Weisheit und Gerechtigkeit der Polizei begreifen zu wollen, ſondern kehrte zum blinden Glauben an dieſelbe zurück, ging ihr aber künftig ſo weit wie möglich aus dem Wege.

An jenem Tage wo ich nach kurzem Arreſt wieder entlaſſen worden war, eilte ich vor allem nach Nieschens Laden. Sie begegnete mir auf der Schwelle mit rothgeweinten Augen, denn der Handelsherr hatte ſie als die Veranlaſſung des Skandals derb geſcholten, und drohte ſie zu entlaſſen, wenn ſie ſich ferner noch mit mir abgäbe. Da war mein Entſchluß fertig. Ich ſchrieb an meine Mutter, daß ich nicht ohne das Nieschen nach Bonn kommen wolle. Entweder ſie müſſe mir geſtatten meine junge Frau mit ins Haus zu bringen, oder ich bliebe in Frankfurt, wo ich genug verdienen könne um zu heirathen.

Meiner Mutter, welche gerne allein im Hauſe und in der Küche kommandirte, war eine Schwiegertochter ein ſaurer Apfel. Mir aber war's ein ſüßer Apfel, das ſah die Mutter wohl ein; darum antwortete ſie: „Ehe ihr Geſchäft zu Grunde gehen ſollte, möchte ich nur mit dem Nieschen kommen. Es ſei zwar etwas früh zum Heirathen; doch bei ihrer Erfahrenheit im Hausweſen würden wir Kinder nicht zu

Grunde gehn, wenn wir ihr nur hübsch das Regiment ließen."

Ich war im Himmel. Das Nieschen gelobte der Schwiegermutter alles an den Augen abzusehen, was sie nur wünschen möchte. Wir gingen in Mainz auf das Dampfschiff, und unterwegs machte ich meinem Mädchen viel Freude mit Traktiren und Artigkeit.

Vierzehntes Kapitel.

Schluß der Geschichte — doch nur für einstweilen, denn der ehrliche Junge ist noch am Leben.

Wir feierten eine Hochzeit, so lustig wie nicht leicht eine gehalten wird. In der Baumschule hatten wir uns ein Essen bestellt, und im großen Saal ließen wir uns zum Tanz aufspielen. Während die Brautführer mit den Brautjungfern walzten, machte ich mit meiner jungen Frau noch einen Gang durch die dunkeln Laubgänge. Da duftete der Jasmin, die Vögelchen zwitscherten halb im Traum, und die Johannisfünkchen schwärmten durch das hohe Gras. So lustig auch die Tanzmusik aus den hellen Fenstern zu uns herüber in den dunkeln Garten klang, wir hatten dennoch weder Spaß an der Quadrille noch am Walzer, ja es war uns einen Augenblick ganz wehmüthig und schwer um's Herz.

Es mag es nur jeder Mensch überdenken wie ihm zu Muth war als ihm einst der höchste Wunsch in Erfüllung ging: ob ihm nicht da der Athem stockte, grade als sei ein schweres Unglück im Anzuge.

„Weißt du was, Nieschen," so sagte ich, „wir wollen die da drinnen tanzen lassen, und still nach Hause gehen, denn wenn wir jetzt wieder in den Saal treten, und haben die Thränen in den Augen, so meinen die Andern gar: es sei uns leid geworden." Dem Nieschen war das recht, denn es wollte gerne das grüne Zimmerchen sehen, das ich ihm selbst zu tapezieren versprochen hatte. So neugierig es war, vor diesem Abend durfte es nicht hinein, weil ich es damit überraschen wollte. Ich hatte mir aber auch die größte Mühe daran gegeben, und es wäre für eine Prinzessin nicht zu schlecht gewesen. Vor dem Fenster waren Weinranken heraufgezogen, und dazwischen blühendes Geisblatt. Da die Tapete ebenfalls hellgrün und mit einer dunklern Guirlande durchzogen war, so meinte man in einer wirklichen Sommerlaube zu wohnen. Die Mutter hatte ihrer jungen Schwiegertochter zum Geschenk einen dunkelbraunen gebohnten Eichenschrank hineingestellt, ein hundertjähriges Familienstück, mit schöner selbstgesponnener Leinwand darin. Dies Geschenk machte meinem Nieschen so viel Freude, daß sie sich entzückt ans Zählen der Tischtücher und Servietten machte. Sie hätte sich die halbe Nacht damit amüsirt, wenn ich dessen nicht endlich müde geworden wäre.

Nun ſind ſchon ein paar Jährchen herum, und wir vertragen uns immer gleich gut. Wir haben einen kleinen Unrath im Hauſe, der eben laufen kann: und zu Weihnachten haben wir ihm ein Schweſterchen beſtellt. Das Riechen verwöhnt den kleinen Jungen ein bischen, aber dafür iſt ihm die Großmutter deſto ſtrenger. Unſer Hausfrieden iſt muſterhaft, und wenn wir auch hier und da verſchiedener Meinung ſind, ſo machen wir das ſtets im Spaß ab, ehe es zum Streit kommen kann.

Daß wir nicht auf allen Punkten Eines Sinnes ſind, muß ich ſogar für ein Glück anſehen, wenn ich unſere Nachbarſchaft betrachte. Zum Exempel, rechts von uns wohnen ein paar Leute, die alles draufmachen, weil ſie beide gleich erpicht auf das ſchluckige Eſſen und Weintrinken ſind, indeß unſre Nachbarn zur Linken vor lauter Sparſamkeit Einer dem andern zeitlebens die kümmerlichſten Geſichter machen. Von einer ſolchen Harmonie kömmt oft der ärgſte Verdruß ins Haus, und der Offermann der uns ſingen lehrte, ſagte nicht mit Unrecht: „Nichts thut dem Herzen ſo wohl, als eine Diſſonanz, die ſich ſchön auflöst.“

So iſt es in unſerm Eheſtand beſchaffen: Das Riechen iſt mehr auf das Plaiſir und ich mehr auf die Arbeit verſeſſen. Des Nachmittags macht die Frau gern ein Läuſchen durch die Stadt, und darum weiß ſie Abends allerlei zu erzählen. Hätte ſie ſich eben ſo ſehr bei der Arbeit geplagt wie ich, dann ſäßen wir

vielleicht müd' und maulfaul bei dem Salat, und gähnten um die Wette. Das sehe ich ein, und lasse es deßhalb geschehen, daß sie manch Stündchen mehr verplaudern als eine Bürgersfrau sollte. Aber dazu bringt sie mich nicht, wie sie gern möchte, an Werktagen kann und mag sie die Stadt zu gehen, und in der Vinea domini einzukehren, oder in Rheindorf gebackene Fische zu essen; sie bringt es auch gar nicht mehr vor, seit ich ihr einmal ernstlich meine Meinung darüber gesagt habe. Dafür habe ich nun meinen Sinn gebracht, was die Sonn- und Feiertage angeht, so gerne ich auf diese die Geschäftscorrespondenz und das Rechnungsbuch verlegt hätte. Dem Nieschen zu lieb, heilige ich den Sonntagnachmittag durch Faullenzen, Spazierengehen und delikates Essen und Trinken, weil wir es ja gut thun können.

Unser Geschäft geht prächtig. Anfangs verlor ich manche Kundschaft, weil ich die Leute nicht belog, wie andere Lavezierer thun. Sah ich voraus, daß ich am bestimmten Tag nicht kommen konnte, so nahm ich die Arbeit lieber nicht an, als daß ich sie bald und bald versprochen hätte. Aber als die Kunden merkten, daß ich immer Wort hielt, und daß sie von den Andern doch nicht schneller geholfen bekamen, da ließen sie sich mir nicht mehr abwendig machen, so daß ich jetzt die meisten Gesellen beschäftige. Dadurch lasse ich mich aber gar nicht aus dem Häuschen bringen, sondern will ein einfacher Bürgersmann bleiben, damit wir

wenn statt des Einen dereinst zwölf Kinder um uns herum wibbeln, sie alle anständig auf erziehen können. Mein Schutzpatron, der heilige Nährvater Joseph möge uns dazu verhelfen; Amen.

Aus dem

Tagebuch eines Componisten.

Skizze von

Johanna Kinkel.

Als ich in H. den Centrapunkt ſtudirte, hatte ich mir eine recht ruhige Wohnung nahe beim Conſervatorium ausgeſucht und mich vorher wohl erkundigt ob nirgendwo im Umkreis der Nachbarſchaft muſizirt würde. Alles fand ſich nach Wunſch: die Hausleute waren völlig unmuſikaliſch, und die Räume über mir wurden von einer bejahrten Wittwe bewohnt, die nur in Filzpantoffeln durch die Stube ging.

Den erſten Monat hindurch war ich mit dem Studium der Intervallen- und Akkordenlehre beſchäftigt. Ich ent- und bezifferte Bäſſe, hatte alſo vollauf am Schreibtiſch zu thun, und ſpielte ſeltner als ſonſt. Die Wittwe im obern Stockwerk war entzückt über die ſtille Hausgenoſſenſchaft und lobte mich als das Ideal eines Miethers beim Wirth. Gegen den April hin, als die Fenſter nach dem ſonnigen Garten zu geöffnet wurden, entdeckte ich in einem ziemlich entfernten Hintergebäude, das von einer andern Straße her an mein Gärtchen ſtieß, einen neu eingezogenen Violinſpieler, der allerlei Capricen auf ſeinem Inſtrument machte. Es drangen

bei verſchloſſenen Fenſtern zwar nur ſelten die höchſten Töne zu mir herüber, dennoch waren auch dieſe meinem ſehr empfindlichen Gehör ſchon läſtig. Ich kann mich ohnehin beim Anhören einer ſchlecht geſpielten Violine nie der Einbildung erwehren, als klage aus ihren Tönen der Geiſt derjenigen Katze, welche ihre Gedärme zur Verfertigung der e-Saite hergeben mußte, um den Menſchen durch ihren Opfertod ein Vergnügen zu machen.

Ich überlegte daß, wenn ich mir auch die Unbequemlichkeit auferlegen wollte, den Sommer das Fenſter nach dem Garten hin ſtets geſchloſſen zu erhalten, doch ſchwerlich mein Vis-à-vis das nämliche ſtreng beobachten werde. Es galt alſo, wer von uns beiden den Andern todt muſizire. Hier war ich offenbar im Vortheil: ich ließ meinen Flügel dicht an's Fenſter rücken, und ſobald der Violiniſt nur den Bogen anſetzte, öffnete ich den obern Deckel, hob die Dämpfung auf, und ſpielte mit der äußerſten Kraft aus einer andern Tonart. Durch dieſe volle Harmonie konnte er mit ſeiner Einzelmelodie nicht hindurch, ſo ſehr er ſich beſtrebte mich wieder zu ärgern.

Er ſchrieb mir endlich einen höflichen Brief, und trug mir an: ob wir nicht Cartel ſchließen und wechſelſeitig eine Zeit feſtſetzen ſollten, wo keiner den andern in ſeinen Kunſtübungen ſtören dürfe. Ich ſah, daß ich mit einem verſtändigen Manne zu thun hatte, ging alſo zu ihm hinüber, und ſetzte ihm auseinander: daß

eine noch ſo entfernte Muſik mich bei meinen Studien, wenn ich noch nicht vorhandene Töne denkend erfinden müſſe, bei weitem mehr ſtöre als während des Spielens, wo ich ihr mit wirklichen Tönen begegnen könne. Ich ſchilderte ihm meine Qual: wie ich oft zehnmal die Feder angeſetzt hatte, und wie mir, wenn ich mich nach der vorigen Störung kaum wieder geſammelt hatte, jedesmal ſein Violinbogen gleich der Parzenſcheere meinen Gedanken durchſchnitt.

Der Violiniſt begriff daß zwei Muſiker, wofern ſie nicht miteinander das ſelbe Stück ſpielen, in Einem Bereich eine Unmöglichkeit ſind, und da er nur auf Monate gemiethet hatte, ſo zog er mir zum Gefallen in ein anderes Quartier.

Leider hatte unterdeſſen mein unaufhörliches, wahrhaft fanatiſches Clavierſpielen, mit dem ich den Krieg gegen den Violiniſten geführt hatte, der guten Wittwe über mir ſo ſehr ihr nervöſes Kopfleiden geſteigert, daß auch ſie meinen Hausleuten die Wohnung gekündigt hatte, und nach Ablauf des Quartals die Zimmer leer ließ. Verſchiedne Leute welche dies Quartier in Augenſchein nahmen, während ich zufällig jedesmal unten ſtark ſpielte, erklärten dem Wirth: daß es ihnen zwar ſehr gefiele, aber daß ſie nicht gerne mit einem Muſiker zuſammen wohnten; wenn man auch die Muſik liebe, ſo ſei es doch langweilig den ganzen Tag Etüden zu hören, denn es werde einem dadurch zuletzt alle Muſik verleidet.

Endlich kam ein junger Lieutenant: dieser fand die Stuben ganz magnifique, die Aussicht superbe und das Dienstmädchen charmant. Er maß die eine Wand ab, um zu prüfen, ob er wohl seinen Flügel daran stellen könne. Die Vermiethetin war ehrlich genug ihm zu sagen, ob es ihn denn nicht genire, daß unter seinem Zimmer schon Clavier gespielt werde: man höre es fast eben so gut durch den Plafond als wenn man in derselben Stube wäre. Der Lieutenant erwiederte lachend: das thäte ihm gar nichts, im Gegentheil, solche tolle Musik durcheinander werde ihm und seinen Kameraden unendlichen Spaß machen.

Als mir diese Aeußerung hinterbracht wurde, sank mir das Herz, denn gegen so unempfindliche Ohren waren meine Waffen stumpf. Doch was sollte ich machen? Einen Wohnungswechsel ließen meine Finanzen nicht zu, da ich für die ganze Zeit meines Aufenthaltes voraus gemiethet hatte, und in jedem neuen Quartier konnte mir ja ein ähnliches Mißgeschick begegnen. Auch standen mir die Mittel Spontini's nicht zu Gebot, der bekanntlich seinen Hausgenossinnen eine freie Loge im Theater unter der Bedingung verschaffte, daß sie nie Clavier spielen durften wenn er zu Hause war.

Zuerst versuchte ich's mit der Geduld. Ich strebte mich zur allervollkommensten Abstraktion des Geistes zu zwingen. Ich wollte nichts hören als meine innere Tonwelt und überredete meine Sinne: das Clavierspiel des Lieutenants sei ein bloßes Geräusch und habe nichts

mit Muſik zu ſchaffen. Dieſer Erziehungsverſuch meiner ſelbſt mißlang nicht allein trotz meinem beſten Willen, ſondern die Nervenanſtrengung zerſtörte faſt meinen Organismus.

Ich ſann mir nun einen zweckmäßigern Stundenplan aus. Früh Morgens wenn der Lieutenant in den Federn ſeine Heldenthaten von der geſtrigen Theeviſite ausſchlief, beſtrebte ich mich meine ſchriftlichen Generalbaß-Aufgaben abzuthun. Leider gelang es mir nie damit fertig zu werden, ehe der Lieutenant auf war, und: „vor Romeo's Rächerarme“ oder: „Erzittre Bozzaris“ anſtimmte. Alle freie Zeit brachte er am Clavier zu, und damals noch hatte ein Lieutenant unendlich viel Mußeſtunden — das weiß Gott! Er ſpielte ſtundenlang Galoppaden, Polka's und dergleichen, alles mit aufgehobnem Pedal, chromatiſche Tonleitern im Baß nicht ausgenommen, horribile dictu!

Ich beſchloß den Kampf auf Leben und Tod!

Sobald er nur auf's Clavier tippte, ſaß auch ich an dem meinigen, und da dieß einen zweifach ſtärkern Ton hatte als ſein's, ſo konnte ich ihn immerhin ſehr ennuyiren. Ich griff mit beiden Händen vielſtimmige Akkorde und tremulirte dazu im tiefſten Baß. Dagegen konnte er ſich nur mit verdoppeltem Drauflſchlagen helfen, und zweimal wöchentlich mußte der Stimmer bei ihm neue Saiten aufziehen. Dennoch litt ich mehr als Er. Ich konnte ihn nur mit einer Muſik übertäuben, die der ſeinen ähnlich war, und eine ſolche

anzuhören war mir just die ärgste Marter. In meinen beschränkten Lieblingsstücken: den Liedern ohne Worte, den Fugen und Sonaten herrschte das Pianissimo zu sehr vor um durch seine Polka's zu dringen.

Soviel Zuträgerei hatte ich aber doch nach einigen Wochen erobert, daß meinem musikalischen Widersacher selber diese aus d-dur und cis-dur gemischten Harmonien nicht mehr recht behaglich waren. Das Dienstmädchen erzählte mir: der Herr Lieutenant habe sie gefragt, ob mich denn sein Spielen über meinem Kopfe gar nicht störe? — Ich antwortete mit affektirter Gleichgültigkeit: „So lange ich auf meinem eignen Instrument spiele, kann ich von seinem schwachen Clavierchen gar nichts wahrnehmen."

Mittlerweile hatte ich den doppelten Contrapunkt in der Dezima-Quinta absolvirt, und ich sollte nun fugirte Sätze erfinden. Jede ruhige Minute suchte ich dafür zu benützen, aber saß ich auch in der besten Stimmung an der Arbeit, und ich hörte den Lieutenant sporenklirrend die Treppe heraufstürmen, oder nur über meinem Kopfe den Stuhl rücken, so überfiel es mich wie ein Fieber: „O weh, jetzt wird er spielen!" und ehe er nur angefangen hatte, war ich arbeitsunfähig. Ich war einmal zornig gereizt, und wenn ich vielleicht eine Drehorgel auf der Straße überhört hätte, so brachte das Clavier des Lieutenants mich außer mir. Hatte ich gar nicht schreiben wollen, las ich nur die Zeitung, so kochte es dennoch in mir und ich war keines Gedankens mehr

Meiſter. Ich haßte ihn endlich als meinen bitterſten Feind und als den Zerſtörer meiner ganzen Exiſtenz.

Das ſtete vergebliche Anſetzen zum Componiren, das Unterbrochenwerden, dann wieder das Fortissimo-Tremuliren mit dem ich ſeine Polka's übertäubte — alles dieß ſpannte ſo übermäßig meine Nerven an, daß ich Abends, wenn mein Peiniger auch einmal zum Thee ausgebeten war, vor Kopfſchmerz doch nichts thun konnte. Meiſt war er aber zu Hauſe, und dann beſuchten ihn fünf oder ſechs Freunde, welche zum Clavier Bellini'ſche und Donizetti'ſche Arien brüllten, entweder unisono, oder was noch ſchlimmer war: Baß und Diskant in Oktaven. Auch bereiteten ſie ſich zu ihrem künftigen Heldenberuf zuweilen vor, indem ſie Möbel und Geſchirre zerſchlugen und oben zum Fenſter heraus ein Feldgeſchrei durch die ſtille Nacht erſchallen ließen.

Durch dieſen Chorus mit einer widerſprechenden Tonart hindurchzudringen, war ein Unternehmen, an welches ich nicht gern die reine Stimmung meines vorzüglichen Inſtruments wagte. Ich rächte mich aber ſpäter jedesmal für einen ſolchen Abend, indem ich Morgens von 6 bis 7 den Kindern der Freiſchule geiſtliche Lieder zur Schulprüfung einſtudirte, und damit den Lieutenant im Schlafe ſtörte.

Er mußte es endlich merken, daß ich immer dann erſt zu ſpielen anfing, wenn er ſich unmittelbar vorher an's Clavier geſetzt hatte, und daß ich ihn abſichtlich überſtimmte. Nun ward er malitiös. Er beſtellte

ſich den Regimentstrompeter und ließ ſich von dieſem akkompagniren. Ich dachte ſchon, ich ſei geſchlagen, und warf mich verzweifelt auf das Sofa, indem ich meine Ohren verſtopfte. Aber der Kampf war nun eine Ehrenſache geworden. Ich ermannte mich und erſann das letzte Mittel.

Ich kannte einen Franzoſen, welcher mit Leidenſchaft das Serpent blies. Von dieſem Inſtrument ſagt Hektor Berlioz in ſeinem Werk über die Kunſt der Inſtrumentirung unter anderm folgendes:

„Sein weſentlich barbariſcher Klang hätte weit beſſer „für die Gebräuche des blutigen Opferdienſtes der Druiden „geeignet, als für die der katholiſchen Religion, wo er noch „immer angebracht wird. Abſcheuliches Ueberbleibſel des „Unverſtandes und der Gefühls- wie der Geſchmacksroheit, „welche ſeit undenklicher Zeit in unſern Tempeln die An„wendung der Tonkunſt zum Gottesdienſte leiten! Der „einzige Fall muß ausgenommen werden, wo man in den „Seelenmeſſen den Serpent gebraucht, um den ſchrecklichen „Choral des dies irae zu verdoppeln. Sein freſſiges und „abſcheuliches Geheul iſt da ohne Zweifel an rechter Stelle, „er ſcheint ſogar wenn er dieſe Worte begleitet, in welchen „alles Entſetzen des Todes und der Rache des eifrigen „Gottes athmet, eine Art von Trauerreeſie in ſich zu „ſchließen."

Obenbeſchriebenes Inſtrument ſchien mir ganz geeignet um mein Vorhaben auszuführen. Hinſichtlich der vorzutragenden Compoſition beſann ich mich auf einen flandriſchen Mönch, Namens Hucbaldus, der zur Zeit Heinrichs des Finklers lebte, und der in ſeinen

Traktaten die älteſten mehrſtimmigen Compoſitionen hinterlaſſen hat. Dieſelben ſteigen in reinen Quinten und Oktaven im Motus rectus auf und ab. Zwar ſagt der ehrwürdige Mann von dieſen, damals noch nicht üblichen Weiſen: „Videbis nasci suavem ex hac sonorum commixtione concentum!“ Doch üben ſie auf die Muſiker des neunzehnten Jahrhunderts eine ſehr entgegengeſetzte Wirkung aus. Ich habe dieſelben zuweilen erprobt, wenn Beſucher mir zu lange blieben. Sobald ich ein ſogenanntes Organum des Hucbaldus anſtimmte, ſo liefen ſie alsbald heulend zur Thür heraus.

Wenn jetzt der Lieutenant den Trompeter kommen ließ, dann ſtahl ich mich unbemerkt durch eine Hinterthür aus dem Hauſe, und wartete in einer nahen Conditorei deſſen Weggehen ab. Dann kam ich ganz unbefangen nach Hauſe zurück, grüßte freundlich den Lieutenant, der oben im Fenſter lag, und mich daheim wähnend erſchreckt wahrnahm, daß er ſein Trinkgeld an den Trompeter umſonſt verſchwendet hatte.

Aber nicht vergebens wendete ich ein reichliches Frühſtück an den Serpentbläſer und zwei Baß-Poſaunisten vom Orcheſter, die ich jedesmal wenn der Lieutenant eine Nacht durchtanzt hatte, des Morgens ſchon um fünf Uhr zu einer Uebung abholte. Wir probirten das oben erwähnte Organum des Hucbaldus, deſſen langgehaltene Noten beſonders für das Serpent geſchaffen ſchienen; aber unſer Concert blieb nicht ohne

auswärtige Unterſtützung, denn alle Hunde und Katzen der Nachbarſchaft, ſelbſt das Federvieh und ein paar Milchkeſel ſtimmten zu dieſen unweltlichen Tönen jauchzend mit ein.

Dreimal hatten wir dieſes Morgenſtändchen dargebracht, da zog der Lieutenant aus.

Margret.

Eine Geſchichte vom Lande.

Von

Gottfried Kinkel.

Am obern Schluſſe des ſchönen Ahrthales, wo das Flüßchen dem Fuße eines ſtark anſteigenden Berges entſpringt, liegt in die grüne Schlucht zurückgezogen das Städtchen Blankenheim, ein Schutz und Schirm der jetzt zertrümmerten Grafenburg, der es ſeinen Urſprung dankt. Mancher Wanderer wird ſich mit Vergnügen des lieben Oertchens erinnern, wo er nach den rauhen Pfaden der obern Ahr oder nach beſchwerlicher Eifelfahrt zum erſtenmal wieder ſtädtiſches Behagen in reizender ländlicher Umgebung fand. Zumeiſt, wer etwa im erſten Frühling das Thal beſuchte, gedenkt ſicher mit Entzücken des weiten weißen Blüthenſchleiers, mit dem die ganze Schlucht wie überſponnen liegt, ein blühend Idyll mitten unter den wilden Eifelhöhen, deren theils kahle, theils bewaldete Rücken die Stadt rings umziehen. Im Schirm dieſer Höhen ruht ſie und genießt in Folge dieſer Lage eines rheiniſchen Sommers, während eine Viertelſtunde Weges die Berge hinauf genügt, uns in eine rauhe, nur der Fichte noch günſtige Luft zu verſetzen.

Freilich ſieht's dann im Winter ganz anders aus.

Sein über die endlosen Schneeflächen ringsum berfausender Hauch schont auch das Thal nicht. Die Wiese dorrt vor ihm, durch welche in der mildern Jahreszeit die junge Ahr so munter herabtanzt, tiefer Schnee sperrt die Stadt von dem gebildeten Leben entfernterer Gegenden und selbst von dem Verkehr mit den benachbarten Ortschaften ab. Da ziehen sich dann die Honoratioren Abends ins Casino zusammen, spielen Karten und trinken Wein; draußen aber vor den Mauern ist's nimmer gut hausen.

Am wenigsten erwünscht kommt dann in solchen Zeiten der Besuch der Wölfe, welche durch den hinter Blankenheim endlos sich ausdehnenden Zitterwald aus den Ardennen vorrücken und ihren räuberischen Hunger bis dicht vor die Stadtthore tragen. Unser ungründlicher Nachbar, der Franzose, hat die Singvögel aus seinen Laubhainen, die Hasen aus seinen Feldern weggeschossen, aber nicht Ausdauer genug gehabt, jenes widrig gemeine Raubthier zu tilgen; an seiner Süd- und Nordgrenze, in Pyrenäen und Ardennen, höhnt es noch den civilisirten Zustand des Landes. Was von diesen grauen und bösen Gästen nach Deutschland herüberkommt, findet jetzt meist rasch seine Kugel, aber so lange ists noch nicht her, daß man sie sogar in der Rheinebene und, wenn das Eis ihnen eine Brücke über den großen Strom gab, selbst auf dem rechten Ufer antraf. Die ganze Eifel bildet noch bis heute ihre Domäne, der sie einen Winterbesuch abzustatten

niemals verfehlen. Nachts gehen ſie am liebſten auf die Hunde an der Kette aus, am Tage holen ſie vor den Augen der Hirten Schafe von den Weideplätzen. Selten werden ſie dem Menſchen gefährlich; doch geht die unheimliche Sage im Volk, daß ein Wolf, der einmal aus grimmigem Mangel an Nahrung Menſchenfleiſch gekoſtet habe, hernach an keinem Thier ſich mehr vergreifen möge.

Jener Wald nun der ihren Zug gegen Blankenheim hin deckt, zieht ſich faſt von der Stadt an, nämlich von dem Thiergarten der alten Grafen bei den Schloßtrümmern über einen hohen Bergrücken fort, der die Stromſcheide zwiſchen Ahr und Kyll bildet. Beiderſeits liegen ſpärliche Dörfer meilenweit auseinander, hie und da trifft man einen Bauernhof, und wo in tiefen bebuſchten Rinnen Bäche jenen größern Flüßchen zulaufen, hat ſich wohl eine einſame Mühle auf einem Stück mühſam gerodeten Wieſen- oder Ackerlandes angeſiedelt.

Solch ein Fleck in der tiefen lautloſen Stille einer flimmerkalten Winternacht liegt vor uns; nicht einmal das Rauſchen des Waſſers oder der leis plätſchernde Umſchwung des Mühlrades regt ſich, alles ſtarrt im Eiſe. An den Menſchen und ſein Daſein mahnt nur ein ſchwaches Licht in einem Fenſter des kleinen an die Mühle angelehnten Nebenbaus, das gegen den kalten, blauen, öſtlich über die ſchneeigen Baum- und Bergſpitzen heraufkommenden Mond mit warmem Roth ſich

abſetzt. Sonſt herrſcht allwärts der ernſte, grauſige, allem Leben feindliche Todesſchlaf einer herben Wild- und Waldnatur.

Bei jener Lampe aber wacht und klopft ein armes Menſchenherz — ein junges Weib beim Sterbebett ihres Kindes. Sie iſt nicht Jungfrau, nicht Weib, nicht Wittwe, aber dennoch iſt ſie Mutter. Ganz einſam und verlaſſen übt ſie ihre Pflicht, über die fiebernde Stirn des Kindes, das in tiefem ſtarrem Gehirnſchlaf mit geſpenſtig halb geöffneten Augen theilnahmlos ihre Mühe hinnimmt, ſchlägt ſie raſch wechſelnd die naſſen kühlenden Tücher — und zwiſchen jedem Aufſchlag kniet ſie vor der Mutter Gottes hin, die zwiſchen den Fenſtern unter der Lampe hängt, und ſpricht ein ſtilles, ringendes Gebet.

Gott und ſeine Heiligen ſind furchtbar ſtumm in ſolchen Nächten! die einſame Mutter erfuhr es. Kein Engel kam herab, ſeine heilende Hand auf die Stirn des kranken Knaben zu legen, das heiße Fieber ſtieg gegen die Mitternacht hin, immer ſchneller mußte ſie das kühlende Linnen erneuern. Ueber die dunkle Ecke, wo das Kind vor dem Lampenſchein geſchützt lag, fiel jetzt mit blaſſem blauem Licht der Mondſchein, wob einen Glanz um das blonde müde Köpfchen und ſchlich nach kurzer Friſt wieder darüber hinweg, als hätte er das Sterbende noch einmal mit dem Strahl des Lebens umleuchten wollen und dann der ewigen Nacht geweiht. Die Stunden rannen hin, die Mutter, ſtumpf von

Leid und Ermattung, empfand ihren Gang nicht mehr und hörte gleichgültig den Schlag der Wanduhr, der ihren Wandel verkündigte.

Gegen Morgen ging der Odemzug des Kindes ruhiger, die Händchen wurden kühler, die Adern der Stirne begannen leiser zu schlagen und die Augdeckel zogen sich fester zu. Sie wußte jetzt aus der Erfahrung dreier schrecklichen Wochen, daß ihr das Kind wieder auf Einen Tag geschenkt sei. Noch einmal legte sie, das Köpfchen sanft aufhebend, ein feuchtes Linnen unter. Dann setzte sie sich beiseits ans Fenster, lehnte den Kopf auf die aufgestützten Hände, hielt die heiße schmerzende Stirn an die gefrornen Scheiben und sah mit den verwachten verweinten Augen in die trostlose Schneenacht hinaus, die der Mond in ihrer ganzen lautlosen Erstorbenheit noch blasser und leichenhafter malte.

Und nun, da keine äußere Thätigkeit und Sorge sie mehr zerstreute, erwachte ihr inneres Auge. Ihre ganze Vergangenheit lief in raschen Bildern vor ihr vorüber, jede frühere Lust, jeder vergangene Schmerz bohrte sich tief und wühlend in ihre müde Seele ein, und alle diese kämpfenden Erinnerungen führten sie zuletzt wieder zu ihrer Gegenwart, zu ihrer gräßlichen Verlassenheit, zum Sterbebett ihres schönen Kindes.

Margret war das Kind begüterter Eltern aus einem benachbarten großen Dorfe. Ihr Vater hatte unter Napoleon gedient, viele Länder gesehen, und mit dem

verſtändigen Blicke, der dem rheinfränkiſchen Stamme eigen iſt, Menſchen und Sitten beobachtet. Ueberall fand er daß Kenntniß Macht gibt, und als er mit einem zerſchoſſenen Arme, aber ſonſt noch rüſtig in ſein väterliches Dorf zurückkehrte, ein Weib nahm und ſein kleines Erbgut zu bewirthſchaften anfing, da wandte er Alles was er geſehen und in achtſamem Herzen bewahrt hatte, auf ſein Arbeiten an, nicht in dem neuernden Geiſte halber Bauernbildung, der Alles verſucht und gleich wieder aufgibt, bevor es ſich als nützlich hat bewähren können, ſondern mit beſonnener und geduldiger Prüfung. Zum Staunen des Dorfes trat er, der ſchlichte Mann vom Pfluge, in einen benachbarten Verein reicher und gebildeter Grundbeſitzer ein, der eben damals zur Aufbeſſerung der ſchmählich vernachläſſigten Landwirthſchaft jener Gebirge zuſammentrat; gern nahmen ihn die Theoretiker auf, die von ſeinem ſichern Blick und ſeiner verſtändigen Erfahrung vieles lernten, während dagegen er von ihnen die Reſultate der neuern Wiſſenſchaft für den Landbau empfing und ſogleich benützte. In fünfzehn Jahren ſtand der Mann, der ſo klein angefangen hatte, bloß durch die Macht des Verſtandes unter den wohlhabendſten Leuten ſeiner Gemeinde da, und die erſt über ſeinen neuen Bebauungsweiſen und die wunderlichen Beſſerungen und Futterkräuter lachend den Kopf geſchüttelt, beeiferten ſich jetzt von ihm zu lernen. Man wählte ihn zum Schöffen, und wenn er ſeine Meinung über eine gemeinſchaftliche

Maßregel im Gemeinerath oder auch im Wirthshause vortrug, ſo war Alles ſtill, dem klaren, ſcharfen Auge, den ruhig hingeſtellten Gründen, der bereiten praktiſchen Ausführung ſeiner Vorſchläge vermochte auch kein Gegner zu widerſtehen, und er war im Geiſte der Zunft ſeines Kreiſes, obwohl an äußerer Stellung und an Reichthum der alte Schultheiß noch über ihm ſtand.

Jenen Schatz von Kenntniſſen nun, dem er ſein Lebensglück dankte, wollte er um jeden Preis auch ſeiner ganzen Familie ins Leben mitgeben. Er hatte neun Kinder und ſah alſo voraus, daß von ſeinem Erbe auf jedes doch nur ein kleines Theil fallen werde, daß ſie alſo gleich ihm wieder unten anfangen müßten, wenn ſie es in der Welt zu etwas Rechtem bringen wollten. Die Söhne nahm er ſelbſt in ſeine Schule, gewöhnte ſie von früh auf an eigenes kräftiges Zugreifen bei der Feldarbeit, führte ſie ſchon als Knaben mit auf die Jagd und theilte ihnen alle Vortheile mit, die ſich dem Landleben und der allnährenden Erde abgewinnen laſſen. Dann mußten ſie, die Kinder eines wohlbegüterten Landmannes, dennoch ohne Ausnahme für ein paar Jahre als Knecht auf großen Gütern bei tüchtigen Gutsbeſitzern eintreten: denn beim Militär hatte der Alte gelernt, daß nur wer vortrefflich gehorchen gelernt hat, hernach vortrefflich zu befehlen verſteht. Dann aber, mit klugem Blicke die zu große Zahl der Bevölkerung in einem rauhen, wenig ergiebigen Lande wägend, ſchloß er ſich, einer der Erſten, mit Rath und That an die

große Auswanderung nach Amerika an, welche noch jetzt von jenen Gegenden abströmt. Die beiden ältesten Söhne gingen, trotz den Thränen der Mutter, mit einer mäßigen Geldsumme nach Michigan, die beiden nächsten in der Reihe folgten zwei Jahre später mit der ältern Schwester und einem bedeutenden Nachschuß von Geld. Hierfür mußte er einen ansehnlichen Theil seiner Ländereien veräußern, aber er ließ sich auch von den Abziehenden, deren Schicksal er so gesichert hatte, einen schriftlichen Revers ausstellen, daß sie nach seinem Tode keinen weitern Anspruch ans Erbgut machen wollten. Wirklich ging es den jungen Leuten in Amerika vortrefflich, da sie Fleiß, praktischen Blick und ein Betriebskapital vom Vater mitgebracht hatten. Die Söhne konnten in jedem Briefe Besseres von ihrem Haus- und Viehstand melden, das Mädchen, durch Schönheit und eine in Amerika seltene Bildung ausgezeichnet, hatte einen der reichsten Pflanzer aus dem Süden geheirathet und gebot über achtzig Sklaven und Sklavinnen.

Und so gelang es ihm auch mit den zu Hause gebliebenen Kindern trefflich. Zwei Söhne verheiratheten sich in reiche Häuser, dem letzten, jüngsten wurde das väterliche Haus und Gut bestimmt. So blieb nur noch die kleine Margret übrig: sie war noch ein Kind, als nun ihre Mutter nach kurzem Krankenlager starb.

Hier fühlte nun der Vater daß sein Wissen nicht ausreiche für alles Feinere, was Frauen lernen können und lernen sollten. Ihm selbst war seine Jugend ver-

nachläſſigt werden; der Mann, der mit ſeinem Geiſte die amerikaniſchen Verhältniſſe überblickte und ſeine ganze Umgebung beherrſchte, hatte als Kind nicht ſchreiben gelernt und ſpäter nur mühſam die Fähigkeit ſich erworben Geſchriebenes zu leſen und ſeinen Namen mit ſteifer Hand hinzumalen. Und doch liebte er, und ſo auch die verſtorbene Mutter, dieſe Margret vor allen Kindern, zuletzt im Alter, nachdem das verbogene Kind ſchon acht Jahre alt, war dies Neſtküchen wie eine ungehoffte Weihnachtsfreude den Eltern noch geſchenkt worden. Früh ſchon anſtellig und dem Vater nachſchlagend zeigte ſie auch für Ankeres als Spinnen und Nähen Sinn, und der alte Schulmagiſter fand, als ſie zehn Jahre alt war, daß ſie von ihm nichts mehr lernen könne, obwohl er ſich wohlweislich hütete davon ein Wort zu ſagen.

Trotz dem ſah der kluge Schöffe ſehr bald ein wie es damit ſtand: es verdroß ihn daß ſein Mädchen noch bis zur erſten Communion auf den Schulbänken ſitzen ſollte, ohne davon etwas im ſpäteren Leben Förderliches zu gewinnen. Er ſann ſich einen Plan aus und griff zur Ausführung. Theils beim Wein im Wirthshaus, theils im Geſpräch mit den Frauen der reichern Gemeindeleute verfolgte er ihn: er wußte ein Dutzend Familien für ihn zu gewinnen. Es ſollte nämlich ein ſtudirter Mann auf ein paar Jahre ins Dorf gezogen werden, um etwa zwanzig Kinder in demjenigen zu unterrichten, was die Dorfſchule nicht leiſtete. Manche

Bauern hatten Söhne zum Studiren bestimmt, mehrere Frauen wünschten ihren Kindern städtische Erziehung zu geben. Der Schöffe erbot sich den künftigen Lehrer in Kost und Wohnung zu nehmen, schon weil er sich freute dadurch manche Stunde Gespräch mit einem gebildeten Manne zu gewinnen: die andern Familien sollten ein kleines Schulgeld erlegen, das, als man hernach die Köpfe der angemeldeten Schüler zählte, dreimal so groß war, als das Salair, womit der Adel sich seinen ersten Bedienten unter dem Namen eines Hauslehrers ins Haus zu miethen pflegt.

Als dieß feststand, ging der Schöffe selbst in die nahe Universitätsstadt, fragte einen zufällig begegnenden Studenten nach dem allerbesten Professor, den sie an der Universität für die Sprachen hatten, und ging frischweg auf dessen Haus zu. Der berühmte Philolog, zu dem er dort geführt wurde, sah den Mann im Linnenkittel erst erstaunt an bei der Bitte, ihm den wackersten seiner Studenten als Bauernhauslehrer zu empfehlen: als er ihn aber seinen verständigen Plan in klarer, einfacher Rede darlegen hörte und zuletzt mit Staunen den Betrag des angebotenen Einkommens vernahm, da nannte er sogleich einen höchst tüchtigen Jüngling, der eben bei Beendigung seiner Studien noch unversorgt war, und schon am Abend wanderte der Schöffe mit dem neuen Lehrer seiner Heimath zu.

Die Wahl war gut getroffen. Der Lehrer war auf der Universität ein kräftiger Demagog und Turner

gewesen, neigte nicht zur städtischen Ueberfeinerung, und selbst Bauernsohn fand er sich in das schlichte aber reichliche Leben beim Schöffen leicht und gern hinein. Den Knaben gab er Latein und sonstige Gymnasialfächer, brachte sie auch so weit, daß die meisten beim späteren Eintritt in öffentliche Schulen ein paar Klassen übersprangen. Die Mädchen aber unterrichtete er mit den Knaben zusammen im Deutschen, in Erdbeschreibung, Vaterlands- und Völkerkunde und in Geschichte. Vom nächsten Quellchen und Mühlbach, von den überall sichtbaren Nachbarhöfen beginnend führte er die Einbildungskraft und die Begriffe seiner kleinen Schüler in das Ahrthal, an den Rhein, an die See, und so weiter in allen Ländern und Herrlichkeiten umher; dann erst begann er die Geschicke der Menschen auf unserm Balle zu berichten. Er war eine der herrlichen Naturen, bei denen jedes Wissen augenblicks ins Praktische, jedes Ferne ins Nächste übergeht, und der stürmische Freiheitsmuth, mit dem er die Gegenwart umgestalten wollte, gab seinen Erzählungen aus der Geschichte eine Gluth, die als zündende Menschen- und Vaterlandsliebe in die jungen Herzen schlug. Alles Fremdländische, alles Charakterlose, alle Verirrungen der modernen Kultur hielt er von ihnen fern, schon weil ihm selbst das alles fern lag. Mit leuchtendem Auge hing selbst der alte Schöffe in diesen Unterrichtsstunden an dem Munde des männlichen Jünglings, mit noch leuchtenderem die kleine Margret.

Der Sinn des Mädchens ist weich und auf alles Milde gewendet, so lang es jung bleibt. Schwindet dieser frühe Duft von ihm, erwacht der schärfer sondernde Verstand, so wird das Weib, weil sein Denken meist keine edeln und großen Stoffe ergreift, kleinlich, persönlich-beobachtend, und leicht herb, bösartig oder gemein. Ist aber jener anfänglichen Wärme ein Gedanke geboren, ist dem Kinde eine Zahl mächtiger Persönlichkeiten bekannt geworden, dann erhält sich an diesen Erinnerungen die Jugend des Geistes und des Gemüthes, das reifende Denken sinkt nicht in's Kleine, Alltägliche hinunter, und die ganze Hingabe, die in der weiblichen Natur liegt, wird zur Nachahmung jener großen Menschen und ihrer reinen Thaten. Solch ein Weib wird stärker in seinem festen Willen, aufopferungsfähiger für die erkannte Pflicht und ausdauernder in seiner Lebensaufgabe, als der kräftigste Mann.

Margret lernte aus der Geschichte, was zu allen Zeiten wenig Weiber begreifen, daß die Pflicht mehr ist als das Gefühl, der Beruf mächtiger als die Neigung. Das gab ihr in Allem, was sie that, auch im Kleinsten, eine Macht des Willens, die bei andern Frauen zum widrigen Eigensinn geworden wäre. Sie aber hatte Erkenntniß genug, nur an das ihren Willen zu setzen, was eines Willens werth war. In allem Uebrigen blieb Margret ein Kind vom Land gleich allen andern Dorfmädchen. Zwei Frauen des Dorfes, die Küsterin und die Wundärztin, gaben ihren Töchtern, als diese

ins Jungfernalter traten, ſtädtiſche Hüte, Umſchlagtücher und Sonnenſchirme, und eine reiche Bäuerin ſchickte die ihren gar auf ein Jahr in eine Penſion zu Profeſſoren- und Kaufmannstöchtern: „damit ſie doch ſich unterhalten lernen,“ wie die Mutter ſagte. Das hätte der Schöffe nie gelitten und Margret hätte es nie gewollt. Im Sommer führte ſie mit den Mägden die Sichel und den Melkeimer, im Winter ſpann ſie. Obwohl ſie Sonntags unſere beſten Schriftſteller las und ſie beſſer verſtand als die ſtädtiſchen Nähmädchen, redete ſie doch mit Jedermann den derben Dialekt, an welchem die Rheinländer ſo feſt halten. Auch ihre Tracht blieb die ländliche; nur auf den Reihen und am Feſttag trug ſie den koſtbaren aber immer der Dorfſitte gemäßen Putz, wie man ihn am Rhein bei reichen Halfenstöchtern ſieht. Es iſt eine kleidſame Tracht: das Haar wird vorne ſchlicht geſcheitelt, nach hinten aber heruntergekämmt, und dann über den Kopf in rundem, auf dem Nacken liegenden Wulſt wieder heraufgeſchlagen. Eine große eckig gebogene Goldſpange ſitzt auf beiden Schläfen auf und trägt auf dem obern Bügel die weiße, nur das Hinterhaupt bedeckende Haube von klarem Stoff, mit der koſtbaren Spitze, welche handbreit um Stirn und Wangen flattert. Das Kleid fällt lang und faltig an den Hüften herunter, ein Spitzentuch liegt über Schultern und Bruſt; lange Handſchuhe decken den untern Theil des vollen, vom Sommerbrand gerötheten Arms. Man findet in dieſem

Stande zuweilen die schönsten, schlanksten Gestalten: mit großen festen Schritten sieht man sie wohl am Arme ihrer Burschen auf den Jahrmärkten herumziehen, das Körbchen im Arme, mit klugen braunen Augen, voll von Selbstgefühl auf ihre Jugendfülle und auf den Respekt, den ihnen der Reichthum ihres Vaters unter ihren Umgebungen erwirbt.

Solch ein Mädchen wurde Margret, nicht eben fein oder besonders hübsch, aber kräftig an Leib und Seele, klar und frisch wie ein blühender Schlehdorn; weil sie ernster und männlicher war als die meisten andern Dirnen, hielten die Bursche des Dorfes sie für stolz, und vielleicht war sie das auch. Aber fremde Manieren hatte sie nicht an sich, und auf dem Tanzboden wußte sie zwischen reichen und armen Burschen keinen Unterschied.

Mit ihr war als Spielgenoß und später auch als Mitschüler in jenen Unterrichtsstunden bei dem neuen Lehrer der einzige Sohn des Schultheißen aufgewachsen, nicht allein der reichste Erbe im Dorfe, sondern auch der schmuckste und tüchtigste Junge von allen, strebsam, verständig und kühn. Trefflich führte Nikola seine Buchse, auf die Jagd nahmen ihn auch die benachbarten herrschaftlichen Jäger gerne mit, und wer mit dem alten, gebrechlichen Schultheißen ein Geschäft hatte, verhandelte lieber mit dem raschen Sohne. Daß er hübsch war, hätte Niemand abstreiten dürfen, und er selbst wußte es am besten, auch wenn's ihm die Mädchen nicht zu verstehen gegeben hätten. Gegen eine

ſtarke Neigung zur Eitelkeit hatte ſchon bei dem Knaben der Student, der jenen Unterricht gab, vergebens angekämpft: er trug ſich ſtädtiſcher und modiſcher als die andern Burſche, und auf ſeinen Betrieb hatte der Schultheiß die Hauptſtube ſeines Hauſes, als ſie einer Auffriſchung bedurfte, nicht neu mit Waſſerfarbe malen, ſondern mit Tapeten auskleiden laſſen.

Das Gefühl beiderſeitig anerkannter Tüchtigkeit hatte Nikola und Margret von früh auf zuſammengeführt und vertraut gemacht, und als ſie älter wurden, zweifelte Niemand daran daß aus ihnen ein Paar werden ſollte: wer hätte auch im ganzen Dorfe beſſer zuſammengepaßt? Aber zu einer Erklärung war es zwiſchen ihnen beiden noch nicht gekommen.

Das jährliche Dorffeſt des Vogelſchießens kam heran. Früh morgens zogen Trommler und Pfeifer durch alle Straßen, Buben und kleine Mädchen jubelnd hinter ihnen her. Die Burſche, welche durch Zahlung eines mäßigen Geldes am Rechte des Königsſchuſſes ſich betheiligt hatten, putzten ihre Büchſen und Stutzer und bürſteten die grünwollenen Schützenhüte aus, die nur an dieſem Feſte getragen werden; die Herzen der Mädchen aber pochten voller Erwartung, ob ihr Schatz oder ein Anderer dießmal den Vogel abſchießen möchte.

Um elf Uhr, nach dem Hochamte, begann der Fahnenſchwenk. Paarweis zogen die Schützen zur Kirche, und holten die ſeidene Fahne mit dem Bilde der Maria ab. Der Fähnrich trat gleich hinter die Muſikanten, dann

folgte der Schützenkönig des vorigen Jahres, deſſen Ehrenregiment nun zu Ende ging, und hinter ihm die andern Schützen, deren jeder insgeheim hoffte heut an ſeine Stelle zu treten. Auf dem Hauptplatz unter der Linde angekommen, ſtellten ſich die Jünglinge in einen Kreis, um welchen die Maſſe der übrigen Torfbewohner wogte. Der Fähnrich trat in die Mitte: es war ein ſtattlicher Burſch mit hübſchgekräuſeltem Schnurrbart; er trug das blaue Baret mit drei Federn und die breite weißſeidene Schärpe. Trommel und Pfeife ſpielten eine alte muntere Weiſe: nach ihrem Rhythmus erhub er die Fahne in die Luft, ſchwang ſie über dem Haupte, dann ſtemmte er den Schaft in die Seite und ließ das flatternde Banner mitten um ſeinen Leib in weitem Kreiſe rauſchen, dreimal rechts, dreimal links herum. Hierauf erhub er den einen Fuß, und um das Knie des andern beſchrieb die Fahne, dicht am Boden herwehend ohne ihn zu berühren, ihre raſchen rauſchenden Kreiſe; auch um den rechten Fuß führte ſie ſodann die andere Hand, während der linke ſich erhub ſie durchzulaſſen. Zuletzt noch einmal wogte das Banner, unter dem jauchzenden Zuruf der Maſſen, in feſter Fauſt hoch in die Lüfte über dem Haupte des Starken, der ſtolz auf die gelungene Schauſtellung mit flammendem Antlitz aufgerichtet ſtand. Nun ging's wieder in feierlichem Zuge, aber haſtiger und ungeduldiger, zur Vogelſtange oben am Wald. Die Schützen zogen ihre Looſe, während man im Dorf eilfertig die Suppe und das Sonn-

tagsrindfleiſch aß, und noch ſtand die Sonne mitten am Himmel, als gegen den monſtröſen hölzernen Vogel, deſſen Gleichen auch Raff's Naturgeſchichte nicht kennt, das muntere Pfeifen der Büchſenkugeln begann.

Glückliche Schüſſe fegten den Schwanz, die Flügel und zuletzt auch den Kopf weg: ein lautes Triumphgeſchrei der Jugend folgte jedem herabſplitternden Theile, und die kleinen Jungen balgten ſich um die Holzſpäne. Aber der Rumpf, obwohl am Ende klein wie eine Hand und ganz ungeſtalt von Streifſchüſſen, haftete noch auf dem letzten ſtarken Nagel. Die Entſcheidung konnte jetzt jeder nächſte Schuß bringen, die heiße Spannung der Schützen gab ihnen eine vorher ſeltene Sicherheit im Zielen, und oft zitterte der Vogel, wenn die Kugeln dicht unter ihm gegen den eiſenbeſchlagenen Maſt prallten. Dem Nikola bebte die Büchſe in der Hand; krampfhaft zählte er die Schützen, die noch vor ihm an der Reihe waren, der letzte hatte den Nagel krumm geſchoſſen, an welchem das kleine Holzſtück jetzt wie an einem einzigen Splitter im Winde ſchwankte. Da ſpannte Nikola den Hahn, trank ein großes Glas des beſten Ahrweins, drückte den Hut feſter in die Stirne und warf unter der Krempe einen Blick auf Margret herüber, die gerade vor ihm am Waldabhang unter andern Mädchen ſtand. Alsdann ſchritt er zum Schützenſtand, legte an und wartete einen Augenblick ab, als der Abendwind den Vogel nicht mehr ſchaukelte. Jetzt ſchoß er, der Nagel fuhr zerbrochen aus der Spitze

des Maſtes und in weitem Bogen ſprangen die Trümmer des Vogels zerſplitt auf die Köpfe der Zuſchauer herab.

Wenn bis dahin die Herzen der Männer in Spannung geweſen, ſo kam nun das Zittern an die Mädchen. Keines hatte mit Nikola ein heimliches Verſtändniß, keines durfte ſich Hoffnung machen, und doch konnte kein Zweifel ſein, daß die, welche er zur Königin nähme, auch die Erwählte ſeines Herzens ſei. Aber als wäre das eine längſt beſchloſſene und abgemachte Sache, ging Nikola, die Büchſe über die Achſel hängend, drüben zum Waldraum hinauf, umfaßte Margret, gab ihr einen herzhaften Kuß und führte ſie als Königin auf den Schützenplatz. Die andern Burſche wählten eben ſo raſch ihre Dirnen, die Muſikanten ſetzten ſich in Marſch, und man zog zu dem eine gute halbe Stunde weiter auf einem ſchönen Berge aufgeſchlagenen Schützenzelt, wo Alles zum Reihentanz eingerichtet war.

Margret ging ſelig und ſtolz an der Hand ihres Nikola, und ehe man noch oben anlangte, wurde auch bereits ein feſterer Bund zwiſchen beiden jungen Herzen geſchloſſen, die ja ſchon von der Wiege an ſtill mit einander verwachſen waren.

Den Meiſten kam es ganz gelegen, daß eben Nikola den Königsſchuß getan hatte. Er war ſo reich, daß er nicht zu ſparen brauchte, und übernahm alsbald die Zeche für die ganze Geſellſchaft der Schützen und ihrer Mädchen. Die blanken Thaler, die er in die Mützen

der Muſikanten ſpringen ließ, der feurige Wein von Altenahr, den er preisgab, und die friſche ſommerliche Lebensluft des Gebirges entzündeten bald den wildeſten Tanz. Nach dem erſten Walzer zog Nikola ſeine Margret aus dem Zelt, ſie gingen unter die Kirſchbäume beim Saume des Waldes, umfaßten ſich mit Inbrunſt und wechſelten ihre Küſſe. Es waren die erſten Küſſe, die ſie gaben und empfingen — die erſten, welche verdienen, Küſſe zu heißen. Sie ſind gefährlich und verhängnißvoll. Margret fühlte ein leiſes Beben in allen Gliedern, ſie ſpürte ihr Blut raſch und heiß aus dem Herzen in die Wangen ſtrömen; ſie faßte Nikola an der Hand und führte ihn wie im Spiele unter Plaudern und Koſen zu dem Tanzreihen zurück.

Dort unter dem Zelt fanden ſie ein wildes Leben: die Mädchen glühten wie Pfingſtroſen, die Burſche athmeten tief vom Tanze auf. Als das Paar wieder eintrat, bliesen die Muſikanten, wie es verabredet war, Tuſch, und Alles rief laut und fröhlich mit erhobenen Gläſern: Unſer Herr Bräutigam, des Schultheißen Nikola, ſoll leben, und ſein Bräutchen, des Schöffen Margret, auch daneben! Erröthend nahm Margret, lachend Nikola den Glückwunſch an. Die Burſche wollten ihm ihre Gläſer zubringen, er aber rief: Wartet ein wenig, mein Verlöbniß muß in Walporzheimer getrunken werden!

Der dunkelglühende, ſtarke Sohn der Abrtraube, wie er auf den heißeſten ſchwarzen Schieferfelſen des

Thales reift, rann in die Kelchgläſer. Nikola trank mit Allen, und auch Margret mußte ſtärker Beſcheid thun, als ſie wünſchte. Die Mädchen brachten ihr einen Kranz, die Burſche dem Nikola einen Roſenſtrauß mit Bändern ins Knopfloch. Der Walzer begann von neuem, von den beiden ſchlanken, ſtolzen Geſtalten eröffnet. Und nun ergoß ſich auch durch ihre Adern die ungebändigte Lebensluſt; bis über die Mitternacht hinaus wurden Nikola und Margret nicht müde, in jedem neuen Tanz ſich wieder zu umſchlingen und Herz an Herz ſchlagen zu hören.

Als die Hähne aus den Thälern die Mitternacht anzeigten, gingen die meiſten Burſche mit ihren Mädchen heim. Nikola, weil er den Wirth machte, mußte der letzte ſein, und ſuchte manches Paar durch Zutrinken noch feſtzuhalten. Als die Muſikanten ihre Geigen in die Ecke geſtellt und ſich auf die Streu gelegt hatten, als nur der Wirth noch ſchlaftrunken hinter dem Schenktiſch ſaß, brach auch er mit ſeiner Braut auf. Vor das Zelt getreten, ſahen ſie den Himmel von einer plötzlich aufziehenden Wetterwolke dunkel, ein paar ſchwere Tropfen fielen herab, eine matte Schwüle lag über dem Walde. Nikola meinte, ſie ſollten den Regen noch unterm Zelt abwarten. Aber Margret war bange wegen des ſpäten Ausbleibens und mochte ſich keinem Gerede ausſetzen, da man wußte, daß ſie mit Nikola allein zurückgeblieben war. Sie drängte alſo zum Fortgehen; vielleicht, ſagte ſie, erreichen wir noch vor dem

Dorf die letzten Paare, und kommen gar vor Anbruch des Wetters heim.

Dann laß uns den nächsten Weg gehen durch den Busch, antwortete Nikola, dort haben wir auch eher Schutz als auf dem Felde.

Sie schlugen den kleinen Waldweg ein; er ging steil abwärts, und Nikola hielt stützend den Busen Margrets an sein wildes Herz gepreßt, während seine Wange auf ihrer heißen vollen Schulter ruhte. Es war eine furchtbar schwüle Juninacht, Johannisfünkchen gaukelten zwischen den dunkeln Sträuchern, kein Laut klang in diese träumende Stille herüber. Aber die Wetterwolke zog schwarz und schwärzer über ihr Haupt, und fern überm Walde hörten sie schon das laute Platschen des Regens, der auch ihnen rasch näher drang. Es ist unmöglich, sagte Nikola, wir zwingens nicht bis nach Hause. Komm in das Mooshüttchen auf dem Vogelherd, das liegt ganz nahe hierbei in meinem Busch. Damit zog er sie durchs pfadlose Gebüsch, sie zitterte, als sie ihm folgte, und wußte nicht, warum.

Die Hütte nahm sie auf: Moos, Wald und Wetter woben eine dichte undurchdringliche Nacht um sie her. Im Hollunder vor dem Pförtchen saß die Nachtigall und schlug, wie bange vor dem Wetter, ihre tiefsten, bebendsten, erschreckendsten Klänge; durch die kleinen Fenster streckte üppiges Geißblatt seine Blüthensträuße herein und füllte die Hütte mit berauschendem, sinnverwirrendem Duft; ein Johannisfünkchen schwebte hin-

durch und zeigte mit ſeinem flüchtigen Glanz dem Mädchen das lodernde Auge des Geliebten. Dazwiſchen entlud ſich der Regen und durchbrach mit wildem Rauſchen die ſtille Nachtſchwüle. Müde von Tanz, Glück und Sehnſucht ſaßen ſie auf der weichen Moosbank, die Welt mit all ihren Gedanken lag fern von ihnen, nur ihre Herzen wachten, ihre Lippen fanden ſich, ihre Arme umwanden ſich.

Oeſtlich über dem Walde dämmerte ein grauer Schein, im Weſt verzuckte das Gewitter mit rothem Wetterleuchten. Da trat das Paar aus der Hütte. Margret nahm weinend den Kranz aus ihren Haaren und ſtreute ſeine welken Blumen in den Hollunderbuſch, weich und innig an den Geliebten geſchmiegt ſtieg ſie durchs Gebüſch zum Dorfe hernieder und achtete es nicht, daß die Tropfen ihr Kleid durchnäßten. Mit Schrecken ſah ſie in der Stube des Vaters ein Licht brennen; Nikola aber umfaßte ſie unter der Hofthür noch einmal mit voller Inbrunſt und jauchzender Seligkeit, und ging dann die Gaſſen des Dorfes hinunter nach dem Schultheißenhauſe.

Der jüngſte Bruder machte der Margret die Hausthür auf. „Aber du bleibſt lange,“ ſagte er, „der Vater liegt oben auf dem Bett; es iſt ihm ſeit geſtern Abend nicht recht, und wir haben ſoeben den Großknecht auf dem Falben nach dem Doktor geſchickt. Geh herauf zu ihm, ich mache jetzt in der Küche geſchwind Feuer und dann kochſt du ihm einen Hollunderthee.

Margret flog die Treppe hinauf: blutroth trat ſie vor den Vater, denn ſie meinte, Jeder müſſe ihre Schuld auf ihrer Stirne leſen, und erwartete vom Vater heftigen Tadel, der aber war weich wie man ihn ſelten ſah, bot ihr die Hand und ſagte: „Ich habe es ſchon geſtern Abend von den jungen Geſellen gehört, du biſt Braut und haſt, das muß ich ſagen, einen wackern Burſchen mitgekriegt. Sieh, Margret, das freut mich, denn nun hab ich auch dich verſorgt, mein letztes Kind — und mein liebſtes, ſetzte er leiſe hinzu, nun es mit mir auch einmal zu Ende geht."

Weinend über die Güte des Vaters ſtürzte Margret an ſeine Bruſt und ſuchte ihm die Todesgedanken auszureden. „Nein," ſagte der Alte, „laß das: mein Lebtage bin ich geſund geweſen, und die ſtarken Bäume brechen am erſten: ſo wie heut war mir's noch nie zu Muth."

Nach neun Tagen kniete Margret am Sarg des Vaters: er war an einem hitzigen Fieber verſchieden. Neben ihr ging Nikola zum Kirchhof, da er ſich nun als zur Familie gehörig anſah. Die beiden Brautleute beſchloſſen nach der Sitte ein Jahr zu warten, und kamen von jetzt an, da Margret ohnehin wegen ihrer Trauer keinen Tanz beſuchte, nur noch in andrer Leute Geſellſchaft zuſammen, wo ſie denn ganz unverholen ſich als Braut und Bräutigam küßten und vertraulich unter einander plauderten. Bei der Freiheit, die auf dem Lande im Verkehr der jungen Leute herrſcht, dachte über jenen nächtlichen Heimgang aus dem Schützenzelt

keine Seele etwas Arges. Margret ſelbſt glaubte ihr Vergehen (denn ſo erſchien es ihrer reinen Seele) abgebüßt durch den Schmerz, daß ihr Vater ins Grab gegangen war mit einer beſſern Meinung von ihr als ſie es verdiente. An Nikolas Treue zu zweifeln kam ihr gar nicht in den Sinn.

Aber auch die kleine Schuld fordert oft eine große Buße ein. Nach zwei Monaten wurde Nikola vor die Unterſuchungskommiſſion gefordert, um ſich zum preußiſchen Militärdienſt zu ſtellen. Als einziger Sohn und Stütze ſeines alten Vaters war er bereits zweimal zurückgeſtellt worden und hatte auch jetzt die allerſicherſte Ausſicht vollſtändig freizukommen. Luſtig zog er eines Morgens mit den übrigen Burſchen ſeines Zuges nach einer nahen Stadt aus und nahm lachend von Margret Abſchied.

Nun aber war von den höhern militäriſchen Behörden vor Kurzem Unterſchleif bei den Aushebungen bemerkt worden. Einige Regimentsärzte, welche, der Beſtechung zugänglich, begüterten Bauerſöhnen unredliche Untauglichkeitsſcheine ausgeſtellt hatten, mußten ihre Stellen räumen, größere Strenge und Gleichmäßigkeit des Verfahrens gegen Arm und Reich wurde den Unterſuchungskommiſſionen von neuem eingeſchärft. Nikola hatte die Sache zu leicht genommen; die frühern Gründe der Zurückſtellung ließ man nicht mehr gelten, man fand, daß er zwar keinen Bruder, aber zwei tüchtige, geſunde, junge Schwäger habe, die dem alten

Schultheißen mittlerweil ſchon in der Wirthſchaft durchhelfen könnten. Auch ſtach der ſchöne ſchlanke Junge den Offizieren ſehr in die Augen: man fand unter dem Meßſtock, daß er die gehörige Größe habe um unter die Garde zu treten, und das Endurtheil war, daß er einem Regiment zugewieſen wurde, das in der großen Hauptſtadt des Staates garniſonirte: binnen Monatsfriſt mußte er ſich, da ſeine Zurückſtellungstermine abgelaufen waren, zum Eintritt ſtellen. Das war ihm verdrießlich um Margrets willen, aber es reizte ihn auch die Uniform des Gardiſten und der Aufenthalt in einer ſo fernen und ſo ſchönen Stadt. Da er doch mit ſeiner Heirath noch ein Jahr warten ſollte und bei guter Aufführung gewiß war, mit höchſtens zwei Jahren loszukommen, ſo kehrte er nicht eigentlich mißvergnügt zu ſeiner Braut zurück.

Als aber dieſe den Zettel an ſeiner Mütze ſah und die Sache vernahm, wurde ſie leichenblaß und fiel rücklings in den Stuhl zurück. Vergebens tröſtete er ſie; ſie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Baumgarten hinter dem Hauſe, wo ſie allein waren. Dort fiel ſie wie verzweifelnd an ſeine Bruſt und wilde, unerſchöpfliche Thränen rannen nieder. Nikola ahnte endlich, was ſie ſo erſchüttere, er hob ihren Kopf auf und ſah in ihre Augen; ſie waren müde und glanzlos. Iſt's denn wahr? fragte er, ſie antwortete nicht, ſie umarmte ihn nur ſo feſt wie noch nie. Nikola wurde blaß, und auch ſeine Augen floſſen: aber mit der

innigſten Herzlichkeit küßte er ihr die Thränen weg und ſagte: „Dann gehören wir ja erſt recht zuſammen: ſei munter mein Mädchen, nun heirathen wir in vierzehn Tagen.“

„Ach,“ ſagte Margret, „du willſt als Soldat eine Frau haben?“

„Hab' ich ein Kind,“ antwortete Nikola, „ſo will ich auch die Mutter dazu haben.“

„Aber was werden die Leute ſagen, wenn ich im Trauerjahr meines Vaters heirathe?“

„Die laß du reden, was ſie wollen, erwiderte der junge Mann. Beſſer gegen die Sitte anſtoßen als die Ehre verlieren. Und wenn du erſt meine Frau biſt, ſo möcht' ich doch Den ſehen, der über des Schultheißen Nikola Frau zu mucken wagte. Und nun dürfen wir keine Zeit verlieren. Du mußt deine Papiere ſchaffen und ich muß meines Vaters Einwilligung haben. Komm!“

Die Papiere! Dieß Wort iſt ſchon manchem jungen Brautpaar ein Schrecken geworden. Die franzöſiſche Geſetzgebung, welche am Rheine herrſcht, hat mit großem Verſtande den Eigenſinn der Eltern bei Verheirathung ihrer Kinder beſchränkt, indem ſie dem Volljährigen nach gewiſſen Formalitäten das Recht gibt auch ohne Einwilligung der Eltern die Ehe zu ſchließen. Aber auf Einem Punkt ſchleppt jene Geſetzgebung eine unleidliche und lächerliche Freiheitsbeſchränkung nach: ſie rückt, wenn die Eltern todt ſind, in deren Rechte die Großeltern ein, und fordert, ehe die Trauung geſtattet

wird, deren Einwilligung oder ihren Todtenschein. In diesem Falle befand sich Margret.

Beide Eltern waren todt; drei Großeltern ruhten auf dem Kirchhof des Dorfes, nur die Großmutter mütterlicher Seite war noch betagt einer verheiratheten Tochter in ein kleines hessisches Dorf nachgezogen, dessen Namen Margret nicht einmal deutlich mehr wußte. Der Bürgermeister eröffnete dem Nikola, als er zur bürgerlichen Trauung sich meldete, daß er wenigstens ein Attest vom Vorstand jenes Dörfchens beibringen müsse, welches darthue, daß man dort den Namen der Gestorbenen nicht auffinden könne. Noch an demselben Tage ging der Brief dorthin ab: es verflossen zwei angstvolle Wochen, dann kam er uneröffnet zurück mit der Aufschrift auf der Adresse, daß ein Ort dieses Namens in beiden Hessen nicht aufzufinden sei. Augenblicklich machte Nikola sich auf die Reise, sparte Geld und Mühe nicht und fand endlich den Ort. Der alte halbblinde Pfarrer suchte in den nachlässig geschriebenen Sterbelisten wieder mehrere Tage lang, und Nikola half ihm. Endlich fanden sie in einem noch im vorigen Jahrhundert angelegten Register den Namen und den Todestag der alten Frau auf, Nikola erhielt das Attest und flog auf dem Dampfboot den Rhein hinunter zu seiner Geliebten. Noch war eben Zeit die gesetzlichen Ankündigungen und die Trauung vor dem Tage des Abmarsches vorzunehmen: da aber fand er Margret in Fieberphantasien wieder: die raschen Schicksalsschläge.

welche ſie ſeit jener Nacht betroffen hatten, die Angſt um das Bekanntwerden ihres Zuſtandes, die fürchterliche Spannung der letzten Wochen hatten ihr eine heftige Krankheit zugezogen. Der Doktor verſicherte: es werde ihr Tod ſein, wenn man ſie jetzt aufrege, und der Pfarrer, der die Kranke beſuchte, mußte auch mit Schmerz erklären, daß weder der Bürgermeiſter noch er jetzt die Trauung vornehmen dürften, da Margret offenbar ihrer Sinne nicht mächtig und daher unfähig ſei eine gerichtlich gültige Erklärung abzugeben. Nikola meinte raſend zu werden: der Doktor aber zog ihn bei Seite und ſagte: Halten Sie den Kopf oben, junger Mann. Ich weiß leider warum ſie ſo eilig ſind, und ich verſpreche Ihnen unſerer Kranken auch nach der Geneſung zur Seite zu ſtehen. Jetzt können Sie nichts thun; reiſen Sie ruhig ab, und bleiben Sie dem armen Mädchen treu.

Der Abſchiedstag kam, Nikola faßte die heiße Hand ſeiner Braut, die im Fieber ihn laut anlachte und ausrief: Sei luſtig, Nikola, morgen heirathen wir ja. Der Brautkranz iſt ſchon fertig, im Fliederbuſch liegt er, weißt Du, beim Mooshäuschen oben im Wald. Geſtern hab ich auch die Nachtigall gehört; der Bruder ſagt, ich wär' närriſch, denn im Herbſt ſchlügen die Nachtigallen nicht. Es iſt aber doch wahr, ſchau da fliegen ja auch die Johannisfünkchen, ſieh hier, dort, und da mir dicht vor der Stirn.

Ihre verzehrenden Augen ſtarrten weitgeöffnet in

die leere Luft hinaus. Nikola riß ſich in Verzweiflung von ihrem ſchauerlichen Anblick los, drückte noch einen Kuß auf ihre Stirn, und hörte auf der Treppe einen lauten Jammerſchrei, den ſie ihm nachſandte.

Margrets Krankheit dauerte bei ihrer kräftigen Jugend nicht lange, nach wenigen Wochen konnte ſie ſchon wieder die freie Luft ertragen. Man hatte ihr anfangs Nikolas Abreiſe verborgen, und ihr eignes Unglück entſchwand ihrem Bewußtſein vor der Schwäche ihres Gehirns. Nun aber, wie ſie wieder auf dem Stuhle vors Haus getragen wurde, wie ſie über die Nachbardächer im Glanz der warmen Herbſtſonne den bräunlichen Wald und durchs fallende Laub das Mooshüttchen vorſcheinen ſah — da legte ſich auch die Erinnerung wieder wie eine Centnerlaſt auf ihr armes Herz. Und als ſie nun endlich doch erfahren mußte, daß Nikola nicht ihr Mann vor der Welt geworden ſei ehe er abreiste, als ſie nun ihre Schmach nahe und näher herankommen ſah, da gingen fürchterliche Gedanken und Rathſchläge durch ihre Seele.

Aber es kam ihrem beſſern Gewiſſen der Doktor zu Hülfe, als er der Geneſenden den letzten Beſuch machte; er wollte ſein Wort halten, das er dem Nikola gegeben hatte. Schonend lockte er ein Bekenntniß von Margret heraus deſſen Inhalt er längſt wußte, und bewog ſie, um ihrer Seele Ruhe wieder zu geben, gleich in den nächſten Tagen auch dem Pfarrer ihre Beichte abzulegen. Der Letztere übernahm es der Familie das Geheimniß zu eröffnen.

Von jetzt kamen ſchwere Tage über Margret. Zwar ſie ſelbſt, als ſie mit Gott ſich wieder verſöhnt wußte und bei dem ſonſt fremden Manne, dem Doktor, menſchliche Liebe und Theilnahme gefunden hatte, gewann ihre alte Kraft und Entſchloſſenheit wieder: aber ſie brauchte ſie auch in dem Kampf mit der Außenwelt, der nun begann.

Die ältern, außer dem Hauſe verheiratheten Brüder, aufgereizt von ihren Weibern, waren über die Unehre entrüſtet, welche die Schweſter über die Familie brachte, und wandten ſich mit ganz kaltem Herzen von ihr ab. Der jüngſte Bruder war ihr wohl gut und blieb es auch, aber er hatte ein ſchwaches Gemüth und es wurde ihm doch läſtig ſie im Hauſe zu behalten. Man nahm die Erbtheilung vor, und die Geſchwiſter glaubten ſich völlig berechtigt, bei dieſer die Schweſter für ihr Vergehen zu beſtrafen. Der Vermögensſtand fand ſich nicht ganz ſo glänzend wie man erwartet hatte. Der jüngſte Sohn, der nach der Anordnung des Vaters das Hauptgut übernahm, mußte doch große Schulden darauf machen, um die andern Brüder abzufinden, und ſuchte dafür Margrets Antheil, der ihm ja ebenfalls zur Laſt fiel, möglichſt gering anzuſetzen. Da die andern Geſchwiſter nicht für ſie ſprachen, wurde ſie hierbei bedeutend verkürzt, und es fiel ihr nur eine Summe zu, die zu ihrer und des Kindes Erhaltung allenfalls hinreichte, aber weit von der Ausſteuer abſtach, auf die ſie bei Lebzeiten ihres Vaters rechnen durfte. Der Doktor

rieth ihr dringend Einſprache zu thun, die Sache an die Gerichte zu bringen. Aber dann hätte ſie öffentlich vor den Leuten auftreten müſſen, und das wurde ihr jetzt zu hart, da ohnehin die unbarmherzigen Zungen der Schwägerinnen bereits Alles an die große Glocke gebracht hatten. So fügte ſie ſich dem Unrecht das ſtets den Unglücklichen verfolgt: aber mit Blutsverwandten, die ſo unbrüderlich an ihr gehandelt hatten, vermochte ſie nicht mehr zu leben, und die Vorſtellung war ihr unerträglich, daß eine boshafte Hand vielleicht auf derſelben Schwelle des Vaterhauſes ihr Häckſel ſtreuen könnte, wo einſt an jedem erſten Maitag grünes Mailaub für ſie gepranzt hatte.

An einem trüben, ſchon kühlen Morgen des Spätherbſtes, als noch nirgendwo von den Tennen der Taktſchlag der Dreſcher herklang, ſchlich ſie durch die Gaſſen des Dorfs, welche ſie monatlang vermieden hatte, in den Wald und ſchlug einen kleinen rauh aufſteigenden Buſchpfad ein. Nach dem Marſch einer guten Stunde ſenkte ſich der Weg in das kleine Bachthal zu einer Mühle hinab. Die alte Müllersfrau war ihre Tante und Pathe zugleich: eine gutmüthige Seele gleich ihrem Bruder, dem todten Vater Margrets, wenn auch ohne deſſen klaren Verſtand. Sie traf die Alte noch beim Kaffee, und es that ihr ſo wohl, als dieſe, obwohl ebenfalls mit allem Vorgefallenen bekannt, ihr mit herzlicher Freude entgegenkam und ſie gleich zum Eſſen und Trinken nöthigte. Die Pathe erzählte ihr dabei

aus ihrer langen Lebenserfahrung ein Dutzend Fälle, wo solche Dinge am Ende doch noch gut abgelaufen und mit einer Hochzeit beschlossen worden seien; die drei Dutzend, welche ein betrübteres Ende genommen hatten, verschwieg sie. Nun rückte Margret mit ihrem Plan hervor. Sie wollte bei der Tante als Magd eintreten ohne Lohn, Garten, Küche und Näharbeit besorgen; dafür sollte ihr dann ein kleiner Nebenbau der Mühle eingeräumt werden, und für die Pflege des Kindes Zeit bleiben. So hoffte Margret durch ihrer Hände Arbeit ihrem Kinde wenigstens das kleine Vermögen als Erbe zu sichern das sie gerettet hatte. Die Tante, der Margrets Tüchtigkeit und Fleiß wohl bewußt war, ging mit Freuden darauf ein und versprach ihr, daß sie wie ein Kind vom Hause gehalten sein sollte. Schon am folgenden Morgen zog Margret ein, nachdem sie vorher an Nikola einen Brief geschrieben und ihm ihren neuen Wohnort angezeigt hatte.

Bis jetzt war sie unter allen diesen Beschäftigungen nur noch wenig ans Grübeln darüber gekommen, daß Nikola von Berlin aus noch immer nichts von sich hören ließ; auf dem Lande ist man ohnehin der Briefe nicht so bedürftig als in der Stadt. Jetzt aber bei dem stillen und gleichmäßigen Arbeiten auf der Mühle stiegen ihr allerlei Gedanken auf, die sie jedoch tapfer abwehrte. Daß er in der Hauptstadt angekommen sei, wußte sie durch seine Verwandten, und ein aus dem Dienst entlassener Kamerad hatte ihr einmal einen Gruß

von ihm mitgebracht. Damit beruhigte ſie ihr Gemüth, nachdem ſie die Welt hinter ſich gelaſſen, erwachte ſtatt der Trauer die ſüßeſte Hoffnung der Mutterfreude, und mit klarem Blicke ſah ſie wieder ihr Geſchick an ſtark in Muth und Vertrauen.

So kam ihre Stunde. Die Wehmutter trug das Kind, ehe ſie die Fenſterläden ſchloß, noch einmal ans Licht und ſagte tröſtlich zur Mutter: Freut euch Margret, ihr habt einen hübſchen Jungen, und blaue Augen kriegt er wie ſein Vater, der Nikola kann ihn euch nicht abläugnen. Dann aber winkte ſie die alte Müllerin hinter dem Rücken der Mutter zu ſich und zeigte im Antlitz des Kindes verſtohlen auf eine kleine blaue Ader, die dicht unter der Stirn herlief. Aengſtlich neigte die Tante ihr Geſicht über das Köpfchen des Neugebornen, und als ihre Blicke dann der Hebamme begegneten, verriethen die Augen ein ſtilles bekümmertes Einverſtändniß; die Hebamme nickte ein Ja, die Tante ſchüttelte traurig das Haupt; dann legten ſie das Kind in den Arm der Mutter. Am folgenden Sonntag wurde es auf den Namen Nikolaus getauft. Margret aber ſchrieb voller Mutterſeligkeit, mit überſtrömendem Herzen und mit noch zitternden Händen dem Vater einen Brief, der ihm den glücklichen Ausgang meldete, und nun erſt, da ſie das Gefühl einer unerhörten Freude mit ihm auszutauſchen hatte, ſah ſie mit brennender Sehnſucht einer Antwort von ihm entgegen.

Eines Abends brachte der Mühlknecht, der von

Blankenheim Getreide heraufgefahren hatte, einen Brief von dem Postamt daselbst mit. Die Tante hatte eben der Margret ein Geschäft in der Küche zugewiesen und schickte ihr den Knecht dorthin. Ueber eine Weile rief sie nach ihr: Margret antwortete nicht und kam nicht. Die Tante eilte zur Küche, das Feuer schlug hoch aus dem Ofen herauf, Margret sah es nicht: sie saß bewußtlos neben der Glut auf der Erde, der Brief lag in ihrem Schooß. Die Alte nahm ihn auf, las ihn und vermochte Margrets Erschrecken nicht zu deuten. Er klang ja so freundlich, er sagte ja daß Nikola seine Hand von dem Kinde nicht abziehen wolle, er fragte an ob er schon jetzt für Margret etwas thun könne. Aber Margret hatte mit tieferem Empfinden zwischen den Zeilen gelesen, und schon die ersten Worte lauteten so, daß sie keinen Widerhall gaben zu ihrer unermeßlichen Mutterfreude: von jener Innigkeit, die einst Nikolas gleichgültigstes Gespräch durchwehte, war in diesem Briefe kein Hauch mehr. In einem Augenblick war es ihr klar geworden, daß sie eine Verlassene und ihr Knabe ein Waisenkind sei.

Dießmal weinte sie nicht, sie nahm den Brief schweigend aus der Hand der Tante, ging mit festem Schritt über den Hof in ihren Nebenbau und hob ihr Kind aus der Wiege, das eben erwachte und die Händchen nach ihr streckte. Mit ihm warf sie sich vor dem Bilde der Maria nieder und in lautlosem Gebete that sie Gott und seiner Mutter ein hohes Gelübde, daß

sie hinfort dem Kinde Vater und Mutter zugleich sein wolle. Erst als sie dann den Knaben an ihre Brust legte und er mit den herrlichen blauen Augen seines Vaters zu ihr heraufsah, rannen ihre Thränen über seine Stirn, und sie empfand sein warmes Leben wie ein stillendes Heilkraut, das unmerklich aus der Wunde ihres Herzens den Schmerz hinwegzog. Seit diesem Tage kam Nikolas Name nicht mehr über ihre Lippen, auch schrieb sie ihm nicht wieder; aber ihre Geschäfte vollzog sie wie sonst, das Kind gedieh unter ihren Händen, und die Tante hatte Segen in allem ihrem Hauswesen.

Wie scharf hatte doch der Blick der Liebe in jenem Briefe gelesen!

Als Nikola nach Berlin kam, wurde er anfangs von allen den Mühseligkeiten des ersten Eingewöhnens weggenommen, die keinem Rekruten erspart sind. Seine Eitelkeit auf äußeres Erscheinen und Ansehen machte ihn zum tüchtigsten Soldaten seines Zuges: das viele Geld, das er verschwenden konnte, überhob ihn mancher Belästigung, und er genoß, obwohl er nicht als Freiwilliger eingetreten war, durch die Nachsicht der nächsten Vorgesetzten beinah die Freiheit eines solchen. Er fühlte sich stolz in der schmucken, knappen Uniform, in der er merklich durch seine männliche Schönheit alle Offiziere überbot. Ihm, der bisher nur einfaches Landleben kannte, thaten sich nun plötzlich die mannigfachen Reizungen einer der glänzendsten Städte auf.

und die vielfach tüchtigen Kenntniſſe, die jene Privatſchule ihm gegeben hatte, führten ihn leicht auch in die Kreiſe des höheren Geſellſchaftslebens ein. Er beſuchte Theater und bürgerliche Bälle und zog durch reichliches Leben und Lebenlaſſen junge Kaufmannsſöhne in ſeine Bekanntſchaft. Viele fanden es bald nicht ungerathen, den reichen jungen Landbeſitzer in ihre Familien einzuführen.

Der Rheinländer hat in der Berliner Geſellſchaft einen Vortheil voraus. Man kommt ihm mit günſtigem Vorurtheil entgegen, man liebt das ſorgloſe leichte Blut ſeines Temperaments, man verzeiht ihm ſeinen Dialekt und manchmal ſogar den Mangel ſeiner Bildung. Nikola war nicht ungebildet: er ſang ſchön und fertig, er hielt etwas auf ſich und beſaß auch Empfindung genug, um ſich raſch in die Bücher hineinzuleſen die eben Mode waren; in politiſchen Geſprächen wie man ſie dort liebt, gab er ſogar durch ſeine genaue Kenntniß der heimathlichen Sachlage einen erwünſchten Beitrag zur Unterhaltung her. Schon nach ſechs Wochen hatte ſich ihm am Wirthstiſch wie am Theetiſch eine Menge von Kreiſen eröffnet, die ihn begeiſterten und hinriſſen. Ihnen widmete er alle freie Zeit: ſonſt nahm ihn die Pünktlichkeit des Militärdienſtes hin, welche doch auch den Kräftigſten ermüdet, und ſo blieb ihm kaum Zeit an die arme Margret zu denken, vielweniger an ſie zu ſchreiben.

Auf jenen Brief, der die Geburt des Knaben

meldete, hatte Margret in der Freude ihres Herzens ein Eilig zur Adreſſe geſetzt. Als er dem Kameraden Niklas ausgehändigt wurde, den dieſer als Burſchen zum Putzen brauchte, meinte der, wegen jenes Wörtchens den Brief raſch abliefern zu müſſen, und brachte ihn daher in das Haus eines kleinen Kaufmanns, bei deſſen Frau und Töchtern Nikola dieſen Abend zu Thee und Muſik eingeladen war. Nikola ſaß eben mit der ſchönen, vornehm blaſſen Adelaide im lebhafteſten Geſpräch, als das Kammermädchen ihm den Brief übergab. Wohl erkannte er die zitternden Züge der Aufſchrift, aber er ſchämte ſich in dieſer Geſellſchaft an ein Bauernmädchen erinnert zu werden, ſein Blick flog über Adelaidens weiße Stirn, über ihre feinen Züge, über das glänzende modiſch geſchnittene Kleid — und wider ſeinen Willen trat dieſem Bilde gegenüber Margrets verhärmte Geſtalt mit dem wirren Blick und zerwühlten Haar, wie er zuletzt auf dem Krankenbette ſie geſehen hatte. Adelaidens Mutter bat ihn höflich ſich nicht zu geniren und den Brief gleich zu leſen; er aber antwortete frei und leicht, es habe keine Eile, und der Brief, der ihm verkündigte daß ein Sproſſe ſeines Blutes ihm geboren ſei, wurde uneröffnet unter die Uniform geknöpft. Heiter führte er ſodann ſeine Nachbarin zum Klavier, heiter ſang er zu ihrer Begleitung ihr rheiniſches Lieblingslied von dem Mädchen, das um den geſtorbenen Geliebten ſich im Kloſter zu Tode trauert — und ſelbſt bis zur Adelaide von Beethoven verſtieg er

ſich. Die wirkliche Adelaide vernahm dieſe Huldigung nicht ungern; einer Berlinerin, deren Vater unglücklich in Eiſenbahnaktien ſpekulirt, kommt es ſehr romantiſch vor, mit einem wohlhabenden Landwirth in ein rheiniſches Dorf zu ziehen und eine Idylle mit dem Schäferbut durchzuſpielen. Adelaide war ſehr gütig an dieſem Abend — Nikola küßte beim Abſchied mit Feuer ihre ſchlanke kühle Hand. Erſt als er daheim ſich auskleidete und Margrets Brief aus der aufgeknöpften Uniform zu Boden fiel, dachte er wieder an dieſen. Im Bette brach er das Siegel auf, las den Brief, legte ſich auf die Seite und ſchlief ein.

Als er erwachte ging ſein erſter Gedanke zu Adelaide, der zweite in die Heimath. Er war nicht verhärtet: zu ſeinem Kinde fühlte er einen ſtarken Zug, die Mutter war ihm nicht unlieb, aber doch gleichgültig. In dieſer Laune ſchrieb er jenen Brief an ſie: zu dem Entſchluß ſie zu verlaſſen war er noch nicht gekommen, aber er hatte auch nicht den Muth ſie als ſeine geliebte Frau anzuerkennen. Dieſe Feigheit gab dem Briefe den Ton; da konnte er freilich nicht ſo herzlich werden wie vormals. Und als darauf Margret nicht ſchrieb, legte Nikola es ſich ſo aus als habe nun ſie die Schuld des Bruchs: ihr Bild wurde ſeiner Seele fremd, und wenn es ja ſich noch einmal heraufhob, drängte er es höchſtens mit einem Seufzer wieder auf die Seite.

Leider wurde er auch Adelaidens und ſeines ganzen

hauptſtädtiſchen Lebens überdrüſſig. Das Soldatenleben, nachdem er ſeine Lehrzeit daran durchgemacht hatte, kam ihm, der an rüſtige Arbeit, an Zweck und Erwerb gewöhnt war, wie eine glänzende Spielerei vor. Seine jungen kaufmänniſchen Freunde waren ihm durch ihre kleinlichen Geldgeſpräche und theils auch durch die Gemeinheit ihres Lebens und Genießens geradezu widerlich. Mit Adelaide aber hatte er nun etwa hundertmal die rheiniſchen Volkslieder und eben ſo oft die Adelaide abgeſungen und den Thomas Thyrnau durchgeſprochen. In dieſem Hauſe lieh er der Unterhaltung ſeine eigne Wärme; daher war ſeine Seele jetzt immer kalt und müde, wenn er Abends wegging. Er mißte faſt überall neben dem Reiz die Kraft, und wenigſtens in keinem der Kreiſe, die ihm offen ſtanden, fand er die Tiefe und Unendlichkeit des Gemüthes, ohne welche ein kraftvolles Jünglingsherz ſich unglücklich fühlt. Die ſchweren Steinmaſſen der prächtigen Stadt im ſcharfen Strahl der heißern nordiſchen Sommerſonne lagen wie Felsblöcke auf ihm, und ſchon jetzt am Ende des erſten Jahres, dehnte ſich das Zweite, das er hier noch zu verleben hatte, farblos und geſtaltlos vor ihm aus. Hatte er früher zu haſtig den Kelch der ihm ſo neuen geſellſchaftlichen Genüſſe geleert, ſo verſank er jetzt in ein einſames Verzehren ſeiner Kraft. Liebe war nicht in ſein Herz gekommen, und mit ſeinem ernüchterten Blicke erkannte er, daß kein unter dieſen Umgebungen erwachſenes Weib ihm und ſich ſelber zum Frieden in

ein rheiniſches Dorf ihm folgen könne. Eine zierlich geſtochene Karte meldete ihm endlich Adelaidens Verlobung: als er immer und immer eine Erklärung zurückhielt, hatte ſie endlich in halbem Verdruß den Antrag eines Wittwers aus Schleſien angenommen, der in ihr nicht eine Frau, ſondern eine ſtädtiſch gebildete Gouvernante für ſeine Töchter heirathete.

Aus dieſer Gleichgültigkeit, die Nikola's Jugendmuth langſam untergrub, riß ihn denn im Herbſt ſeines erſten Dienſtjahres ein ſtarkes Briefpaket von ſeinem Dorfe heraus. Der alte Schultheiß, ſein Vater, war geſtorben; ihm fiel ein ſchuldenfreier großer Landbeſitz zu, und ſeine Gegenwart daheim wurde jetzt, wo er gleich für die Beſtellung ſeines Erbgutes ſorgen mußte, ganz unerläßlich. Die Beſcheinigungen von Seiten der Behörden lagen gleich bei dem Briefe, und in zwei Tagen hatte er ſeinen Urlaub, der einer völligen Dienſtentlaſſung gleich ſtand. Seinen Unterofficieren und dem modiſchen Pöbel, mit dem er anfangs zuſammen gekommen war, gönnte er noch an einem Abende die Freude, für ſein Geld in Rheinwein ſich zu baden; an Adelaidens Wohnung gab er, da er ſie ſelbſt nicht zu Hauſe fand, ſehr ruhig eine Abſchiedskarte ab, und warf dann die Viſitenkarten (ſelbſt dieſe Mode hatte er mitgemacht) von der Königsbrücke in die Spree, ſammt dem geſtickten Täſchchen, das er irgendwo als Vielliebchen geſchenkt bekommen hatte; mit ihm ſchwamm ſein ganzer ſtädtiſcher Moderraum auf der ſchwarzen

ſchlammigen Flut hinunter. Im blauen Kittel ſetzte er ſich auf die Eiſenbahn und fuhr ſeinem Rheine zu.

Und als er ihn nun bei Köln zuerſt wieder ſah, den grünwogigen ſtillen Strom, als er, den Stab in der Hand, von Bonn hinaufwanderte und durchs Felſenthor ſchritt zwiſchen Drachenfels und Rolandsbogen hindurch, da brach aus ſeiner befreiten Bruſt ein lauter heller Jubelſchrei; ſo ſchön hatte er nie ſich das Land, ſo lieb und traut nicht die klangvolle Sprache der Heimath gedacht. An der Ahr laſen ſie Trauben wie damals, als er mit zagem Herzen von Hauſe auszog; Schlucht und Fels hallten wieder von den langgezogenen Melodien der Volkslieder, und heute ſang er ſie, unten auf der Straße daher ſchreitend, aus ganz anderem Herzen mit, als an Adelaidens Klavier. Wie dem Wandervogel war ihm zu Muthe, wenn er zur Zeit, wo der mächtige Zug nach dem Süden ihn ergreift, in Haft gehalten wird und dann entſchlüpft, um mit weit gebreiteten Schwingen die Brüder noch über dem Spiegel des Meeres einzuholen.

Aber ganz rein war doch ſein Herz noch nicht; Margrets Platz darin blieb leer. Als er nach Hauſe kam, wurde ſein Fehltritt mit ihr als eine leichte Sache genommen; das Mädchen, wie immer, traf die ganze Ungunſt der herrſchenden Meinung. Ihre eigne Familie redete ſchlecht von Margret, um den Gedanken an das Unrecht nicht aufkommen zu laſſen, das man ihr angethan hatte; die Brüder wünſchten nicht einmal.

daß ein so kräftiger und entschlossener Mann, wie Nikola, ihrer sich annähme, denn sie mußten besorgen, daß alsdann jene Erbtheilung noch einmal in Frage genommen und ihnen ein sehr böses Spiel bereitet würde. Seit beinahe einem Jahre hatte man Margret im Dorfe nicht mehr gesehen; daß sie kein Wort von Nikola mehr redete, erfuhr er bald, und schloß daraus, daß sie die Hoffnung auf endliche Heirath aufgegeben habe. Wäre Margret ihm auf der Schwelle des elterlichen Hauses wie vor Zeiten sehnsüchtig und liebevoll begegnet, hätte er sie im Walde auf einsamem Stege getroffen, wer weiß, was jetzt noch geschehen wäre. Aber ihrem Stolze sich aufzudringen, war er selber zu stolz, denn er sah nicht ein, daß sie ihm mit Ehren nicht entgegen kommen durfte. So schlug er sich die ganze Sache aus dem Sinne, warf sich in seine neue Thätigkeit für Verwaltung des großen Gutes hinein, das ihm alle Hände voll zu thun gab, und beschloß, in späterer Zeit, wenn der erste Schmerz und Groll verwunden wäre, der Verlassenen Anträge wegen Versorgung des Kindes stellen zu lassen.

So kam der Winter heran, ein langer, grimmig kalter Winter. Margrets Knabe war nun bald ein Jahr alt und lief schon an Einer Hand; es war ein blühendes schönes Kind und der Stolz der Mutter, die der alten Tante manchmal recht böse wurde, wenn diese allerhand Bedenken über sein Aufkommen kund gab. Als nun aber der Winter recht auf seiner Höhe stand,

als die Mühle in Schnee und Eis begraben und faſt unzugänglich war, da ſchien doch die Tante mit ihren Beſorgniſſen Recht zu behalten. Eines Abends wurde das Kind mitten unter ſeinen Spielſachen unruhig, ſchrie heftig und bekam in der Nacht ſtarkes Fieber. Reißend nahm in den nächſten Tagen Kraft und Fülle ab, und als der treue Freund Margrets, der Doktor, über gefährliche Pfade voll Glatteis doch zur Mühle durchdrang, fand er ſchon das Gehirn leidend, die Gefahr bedeutend. Margret zitterte, den letzten und einzigen Zweck zu verlieren, für den ſie ihr Leben noch ertrug; mit unerhörter Anſtrengung und Pünktlichkeit ſchaffte ſie Alles herbei, was der Arzt zweckdienlich fand; viele Wochen lang kam kein Schlaf in ihre Augen. Draußen im Wald ſtieg die Kälte und ſchauerliche Troſtloſigkeit des Winters; drinnen ſank die Hoffnung der Mutter von Tag zu Tag mehr. Keine Arznei gab dem Kinde Lebenskraft wieder; es war erſchreckend hager und leichenhaft anzuſehen, und ohne Bewußtſein, ohne Lächeln oder Weinen nahm es die zärtliche Pflege der Mutter hin. Sein Seelchen ſchien bereits geſtorben vor dem Leibe.

So fanden wir Margret an jenem Morgen, als ſie endlich, ſtumpf von Weinen und Jammer, matt von monatlanger Anſtrengung und Schlafloſigkeit, Gebet und Pflege aufgab, und an der Grenze des Verzweifelns angelangt, zerwühlt von den Erinnerungen verlornen Glücks, durch die Scheiben ihres Fenſters in

den Wintermorgen hinaus ſtarrte, der troſtlos bleich und trübe über den Schneebergen anbrach.

Im Hof ſcholl der Huf eines Pferdes, es war der Doktor, der jetzt vor Froſt zitternd in ihre Stube trat; die Tante kam mit ihm. Er ſetzte ſich ans Bettchen des Kindes, nahm das Händchen und befühlte Puls und Stirn; mit weitem ſcharfem Auge blickte die Mutter auf ihn. Es geht endlich auf eine Entſcheidung los, ſagte er. Margret erbebte. Noch iſt nicht Alles verloren, fuhr er fort, an Lebenskraft haben wir nichts verloren ſeit vorgeſtern, aber es iſt leicht möglich, daß das Fieber in der nächſten Nacht ſtärker wird. Geſchieht dieß, ſo müſſen wir mit einem ſehr kräftigen Mittel durchgreifen. Ich will neue Tropfen aufſchreiben, merken Sie wohl auf, liebe Margret. Der Tag wird ruhig bleiben, vor Abend thun Sie ja nichts, ſondern ſchlafen heute ſelbſt ein Stündchen. Aber um zehn Uhr in der Nacht richten Sie ein ſcharfes Auge auf das Kind. Bleibt es wie in den vorigen Nächten, ſo geben Sie die neue Arznei nicht; ſpüren Sie aber größere Unruhe und Hitze an ihm, dann raſch zehn Tropfen jede Viertelſtunde; ich glaube, daran hängt das Leben des Kindes. Morgen früh komme ich wieder.

Während der Doktor das Recept aufſchrieb, ſagte die Tante: Das trifft ſich gut, unſer Paul fährt heut mit dem zweiſpännigen Wagen nach Blankenheim und bringt hernach Frucht mit herauf, da kann er gleich die Tropfen in der Apotheke holen.

Der Doktor ſah vom Papier auf und ſagte: Er wird doch ja vor Abend wieder kommen? Ich ſage Ihnen, es hängt viel daran.

Sicher, ſagte die Alte, er iſt treu und gut.

Der Doktor ſtand auf, bot Margret herzlich die Hand und reichte der Tante das Recept hin. Zu gleicher Zeit, als ſein Klepper höher ins Gebirg zu einem andern Kranken trabte, zogen die beiden tüchtigen Braunen den Wagen Pauls durchs große Hofthor auf die Straße nach dem Ahrthal hinaus. Die Tante verſprach, in der Stube zu bleiben, und da der Knabe jetzt ganz erquicklich und feſt ſchlief, legte ſich auch Margret aufs Bette. Ein geſunder Schlummer ward ihr zu Theil, und ſie erwachte erſt, als bereits die Sonne ihren kurzen Winterlauf vollendet hatte. Iſt Paul zurück? war ihre erſte Frage.

Noch nicht, antwortete die alte Frau, aber wir haben auch noch fünf Stunden bis zehn Uhr. Mach Dir keine Sorge, der kommt ſicher.

Die beiden Frauen ſtärkten ſich jetzt mit Speiſe und Trank. Margret, vom Schlafen wie neugeboren, war voller Hoffnung, und in traulichem Plaudern gingen ein paar Stunden beim Spinnrad vorüber. Die Wanduhr ſchlug acht, draußen wehte pfeifend ein ſcharfer Nordwind. Die Alte ſtand auf und ſagte: Nun aber begreife ich's doch ſelber nicht mehr. Ob dem Paul mit den Pferden ein Unglück zugeſtoßen iſt? Jetzt müßte und müßte er hier ſein, wenn Alles recht ſtünde.

Ich will einmal in die Mühle hinüber und hören, ob ſie da noch nichts von ihm wiſſen. Mit dieſen Worten ging ſie fort. Margret blieb mit böſen Ahnungen allein. Das Kind lag noch immer ruhig.

Gegen neun Uhr kam die Tante zurück. Der Michel von der obern Mühle iſt eben vorbei gekommen, ſagte ſie. Es iſt ein bös Wetter draußen im Wald, der Nordwind hat den Fahrweg mit Schnee verweht ſo hoch, daß drei Männer über einander ſtehen könnten und ſähen doch nicht drüber weg. Unſer Paul iſt bis an die Enge gefahren, da iſt ihm der Wagen im Schnee ſitzen geblieben; der Michel hat ihn da ſtecken ſehen, der Paul aber muß die Pferde ausgeſpannt haben und nach Blankenheim in die Herberge zurückgeritten ſein.

Margret rang die Hände. Alſo die Tropfen bekomme ich nicht vor der Nacht? Konnte er denn die nicht durch Jemand zu Fuße heraufſchicken?

Ja, ſagte die Tante, wenn er einen fände. Aber Michel hat erzählt, daß ſie drunten zu Blankenheim von nichts reden, als von den Wölfen. Es iſt ein Menſchenwolf im Zitterwald, oder gar viele; geſtern Morgen in der Frühe haben ſie ein Jüngelchen zerriſſen, das nach dem Kyllthal in die Schule ging. Die Dörfer haben ſich zuſammen gethan und wollen nächſter Tage eine große Jagd halten.

Während die Alte dieſen Bericht gab, zuckte das Kind in ſeiner Wiege zuſammen und ſchrie laut auf. Margret ſprang zu ihm und nahm es auf ihren Schooß.

es war heiß und fieberte ſchon. Mit heftigem Krampf und Geſtöhn wand es ſich in ihren Armen: die Kriſis trat ein, die der Arzt vorausgeſehen hatte. Margret mußte es wieder ins Bettchen legen, und die ſo tröſtlich gemeinten Worte des Arztes: Ich ſage Ihnen, es hängt viel von dieſer Arznei ab, ſchnitten ihr jetzt wie ſcharfe Meſſer durch die Bruſt. Jede Minute Schlafs, die ſie während des Tages im Vertrauen auf Pauls Wiederkehr ſich gegönnt hatte, wurde ihr zum innern Vorwurf. Wär' ich doch ſelber heut am Tage gegangen! ſprach ſie leiſe, und plötzlich rief ſie laut aus: Aber warum kann ich jetzt nicht noch gehen?

Sie ſprang auf und band ſich ein großes Tuch um den Kopf. Die Tante griff ſie beſorgt bei der Hand und ſagte: Mädchen, Du biſt von Sinnen! Du allein in ſolcher Nacht durch den Zitterwald? Und Du haſt ja das Recept nicht einmal.

Margret ſtand einen Augenblick überlegend. Doch, ſagte ſie, das Recept muß ja in der Apotheke liegen, ſonſt hat es der Paul noch, und deſſen Herberge weiß ich zu finden. Zwei Stunden ſinds nach Blankenheim auf dem Fußpfad, die laufe ich in anderthalb, um Mitternacht bin ich wieder hier und vielleicht rette ich dann noch mein Kind.

Höre, Margret, ſagte jetzt die Alte, darauf darfſt Du nicht rechnen. Setz Dich wenigſtens noch einen Augenblick her zu mir; ich muß Dir eine Sache eröffnen, die ich bisher verſchwiegen habe.

Margret ſah erſtaunt ihre Tante an. Sieh, ſagte dieſe, ich und die Hebamme haben es gleich bei der Geburt geſehen, daß du das Kind nicht aufbringen kannſt. Leiſe ſetzte ſie hinzu: Es hat ja ein Todesäderchen.

Bei dieſem Worte ergriff ſie die Lampe und ließ deren ſtärkſten Schein auf das Antlitz des Kindes fallen. Schau her, ſagte ſie, und wies auf die Stelle unter der Stirn. Wirklich lief dort der dunkelblaue Streif, ſtark von dem wachsblauen Krankengeſicht abgehoben, von einem Auge zum andern hinüber.

Margret erſtarrte; ſie beſann ſich erſt jetzt auf den allgemein herrſchenden Aberglauben, daß dieſe Ader ein Todesbote ſei, der kein mit ihm behaftetes Kind über die erſten Jahre hinüber kommen laſſe. So lange der Knabe geſund war, bemerkte man dieß Zeichen wenig, jetzt trat es unverkennbar hervor. Es mag in der That bei manchen Kindern auf Schwäche deuten, und da es im reifen Alter ganz verſchwindet, ſo iſt es freilich richtig, daß kein geſunder und erwachſener Menſch daſſelbe an ſich trägt.

Aber nur einen Augenblick ſiegte der Aberglaube über das Mutterherz. Tante, ſagte ſie, es kann ſein, daß Ihr Recht habt. Aber ein Jahr hat mein Kind gelebt trotz dem Todesäderchen, und wenn es dieſe Nacht ſtirbt, ſo ſtirbt es nicht an der Ader, ſondern daran, daß ihm das rettende Heilmittel fehlt. Und nun haltet mich nicht mehr, ich gehe.

Sie nahm eine Laterne vom Wandbrett, weil der Mond erſt ſpät aufging, ſchlug eine Decke um Schultern und Bruſt und band ſie, damit die Arme frei blieben, auf den Rücken zuſammen. Dann nahm ſie das Kind aus dem Bettchen — ach, ſie wußte ja nicht, ob ſie es lebend wieder fand! — küßte es und übergab es der Obhut der alten Frau, die gleich wieder mit kalten Umſchlägen anzufangen verſprach.

So trat Margret vor die Thüre auf den Hof hinaus. Ein leiſer Schauder ſträubte ihr Haar, als ſie zuerſt in die furchtbar kalte Sturmnacht hinausblickte. In der Ecke des Hofes ſah ſie eine große Holzart ſtehen; die ergriff ſie, um eine Stütze und zugleich für alle möglichen Fälle eine Waffe zu haben. Am Mühlbach verließ ſie den Fahrweg durchs Thal, weil ſie ihn vom verwehten Schnee ungangbar wußte, und ſtieg durch den ſauſenden Forſt auf dem kleinen nähern Fußweg empor. Erſt ſchlug ihr Herz hörbar, aber an alles Grauſen gewöhnt ſich der Menſch, und oben auf der Bergesplatte angelangt, wo der Weg, von Gebüſch nicht mehr ſo eng umſchloſſen, ebener und breiter hinlief, ſchritt ſie zwar langſam und in ſchwerem Kampfe gegen den Sturm, aber mit muthvoller Seele vorwärts. Der gefrorne Schnee, vom Winde aus allen Sträuchern und kleinen Schluchten aufgefegt, rieſelte bis um ihre Füße und füllte mählich die Spuren ihrer Tritte hinter ihr aus.

So kam ſie ungefähr in der Mitte ihres Weges

auf einer weiten Hochfläche an, wo nur ein einzelner Baum ſich erhob, während fern die dunkeln Ränder des Forſtes ringsum die weiße Ebene einſchloßen. Plötzlich ſtand Margret hier ſtill, und ihre Knie zitterten. Bei dem flackernden Scheine, den ihre Laterne im Windzug auf den Schnee vor ihr warf, ſah ſie eine Spur, die ſchon halb zugeweht war. Gern hätte ſie ſich überredet, daß ſie von Jagdhunden herkäme; aber zu oft hatten alte Leute ihr im Forſt dieſe Stapfen gezeigt und erklärt. Sie ſah es mit Grauſen, hier waren, es mochte vor einer halben Stunde geweſen ſein, die Wölfe gelaufen; ein großer in weiten mächtigen Sätzen, dem dann kleinere in einer Zahl, die ſich in den undeutlichen Spuren nicht mehr beſtimmen ließ, nachfolgten. Sie mußten nach dem Dorfe ihrer Kindheit auf den Raub gegangen ſein, denn dorthin, rechts ins Thal hinunter, liefen die Stapfen quer über Margrets Pfad hinüber. Es war alſo zu vermuthen, daß ſie noch in dieſer Nacht auf demſelben Wege in ihr gewöhnliches Lager zurückkehren würden.

Das muthige Mädchen ließ durch dieſe furchtbare Ueberlegung ihren Gang nicht verzögern, und ein kleiner Troſt wurde ihr gegönnt als ſie ein paar Schritte weiter gekommen war. Hier ſtieß ſie nämlich auf die ganz friſchen Spuren eines menſchlichen Fußes, welche der Wolfsfährte offenbar folgten: erſt vor wenigen Minuten mußte hier ein Mann den Beſtien nachgegangen ſein.

Dieſer unbewußte Gruß eines menſchlichen Weſens mitten unter den Schrecken der Natur richtete ihren Geiſt auf. Bald ſenkte ſich nun ihr Pfad, aber er wurde auch immer mühſamer je tiefer ſie kam, weil der Flugſchnee vom ganzen Gebirg in die Thäler hinabwehte. Manchmal mußte ſie durch knietiefe Maſſen ſich Bahn brechen; immer langſamer drang ihr ermüdender Fuß vorwärts, und als ſie endlich die bequeme Landſtraße erreichte, die von Trier an der Hülchrather Kapelle vorbei nach Blankenheim führt, hörte ſie in dem nun ganz nahen Städtchen ſchon die Mitternachtsſtunde ſchlagen.

Die Apotheke war erreicht: ſie klingelte mehrmals an der verſchloſſenen Thüre, und nach einer Viertelſtunde öffnete der Proviſor. Das Recept fand ſich vor, Paul hatte es richtig abgegeben und die Arznei erhalten. Indeſſen war der Proviſor, ſobald Margret berichtete, warum das Fläſchchen nicht in ihre Hände gekommen, gerne willig das Recept neu zu bereiten. Er zündete Feuer an und lud Margret ein mit ins Laboratorium zu kommen und ſich zu wärmen. Als er erfuhr, daß ſie noch in dieſer Nacht zurück wollte, bereitete er ihr, durch ſolche Muttertreue gerührt, ein heißes ſtärkendes Getränk und drang ihr auch einen Biſſen Brod auf, während er ſeine Arbeit vollendete. Sie empfing von ihm ein ſchwarzes Fläſchchen, welches ſie unter ihr Buſentuch ſteckte, und er empfahl ihr noch, die Tropfen nicht dem Licht auszuſetzen, weil das ihre Kraft ſchwäche.

Es ſchlug zu ihrem Schrecken ſchon Ein Uhr, als ſie, auf die Art geſtützt, von der großen Landſtraße wieder in den ſchmalen Waldpfad einbog.

Die Wärme und Kraft, welche nach der kurzen Ruhe jetzt ihre Glieder durchdrang, gab ihr eine wunderbare Freudigkeit und die Anſtrengung des Körpers milderte ihren Seelenſchmerz. Die Laterne war erloſchen, aber ſie konnte ihrer jetzt entbehren, denn das letzte Mondviertel ging auf und warf ſein helles Licht auf ihren Pfad. Noch war es bitter kalt, aber der Nordwind hatte ſich gelegt, der Himmel wurde wolkenfrei, und die glitzernden Sterne ſchauten tröſtlich herab. Mit der Einſamkeit der Nacht nun ſchon vertraut, dachte ſie an Gefahren nicht, und erſt als ſie die Hochebene erſtieg, fiel ihr plötzlich wieder ein, daß ſie die furchtbare Stelle der Wolfsſpur noch zu überſchreiten habe.

Sie kam jetzt an der Oeffnung einer Thalſchlucht vorbei, die nach ihrem Heimathdorf ſich öffnete: plötzlich vernahm ſie hier, obwohl von Schnee und Wald gedämpft, doch deutlich genug aus dem fernen Grunde herauf das wilde Gebell aller Dorfhunde; es klang heftiger und wüthiger als das Geheul, das dieſen Thieren ſonſt in Winternächten die Kälte auspreßt. Sie ahnte nichts Gutes; mit ſtürmendem Fuß, mit pochenden Adern flog ſie die letzte Höhe hinauf, um ſo raſch als möglich über die gefahrvolle Ebene hinwegzukommen, die ſich in glänzendem Licht vor ihr hinſtreckte. Schnee und Mond ließen jeden fernen Buſch in ſcharfem

Umriß erſcheinen: den einzigen dunklen Fleck bildete mitten auf der Fläche jener einzeln ſtehende Baum mit dem kargen Schatten ſeiner laubloſen Aeſte. Margret, nachdem ſie am Waldſaum eine Minute Raſt gemacht und mit ſcharfem Blicke ſich überzeugt hatte, daß der Weg noch ſicher ſei, flog einem Rennthier gleich über die Schneefläche auf den Baum zu, der wohl drei Büchſenſchüſſe von ihr entfernt war. Hier angelangt, blickte ſie von Neuem nach allen Seiten ſorglich um, und — war es Täuſchung? Nein, jetzt ſah ſie links aus dem Walde, noch weit von ſich entfernt, einen ſchwarzen Fleck auf die Schneefläche vorrücken. Sie ſprang in den Schatten des Baumes, ſtemmte ſich, um nicht in die Knie zu ſinken, mit dem Rücken gegen den breiten Stamm und faßte mit beiden Händen den Stiel der Art. Da mehrten ſich die ſchwarzen Flecke auf dem Schnee und wurden größer. Deutlich erkannte ſie jetzt eine große Wölfin mit zwei noch kleinen Jungen: lodernden Auges, mit . einen kühnen Sprüngen und hochgehobenem Schweif, jagten ſie genau auf der Fährte zurück, die Margret auf ihrem erſten Gange entdeckt hatte und die ganz nahe an dem Baume vorbeiführte. Margrets Herz ſtand ſtill in ihrer Bruſt, ſie hielt den Odem an, als könnte ſein leiſer Zug ſie verrathen. Die Thiere liefen neben einander, das eine Junge blieb etwas zurück, alle ſchienen in banger Eile dem ſichernden Walde gegenüber zuzuſtreben. Jetzt waren ſie ganz nahe; Margret hörte das Keuchen ihres Odems. Die

alte Wölfin und das eine Junge, das ſich dicht an ſie hielt, ſauſten vorüber, das andre ſuchte winſelnd nachzukommen. Plötzlich aber blieb es ſtehen, ſchnupperte, ſchwang den Schweif und bog auf Margret ab, wie neugierig zu ſehen was unter dem Baume ſtecke. Das Mädchen ſpannte alle ſeine Sehnen, krampfte ihre Finger um die Waffe, und in dem Augenblicke, als das Thier mit ſchleichendem Schritt und hochgehobener ſpürender Naſe unter den Hieb kam, ließ ſie mit Rieſenſtärke die mordende Schneide recht mitten zwiſchen ſeine Funkelaugen niederſauſen. Der furchtbare Schlag ſchnitt durch den Kopf und das Eiſen ſchlug noch auf den gefrornen Boden auf; das Thier aber ſtieß einen markdurchſchneidenden Schrei aus und verzuckte dann röchelnd zu ihren Füßen. Margret ſtreckte ſich raſch in die Höhe und hub die Art von Neuem über ihr Haupt. Es war nöthig, denn die alte Wölfin, die ſchon nahe am Waldſaum angekommen war, wandte bei dem Schrei ihres Jungen das Haupt und kehrte mit dem zweiten Wölfchen in wenigen Sprüngen zurück. Als ſie das todte Junge am Boden und ſein Blut den Schnee beriefeln fand, heulte ſie laut auf und wollte Margret anſpringen; aber da ſah ſie in des Mädchens weit aufgeriſſenes Auge, ſah die blanke Art über ihrem Haupte in den Strahlen des Mondes glitzernd, die einzeln durch die Zweige herabfielen. Feig ſprang ſie zurück, aber bald näherte ſie ſich wieder, langſam Fuß vor Fuß vorſetzend, um den Augenblick des Sprunges abzuſehen.

Das noch lebende Junge kroch ihr bange nach. So rückte das Unthier bis dicht vor das Mädchen vor, aber ehe es in den Bereich der Waffe kam, blieb es stehen, hockte auf die Hinterfüße nieder und peitschte den Schnee mit seinem wedelnden Schweif, geduldig den Augenblick abwartend, wo Margret mit dem Auge blinzeln oder vor Müdigkeit die Arme niedersenken mußte.

So standen sie sich entgegen, die beiden Todfeindinnen; die wölfische Mutter um den Mord ihres Kindes zu rächen, die menschliche um dem ihrigen den Heiltrank des Lebens zu sichern. Wie lange diese gräßlichen Augenblicke dauerten, wußte Margret nicht. Ihr Denken stand still, und nur den Willen hielt sie in ihrer tiefsten Seele fest, den rechten Augenblick des Hiebes nicht zu versäumen. Aber schon trat der kalte Schweiß der Mattigkeit vor ihre Stirn, die Füße zitterten unter der Last des Körpers, die Arme wurden starr durch die Anspannung, mit der sie die schwere Axt empor hielt, und vor den Augen flirrten ihr auf dem blendenden Schnee schon alle Farben des Regenbogens. Sie gab sich verloren.

Da schlug an der Stelle, wo der Waldsaum am nächsten bei ihr in die Schneefläche verlief, im dunklen Gebüsch ein Blitz auf — ein Pfeifen zischte durch die Luft — dann rollte über das Schneefeld, an der Waldgrenze prächtig wiederhallend, der helle Knall der Büchse. Die Wölfin heulte wild auf, das Junge winselte: beide wandten sich zur Flucht und verschwanden im Walde.

Ueber den Schnee kam ein rascher, leichter Schritt. Der Jäger, der jenen Schuß gethan hatte, trat aus dem Versteck, zog vom Monde beleuchtet, den Hahn des zweiten Laufes auf und schritt vorsichtig dem Baum zu, um zu sehen was dort die Wölfe festgehalten und ihm so trefflich zum Schuß gebracht hatte. Da sah er, vom Monde halb erhellt, die herrliche Gestalt des bleichen Mädchens noch in der Haltung die sie dem Unthier gegenüber behauptet hatte. Noch war der eine Fuß vorgeschoben und trug die Last des übergebeugten Körpers, die runden nervigen Arme huben sich, zum Schwunge ausholend, über das Haupt herauf. Ihr Busen wogte, ihr Mund war mit festem Trotz zusammengepreßt, und das Auge, noch zornfunkelnd und weitgeöffnet, sah den flüchtigen Raubthieren nach. So muß das Weib gewesen sein in jenen ersten Tagen der Welt, als es noch mit dem Manne Haß und Kampf theilte und auf Jagd und Walstatt ihm nachschritt.

Jetzt aber wandte auch sie ihr Auge auf ihren Retter, ein lauter Schrei entfuhr ihr — es war Nikola. Diesen Anblick ertrug sie nicht; vornüber stürzte sie mit der Axt zu Boden und fiel in Ohnmacht über das erschlagene Thier nieder. Nikola hatte anfangs beinahe gemeint eine Erscheinung zu sehen, jetzt sprang er hinzu, legte ihren Kopf auf seinen Schooß und rieb ihr die Schläfe mit Rum aus seiner Jagdflasche. Sie schlug die Augen auf und sah seine Blicke, besorgt und bold wie ehemals, über ihrem Antlitz schweben. Aber

auch jetzt wachte nur Ein Gedanke in ihrer Seele: sie zog das Arzneifläschchen aus ihrem Busen, drückte es in seine Hand und sagte matt und leise: Nikola, Dein Kind drunten in der Mühle will sterben, aber diese Tropfen können es vielleicht noch wenden. Bis hieher habe ich sie ihm geholt, ich kann nicht mehr. Gehe um Gottes Barmherzigkeit willen und trage Du sie jetzt ins Mühlenthal; mich laß hier.

Nikola umfaßte sie mit nassem Blick und sagte: Ist das wahr, Margret? Diese Nacht hast Du überstanden um meines Kindes willen? Nun, so sollen alle guten Engel von mir weichen in meiner Todesstunde, wenn ich Dich hier verlasse!

Er nahm die Weigernde auf beide Arme und trug sie über das Schneefeld. In Margrets Adern begann das Blut wieder seinen vollen warmen Lauf. Nach wenigen Schritten sagte sie: Laß mich auf die Füße, ich kann wieder auftreten. Sie lehnte sich auf seinen Arm, und ging anfangs schwer, dann immer flinker, der Heimath zu. Nur sprechen konnte sie nicht: je näher sie dem Lager ihres Kindes kam, desto ängstlicher drückte sie die neue Entscheidung über Leben und Tod, der sie nun entgegen ging. Nikola erzählte ihr unterwegs mit freundlichen Worten, was ihrer wunderbaren Rettung Ursache gewesen sei. Er hatte, da auch schon in der vorigen Nacht die Wölfe bei seinem Heimathsorte sich blicken ließen, einige gute Schützen bewogen mit ihm Wache zu halten. Er selbst ging nur mit

Einem Gefährten in den Forst, entdeckte jene Wolfsfuhr und schloß daraus, daß die Thiere denselben Weg zurückkommen würden. Seine Tritte waren es, welche Margret neben der Fährte im Schnee angetroffen hatte. Während nun sein Genosse nach der entgegengesetzten Seite der Spur folgte und einen guten Posten zum Schießen aufsuchte, hatte sich Nikola unweit der Ebene über einer engen Schlucht auf die Lauer gelegt. Hier vernahm er nach zwei Stunden Büchsenschüsse aus der Nähe seines Torfes, die ihm anzeigten, daß man auch unten die bösen Gäste entdeckt und übel empfangen habe. Allein die flüchtigen Wölfe mochten ihn in seinem Versteck gewittert haben, sie waren in einem Bogen an ihm vorbeigeschlüpft und erst der Todesschrei des einen ganz in seiner Nähe verrieth ihm die Richtung ihrer Flucht. Rasch machte er die paar Schritte durch den Busch hinauf und kam eben zu rechter Zeit auf die Hochebene, um der auf Margret lauernden Alten eine Kugel zuzuschicken.

Kurz vor der Mühle begegnete ihnen jetzt auch mit dem Spürhund jener Jagdgenosse Nikola's, der noch etwas tiefer in den Forst hinein auf dem Anstand gelegen hatte, und meldete, daß die große Wölfin, von Nikola's Schusse wirklich getroffen, nahe bei seinem Posten gestürzt sei. Ihr Junges war allein entwischt.

Mit beflügeltem Fuße stürmte Margret den letzten Abhang zur Mühle herunter, schon sahen sie die brennende Lampe im Krankenzimmer; Nikola konnte kaum

folgen, Margret klopfte heftig, die Tante öffnete. Du hättest den Gang nicht nöthig gehabt, sagte sie freundlich, dein Kind lebt und ist glücklich durch. Ich habe eben nachgefühlt, es sind ihm zwischen vorgestern und heut zwei Augenzähnchen durchgebrochen, die haben es so mitgenommen. Sieh hier.

Margret schob die Tante bei Seite und sprang durch die Thür ins Gemach, da saß wieder mit hellen klaren Augen der kleine Junge im Bett und hielt sich, schwach wie er war, aber lustig, aufrecht, um der Mutter die Aermchen entgegen strecken zu können. Das kleine Gesichtchen war noch blaß, aber die dunkelblaue Ader sah man schon nicht mehr.

Jetzt schritt auch Nikola durch die Stubenthür, gebeugt und wie eines schweren Frevels schuldig. Er kniete an der Wiege nieder und sah seinem Kinde in das große schöne, blaue Auge, das ein so treuer Spiegel des seinigen war. Dann lehnte er sein Haupt an die Knie der Mutter und sagte leise: Margret ich habe gesündigt an dir vor Gottes Angesicht, und wäre dieß keine Glücksstunde, ich dürfte ja nicht meine Augen aufschlagen zu Dir. Jetzt aber habe ich erkannt was für ein goldnes Herz Du bist, und weiß, Du kannst auch mir vergeben. Sieh, meine Hände lege ich auf die Stirn Deines und meines Kindes, und nun frage ich Dich: Willst Du verzeihen, willst Du noch jetzt meine Frau werden in alter rechter Liebe?

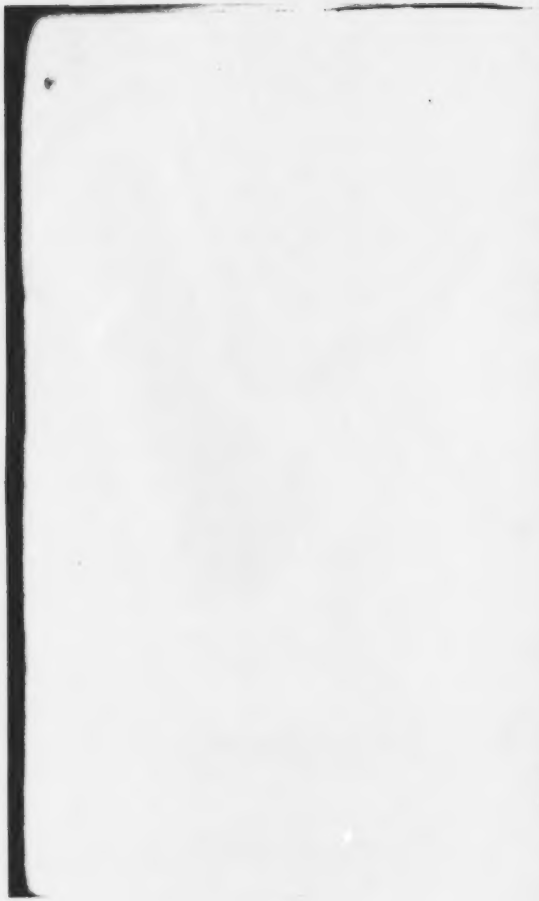
Er wagte nicht sie anzuschauen bei dieser Frage,

aber er fühlte ihre heißen Thränen auf ſein Haupt rinnen und empfand den Druck ihrer Hände, die ihn an das geliebte Herz emporzogen. Noch immer blieb er auf den Knien, da nahm Margret das Kind aus der Wiege und legte es in ſeine Arme. Jauchzend ſprang er auf, und inniger als in dem glühendſten Rauſch der Leidenſchaft, feſter als je in den Stunden ihres tiefſten Wehes, hielt Margret ihn in ihren Armen umſchlieſſen. Ein Augenblick hatte ihrer Treue das Leben ihres Kindes und den verlornen Gatten wiedergeſchenkt.

Ein Reiſeabenteuer.

Skizze von

Johanna Kinkel.



Es war im Spätherbst, als ich auf der neuen Eisenbahnstraße von meiner Heimath nach W.... reiste. Bei einbrechender Nacht erreichten wir die Zwischenstation A....., wo schon viele Personen des Wagenzugs harrten. In unser Coupé stiegen ein alter Mann und ein kleines Mädchen ein, die von einer zahlreichen Gesellschaft beiderlei Geschlechts bis an den Wagenschlag begleitet wurden. Einige hatten Wein bei sich, dessen sie den Abreisenden zum Scheide- und Labetrank noch einen hohen Becher voll in den Wagen reichten. Daß es nicht der erste war, der an dem Abend genossen wurde, zeigte die überaus lebhafte Stimmung der ganzen Menschengruppe. Die Abfahrt verzögerte sich, und so blieben die Begleitenden noch auf dem Bahnhof stehen. Einer nach dem Andern stieg wiederholt auf den Wagentritt, schüttelte dem alten Manne die Hand, oder küßte das Kind, welches bitterlich weinte. Die Frauen empfahlen dem Manne die möglichste Sorgfalt auf der langen Fahrt, die Männer redeten dem kleinen Mädchen Fassung zu; ein Knabe rief mehrmal: „Weine nicht, meine liebe, liebe Minny, wir sehn uns gewiß wieder,

wenn du groß bist." Von den draußen im Dunkel Stehenden konnte ich nur halb die Umrisse erkennen, doch schloß ich, daß es eine Schauspielergesellschaft sei. Es ist ein unverkennbarer Ton der Stimme, der diesem Stande eigen ist. Die Nothwendigkeit in einem weiten Raum sich dem Entferntesten verständlich zu machen, selbst im leisesten Flüstern, gewöhnt den Schauspieler an ein sehr scharfes Artikuliren. Dazu kam noch in diesem besondern Fall der Stereotypausdruck, der der rührenden Abschiedsscene eigen ist. Nicht aus bewußter Affektation, sondern gewiß ganz unwillkürlich fielen die Scheidenden in den gewohnten thränenweichen Ton, der den gleichgültigen Zuhörer nur an die Lampenreihe vor den Coulissen erinnerte.

Der Zug ging vorwärts, das Schluchzen des kleinen Mädchens löste sich in Schlaftrunkenheit auf. Der alte Mann sagte: „Schlafe nur ruhig ein, Minny, ich wecke dich, wenn der Vater kömmt."

Eine gute Seele mußte es sein, dieser Alte. Freiwillig hielt er lange Zeit die unbequemste Stellung aus, um seinen Schützling nicht zu stören, der mit dem Köpfchen auf seine Kniee gesunken war.

Ich fragte ihn: „Reisen Sie weit?"

„Bis P....." erwiederte er.

„Da haben Sie noch manche Tag- und Nachtreise, und wenn Sie keinen Rasttag unterwegs halten, werden Sie noch viel Noth mit dem Kinde haben. Glauben Sie denn, daß es die Fahrt in einem Zuge aushält?"

„Es wird es wohl müssen. Seine Mutter ist gestorben, und die Gesellschaft die uns begleitete, hat das Kind so lange unterhalten bis sich eine Gelegenheit fand, es zu einer Verwandten zu schicken, die in P..... lebt. Ich mußte eine Geschäftsreise in die Gegend machen, und da haben sie es mir anvertraut."

Der alte Mann erkundigte sich bei dem Conducteur, wie weit wir noch von der Station C.... entfernt wären, und setzte hinzu, dort werde der Vater des Kindes an den Wagen kommen, um Abschied von ihm zu nehmen. Ich hörte, daß er den Schauspieldirektor aus O..... nannte, eine Stadt, die viele Meilen seitwärts von der Bahn liegt, worauf der Conducteur erwähnte, dann hätte es der Herr ja bequemer bis zur Station E..... zu fahren, wo der Zug noch vor Mitternacht vorbeikäme. Die Abrede wurde getroffen so gut es ging, um den Augenblick nicht zu verfehlen, und der Eisenbahnbeamte versprach sich unsern Wagen wohl zu merken.

Der Alte lehnte sich zurück in die Wagenecke und schien zu schlummern; mich aber floh der Schlaf sowohl als alle Gedanken an den Zweck meiner eignen Reise. Nichts beschäftigte mich jetzt so sehr, als die Sorge: der fremde Mann möchte den Wagen verfehlen, in dem sein Kind ihm noch einmal begegnete, ehe es ihm vielleicht auf ewig entrissen würde. Doch meine Wachsamkeit war überflüssig, denn so oft die Lokomotive pfiff, richtete der Alte sich auf, blickte auf die Uhr oder fragte die Passagiere: „Wo sind wir?"

Kurz vor G..... weckte er Minny, und sagte: „Vielleicht kömmt hier schon der Vater an den Wagen, halte dich wach, mein Kind.“ Minny rieb sich die Aeuglein, taumelte schlaftrunken noch einmal zurück, dann aber richtete sie sich auf, und blickte aufmerksam durch die Scheiben nach den Fackeln des Bahnhofs.

„Dort steht ein großer Herr in einem Mantel an der rechten Thüre,“ rief der Alte, „der könnte es sein.“

„Nein,“ sagte Minny, „der ist es nicht!“

„Hast du denn den Vater schon gesehen?“ fragte jener verwundert.

„O ja, einmal, als ich noch ganz, ganz klein war.“

Um sicher zu sein, rief der Alte laut den Namen des Schauspieldirektors in die Nacht hinaus. — Keine Antwort. — „Sei ruhig Minny,“ fuhr er fort, „der Vater kömmt also wohl auf der nächsten Station erst. Er kömmt ganz gewiß. Bleibe jetzt nur wach, denn in zehn Minuten sind wir dort.“

Die Kleine setzte sich aufrecht, und schaute recht zuversichtlich um sich her. Die zehn Minuten konnten noch nicht verstrichen sein, da pfiff es wieder. Die Augen des Kindes leuchteten: der Alte bog sich weit aus dem Wagenfenster, und rief wiederholt den Namen. Es stiegen viele Menschen aus und ein; Gedränge, Stimmengewirr überall, der Alte rief nach dem Conducteur, der war überbeschäftigt seine Menschenwaare unterzubringen, und stand nicht Rede.

Mir pochte das Herz bei der Frage: „Wird der Mann kommen oder ausbleiben?“

Die Wagenthüren wurden zugeschlagen, und der Zug brauste weiter. Minny fing laut an zu weinen, der Alte seufzte schwer, und versuchte sie zum Schlafen zu bringen, indem er ihr Köpfchen an seine Brust legte und ihr leise Trostesworte zuflüsterte. Kaum war es ihm gelungen, so hielt der Zug wieder. Laut rief draußen die Stimme des Condukteurs: „Station C....! Der Zug hält vier Minuten!“ Also hatte eine neue Zwischenstation uns vorher getäuscht. Minny fuhr aus dem Schlaf auf, blickte aufmerksam durch das Fenster und schrie auf: „Da ist der Vater!“ Zugleich öffnete der Condukteur den Schlag und sagte: „Es ist noch Platz, steigen Sie ein. Bis zur nächsten Station haben wir sieben Minuten.“

„Gut, ich fahre mit,“ sagte Minny's Vater, und drängte sich hastig an die Seite seines Kindes, das er ganz in seinen Armen begrub. Ich sah, daß er schon im Vorgefühl des bittern Scheidens mit sich kämpfte, wie er diese armen und doch so unsäglich reichen sieben Minuten am inhaltvollsten genießen sollte. Dann betrachtete er die Züge des Kindes beim Schein der trüben verlöschenden Lampe, die von der Wagendecke herabhing, dann schloß er es wieder an sein Herz und küßte ihm Stirne, Augen und Mund. Die Kleine hatte ohne auffallend schön zu sein, ein sehr ausdrucksvolles Gesicht, und ihre großen treuen Augen hingen mit einer

Sehnsucht an dem Bilde des Vaters, daß es das festeste Herz schmelzen mußte. Sie antwortete so lieblich, so verständig auf seine Fragen. Ihr Herzchen schien übervoll, und doch lag eine so süße Schüchternheit über ihrem Wesen. Hatte der Vater einen Augenblick in dem Klang der holden Stimme seines Kindes geschwelgt, so mußte er sich selbst unterbrechen, um mit dem alten Begleiter noch einige wichtige Worte zu wechseln. Sie flüsterten sehr hastig und eifrig miteinander. Der Alte versicherte ihn, daß es eine treffliche Frau sein solle, welche von nun an Mutterstelle bei Minny vertreten werde, daß er um ihre Erziehung unbesorgt sein dürfe. Eine Frage, die Minny leise und schmeichlerisch an ihren Vater richtete, schnitt der gellende Pfiff der Lokomotive mitten durch. Der Vater schwieg und ließ wie gebrochen sein Haupt auf des Kindes Schulter fallen. Die Minuten waren dahin.

„Schnell Herr, steigen Sie aus," herrschte der Condukteur ihn an, „der Zug geht augenblicklich weiter."

Der Mann verschwand draußen in der stürmischen Nacht. Nach kurzem heftigem Schluchzen sank das Kind wieder überwältigt vom Schlaf auf den Schooß seines alten Führers, dem jetzt allein in der endlosen Fremde sein Schicksal anvertraut war.

Wie nah ist doch der Mensch dem Menschen verwandt! Dieser fremde Mann, der da schied, dessen abgewendetes Gesicht ich gar nicht gesehen, dessen Stimme ich kaum in undeutlichen Lauten vernommen, und der

mir wohl im Leben nie wieder begegnet, der beſchäftigt nun meine Gedanken unaufhörlich: auch meine Thränen rollten, als er mit ſeinen die Stirn des Kindes benetzte, und ich vergaß des eignen Schickſals im Grübeln darüber: Was können das für unerhörte Verhältniſſe ſein, die einem Vater nur vergönnen in tiefer Nacht die Straße aufzuſuchen, auf der ſein Liebſtes ihm wie ein Traum erſcheint und verſchwindet. War es eine nach bittern Täuſchungen früh gelöste Ehe, war es eine mit Sitte und Geſetz im Widerſpruch ſtehende unglückſelige Neigung, die dieſem Kinde das Daſein gab? Trug der Vater vielleicht den Druck einer zweiten allzu kinderreichen Ehe, und durfte der ſtrengen Gattin nicht dieſe unwillkommenſte aller Laſten zu ihren übrigen aufbürden? Doch ſicher war es im Grunde die Armuth, die ihn zwang, ſeinen Liebling in ein fernes Land zu entlaſſen, denn die Reiſe bis an die große Eiſenbahnſtraße hatte er nur durch ſchwere Opfer möglich gemacht, wie eine ſeiner Aeußerungen verrieth.

Das Morgenroth dämmerte herauf, und umfloß mit einem Hauch von Verklärung das ehrwürdige greiſe Haupt des alten Mannes mir gegenüber, deſſen Augen meiſt auf ſeinem verwaiſten Schützling ruhten, oder ſich mit ſchweren Seufzern zu den purpurnen Wolken emporhoben. Das Kind lag todtenbleich auf ſeinem Schooß und ſchien im Schlafe geweint zu haben. Erſt ſpät öffnete es die Augen und ſchaute verwirrt uns alle an, als wollte es die Gegenſtände um ſich her

mit der flüchtigen Nachterscheinung in Zusammenhang bringen. Bald siegte die leichte Genußfähigkeit, die dem Kindesalter eigen ist. Minny gerieth in Entzücken über alle die schönen Städte mit bunten Gärten, an denen wir vorüberflogen, und als gar zwei wildkeuchende Lokomotiven uns entgegenbrausten, die ein Regiment Ublanen in ungeheuren kastenähnlichen Wagen verpackt mit sammt den Pferden im Sturm fortschleppten, wollte sie sich todtlachen über die verkehrte Welt.

Nicht das Gemüth, nur der Gedanke befähigt den Menschen einen Schmerz bis in seine Tiefen durchzustehen, doch im Begreifen der Schmerzen liegt zugleich ihre Heilung. Diese Eine Scene war mir ein Bild der tausendfach wiederholten Wunde der Menschheit, und ich sagte mir: nie wird ein auf socialen Grundlagen erbauter Staat so grausam sein, als es jetzt die Familie in ihrer patriarchalischen Abgeschlossenheit gegen alle Individuen ist, die außer ihr stehen.

Muſikaliſche Orthodoxie.

Novelle von

Johanna Kinkel.

„Besser lerne ich die F-Moll-Sonate doch nicht spielen," sagte Ida und stand müde vom Clavier auf. „Eigentlich geht sie recht gut, und selbst mein überstrenger Lehrer wäre damit zufrieden gewesen," fügte sie hinzu. „Was ihr in meinem Gefühl noch fehlt, das, fürchte ich, läßt sich mit weiterem Ueben nicht herausbringen. Das unbegreiflich Phantastische des ersten Allegro, das verzweifelte Spielen mit dem Schmerz im Adagio, dieß lachend dem Untergang Zustürzen im Finale, das hab' ich anfangs besser ausdrücken können. Indem ich aber die raschen Passagen zu feilen suchte, ist mir der Vortrag glatter, zierlicher geworden, und ich kann nicht mehr in den großen Styl zurück. Ich spiele die Sonate jetzt exakt aber ohne Geist, das ist höchst fatal!"

„Sie nehmen auch Alles gar zu pedantisch streng," antwortete eine bejahrte Dame, die zuhörend in der Sofa-Ecke saß, „und legen Dinge in die Musik hinein, die kein anderer Mensch heraushört."

Die Künstlerin war früh verwaist von entfernten

Verwandten in Obhut genommen worden. Ein verständiger Vormund hatte ihr kleines Vermögen größtentheils dazu verwendet, ihr hervorragendes Talent für die Musik ausbilden zu lassen. Jetzt war sie selbstständig und hatte den Rest ihres Eigenthums für einen Flügel von Erard hingegeben. Kaum so viel blieb ihr übrig, daß sie die Reisekosten nach ihrem Bestimmungsort und eine sehr einfache Einrichtung bestreiten konnte.

Umherreisen und Konzerte geben mochte sie nicht, da ihre musikalische Richtung zu sehr dem herrschenden Geschmack des Publikums entgegenstand; auch hätte sich ihr abgeschlossener Charakter nie zu den tausend kleinen Demüthigungen hergegeben, die Keinem erlassen werden, der noch unbekannt in der Fremde seine Erfolge sucht. Lieber wollte sie in einer bedeutenden Stadt als Lehrerin ihr Heil versuchen, und indem sie das Opfer brachte, Anfänger zu bilden, sich so die Mittel erwerben, um auf jene höchste Kunststufe zu gelangen, die ihr in der abgelegenen Heimathstadt unerreichbar war.

Jetzt war sie bei einer alten Freundin ihrer verstorbenen Mutter gastlich aufgenommen worden. Es war die Frau des Amtmanns Werl in Waldheim, welches eine Stunde von der Hauptstadt in einem Gebirgsthale lag. So lange sollte sie dort verweilen, bis sie eine passende Wohnung und einige Schülerinnen gefunden hätte. Mit großer Gefälligkeit begleitete Frau Werl sie täglich zur Stadt, um die nöthigen Besuche

zu machen und Erkundigungen einzuziehen, wobei es leider viel vergebliche Schritte gab.

Der Empfang bei den meisten Kunstgenossen war ziemlich abstoßend, oder kam doch Ida so vor. Weil sie immer an die traute Umgebung der Verwandten und Jugendfreunde gewöhnt war, erschienen ihr die großstädtischen Formen unsäglich frostig und die Kürze wahrhaft erschreckend, mit der die musikalischen Notabilitäten ihre Fragen abfertigten. Meist vertröstete man sie damit: es werde sich wohl machen, wenn sie es abwarten könne, bis ihre Leistungen bekannter würden; doch um diese bekannt zu machen, rührte sich Niemand, obgleich hier Alles auf eine rasche Entscheidung ankam.

Neben der Amtmanns-Wohnung des Dörfchens Waldheim lag die Villa des Grafen Selvar, die er vom ersten Frühlingsweben bis zu den Novemberstürmen zu bewohnen pflegte. Der Amtmann und seine Frau waren immer gern dort gesehen, und so oft der Graf ihnen begegnete, wiederholte er seine Einladung, ihn häufiger zu besuchen: doch ging Frau Werl nur in der schlechtern Jahreszeit darauf ein, wenn die Besuche der vornehmen Welt ausblieben, die in den Sommermonaten stets Salon und Garten des Grafen füllten. Um Ida's willen überwand sie dießmal ihre Scheu vor der großen Gesellschaft. Im Selvar'schen Hause trieb man leidenschaftlich die Musik, und hatte sich diese Familie einmal für Ida interessirt, so konnte es ihr

nicht fehlen, daß ſie in den erſten Häuſern Zutritt fand.

Frau Werl theilte Ida ihren Plan mit und ermahnte ſie, nur ja keine Fugen von Johann Sebaſtian Bach im Salon des Grafen vorzutragen, weil ſie damit Alles verderben würde.

„Warum ſoll ich denn nicht mein Beſtes leiſten?“ ſagte Ida. „Ich weiß nichts, was mehr die Aufmerkſamkeit wach erhält, als eine Fuge. Ich möchte deren Stimmengang dem ewigen Wandel der Geſtirne vergleichen. Die wunderlich in einander verſchlungenen Melismen in den Präludien erinnern mich dagegen an die ſeltſamen Moose und Steinbildungen, die ich zuweilen geſehen.“

Frau Werl theilte der jungen Bach-Enthuſiaſtin ihre eigenen Erfahrungen über das Muſik-Naſchen der Vornehmen mit, und brachte ſie glücklich dahin, einige vermittelnde Compoſitionen von Hummel und Carl Maria von Weber friſch einzuüben, die ſo ziemlich die Grenze zwiſchen der gelehrten und ganz trivialen Muſik hielten.

Um die Theeſtunde ging ſie mit Ida hinüber. Die Geſellſchaft ſei heute im entfernteſten Theile des Gartens unter dem neuen Zelt verſammelt, ſagte der Diener.

„Das iſt auch eine Liebhaberei des Grafen,“ erzählte, indem ſie den Garten durchwanderten, Frau Werl, „immer friſche Anlagen zu machen, und man muß zugeben, daß er ſehr viel Geſchmack hat.“

Ida hatte nie einen ſo reizenden Aufenthalt geſehen, der, wie dieſer, das Elegante mit dem Phantaſtiſchen verband. Immer waren ihr die kleinen Obſt- und Blumengärtchen, die angelegten Promenaden unausſtehlich geweſen, und der wilde Bergwald ihr einzig lieber Spaziergang. Hier trat ihr zuerſt die reiche Poeſie eines geordneten Pflanzenlebens in den ſchönſten maleriſchen Formen entgegen. Das ſchneeweiße, in klaren Verhältniſſen erbaute Landhaus lehnte an eine Parthie von hohen dunkeln Linden. Aus dem Gartenſaal trat man in einen weiten Kreis von Aloen und blühenden Orangenbäumen. Der Garten zog ſich wohl eine halbe Stunde weit dieſſeit und jenſeit eines kleinen Flüßchens bis zu einem Dorf, das zu der ganzen Anlage zu gehören ſchien.

Durch Arkaden von Clematis und wildem Wein, an den ſchönſten Blumenpartien, Springbrunnen und Volièren entlang erreichten Ida und ihre Beſchützerin das Zelt, wo eine große Verſammlung von Herren und Damen ſo vertieft in ſcherzende Geſpräche waren, daß ſie die unſcheinbaren Geſtalten der beiden Ankommenden gar nicht zu bemerken ſchienen. Der Graf war eben mit einigen Perſonen zu einem andern Theile des Gartens hin gegangen. Seine Schweſter, die die Fremden empfing, bot zwar der Nachbarin einen Platz an ihrer Seite an und unterhielt ſich ſehr zuvorkommend mit Ida, doch ſo oft ein neuer Wagen herbeirollte, gab es neues Begrüßen, Vorſtellen ankommender

Gäſte, wobei die beiden einzigen bürgerlichen Perſonen am Tiſche nie das gedrückte Gefühl des Verlaſſenſeins los wurden. Die Dame des Hauſes hatte zwar Takt genug, ſich in jedem freien Moment zu ihnen hinzuwenden und ein Geſpräch anzuknüpfen, doch konnte ſie nicht füglich die Rückſicht, die ſie einem großen Kreiſe ſchuldig war, auf zwei Perſonen allein concentriren. Die Andern waren zu egoiſtiſch, um ſich einen Augenblick in ihrer Bequemlichkeit ſtören zu laſſen. Man ſchwatzte mit den Bekannten und beachtete die Verlegenheit der beiden Fremden nicht, die, nachdem ſie ſich eine kleine halbe Stunde lang leiſe unter ſich von der ſchönen Natur unterhalten hatten, die günſtige Minute erhaſchten, um ſich zu empfehlen.

Draußen athmete Ida ſchwer auf und wollte eben gegen ihre Beſchützerin das Gelöbniß ausſprechen, nie wieder dieſe ſchwüle Atmoſphäre zu beſuchen, als ein Mann, den ſie für den Obergärtner hielt, raſch vor ihnen hin über eine Brücke ſchritt, ohne ſie zu ſehen. Er war ſehr luftig in hellgrauen Stoff gekleidet und trug einen großen Strohhut tief in die Stirne gedrückt.

„Welch ein merkwürdig ſchönes Geſicht iſt das!“ ſagte Ida. „Ich dachte, ſolche gäb' es nur im Antiken-Muſeum, nicht in der Wirklichkeit.“

„Ei, das iſt ja der Graf,“ lachte Frau Werl: „nun, eine Antike iſt er freilich, wenn er ſich auch trägt wie ein junger romantiſcher Maler.“

Verwundert hörte Ida, daß der Mann, dem ſie

kaum vierzig Jahre zugetraut hatte, mindestens acht und fünfzig alt sein müsse. Es war eine jener unverwüstlichen Männerschönheiten, die als Greise noch bezaubernd sein können. In der Jugend höchst schmächtig, hatte er durch die Jahre eine kräftige Fülle geliehen erhalten, die nirgends über das reine Ebenmaß hinausschwankte. Das Profil mit der Adlernase, den graziösen feingerundeten Lippen über dem etwas vorstrebenden Kinn war wirklich majestätisch. Während die entschieden blauen oder schwarzen Augen meist im Alter eine trübere Farbe annehmen, hatten seine, von einem dunkeln Grau, eine geistige Klarheit bekommen, die seinem Blick etwas Hinreißendes, Unwiderstehliches gab.

„Welch ein unermeßlicher Vorzug ist ein schönes Gesicht," seufzte Ida: „diesem völlig Unbekannten traue ich sogleich ein Verständniß alles Großen und Schönen zu, bloß weil er so sehr geschneidt aussieht. Wäre ich schön, oder hätte ich nur irgend etwas Imposantes in Miene und Geberde, so hätte mich in dem Kreise, den ich mit gepreßtem Herzen verlassen, gewiß Einer oder der Andere angeredet, während Niemand daran denkt, daß hinter einem blassen Gesicht und einer gebückten Stellung auch eine Seele wohnt."

Nach einigen Tagen kam eine freundliche Einladung an die Ammannsfamilie und deren Gast, einen stillen Abend beim Grafen Selvar und den Seinigen zuzubringen.

„Gott sei Dank, es ist ein Regentag," sagte Frau Werl, „da bleiben wir wohl allein drüben."

Und so war's auch. Außer der verheiratheten Tochter des Grafen und deren Gemahl kam Niemand weiter. Der Amtmann, ein sehr munterer alter Herr, mit dem Selvar gerne verkehrte, hatte ihn mit Ida's Verhältnissen und Aussichten bekannt gemacht, indeß diese mit der jungen Gräfin über Bellini und Donizetti diskutirte. Gleich den meisten aristokratischen Damen liebte die Gräfin diese beiden Componisten über alles Maß, und fand Alles von ihnen magnifique, superbe u. s. w.

Ida hielt ihr die große Armuth der modernen italienischen Compositionsweise entgegen. Sie erinnerte sie an die immer wiederkehrenden süßlichen, charakterlosen Melodien, unfähig, das höchste Entzücken, wie den tiefsten Seelenschmerz auszudrücken; an die Ansätze zu Kraftstellen, die stets affectirt und lächerlich erschienen und durch die mindeste Parodie sogleich in ihrer ganzen Blöße aufgedeckt würden; an den monotonen Marschrhythmus; an die Harmonie, die in zwei oder drei verwandten Tonarten im Kreise läuft, wie im Treirad, und an die totale Nichtigkeit der Begleitung und der Zwischenspiele.

„Und dennoch entzückt diese Musik alle Welt," sagte die Gräfin, „man hört und singt sie mit Vergnügen alle Tage, während man bei einem Oratorium von Bach oder Händel vor Langeweile einschläft."

„Wer sich bei diesen Meistern langweilen kann," erwiederte Ida, „dem traue ich überhaupt keinen Kunstsinn zu. Es ist vielleicht eine Trägheit des Denkens in

vielen muſikaliſch begabten Menſchen, die ſie verlockt, ſich mit halbem Ohr und halber Seele dem ſinnlichen Reiz einer ſchmeichelnden Melodie hinzugeben, ohne Rechenſchaft zu verlangen, ob dieſes die wahre und edle Kunſt iſt. Könnten Sie ſich einmal überwinden, Frau Gräfin, den Gang jeder Einzelſtimme in einer Bach'ſchen Fuge aufmerkſam zu verfolgen, oder eine Sonate von Beethoven ſo zu ſtudiren, daß Sie die Unendlichkeit ihrer Tiefe empfänden, Sie würden nach ſolch einem geiſtigen Genießen gar nicht mehr zu jener faden Spielerei mit Tönen zurückkehren mögen."

Die Gräfin lachte und meinte, wozu ſie ſich denn die Mühe eines anſtrengenden Studiums geben ſolle, wenn die leichte Muſik, die ſie von ſelbſt begriffe, eben ſo angenehm klänge. „Das mag für die gelehrten Muſiker ſein," fügte ſie hinzu, „die den ſogenannten Contrapunkt verſtehen. Für uns genügt eine Melodie, die oben liegt und die vom Baß und den Mittelſtimmen nicht weiter behelligt wird. Die künſtliche Ausarbeitung iſt nur Schuld, daß man das Schönſte nicht mehr klar verſteht. Es iſt gewiß Zeichen eines feinern Geſchmacks, daß die Italiener ſo elegant und einfach componiren."

Der Graf erinnerte jetzt, daß die Zuhörer ſich viel beſſer an wirklicher Muſik, als am Geſpräch darüber, ergötzen würden, und bot Ita den Arm, um ſie ans Clavier zu führen.

Ita wählte Hummels Es-Dur-Phantaſie, ein Stück,

kac auf der letzten Grenze desjenigen Gebietes steht, welches ein an Sebastian Bach gewohnter Spieler nicht überschreitet, und dessen anmuthige Verzierungen andererseits noch eben im Stande sind, einen Bellini-Fanatiker zu versöhnen.

Ida's Vorzüge als Spielerin waren besonders groß in mannigfaltigen Schattirungen des Vortrags. Ward sie hie und da in Fertigkeit der Finger übertroffen, so blieb sie doch unnachahmlich in dem Interesse, das sie durch die freie Entfaltung ihrer eigenthümlichen Auffassung einem Tonstück zu geben wußte, so daß es bald wie ein Drama, bald wie ein Bild erschien, wobei sie dennoch nie die Schranken überschritt, die der Wille des Componisten vorschrieb. Kam sie in Feuer, so beflügelten sich ihre Finger, die Wangen rötheten sich und das schwarze Auge leuchtete auf.

Selrar betrachtete sie während des Spiels und wunderte sich über die Veränderung ihrer Züge, die ihm vorher so unbedeutend erschienen waren. Fein und klug wußte er ihr, als sie aufstand, die üblichen Schmeicheleien in einer ganz neuen Weise zu sagen, so daß sie mehr wie eine Beurtheilung, die er an die Anwesenden richtete, und nicht wie Complimente klangen.

„Versteht denn Ihr Mund auch so zu singen, wie Ihre Finger?" fragte er.

„Der Gesang ist mein Fach nicht, doch singe ich gerne Lieder, deren Text meiner Stimmung entspricht: aber die kann ich nur gut vortragen, wenn ich allein

bin; vor Zuhörern glaube ich mein Innerſtes zu verrathen, wenn ich ausdruckvoll ſinge."

„Das iſt eine zu unkünſtleriſche Geſinnung, als daß ich ſie Ihnen zutrauen könnte."

Nach einigen Weigerungen, die ihr übrigens ganz ernſt gemeint waren, ſang Ida mit einer vollen tiefen Altſtimme einige überaus ſchöne Volkslieder fremder Nationen, deren Ueberſetzungen in dieſem Kreiſe noch unbekannt waren.

Selrat war völlig hingeriſſen; ſeine von den Jahren nie herabgeſtimmte enthuſiaſtiſche Natur verleitete ihn zu Ausdrücken der Bewunderung, welche eben ſo begeiſtert auf die Sängerin zurückwirkten. Die verſchloſſene Glut ihrer Seele machte ſich Luft in ſchmelzenden, jubelnden, verzweifelnden und ſchalkhaften Liedern, und Blitz auf Blitz entzündeten dieſe noch nicht ganz erloſchene jugendliche Empfindungen im Herzen ihres Zuhörers. So unerſchöpflich ihr Gedächtniß, ſo unerſättlich war er im Belauſchen ihrer ſchönen Lieder. Den Andern ward es denn doch endlich zu viel. Erſt hatten ſie mit um Mehr gebeten; dann zogen ſie ſich aus dem Kabinet, worin das Clavier ſtand, in den anſtoßenden Salon zurück, um verſtohlen neben der Muſik des Plauderns zu genießen. Dort wurden Lampen herein gebracht. Der Graf verbat das Licht als die reine Wirkung der Muſik ſtörend. Nur durch ein geöffnetes Gartenfenſter blickte zwiſchen duftenden Orangebäumen der aufgehende Mond herein, und vom Waſſerfalle her rauſchte und plätſcherte

es zu dem ewig rührenden, zauberreichen Liede von Goethe:

Füllet wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz.

Jetzt stand Ida auf, weil sie fürchtete, Frau Werl möchte es tadeln, daß sie sich zu sehr von der Gesellschaft isolire. Rasch ergriff der Graf noch in der Thüre ihre Hand, drückte diese auf sein Herz, nannte sie: ‚liebe, holde Freundin‘ und sprach mit schmeichelnden Lauten ihr aus, wie sie seine liebsten Träume aus der Verschollenheit alter Zeiten neu heraufbeschwören, und wie ihrer Stimme eine Wundergewalt über seine Seele verliehen sei, die er sich nicht erklären könne.

Bei der Abendtafel war Ida zerstreut und verlegen. Kein Gedanke erschien ihr gut genug, um ihn ihm gegenüber auszusprechen. Der Witz versage ihr, wenn sie in seine mächtigen Augen blickte, die er ernst und zuversichtlich auf sie gerichtet hielt.

Ida's Umgang war seit ihrer Kindheit auf sehr spießbürgerliche Personen beschränkt gewesen. Eine Ausnahme machte ihr Vormund und ihr Musiklehrer. Das Publikum der jungen Männer in ihrer Heimath bestand meist aus Handlungsbeflissenen oder angehenden Landwirthen. Dachte sie jetzt an die Wenigen zurück, die ihr einst vorzüglich gebildet und angenehm erschienen waren, oder deren Artigkeit sie in eine kleine Aufregung versetzt hatte, so schämte sie sich vor ihr selber. Wie

äſthetiſch waren alle Bewegungen, wie ruhig der langſame Sprachton des vornehmen Mannes; welch eine furchtſame Ehrerbietung flößte ſeine edle, prachtvolle Erſcheinung ihr ein! Und dieſer Mann mit der Königsmiene hatte ihre Hand an ſein Herz gedrückt, ſie ſeine liebe, holde Freundin genannt. Alſo hatte auch er denſelben Zug zu ihr in ſeinem Herzen empfunden, wie ſie zu ihm; ſo glaubte ſie mit ſchauerndem Entzücken.

Nie an Verſtellung gewöhnt, bemühte ſie ſich nicht im geringſten, ihre Aufwallung zu verbergen. Daheim ſaß ſie ungeſprächig, oft völlig ſtumm, und ſchaute nach dem weißen Hauſe hinüber, ward glühend roth, wenn der Graf erſchien, und zitterte merklich, als er heraufkam, ſie zu beſuchen. Frau Werl durchſchaute bald ihr Gefühl, und ſetzte ſich eifrig vor, ſie von einer ſo unnatürlichen Narrheit zu kuriren; denn ſo ſah ſie die Leidenſchaft eines jungen Mädchens zu einem Manne an, der bei aller Liebenswürdigkeit doch immer dem Greiſenalter nahe ſtand.

Sie erzählte Ida eine Menge von Liebesgeſchichten, die er der Sage nach während und nach ſeiner Heirath durchlebt haben ſollte, und warnte, daß ſie ſich nicht lächerlich machen möchte, indem ſie einen zu großen Werth auf ſeine Freundlichkeiten legte. Das immer wiederkehrende Thema ihrer Tiſchreden, in welche der Amtmann, wenn auch weniger rigoriſtiſch, mit einſtimmte, war: „Selvar iſt eine männliche Coquette und um ſo gefährlicher, weil er nicht ſelber kalt bleibt.

Aber nur so lange dauert seine Begeisterung, bis er merkt, daß er einen tiefen Eindruck gemacht hat: dann ist seine Eitelkeit befriedigt, und er ist wieder kalt höflich und verbindlich, wie immer. Und was begeistert ihn nicht Alles! Schönheit, Talent, Eleganz und geniale Nachlässigkeit, was nur irgend auffallend ist. Am längsten fesselt ihn ein kalter, witziger, minutiöser Verstand. Wenn er diese vornehmen Eigenschaften einmal in seiner Umgebung entbehren muß, so läßt er sich auch wohl herab, dem Talent im Kattunkleidchen zum Spaß den Hof zu machen."

Von all diesem glaubte Ida natürlich nichts, und sah nur die Absicht ihrer Freunde hindurch. Die Schilderung war auch wirklich nicht in dem Maße wahrhaft, als sie wohlmeinend gegeben wurde. Es war ein Kern in der Begeisterung für das Hohe, Geistige, bis zum äußerlich Anmuthigen hinab, welche Selvar den Frauen gegenüber empfand. Allerdings wehte ein Anflug von Eitelkeit und vornehmer Leichtfertigkeit drüber hin, doch diese waren nicht der Grundinhalt, und jenes liebevolle Element eben so wenig eine bloße Färbung.

Die jetzt sehr häufigen Einladungen des Grafen lehnte der Amtmann unter allerlei Vorwänden ab, konnte aber nicht hindern, daß er desto häufiger sein Haus besuchte und sich unbefangen neben Ida ans Clavier setzte. Es ward für Frau Werl unmöglich, dasjenige consequent durchzuführen, was sie sich zur Pflicht

gemacht hatte, nie einen Augenblick das Paar allein zu laſſen, damit, wie ſie es platt ausſprach: „der alte Roue nicht vollends dem unerfahrnen Mädchen den Kopf verrücke.“ Nur zu oft fand ſich eine unbewachte Minute, wo er ihr einen neuen Funken in die Seele werfen konnte, den ſie in der Einſamkeit tagelang nährte.

Ihre erſte Sorge ward jetzt, ſich der Tyrannei ihrer Beſchützerin zu entziehen, deren ſtetes Verunglimpfen Schwarz ihr unausſtehlich erſchien. Sie erklärte, ſie wolle ihren Beruf als Lehrerin nun endlich friſch antreten. Raſch hatte ſie eine Wohnung in der Stadt gemiethet, und da ſie durch die bekannte Vorliebe ihres Freundes einmal der vornehmen Welt intereſſant geworden war, ſo drängte man ſich dazu, von ihr Unterrichtsſtunden zu erhalten.

Nun begann eine neue Lebensordnung, in die ſich Ida ſehr ſchwer hineinfand. Jedes große muſikaliſche Talent muß im Lehrerberuf anfangs eine Periode der Verzweiflung überwinden. Alle freie Zeit, die Ida ehemals dem Studiren der trefflichſten Werke gewidmet hatte, wurde nun durch großentheils talentloſe Schüler aufgezehrt, die gar zu gerne ſchwere Compoſitionen ſpielten, zu denen ſie nicht befähigt waren. Ihr ſelbſt ging noch die Mäßigung und Routine ab, die ein Muſiklehrer vor allem braucht, um nicht aus übelverſtandener Pflichttreue den Schüler auf einmal mehr zu lehren, als er binnen einer Stunde begreifen kann. Nun kam

das Schwerſte hinzu: ihr Gemüth war von einem andern Intereſſe ganz erfüllt, und wenn ſie ſich bewußt ward, daß ſie die Schülerin gedankenlos hatte weiter ſpielen laſſen, weil ſie in ihren Träumen bei dem ſchönen Freunde drüben in Waldheim war, ſo ſchreckte ſie zuſammen und verdoppelte ihre Aufmerkſamkeit. Mitten im Streben, jene Gewiſſenloſigkeit wieder gut zu machen, ward ihr von neuem die Seele entführt. Erſchöpft kam ſie nach Hauſe, und warf ſich in die Sofaecke, um endlich ungeſtört an ihn zu denken; dann ſcheuchte der Trieb Neues zu lernen ſie wieder auf, und mit unglaublicher Anſtrengung zwang ſie ſich, die wenigen Stunden, die ihr bis zur Nacht blieben, redlich auf ihre Fortbildung zu wenden. Aber alle Vorſätze zerriſſen, wenn der Wagen des Grafen draußen hielt, um ſie nach Waldheim zu führen. Dieſe Einladungen waren für ſie unwiderſtehlich, und doch kam ſie nie zu einer reinen Seelenſtimmung, wenn ſie ihnen gefolgt war.

So ſehr ſie ſich ihrer alten Beſchützerin entfremdet hatte, hielt ſie ſich doch verpflichtet, ſie jedesmal zu beſuchen, ehe ſie das Haus der neuen Freunde betrat. Dann konnte Frau Werl ſich's nie verſagen, die junge Künſtlerin, die ſich ihrer Vormäßigkeit entzogen hatte, mit einer Warnung oder einem Spott zu quälen, der ihr den Abend verbitterte. Selten ward ihr der Erſatz eines einſamen, recht herzlichen Geſprächs mit Selvar; denn die junge Gräfin, ſeine Tochter, ließ es abſichtlich nicht dazu kommen. An flüchtige leidenſchaftliche Zuneigungen

des Grafen zu dieſer oder jener Weltdame war ſeine Familie gewöhnt und fand ſie ganz in der Ordnung. Hier aber drohte ein ernſtlicher Ausgang, weil die Leidenſchaft mit jugendlicher Heftigkeit erwiedert ward.

Dieſe Beſorgniß war indeß ungegründet; denn ſo ſehr Selvar manche kleine Neckereien ſchmeichelten, es ward ihm doch etwas ängſtlich dabei, wenn er an Ida's geringe Selbſtbeherrſchung und an ihre Weltunkenntniß dachte. Stets war er in Gefahr, daß ſie ſich durch eine unverhohlene Liebesäußerung vor Menſchen verrieth, die darüber witzelten, während er ſelbſt in den Schranken der Klugheit blieb. Darum ward er immer ſparſamer mit Ausdrücken der Leidenſchaft, und ließ ſich nur in ſolchen Stunden den Zügel ſchießen, wo er ſicher war, daß ihm Zeit blieb, ſeine Enthuſiaſtin wieder zu beruhigen.

Die Muſik war hierzu die beſte Vermittlerin. Ida's eigene Seele lechzte nach geiſtiger Nahrung, wenn ſie einen Tag lang die muſikaliſchen Fadaiſen ihrer Schülerinnen durchgeſtanden hatte. Ihre geliebten Melodien waren ihr nun zugleich Liebesſprache geworden. Selvar fühlte es, wie ſie mit der höchſten Glut ihres Vortrags ihm ihr ganzes Sein zu Füßen zu legen ſtrebte. Nichts Leichtfertiges lag in dieſem Spiel mit den Tönen. Indem ſie nur das Edelſte, was die Kunſt im leidenſchaftlichen Styl geſchaffen, zum Ausſprechen ihrer Gefühle erwählte, erſchienen dieſe dichteriſch verklärt und geadelt.

Wie ein Donnerſchlag traf es ſie, als Selrar ihr vorſchlug, Variationen von Herz über ein Thema von Roſſini einzuſtudiren. Er hatte ſie in einem Concert gehört und war davon ungemein entzückt.

Die junge Gräfin, die bemerkte, wie Ida ſtutzte, fiel ein: „Man iſt doch endlich des langweiligen Beethoven müde, und Ihr Repertoire würde durch etwas Mannigfaltigkeit ſehr gewinnen.“

Ida ſprach mit gewohnter Heftigkeit ihre Verachtung aller bloßen Variationen-Schmiede aus, und erklärte, daß Herz in der Kunſt auf der unterſten Stufe ſtehe, ja ſtreng genommen er und ſeines Gleichen gar nicht mitzählten.

Der Graf wollte begütigen: „Meine Freundin,“ ſagte er ſanft, „Sie ſind allzu ernſtem. Man muß gegen alle Leiſtungen gerecht ſein. Ich höre ſehr gerne Beethoven, aber Roſſini macht mir eben ſo viel Vergnügen. Vollkommen liebenswürdig würden Sie handeln, wenn Sie mir zu Liebe jetzt die moderne italieniſche Muſik eben ſo eifrig ſtudiren wollten, als ich Ihnen bisher treu in die Labyrinthe der claſſiſchen deutſchen gefolgt bin.“

Ida war einen Augenblick erſtarrt. Dann ſagte ſie: „Heißt das nicht: laß das Schlechte gelten, ſo wollen wir tolerant gegen das Gute ſein?“

Die junge Gräfin entgegnete ſpitz: „Auch das größte Talent verliert an Werth, wenn einem Künſtler die Beſcheidenheit abgeht.“

Ein mißbilligender Blick ihres Vaters ließ ſie ſchnell

abbrechen. Er hatte ſich zwar auch durch Ida's Aeußerung verletzt gefühlt, doch ſah er eher eine ihr längſt verziehene geſellſchaftliche Unbildung darin, die er durch ſeinen Einfluß mehr und mehr abzuſchleifen hoffte.

Ida hatte die Augen voll ſchwerer Thränen. Selvar bot ihr einen Spaziergang durch den Garten an. Es war ſchon herbſtlich kühl geworden: die abfallenden gelben Blätter mahnten an den baldigen Heimzug in die Stadt. Selvar bat Ida, dort ſein Haus wie das eines Vaters anzuſehen, und dabei drückte er ihren Arm noch zärtlicher an ſeine Bruſt, als ein Vater gethan hätte. Ida hatte ſich ſchon im Stillen gelobt, ihm zu Ehren als höchſtes Liebesopfer die verhaßten Variationen einzuüben, obſchon ſie ihre muſikaliſche Religion dabei verläugnen mußte. Sie ſpiegelte ihrem Gewiſſen vor: „Wer weiß, ob nicht auch dieſe Art von Muſik ihren Zauber beſitzt, der nur demjenigen ewig verſchloſſen bleibt, der ſich nicht mit Kindesglauben hinein verſenkt. Ich habe nie ein ſolches Stück geduldig bis zu Ende geſpielt, es gleich nach den erſten Seiten weggeworfen; eine affectirte Paſſage reichte hin, mir eine ganz anmuthige Melodie, die vielleicht nicht ohne Seele war, zu verleiden. Eben ſo ungerecht habe ich ja einem Menſchen mit modiſcher Friſur bisher keinen großen Gedanken zutrauen können."

Dieſem Gedankengange ſchloß Selvar unbewußt noch einige Bemerkungen an, die Ida in ihrem Toleranzentſchluß beſtärkten. Er ſagte: „Sie haben in Ihrer ſchönen

Begeisterung mich so oft überzeugt, daß Ihr Gluck, Ihr Händel und Ihre anderen Abgötter die heiligsten Menschengefühle, das größte Geschick, das Sterbliche treffen kann, uns in Tönen wieder erschließen. Aber wie wenige Menschen haben Ungeheures erlebt oder sind befähigt, es zu verstehen. Wie fern liegt uns die Semiramide für eine Armida, eine Alceste! Diese Fabelwesen haben kaum einen Anspruch an unser Mitgefühl, und wir müssen uns vorher in eine erhöhte Stimmung schrauben, die wir unmöglich jeden Abend zur Theestunde heraufbeschwören können. Sollen wir Salonmenschen mit unsern Salonschmerzen, die wahrlich oft nicht geringer sind als die eines zerschnürten Herzens, sollen wir völlig unberechtigt sein, eine Kunst zu kultiviren, die eben unsere Leiden ausspricht? So wie die feine Sitte, die Grazie der äußern Erscheinung jeden rohen Ausbruch der Leidenschaft verhüllt, so umschleiern Rossini's und seiner Nachfolger reizende Fioriturен die tieferen Ausdrücke eines Wehegefühls, das uns ohne diesen Schmuck peinlich afficiren würde."

Ida begann zu Hause die Variationen, und war nach zwei Tagen über die Wahrheit im Reinen, daß es leichter ist, für ein geliebtes Wesen sich in Lebensgefahr zu stürzen, als eine täglich sich erneuende Widerwärtigkeit zu ertragen: ein Opfer, das von demjenigen gar nicht als ein solches anerkannt wird, dem man es mit blutendem Herzen darbringt.

Während der größere Theil gediegener Musikstücke

einem geübten Spieler wenig technische Schwierigkeiten in den Weg wirft, und er sogleich den Genuß ihres geistigen Inhalts gewinnt, der sich beim jedesmaligen Durchspielen steigert, tritt das Gegentheil bei der Salon-Musik ein. Eine oberflächliche Melodie, die man sogleich auswendig behält, muß man tagelang unermüdlich wiederholen, weil die absurden Sprünge und Zierrathen, die ihr zugesellt sind, in der ungeheuersten Raschheit blindlings getroffen werden müssen. Auch ein Virtuose ersten Ranges wendet mindestens einen Monat Zeit an das schwierigste moderne Concertstück.

Ida verzweifelte an der dritten Variation. Sie saß mit heißen Unmuthsthränen am Clavier, weil sie sich gelobt hatte, sie durchzuführen. Ihre wenigen Mußestunden vergingen, ohne daß die Sprünge merklich rascher und reiner gelingen wollten. Dieses Geklimper lag ihr zu fern; sie hätte eher das ganze „wohltemperirte Clavier" vom Blatt gespielt. Nun sah sie von weitem drohen, daß es bei dieser einen Anforderung nicht bleiben werde, daß, je glänzender sie dieß erste Stück vortrüge, allen Rondo brillants, Fantaisies sur des thèmes favoris, ja dem ganzen parfümirten Verlage von Schott's Söhnen in Mainz die Schleußen so viel weiter eröffnet würden. Ihr treuer Erard'scher Flügel erschien ihr profanirt, und nachdem sie den „Henri Herz" erst in eine Ecke geschleudert, und dann erschrocken als ein Geschenk des Geliebten wieder aufgehoben, geküßt und sanft auf den Tisch gelegt, nahm sie die

„chromatiſche Phantaſie“ hervor und entlockte damit die Saiten.

Plötzlich fuhr's ihr durch den Sinn: „Dieß Opfer iſt nicht durchzuführen und kann gar nicht von mir verlangt werden. Wäre ich über die volle Tageszeit Herr, wie ſonſt, ſo wendete ich ein paar Stunden an dieſe Monſtremuſik, und erholte mich nachher am Vortrefflichſten. Aber jetzt, da ich ſechs Stunden unterrichte und faſt jeden Abend in Waldheim zubringe, muß ich geiſtig verſchmachten, wenn mir die wenigen Mußeſtunden geraubt werden. Er wird das begreifen, wenn ich ihm ſchildere, wie dieſer Henri Herz mich ums Leben bringt. Aber das Andere kann ich: italieniſche Opern ſingen lernen. Die koſten weniger Zeit und machen ihm eben ſo viel Freude.“

Sie ließ ſogleich Bellini'ſche Arien holen und verſuchte ſie in der modernen Prima-Donnen-Manier zu ſingen. Faſt mußte ſie über ſich ſelbſt lachen; denn ſie kam ſich vor, als probire ſie eine Maskeraden-Toilette.

„Wie kann Selvar glauben,“ rief ſie, „daß ſolche Karrikaturen wirkliche Liebe und wirklichen Schmerz ausſprächen! Nur Lüge und Affectation iſt in dieſer Muſik, und was ſollen wir von den vornehmen Empfindungen der Salonmenſchen Beſſeres halten, wenn ſie ſagen: das iſt *unſere* Sprache. Und Alceſte, Iphigenie ſollen nicht mehr von der Gegenwart verſtanden werden können? Was iſt denn ewig und allen Generationen aufgeſchloſſen, wenn nicht die geheiligten

Triebe der Eltern-, Gatten- und Geſchwiſterliebe, für die Gluck die wahrhafteſte und einfachſte Sprache gefunden hat? Der Stolz und die Hingebung Armidens, leben ſie nicht neu in jedem Herzen auf, das von der Leidenſchaft für die Schönheit nach verzweifelten Kämpfen überwältigt wird'"

„Ach, wer vertilgt ihn wohl von des Daſeins Spur," ſtimmte ſie an, und vertiefte ſich ſo ſehr in die Rolle Armidens, daß ſie das Klopfen an der Thür überhörte und plötzlich Selvar neben ihr ſtand.

Es war das erſtemal, daß er ſie in ihrer Wohnung beſuchte. Bisher hatte er vermieden in die Stadt zu kommen; nun wollte er beim Vertauſchen ſeines Landgutes mit dem Winteraufenthalt ihr einige Zimmer ſeines Hauſes anbieten, wo ſie unter dem Schutze ſeiner Familie, wie er ihr vorſtellte, ſchicklicher in der großen Stadt exiſtiren könne, als ſo allein bei fremden Menſchen.

So reizend es Ida erſchien, mit ihm unter einem Dache zu leben, ſo ſüß ſie ſich dort in ein innigeres Verhältniß zu ihm geträumt hätte — in welches, war ihr ſelbſt nicht klar — ſo hatte ſie doch eine unnennbare Scheu, von ihm etwas anzunehmen, das nur den Schein eines Geſchenkes gehabt hätte. Liebe und geiſtige Gaben konnte ſie erwiedern, aber womit ſollte ſie die verſchwenderiſche Gaſtfreundſchaft des Reichen lohnen, als indem ſie ihr Talent dem Salon dienſtbar machte? Ihn wollte ſie zu jeder Stunde damit erfriſchen, wenn

ihm die durchgenossene Welt schaal erschien, aber eben aus dieser faden Welt heraus strebte sie in kindlicher Unschuld ihn zu reißen, in den geweihten Tempel eines überirdischen Daseins, wie ihr die Musik erschien.

Nachdem sie entschieden Selvars Anerbieten abgelehnt hatte, legte sie ihm Alles, was sie heute über gute und schlechte Musik gedacht hatte, in wohlgeordneten Beweisen vor. Sie führte abwechselnd Beispiele von Gluck und Bellini sogleich praktisch auf dem Klavier aus, und meinte, heute oder nie werde sie ihn überzeugen.

Statt dessen entfremdete sie sich seiner Neigung, da er diese Hartnäckigkeit in einer Sache, die ihm nicht bis zu solchem Grade wichtig erschien, höchst unliebenswürdig fand. Sein Verstand war ihren Beweisgründen keineswegs verschlossen, aber er hielt ihren Standpunkt für ganz einseitig, da sie exclusiv nur wenige Componisten gelten ließ, welche die wahren Kunstforderungen erfüllt hätten. Mehr noch als ihr unerschöpflicher Liederquell hatte ihn die unverhohlene Liebesglut entzückt, die ihm aus ihren tiefen schwarzen Augen, aus dem Erröthen ihrer jugendlichen Wangen entgegenblitzte. Seit langen Jahren hatte er keine so unverstellte Leidenschaft mehr geweckt, und in einer so klaren ächten Mädchenseele. Jetzt, da es ihr unmöglich war, ihm ein Opfer zu bringen, das er nur als eine Gefälligkeit in Anschlag brachte, begann er an ihrem Gemüth und zugleich an ihrer Bildungsfähigkeit zu zweifeln. Innerlich

verſtimmt, aber mit einer ſehr höflichen Ausrede, brach er ab, küßte ihre Hand und ging, als im ſelben Moment Frau Werl zur Thüre hereintrat.

Dieſe hatte Selvars Anſtalten zum Umzug aus Waldheim beobachtet und ſich verpflichtet, noch einmal den ehemaligen Schützling vor der ihm jetzt drohenden zwiefachen Gefahr zu warnen.

„So, ſo," fing ſie an, „der Herr Graf iſt wohl hier ſchon wie zu Hauſe."

„Er war zum erſtenmale bei mir," entgegnete Ida.

„Nun, da Sie alle Tage zu ihm gehen, braucht er ſich ja nicht zu Ihnen zu bemühen."

„Sie haben mich ja ſelbſt bei ſeiner Schweſter eingeführt und wiſſen, daß ich dem Einfluß dieſer Familie meine ganze Stellung hier verdanke; wie kann ich anders, als mich denen dankbar anſchließen, die wie für ein Kind für mich geſorgt haben."

„Und die jetzt eben ſo ſicher ſorgen, daß Sie dieſe Stellung wieder verlieren werden. Glauben Sie denn, daß die geſtrengen Mütter Ihnen länger das Lehreramt bei ihren Töchtern anvertrauen, ſobald erſt Ihr Verhältniß zum Herrn Grafen Selvar das Mährchen der ganzen feinen Geſellſchaft wird?"

„Und wie kann man denn ein Verhältniß zu meinem väterlichen Freunde mißdeuten?"

„Ein ſchöner väterlicher Freund, der Ihnen den Hof macht, wie er vor Ihnen einer ganzen Reihe von Schauſpielerinnen und Coquetten den Hof gemacht hat."

„Sie sehen's nun einmal von dieser Seite an. Ich aber glaube, daß sein feiner Verstand ihn gewiß nicht mehr als die übliche Galanterie an unwürdige Gegenstände verschwenden ließ. Was mich betrifft, so bin ich seiner wahren Theilnahme längst gewiß."

„Das ist ja eben der Beweis, wie Sie von Ihrer thörichten Leidenschaft verblendet sind, daß Sie vorgeben, ihn in ein paar Monaten besser kennen gelernt zu haben, als wir, die wir ihn ein halbes Leben hindurch schon beobachten. Ich bin überzeugt, daß seine Eitelkeit eine unverantwortliches Spiel mit Ihnen treibt."

„Eben hat er mir den Beweis des Gegentheils gegeben," sagte Ida kalt.

Frau Werl rief eifrig: „Wie, er hat Ihnen wirklich einen Heirathsantrag gestellt?"

Ida schrack zusammen und ward bleich und roth. „Gott bewahre, welch eine wahnsinnige Voraussetzung," rief sie, und hielt beide Hände vor die Augen. „Wie können Sie ein solches Wort aussprechen? Der Gedanke hat auch nie von fern meine Seele berührt."

„Ach was! Ueberspanntes Zeug, wie immer! Der einzig vernünftige Abschluß einer Liebschaft ist die Heirath. Sieht man die nicht als Ziel winken, so bricht ein vernünftiges Mädchen den Umgang ab, ehe er ihrem Rufe geschadet hat. Doch lassen Sie hören, was denn Ihr vortrefflicher, weiser und väterlicher Freund heute für Sie ausgesonnen hat."

Ida berichtete unbefangen den Vorſchlag Selvars, und Frau Werl brach in ein lautes Gelächter aus.

„Alſo das iſt der große Beweis von Verehrung, den Sie von ihm erhalten haben. Nun, mit den Folgerungen, die das Publikum aus dieſer Hausgenoſſenſchaft machen würde, will ich Sie verſchonen. Aber ſehen Sie denn nicht den bloßen Egoismus aus der Zumutung heraus, daß Sie das Amt der Hauskünſtlerin verſehen ſollen, die Klavier ſpielt, wenn langweilige Geſellſchaft da iſt, damit man die Pauſen nicht hört, die im Geſpräch eintreten; oder die die Familie amuſirt, wenn man nicht bei Laune war auszugehen: die bei Geburtsfeſten paſſende Melodien unter Dilettantengedichte bringt, und im Theater die Lieblingsarien aus den neuen Opern auswendig behält und ſogleich zwiſchen dem Souper reproducirt."

„Alles dieß wäre für einen Mann von Selvars Bildung ein überflüſſiger Zeitvertreib. Ihm ſteht ja ohnedin zu Gebot, was dieſe Stadt an Kunſtgenüſſen bietet. Was ſollte ihn vermögen, gerade mich auszuzeichnen, wenn es nicht der Zug ſeines gütigen, wohlwollenden Herzens wäre!"

„Das iſt juſt das Gefährliche, daß wirklich ein Funke in dieß alte entzündbare Herz gefallen iſt. Sie verſtehen nur zu ſchlecht Ihren Vortheil, und dämpfen den durch Ihr Entgegenkommen, anſtatt ihn anzufachen. Das hätte mir in meiner Jugend vorkommen ſollen, ich hätte die Sache ganz anders angefangen. Dieſer

Selbst hat's mit den meisten Männern gemein: wenden wir uns von Einem ab, so verfolgt er uns; merkt Einer, daß unser Herz ihm nachgezogen wird, so erkältet sich das seine. Sobald Sie merkten, daß Sie auf dem Wege waren, ihm unentbehrlich zu werden, da hätten Sie sich selten machen müssen, und gerade dann nicht kommen dürfen, wenn er am dringendsten Sie einlud. Dann wäre ihm endlich der Gedanke aufgestiegen: was hindert mich, mir meinen Lebensabend so hell wie möglich zu schaffen! Und er hätte alle Rücksichten über den Haufen geworfen, um Sie für immer zu fesseln. Aber nun, was braucht er sich der Mißbilligung seiner Familie, dem Spott seiner Standesgenossen auszusetzen, um ein Herz zu gewinnen, das sich ihm ohne alle Bedingungen zu Füßen wirft?"

Ida rief empört: „Welche unwürdige Rolle muthen Sie mir zu! Also den Egoismus in der Liebe, den Sie am Manne tadeln, empfehlen Sie mir als Tugend? Nein, lieber verschmäht werden, lieber lächerlich vor der Welt, als kalt berechnen."

„Halten Sie das, wie Sie wollen, nur mit dem Einen Punkte, mit dem Rufe, spaßen Sie nicht: dieß ist mein letzter guter Rath."

Mit diesen Worten entfernte sie sich und ließ Ida in einer rechten Seelenfolter zurück. Sie war an diesem Abend zu keinem hellen Gedanken fähig. Der rauhe Eingriff in ihr Liebesheiligthum hatte ihr die Reinheit der Seele getrübt. Sie war so beschämt, als hätte sie

ſelbſt und nicht Frau Werl vom Heirathen geſprochen. Ihr Clavier mochte ſie nicht anrühren. Die Variationen, die ſie ſich gelobt hatte durch kein neues Studium zu unterbrechen, widerten ſie an; ihre Lieblingsſtücke konnten ſie nicht tröſten; denn die waren es ja, die ſie mit ihm entzweit hatten, und ach, die letzte Zuflucht des wunden Herzens, ſein Bild heraufzubeſchwören, von Ihm zu träumen, war ihr genommen. Wohl hatte ſie die Kühle und Förmlichkeit des heutigen Abſchieds empfunden. Es ſtand etwas zwiſchen ihnen, und ſo gern ſie ihn wiedergeſehen hätte, um den böſen Zauber zu zerreißen, nach dem verwirrenden Gerede der Frau Werl wäre es ihr unmöglich geweſen, ſein Haus unbefangen zu betreten.

Dießmal vergingen einige Tage, bis ein Billet des Grafen ihr ankündigte, daß er, durch ein leichtes Unwohlſein ans Zimmer gefeſſelt, ſich ſehr nach ihrer Gegenwart ſehne.

Im ſelben Augenblick war ſie auf dem Wege zu ihm. Da ſie einige Perſonen um ſeinen Theetiſch verſammelt fand, beſchloß ſie dießmal recht an ſich zu halten und die Stimmung der Anderen gegen ſie genau zu beobachten.

Da ließ ſich denn nicht abläugnen, daß Einige mit ſpöttiſchem Lächeln einander anſahen, wenn ihr Blick ſchüchtern den Geliebten geſucht und wieder geflohen hatte; daß Andere ſie zwar fein, aber dennoch verletzend aufzogen; daß die junge Gräfin ſich mühſam bezwang,

um ihre Antipathie gegen eine Perſönlichkeit im Zaume zu halten, die ihren Platz im Vaterherzen zu verengen ſchien; und daß — dieß war das Bitterſte — er mehr auf ſeiner Hut war, nicht lächerlich zu erſcheinen, als ſie zu kränken. Und ſie war tief gekränkt, daß er nicht mehr ſo hingeriſſen, ſo rückſichtslos ſich zeigte, wie an den erſten unvergeßlichen Abenden in Waldheim.

Mit jeder Zuſammenkunft ward der Riß tiefer: denn Ida verlor ihre Lebhaftigkeit und erſchien in der Geſellſchaft ſtumpf und unmuthig. Ihre Gegenwart wurde mehr ein Druck als eine Aufheiterung für den Grafen. Daheim weinte ſie unaufhaltſame Thränenſtröme ihrem ſchönen Traume nach, der ſich nicht mehr neu geſtalten wollte. Dann verzweifelte ſie an Selvars Liebe: dann hoffte ſie die alten Zauberformeln wiederzufinden, die ſie friſch entfachen ſollten. Hatte ſie geſchworen, ihn nicht wieder zu ſehen, ſo ward ſie des Lebens überdrüſſig, und ſie folgte bald wieder dem Zuge zu ſeiner gefährlichen Nähe. Nun wollte ſie fröhlich, gefällig, unbefangen erſcheinen, und lauſchte doch nur mit bangem Herzklopfen auf ein Zeichen der Sehnſucht, der bangen Leidenſchaftsglut aus ſeinem Munde. Aber nebe, dieß Auge blieb immer klar und freundlich, dieſe Stimme blieb mild und herzlich wie die eines Vaters, aber ſie erbebte nicht. Wurde Ida einmal von einer Erinnerung überwältigt, lockte ein Lied, deſſen Worte Selvar einſt als Dolmetſcher ſeiner heimlichen Neigung vorſichtig und nur ihr deutlich wiederholt hatte, ihr Thränen

ins Auge, ſo ward er kühlhöflich und lenkte das Geſpräch auf allgemeine Dinge.

Sie verzehrte ſich in Qual. Er war unwiderſtehlich liebenswürdig geblieben, und ſie konnte ſeine Gegenwart nicht mehr entbehren. Daß ſie ihm nicht mehr gefiel, fand ſie natürlich und rechnete es ihm nicht zum Vorwurf. Sie fühlte, daß ſie nicht mehr dieſelbe war, daß ein verſtummtes, meiſt verweintes Mädchen, unfähig, ihre Stimmung zu beherrſchen, dieſen Mann nothwendig langweilen mußte. Ihre Berufsthätigkeit ward ihr eben ſo aufreibend, als der Liebeskummer. Früher ertrug ſie eine Reihe ohrenzerreißender Clavierſtunden nur in der Hoffnung des holden Abends, der die tagelange Geduld krönen ſollte. Jetzt ſpannte jeder Mißgriff der Schülerin empfindlich ihre überreizten Nerven. In einer Stunde, als ein Mädchen, das alles muſikaliſchen Gehörs entbehrte, immer mit der rechten Hand eine Dur-Terz zu einem Moll-Accord in der linken griff, fiel ihr ganz ernſtlich der Gedanke an Selbſtmord auf. „Soll man leben müſſen, wenn das unſer Schickſal bis ins Alter ſein ſoll: Anhören falſcher Töne und weiter nichts!“ ſo murmelte ſie auf dem Heimweg.

Und Selvar? Er läugnete ſich nicht, daß er einen Fehler gemacht, indem er einem kleinſtädtiſch erzogenen Mädchen dieſelbe Leichtigkeit, mit ſeiner Liebe fertig zu werden, zugetraut hatte, als etwa der franzöſiſchen Geſandtin. Doch wie tief der Pfeil gedrungen, dafür hatte er trotz der Fülle ſeiner Liebeserfahrungen keinen Maß-

ſtab. Er meinte, ſobald er ſelbſt die Schranken niedergeſunken, auch ſie wieder durch ein beſchwichtigendes, ſtets ruhiges Entgegentreten in das Geleiſe kindlicher Empfindung zu bannen. Daß der alte Meiſter hier gleich dem Zauberlehrling ſtand, erzürnte ihn faſt gegen Ida, deren langſamen, melancholiſchen Blick er nun am liebſten vermied.

So verging der Winter, und ſchon im März ſiedelte die gräfliche Familie nach Waldheim über. Selmar verreiſte auf einige Wochen mit ſeiner Tochter und deren Gemahl. Seine Schweſter blieb allein auf dem Lande, und überwachte die Verſchönerungen, die er in Haus und Garten angeordnet hatte. Ida fühlte ihr Herz, wenn es auch ſtill blutete, jetzt leichter, als ſie faſt dieſe ganze Zeit hindurch bei der liebenswürdigen alten Dame zubrachte, die ihr dringend gerathen hatte, ſich einmal kurze Ferien zu gönnen. Dieſe milde Seele berührte ſo lind, ſo heilend die wunde Stelle in Ida's Herzen. Sie verſtand zu ſchonen, zu reden und zu ſchweigen, wenn es Noth that. Sie hatte das ſeltene Talent zu tröſten, ohne falſche Hoffnungen zu wecken, und eben ſo wenig der Liebekranken letzte arme Zuflucht, das Verſinken in träumeriſches Sinnen, zu ſtören.

Ida durchwandelte mit ihr den öden, weiten Garten, in dem auf vielen Stellen der Schnee noch nicht geſchmolzen war. Der erſte Hauch von warmer Luft aus dem Süden ſpielte ihr heute entgegen. Ein Strauch Veilchen war friſch aufgeblüht, und elektriſch durch-

bebte es ihr die Bruſt: „Nun muß ſich Alles, Alles wenden!“

Da — war das nicht ein Reiſewagen, der in den Hof rollte? — Ja — er kehrte wieder! Ihr Herz loderte in Flammen auf — ihm entgegen flog ſie — dann bezwang ſie ſich und hielt den Arm ſeiner Schweſter feſt, um ihre Aufregung unter deren ſtillerer Begrüßung zu verbergen. Da kam noch ein zweiter Wagen: aus dem erſten ſtieg die junge Gräfin, welche mit einem eigenen tückiſchen Lächeln Ida grüßte und dann ein paar heimliche Worte an ihren Gemahl richtete, der ſie auch ironiſch anfaß. Selvar ſprang eben geſchäftig und leichtfüßig wie ein Jüngling aus dem andern Wagen und hob eine ſehr hübſche Dame von etwa acht und zwanzig Jahren heraus, die er ſeiner Schweſter als ihren Gaſt vorſtellte. Dann bewillkommte er Ida und ſagte freundlich: „Sie dürfen mir dankbar ſein; denn ich bringe Sie in die Nähe der größten Sängerin unſerer Zeit, die Sie oft zu hören gewünſcht. Wir wohnten im ſelben Hôtel, da habe ich ſie vermocht, hier Gaſtrollen zu geben, und vorher von den Anſtrengungen des Winters in unſerm Familienkreiſe zu raſten. — „Hier, Madame Fioretta,“ fuhr er zu der Fremden gewendet fort, „ſtelle ich Ihnen einen weiblichen Kapellmeiſter vor.“

Die Sängerin beantwortete Ida's Gruß nur ſehr flüchtig, und richtete das Geſpräch ſogleich wieder an die Herren. Sie theilte die Unart der meiſten Bühnen-

künſtlerinnen, ſich den Frauengeſprächen unzugänglich zu machen. Sie hatte nur für den männlichen Theil der Geſellſchaft Auge und Ohr, und nicht etwa darum, weil ſie auf dieſer Seite die tiefere Bildung vorausſetzte; nein, auch mit dem ungebildetſten Manne ſprach ſie lieber, als mit der geiſtreichſten Frau.

Madame Fioretta mußte ſich noch einigen Scenen, die ihr Ida vom Blatt begleitete und auf ihren Wunſch ſogleich in eine andere Tonart tranſponirte, überzeugt haben, daß dieſe mindeſtens eine ihr ebenbürtige Künſtlernatur war. Dennoch richtete ſie kein Wort, kein Urtheil je an ſie, noch weniger beachtete ſie es im Strom ihrer Rede, wenn Ida eine Aeußerung verſuchte und erſchrocken wieder abbrach.

Außer Ida waren Alle von dem Viergeſpräch entzückt, das Madame Fioretta bei Tiſche mit dem Grafen hielt und das wie ein buntes Feuerwerk ſchimmerte. Sie war witzig und bei ziemlicher Kälte des Herzens mit großer Geiſtesgegenwart begabt. Der Graf kannte ſein Behagen an der kecken, philinenhaften Art der Italienerin gar nicht verbergen, und Ida ſah, wie ſich vor ihren Augen die Nacht immer düſterer zuſammenzog, bis endlich die Stunde des Aufbruchs ſie befreite.

Am andern Morgen war ſie nicht mehr zu halten; endlich ließ man ſie zur Stadt fahren, da alles Zureden umſonſt geweſen. Die Sängerin, die ſich nicht gern ſelbſt begleitete, weil ſie gewohnt war beim Singen zu geſtikuliren, ſtimmte aufrichtig in die Bitten der

Familie mit ein, daß Ida recht bald, recht oft niederkommen möge. Sie versprach es und wollte sich zur Erfüllung der Zusage zwingen, weil sie sich den wahren Grund ihres Widerwillens nicht gestehen mochte.

Innerlich unklar und fast gedankenlos wanderte sie am folgenden Nachmittage vors Thor, zwischen Gärten und Landhäusern hin, die sich von der Vorstadt bis nahe gegen Walkheim zogen. Es dämmerte schon ein wenig, als sie die Plattform des hohen weißen Hauses blinken sah. Zweifelhaft, ob sie umkehren solle, blieb sie stehen, wagte dann einige Schritte weiter, und stand endlich am Ufer des Flüßchens, das sie just von der Stelle des Gartens sah, wo sie die Fenster des Musiksaales sehen konnte. Diese erhellten sich von vielen Lichtern, sie unterschied bei der Stille des Abends die bekannten Stimmen, und bald begann nach einem ungeschickten Vorspiel, das die Hand der jungen Gräfin verriet, eine der Mozartschen Lieblingsarien des Grafen, um die er Ida einigemale vergebens gebeten hatte. Madame Zieretta sang sie so, daß sie Einen mit der ganzen italienischen Musik hätte versöhnen können. Die lang gehaltenen Töne des Adagio in der tiefsten Stimmregion bebten und schwellten sich von der lieblichsten Zartheit bis zur unerhörtesten Kraft. Wie ein Spiel krystallener Glöckchen schlug dann das Rondo hinein, und der Anschluß, der im höchsten Sopran lag, ließ die Prachtstimme der Sängerin ihren ganzen Reichthum entfalten. Kein höherer Geist war in dieser Leistung,

aber ein ſinnlicher Zauber, der auch den ängſtlichen Rigoriſten auf Augenblicke blenden und berücken mußte.

Ida wußte Alles, was in Betrag jetzt vorging, als wäre ſie zugegen; was er ſagen würde, mit welchem Blick er jetzt nach den Lippen der ſchönen Sängerin hinlauſchte. Sie beug ſich über das Geländer und ließ die Thränen in den Fluß hinabtropfen. Am liebſten hätte ſie ſelbſt ſich hinuntergeſtürzt. Das Waſſer rauſchte munter vorwärts, trüben hörte ſie ein neues Vorſpiel, ſie wollte nicht länger horchen; raſch wandte ſie ſich und ging durch die Dunkelheit der Stadt zu.

Nach einer unſäglich bittern Nacht brachte ihr der erſte Sonnenblick den Entſchluß, der ſie aus ihrer Seelen-Erſchöpfung endlich errettete. Sie erwartete Alles zur Abreiſe, wohin, wußte ſie noch nicht. Erſt als ſie durch eine ſchriftliche Anzeige an ihre Schülerinnen den Schritt unwiderruflich gemacht hatte, ſchlug ſie in der muſikaliſchen Zeitung die Berichte aus verſchiedenen Städten auf, und erwählte diejenige zu ihrem Wohnort, wo die claſſiſche Muſik vorherrſchend gepflegt wird. Der ſchwere Gang nach Waldheim ließ ſich nicht vermeiden. Zuerſt nahm ſie Abſchied von Frau Wert, welche gutherzig genug war, ſie dießmal ohne Spect zu entlaſſen. Nur die Sorge ſprach ſie ihr aus, daß ſie ohne alle Einrichtungen in einer fremden Stadt ſchwerlich ſo ſchnell Glück machen werde, als hier. Das galt Ida gleich; ſie dachte: „Was iſt es denn, die Noth

des Lebens zu ertragen, dem das Leben ſelbſt nur eine läſtige Gewohnheit iſt."

Die Sehnſucht, Selvar noch einmal zu ſehen, ließ ſie vergeſſen, daß es das letztemal ſei. Sie traf ihn und ſeine Schweſter allein, doch erwarteten ſie Geſellſchaft. Ida wollte keinem fremden Geſicht mehr begegnen, nachdem ſie, wie ſie meinte, das ſchönſte auf Erden mit feſtem Blick lange angeſchaut und ihrer Erinnerung auf ewig eingeprägt hatte. Sie ſprach kurz aus, warum ſie gekommen ſei, und erregte ihren Freunden das höchſte Erſtaunen. Man nannte ihren Entſchluß übereilt und ganz excentriſch, man wollte nicht an ihren Ernſt glauben und forderte vernünftige Gründe. Den wahren Grund konnte ſie nicht ausſprechen, und lügen mochte ſie nicht; ſo ſprach ſie ſtatt aller Antwort nur den Dank für das wirklich Gute aus, das ihr dieß Haus geboten, und riß ſich in faſt ungeſtümer Eile los.

Als am andern Morgen früh Selvar in ihrer Wohnung nach ihr fragte, hieß es, ſie ſei ſchon am vorigen Abend mit einbrechender Nacht fortgefahren. „Sie war ein ſonderbares Mädchen," dachte er; „etwas mehr kalte Beſonnenheit wäre ihr zu wünſchen geweſen, doch hat ſie eigentlich dießmal nichts ganz Verkehrtes ergriffen, wenn ſie ſich doch nicht in ihre geſellſchaftliche Stellung fügen konnte."

Im Spätſommer trafen ſich zufällig Selvars Schweſter und Frau Werl auf einſamem Spaziergange. Faſt

zugleich fragte Jede die Andere: „Haben Sie noch keine Nachricht von unſerer Freundin Ida?“

Die Gräfin hatte oft eine laiſe Beſorgniß wegen Ida's Gemüthsverfaſſung genährt: dahingegen fürchtete Frau Werl mehr für ihre äußere Lage, und ſprach darüber weitläufig mit der vornehmen Dame, welcher das Wort Noth noch nicht eingefallen war. Erſchreckt von ſolcher Möglichkeit mahnte die Gräfin daheim ihren Bruder, ſich doch einmal zu erkundigen, was aus Ida geworden. Dieſer erinnerte ſich, daß ein junger Muſiker, der ehedem Lehrer ſeiner Tochter geweſen war, in Ida's jetzigem Wohnort eine Stelle beim Orcheſter habe, und bat dieſen ſchriftlich die junge Künſtlerin zu beſuchen und ihm Nachricht von ihrem dortigen Ergehen zu geben.

Der junge Concertmeiſter Sohling ſaß im Kreiſe einiger Collegen, die ſich in einem öffentlichen Garten vertraulich von ihren Verhältniſſen unterhielten. Einer, der zugleich Clavierlehrer war, erzählte Anekdoten von ſeinen Schülerinnen:

„Da hatte mich neulich die Baronin zu einer ihrer muſikaliſchen Soiréen gezogen, wo ich ein paar Etüden von Chopin vorſpielte. „Bringen ſie mir dieſe Etüden doch morgen,“ ſagte ſie, „ich will ſie auch durchſpielen!“ Ich, gerade heraus, erwiedere: „Die ſind zu ſchwer, Frau Baronin, die können Sie unmöglich ſpielen!“

Sie wollte aber durchaus an die Nro. 11 in Es-Dur mit den unmenschlich weiten Griffen. Als sie nun mit hartnäckiger Todesverachtung einen Accord so falsch wie den andern hinwürgte, hörte ich mit stummer Verzweiflung zu: da ermahnte sie mich, sie doch sans gêne zu corrigiren. Ich begann also beim nächsten Takt, jede Note zu kritisiren; denn es kam gar keine reine vor. Da sagte sie gleichmüthig: „Weiter, weiter!“ Und so wechselte sie ab mit: „Ei, so helfen Sie doch, und sagen, wo ich falsch greife!“ und: „Weiter, weiter!“ Als das Stück aus war, sagte ihr Mann, der kopfschüttelnd zugehört hatte: „Mais c'est un diable de compositeur, ce Chopin là!“

„Wenn ich nur begreifen könnte,“ fragte Sohling, „auf welche Art sich diese Dame bei den unmusikalischen Leuten in den Ruf einer Musikkennerin gebracht hat?“

„Nun,“ erwiederte der Vorige, „den Ruf hatten nur die Leute oben, die sie nie spielen gehört haben. Sie hat eine fabelhafte Kühnheit im Beurtheilen.“

„Leider imponirt sie damit Keinem vom Fach,“ sagte Sohling; „denn sie bringt seit Menschengedenken nur zwei Phrasen vor. Wird eine Sängerin gelobt, so sagt die Baronin: „Es ist nur Schade, daß sie keine Idee von Portament hat.“ Und ist von einem guten Clavierspieler die Rede, so wirft sie ein: „Wie kann man dieß Spiel schön finden; denn er hat ja einen schlechten Anschlag.“ Im umgekehrten Falle, wenn eine

Anfängerin auftritt, ſo ſagt die Baronin: „Sie kann zwar noch nicht viel, aber ſie hat ein natürliches Portament, was man bei mancher großen Sängerin vermißt.“ Oder: „Man mag dieſen Spieler tadeln, wie man will, ich finde aber, daß er einen guten Anſchlag hat, und das iſt die Hauptſache.“

„Auch mir iſt heute eine gute Probe von weiblichem Kunſturtheil vorgekommen,“ berichtete ein Dritter. „Ich gebe einer kleinen Engländerin Stunde, die vorher nichts als Walzer gelernt hatte. Ich brachte, wie ſich verſteht, die Clavierſchule an die Stelle, und da klagte die Kleine ihrer Mutter bitterlich, daß der neue Lehrer ſie lauter ugly pieces ſpielen ließe. Spielte ich dann ein ſolches richtig, ſo tröſtete die Mutter: „Look, my dear child, the most ugly piece is turned in a fine piece, when it is well practised.“ Als ich heute zur Stunde kam, fand ich die ganze Familie um die neueſte Etüde verſammelt, und die Mama rief vom Clavier her mir entgegen, dieß ſei aber wirklich ein ſo gräuliches ugly piece, daß man es der poor creature nicht zumuthen dürfe. Sie hatten es alle probirt, und die älteſten Miſſes, die im Hauſe für Virtuoſinnen galten, hatten es auch most ugly gefunden. Ich ſetzte mich hin und begann die Etüde, die ganz natürliche, wohlklingende Accorde hatte, da unterbrach mich der gellende Ausruf der Mutter und aller drei Töchter: „The treblekey, the treblekey, oh dear, the treblekey!“ Der alte Herr kam herbei, betrachtete das

Notenheft und schüttelte sich vor Lachen, indem er immer im tiefsten Baß wiederholte: O ho, the treblekey, ho, ho, ho, the treblekey!" Zu diesen langsam hervorgestoßenen Lauten klang das Gekicher der Weiber wie ein figurirter Contrapunkt in der ersten Violine zum Cantus firmus der Baßtuba; sie wurden nicht müde, einander zuzurufen: „The treblekey, yes indeed, the treblekey!" Ich stand, als wenn ich in ein Narrenhaus gerathen wäre, und begriff nichts, bis mir die Eine explicirte, daß der Violinschlüssel auf Englisch the treblekey heiße, und daß sie bei jenem Stück Alle übersehen hätten, daß dieses Zeichen auch der linken Hand vorgeschrieben sei. Da hatten sie denn freilich eine höllische Harmonie hervorgebracht."

Ein Anderer sagte: „Man lacht wohl über dergleichen Dummheiten, aber es bleibt doch wahr, daß ein Clavierlehrer ein gequälter Mensch ist. Die Anfänger auf einem Streich- oder Blasinstrument können nur einen einzigen Ton falsch spielen, indeß einer auf dem Clavier gleich eine Handvoll Dissonanzen greift. Man schämt sich vor sich selbst, daß man eine solche Ohrenmißhandlung um des Dings willen aushält, das Existenz genannt wird bei den Philistern."

„Und diese Wuth, die jetzt unter die Satans-Dilettanten gefahren ist, Clavier und nur Clavier zu spielen," sagte ein Harfenist. „Alle Clavierlehrer prosperiren in dieser Stadt, während ich meine Harfe an die Weiden Babylons hängen müßte, wenn sie nicht die

und da im Orcheſter aus ihrer Verſchollenheit ans Licht gerufen würde.“

„Man kann nicht behaupten, daß es den Clavierlehrern hier ſo leicht gelänge,“ wandte der Erſte ein; „ich habe als friſcher Ankömmling mein Erſpartes zuſetzen und endlich für einen Spottpreis meine koſtbare Zeit aufopfern müſſen, bis ich in die Mode kam, und da ging's gut. Keiner will es mit einem angeſtellten Lehrer verſuchen, und immer heißt es: man muß erſt ſehen, ob ſich ſeine Methode bewährt. Die alten anſäßigen Meiſter haben auch dann noch, wenn ſie anerkannt faul neben den Schülern ſitzen, mehr das Vertrauen, als ein junger noch ſelbſtſtrebender. Und doch ſind in der Regel die letztern die eifrigſten und gewiſſenhafteſten Lehrer.“

„Ob denn wohl die Fräulein Ida Fernhofer Stunden bekommen hat, über deren lakoniſche Anzeige im Intelligenzblatt wir damals ſo viel lachten?“ fragte der Ehorinſpieler.

„Ich habe nichts mehr davon gehört,“ antwortete der Vorige. „Welche Prätention iſt's aber auch, daß ein völlig namenloſes Mädchen, von einem namenloſen Lehrer gebildet, aus einem Winkelſtädtchen gebürtig, gerade hierher kommt, um Unterricht zu geben.“

Sobling merkte auf und rief: „Denkt euch, heute erhalte ich einen Brief von meinem alten Gönner Selvar, der mir dieſe Ida Fernhofer als ein Genie empfiehlt. Ich fürchte mich eigentlich, die Patenſchaft über eine

muthmaßliche Herz- und Kalkbrenner-Virtuosin zu übernehmen, doch muß ich wohl hingeben, da ich dem Selvarschen Hause von früher her verpflichtet bin. Weiß denn Einer, wo das Mädchen wohnt?"

Der Chopinspieler antwortete: „Ich hätte gar nicht mehr an die Person gedacht, wenn ich nicht heute zufällig ihren Namen wieder gelesen hätte." Hiermit zog er ein altes Intelligenzblatt aus der Tasche, in welches er Cigarren gewickelt hatte, und reichte es Sobling, indem er auf Ida's Adresse deutete.

In einem entlegenen Stadtviertel wohnte sie; dort angelangt, wies man Sobling durch zwei Höfe und Hintergebäude hindurch nach einem Gartenhäuschen, das inmitten eines großen Bleichplatzes lag. Eine alte Wäscherin mit einer jüngern Gehülfin trieb dort ihr Wesen, und die Kübel und Schragen, die in dem Häuschen umherstanden, ließen den Concertmeister bezweifeln, daß hier eine Kunstgenossin wohnen könne. In der Meinung, daß eine Namensverwechselung obwalte, wollte er eben umkehren, als er ein paar mächtige Accordfolgen auf einem vorzüglichen Instrumente hörte, die als Eingang zu einer Toccata von Scarlatti improvisirt wurden. Horchend blieb er stehen, und fand den Vortrag des sehr bedeutenden Musikwerks völlig tadellos. Sobald es geendet, trat er ins Haus und fand Ida in einem niedrigen Zimmer, dessen Fenster von einem außen angepflanzten Rebstock verdunkelt waren. Nur die nothdürftigsten Möbel und Geräthe enthielt der Raum.

deſſen geweißte Wände ſehr gegen das prächtige Pianoforte abſtachen. Die Bewohnerin ſah leidend und etwas vernachläſſigt aus, und erſchien auf den erſten Blick nichts weniger als anziehend.

Als der Concertmeiſter Selvars Namen nannte, überzog eine Fieberröthe ihre Wangen, und ſie war ſo verlegen, daß Jener kaum wußte, wie er die Unterhaltung weiter ſpinnen ſollte. Er meinte, mit einem Geſpräch über ihr gemeinſchaftliches Fach müſſe es doch endlich gelingen. Er fragte, was ſie von Mendelsſohn, von Chopin ſpiele? Sie hatte von Keinem je eine Note angerührt. Die Opern von Spohr, Weber, Spontini waren ihr fremd. In ihrem Geburtsorte war keine Bühne, und in der Reſidenz hatte man nur das Modernſte aufgeführt. Aus Clavierauszügen hatte ſie das ſtudirt, was mindeſtens ſeit einem halben Menſchenalter als unübertrefflich galt. Die neueſte Oper, die ſie kannte, war Fidelio.

Sohling blätterte in den Muſikalien, die umher lagen, und fand Namen vom erſten Range, aber nur bis zu einer gewiſſen Zeit. Von den Lebenden auch nicht Einen.

„Welche Fülle von Genuß ſteht Ihnen noch bevor,“ ſagte er, wenn Sie das Treffliche kennen lernen, das unſere Zeitgenoſſen ſchufen. Bei einer Grundlage, wie die Ihre, werden Sie leichter als Andere auffaſſen, wie redlich unſere großen Meiſter auf der Bahn weiter bauten, die jene Unſterblichen vorher geebnet haben.“

Ida lächelte bitter: „Sie werden doch einem Ohr, das von dieſen unſterblichen Klängen genährt iſt, nicht zumuthen wollen, ſich an ſo ephemerer Muſik zu erfreuen.“

Sohling ſah ſie ironiſch an. Sie ſchlug die Augen nieder; denn ſie beſann ſich, daß ſie ja keinen von den Componiſten, die er ihr genannt, je eines gründlichen Studiums gewürdigt hatte. Er ſelbſt war mit Perſonen von dieſer Urtheilsſtufe ſchon zu oft zuſammengetroffen, um ſich daran zu ärgern. Höchſtens ein Lächeln hatte er, wie jeder gebildete Muſiker von weitumfaſſendem Ueberblick, für den beſchränkten Hochmuth der kleinen Gemeinde, die man wohl die muſikaliſchen Pietiſten nennen möchte. Die eine Hälfte beſteht aus denjenigen, die zu träg waren, mit der Kunſt gleichen Schritt zu halten. Auf einer gewiſſen Stufe zurückgeblieben, erklären ſie dieſe eigenſinnig für die höchſte, weil ſie nur vornehm auf die Gegenwart hinab, nie demüthig zu ihr emporſchauen möchten. Die andere Hälfte ſind ganz jugendliche Talente von wenig eigener Erfahrung, wie Ida. Dieſe ſprechen blindlings dem ſtabilen Urtheil eines Lehrers nach, der das Lernen ſeit dem neunzehnten Jahrhundert aufgegeben, oder ſie laſſen ſich von der Anſicht irgend eines Familienoberhauptes beherrſchen, welches bloß in der Jugend Begeiſterung für Muſik hatte, und, anſtatt in ſich ſelber, in dem Geiſte der neuen Zeit die Erſtarrung ſpürt.

Ueberzeugt, daß dieſe Kunſtanſicht ſo ſchwer und

langsam zu heilen ist, wie eine fixe Idee, brach Sohling das Thema ab und fragte: „Ist es Ihnen schon gelungen, Schülerinnen zu finden?“

Auf Ida's verneinende Antwort fuhr er fort: „Daran kann Ihre entlegene Wohnung schuld sein. Wir Künstler sind mit unserm Erwerb leider an die Gunst der Vornehmen angewiesen und müssen uns in deren Anforderungen fügen, sollten uns diese auch bloße Vorurtheile dünken. Wohnten Sie mitten in der Stadt in einem eleganteren Hause —“

„So hatte ich's angefangen,“ unterbrach ihn Ida, „aber damals fehlte es mir an der Energie, deren es bedarf, um die ersten Schritte in die Oeffentlichkeit zu thun. Ich blieb immer zu Hause und hatte keine Lust Protection zu suchen. Nach ein paar Monaten vergeblichen Wartens sah ich die Nothwendigkeit ein zu sparen, und da habe ich mich bei meiner Wäscherin eingemiethet.“

Sohling besann sich einen Augenblick; dann sagte er: „Wollen Sie mir Ihr Vertrauen schenken, so will ich für Sie einen passenderen Aufenthalt und eine gemäße Thätigkeit ausmitteln.“

Ida erwiederte nichts. Sie schämte sich, zu bekennen, daß sie heute ihr letztes Goldstück gewechselt hatte. Jetzt blieb ihr nur noch die Aussicht, ihren getreuen Erard zu verpfänden, und dann der Trost, den die Jugend nach einer verlorenen Liebe so leicht und naturgemäß findet, der Trost, daß der Tod der beste Ausweg ist, wo man keinen blumenreichen Pfad vor sich

übel. Doch hat auch darin die Natur so ewig weise vorgebaut, daß gerade die Noth es ist, die so eisern den Menschen an das liebe verachtete Dasein fesselt.

Sobling drang nicht weiter in den Sonderling, der ihm mehr ein neugieriges Interesse, als Wohlgefallen erweckte. Er bat Ida um die Erlaubniß, wieder zu kommen, sobald er einen fertigen annehmbaren Vorschlag hinsichtlich ihres Unterkommens hätte.

Zu einer ihm befreundeten Malerin, die durch den Tod ihrer Schwester eben vereinsamt geworden, begab sich alsbald Sobling mit der Aufforderung, daß sie die junge Tonkünstlerin in ihren Schutz nehmen möge. Diese war bereitwillig und suchte zuvorkommend die Fremde auf. Ida's angeborne Scheu, Wohlthaten materieller Art anzunehmen, und das Bewußtsein ihrer düstern, unheimlichen Stimmung bewirkten, daß sie sich lange weigerte: endlich ging sie auf das Anerbieten ein, als Sobling ihr vorstellte, daß sie aufheiternd auf ihre neue Freundin wirken könne und ihr über die erste schwerste Zeit des Verlustes hinüber helfen sollte. Hier wußte sie sich an ihrer Stelle: denn sie war, gleich der Nacht, schaurig den Frohen, aber lieblich und mild tröstend den Leidenden.

Ida ward von ihren jetzigen Freunden vorzugsweise bei den Familien eingeführt, die ihren exclusiven Geschmack theilten, oder sich doch den Schein davon gaben, um für die superfeinsten Kenner zu gelten. Einigen zwar war sie noch nicht orthodox genug, weil sie neben

Bach und Händel auch Mozart und Beethoven verehrte: doch die meiſten trugen ſie auf Händen, weil ſie mit unermüdlicher Gefälligkeit faſt die ganze klaſſiſch-muſikaliſche Literatur des vorigen Jahrhunderts auswendig producirte. Nebenbei lernte Ida auch ein wenig die Heuchelei dieſer Menſchenklaſſe kennen, welche nur am Namen ihrer Abgötter klebt, ohne deren Geiſt je begriffen zu haben. In einer Anwandlung von Muthwillen myſtificirte ſie einen alten Profeſſor, welcher eine große Verachtung gegen Beethoven zur Schau trug, den er noch vor ſeiner Berühmtheit perſönlich gekannt hatte. Sie ſpielte ihm Melodien ſeines Händel aus einer wenig bekannten Oper deſſelben für Beethoven'ſche vor und ebenſo umgekehrt, und er nannte die erſteren: einen erz-romantiſchen Nebel, und von den andern ſagte er: „So kann nur Händel ſchreiben!"

Als ſie Sohling den Spaß erzählte, erwiederte er trocken: „Ganz ebenſo könnte man Sie myſtificiren, wenn man Ihnen einzelne Partien aus guten neueren Werken für Mozart und Beethoven ſpielen wollte."

Ida meinte, das ſei unmöglich; Sohling drohte, ſie nächſtens auf die Probe zu ſtellen. Die Malerin wandte ein: es ſei doch beſſer, die andere Probe zu verſuchen, ob Ida vorurtheilsfreier ſei als jener Profeſſor, und rieth Sohling, ſie mit guten neuen Compoſitionen ohne Verhüllung des Namens bekannt zu machen. Ida gelobte, ſich nicht dem Schönen zu verſchließen und ehrlich zu prüfen, ehe ſie verwerfe.

Ihre Zuverſichtlichkeit war heute etwas wankend geworden, als Sohling ihr alte Recenſionen aus den Zeiten, da Mozart und Beethoven noch junge Männer waren, verſchafft hatte. Darin wurde beiden Ungründlichkeit, Verſchrobenheit, mit Haaren herbeigeriſſene Originalität vorgeworfen; ja ſogar der liebliche ſonnenklare Mozart ſollte ſich in ohrenzerreißenden, geſchmacklos gehäuften Diſſonanzen gefallen, und verſtorbene untergeordnete Componiſten wurden dem Heroen als Muſter einfach edlen Styls vorgehalten.

„Iſt es nicht, als leſe man einen Beethoven-Fanatiker unſerer Tage gegen die Lebenden eifern?“ fragte Sohling, als ſie jenes vergilbte Blatt anſtaunte. Ida meinte, der Unterſchied ſei nur, daß der Beethoven-Fanatiker mehr in ſeinem Rechte wäre, und fragte Sohling, ob er denn Einen Namen unter den Lebenden an die Seite jener Heroen ſtellen könne, deren kleine Schaar ſie einzig verehre?

Sohling erwiederte, daß auch er weit entfernt ſei, zu läugnen, daß die Sechszahl: Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven bisher das Vollendetſte geleiſtet; daß in ihren Schöpfungen die Maſſe des Großen bei weitem über das Unbedeutende vorwalte. „Aber,“ ſetzte er hinzu, „dieß Zugeſtändniß ſchließt nicht aus, daß ſie auf einzelnen Punkten von Andern übertroffen werden könnten. Ich finde es ganz in der Ordnung, daß Sie den Don Juan höher ſtellen, als etwa den Oberon; aber lächerlich, wenn Sie Ihre Pietät ſo

weit treiben, daß Sie die Bravourarien der Constanze oder der Königin der Nacht durchstudiren und es daneben verschmähen, die Partie der Rezia eines Blickes zu würdigen. Halten Sie es nicht für Ihre heilige Pflicht, alle Variationen von Beethoven, selbst die ganz unausstehlichen — nun, fallen Sie nicht in Ohnmacht — über God save the King zu kennen, indeß Sie Mendelssohns Lieder ohne Worte als kleinliche und bedeutungslose Spielerei bezeichnen? Die faden musikalischen Scherzstücke von Bach und Mozart über das „Liesel und den Coffee," oder „Liebes Mandel, wo ist's Bandel" finden Sie rührende Reliquien. Gut; aber hätte ein Lebender die Naivetät gehabt, dergleichen herauszugeben, Sie würden denken: an dem Stück haben wir genug, um den ganzen Menschen darnach zu beurtheilen, und Sie würden kein Heft mehr aufschlagen, das seinen Namen an der Stirn trüge."

Ida lachte: „Das ist ja gerade, als ob Sie einem großen Manne vorwerfen wollten, daß er einmal beim Wein einen platten Spaß gemacht habe."

„Das nicht: aber ich würde es seinen Verehrern vorwerfen, wenn sie den Spaß als Orakelspruch ein Jahrhundert lang weiter trätschten und ihn über alle Weisheit der Andern erhöben. Die großen Meister fördern uns nur, insofern wir sie verstehen, sie in ihren Mängeln und in ihren Vorzügen richtig und scharf beurtheilen. Ihre blinden und verdummten Anbeter aber sind es, die alle Kunstentwickelung, wenn nicht in

manchen Fällen ertödten, doch ſtets hemmen und verzögern. Selbſt von den Mozart'ſchen Opern iſt noch ein Rieſenſchritt zum Beſſeren und Höheren möglich, wenn er auch noch nicht gethan iſt. Doch zeigen die Verſuche, daß der Pfad richtig erkannt worden. Don Juan und Figaro will ich als Ausnahmen gelten laſſen. Von keiner Nummer darin möchte ich die frevelnde Behauptung wagen, daß ein Anderer ſie beſſer erſchaffen hätte. Doch ſeine anderen Opern haben alle ſchwache Stellen, und gewiſſe Glieder derſelben werden von analogen aus Spohrs und Webers Opern bei weitem überboten."

Er ſetzte ſich ans Clavier und ſpielte die kleinen Chöre der Krieger aus Così fan tutte, aus Idomeneo, und hieß Ida gewiſſenhaft beurtheilen, ob die Kriegerchöre aus Jeſſonda nicht edler, lebhafter ſeien. Sie mußte es zugeben. Er fuhr fort und hieß ſie die Geſänge der drei Knäbchen aus der Zauberflöte mit den verwandten Elfenchören aus Oberon vergleichen. Er führte ihr Kirchenmuſiken von Mozart und Haydn mit anderen von Mendelsſohn in bunter Reihe vorüber. Er gruppirte das Beſte von Spontini neben Verwandtes von Gluck, und wenigſtens mußte Ida geſtehen, daß man es neben einander ertragen könne. Bis ſpät Abends ermüdeten die beiden Zuhörerinnen nicht vor dieſer Muſterreihe, die er aufrollte, und als er weg war, ſetzte ſich Ida nochmals daran, aus dem Gedächtniß die ſchönſten Melodien zu wiederholen.

Ein verstockter Dilettant kann allenfalls sein Leben mit den Gedanken von sechs Componisten fristen. Doch sei es auch das Auserwählteste, die Seele desjenigen, der stets in Tönen lebt und athmet, hat es endlich ausgenossen. Der Durst nach Neuem, Unerhörtem wird rege, und den, der sich an dem Besten seines Faches gebildet hat, laßt nur selbst dafür sorgen, aus dem Neuen das Falsche, Alltägliche auszuscheiden. Ihn wird nur das Edle reizen, das sich würdig an das ihm vorangegangene Große anschließt.

Ida's Verstand war zu klar, ihre Seele dem Schönen zu weit geöffnet, um sich nicht bald von dem erfahreneren Künstler überzeugen zu lassen, daß der Geist der Tonkunst sich nicht auf einige wenige Häupter in der Frist eines kurzen Zeitraumes niedergelassen hat, um als unwandelbares Sternbild über einer unendlichen Nacht zu glänzen, sondern daß er wie ein Feuerstrom durch alle Zeiten ergossen hier als Flamme, dort als Fünkchen aufglüht, und daß er, wo sein reines Licht erscheint, zünden und strahlen, nicht verlöscht und zertreten werden soll.

„Sie verwerfen aber doch die modernen Italiener und ihre Nachahmer?" fragte Ida bei der nächsten Zusammenkunft Sohling.

„Ja, weil sie die Lüge in der Kunst darstellen. Aus demselben Grunde negire ich aber auch die Arie des Sextus, welche das lieblichste Rondo auf den Text voll „Verzweiflung und Höllenpein" bringt. Abstrahiren

wir aber vom Text, ſo verſöhnt uns hier das reizende Zuſammenwirken von Melodie, Harmonie und Rhythmus, während die Italiener wenig mehr beſitzen, als eine arme, flitterhafte Melodie. Unſer Flötiſt vergleicht ſie mit einer Waſſerſuppe, auf der eben nur wenige Fettaugen ſchwimmen."

Die Malerin ſagte: „Der Vergleich iſt richtig, aber garſtig. Eher ſollte man die Melodie der Italiener eine coquette Dame nennen, die allein ein leichtfertiges Geſpräch führt, indeß unſere deutſche Muſik der Unterhaltung einer gebildeten Geſellſchaft ähnlich alle Stimmen zur Geltung kommen läßt."

Die beiden Damen und der Concertmeiſter waren mehrmal in der Woche bei Geſprächen, zu denen gemeinſchaftlich ausgeführte Muſikſtücke die Grundlage gaben, vereinigt. Ida's leichtes Verſtändniß, das, wie ſie mehr und mehr ihr Vorurtheil abſtreifte, ſich ausbildete, zog Sobling ſehr an. Ihre witzige Laune kehrte wieder, wenn auch durch den heimlichen Schmerz etwas gedämpft. Doch war dieß mehr zu ihrem Vortheil; denn ihre allzugroße natürliche Aufregung bedurfte einer Milderung. Nach und nach kehrte mit der Seelenruhe ihr blühendes Ausſehen wieder, und ſie mußte ſich zugeſtehen, daß ſie nicht mehr elend war, trotzdem, daß ſie mit der eigenſinnigen Conſequenz ihres Alters nie wieder glücklich werden wollte.

Die Malerin, eine vielſeitig gebildete Dame, hatte bald durchſchaut, daß Ida in allen Gebieten außerhalb

der Muſik ziemlich unwiſſend geblieben war. Ihre Fragen, wenn ſie ſie mit in die Gemäldegallerie genommen hatte, oder wenn ihr ein bedeutendes Buch in die Hand fiel, zeigten, wie wenig ſie geleſen, und wie ſie, ſtets in das innerliche Behorchen der Töne verſunken, nie die Erſcheinungen der äußern Welt beobachtet hatte. Sie konnte hundertmal an einem merkwürdigen Gebäude, an einer Statue vorbeigegangen ſein, ohne ſich ein deutliches Bild ihrer Einzelheiten im Gedächtniß bewahrt zu haben.

Bei einem Geſpräche mit Ida lobte die Malerin es beſonders an Sobling, daß er nicht wie ſeine meiſten Kunſtgenoſſen ein ſogenannter Steckmuſikus ſei. Sie ſetzte hinzu: „Man lernt darum ſo viel von ihm, weil er nicht dem Laien auf bloß techniſchem Wege ſein Fach begreiflich macht, wie jene, ſondern weil ihm bei ſeiner allgemeinen Bildung tauſend Analogien zu Gebote ſtehen, um jeden da zu faſſen, wo die lichte Stelle ſeiner Begriffsfähigkeit ſich aufthut. Wüßten Sie zum Beiſpiel ſo viel vom claſſiſchen Alterthum, als er, ſo könnten Sie beſſer Ihren Gluck vor den Laien in die rechte Beleuchtung ſtellen. Kein gebildeter Mann, der den Sophokles geleſen hat, wird noch die Schwäche für niedrige Opernmuſik feſthalten, wenn Sie ihm eine eben ſo ewige und wahre Dramatik in der Tonkunſt verführen, als die griechiſche war.“

Bei einer Ausſtellung, wo die Malerin entzückt vor einem trefflich componirten Bilde älterer Zeit ſtehen

blick, welches Ida wegen ſeiner nachgedunkelten Färbung langweilig und düſter vorkam, und dem ſie einen Edelknaben nach der frühern Manier der Düſſeldorfer Schule bei weitem vorzog, neckte die erſtere ſie: „Und Sie wollen es den Muſikaliſch-Unwiſſenden übelnehmen, daß ſie lieber Donizetti, als Sebaſtian Bach hören? Hier haben Sie den Geiſt Beider, wie er in Farben ſich offenbaren würde.“

Ein Jahr in dieſer Umgebung reichte hin, den lebhafteſten Trieb zum Lernen in Ida aufzuſtacheln. Sie machte ſich's zur Pflicht, nicht eine Stunde mehr dem Erwerb zu widmen, als ſie zur Beſtreitung der nächſten Bedürfniſſe mußte. Alle freie Zeit benützte ſie redlich zu ihrer Fortbildung. Sie trat in die geheiligte Atmoſphäre der großen vaterländiſchen Dichter ein, und mit dem klaren Unterſcheiden der Kunſtformen auf dem Gebiete des Wortes ward ihr zugleich die Beurtheilung und Erkenntniß muſikaliſcher Lyrik, des Epiſchen in der Symphonie aufgeſchloſſen. Sie öffnete den Farben und Formen ihren Sinn, und wie ſich ihre Seele an der Geſchichte der Völker erweiterte, ſo blühte ihrer Phantaſie an deren Sagen ein neues Leben auf.

Sobling ward nun eben ſo lebhaft von ihrem Gedankenaustauſch angeregt und erhielt durch ihre Auffaſſung neue Anſchauungen, wie ſie einſt von ihm. Sie ward der Umgang, der ihn am meiſten anzog, ohne daß ſein Herz die mindeſte Leidenſchaft für ſie empfunden hätte. Er kam bei ihr zu gar keiner träumeriſchen

Stimmung, die dem Verlieben ſo günſtig iſt. Ihr Geiſt war zu beweglich, als daß ein junger Mann aus Langeweile nur einen Augenblick dem Gedanken nachgehangen hätte: „Du biſt hier am ſpäten Abend mit einem hübſchen Mädchen allein.“

Oft kam die Dämmerung, ohne daß ſie es bemerkten, und ſtatt der Lampe ſchienen Mond und Sterne herein. Die blühenden Linden auf dem Platze draußen ſandten ihren Duft hinauf, und der Springbrunnen plätſcherte gar anmuthig. Dennoch fand keine zärtliche Hinneigung Raum, ſich zwiſchen beiden Herzen eine Brücke zu bauen. Es kam kein Moment des Schweigens, ſie hatten immer noch unerſchöpflichen Geſprächsſtoff, wenn ſie ſchieden. Die Gewohnheit des Beiſammenſeins hatte längſt die ſteifen Formen norddeutſchen geſelligen Verkehrs aufgehoben; ihr Verhältniß glich dem zweier Freunde gleichen Geſchlechts, die einander unverholen Alles mittheilen, auch die Herzensangelegenheiten.

Sohling hatte ſich oft über ihr ſchnelles Abbrechen gewundert, wenn er ſie an das Selvar'ſche Haus erinnerte. Ihre Bewegung bei ſeinem erſten Beſuche und ihre ſcheue Weigerung, ſeinem Briefe an Selvar einen von ihrer Hand beizufügen, fielen ihm wieder ein. Später hatte ihm wohl geahnt, es ſei ein Herzenskummer im Spiele, doch da er auf den wahren Gegenſtand nie verfiel, ſondern nach Art der jungen Männer (auch der nicht beſonders eiteln) glaubte: nur zwiſchen Zwanzig und Dreißig könne man einem Mädchen gefährlich

werden, ſo ſprach er immer ganz unbefangen von dem „alten Grafen,“ und erzählte Anekdoten von ihm, die ihm ganz harmlos dünkten, aber ſeiner Zuhörerin die vernarbte Herzenswunde aufriſſen.

Bei einer ſolchen Gelegenheit, als Ida ihre Thränen nicht mehr verbergen konnte, hatte ſie den jungen Mann zum Vertrauten gemacht. Wie ein tobender Flammenberg eröffnete ſich ihr Herz, und der Strom leidenſchaftlicher Schmerzen breitete ſich gleich der Lava über das ſtille Gartenbild aus, das ſich Sohling von ihrem Leben und Treiben gemalt hatte.

Er verſtand dieſe Liebe zu einem kühlen, halbergrauten Manne nicht, doch intereſſirte ihn die Macht und Wahrhaftigkeit ihrer Aeußerung, da ihm dergleichen bei der Herzensverſchloſſenheit großſtädtiſcher Damen nie vorgekommen war. Ida fühlte ſich zwar am andern Tage beſchämt, weil ſie ihr Herzensgeheimniß verrathen; doch überwog die heimliche Luſt, daß ſie endlich Einen Menſchen gefunden, mit dem ſie von ihm reden konnte, der auch einſt in ſeiner zauberiſchen Nähe gelebt hatte. Sie ſtrebte ihre Erinnerungen vor dem unvermeidlichen Verblaſſen zu bewahren, dem endlich jede Liebe, die ihren Hauptſitz in der Phantaſie hat, vor Mangel an friſcher Nahrung verfällt.

Sohling hatte einen ähnlichen düſtern Punkt in ſeiner Vergangenheit, mit deſſen Enthüllung er Ida's Vertrauen erwiederte. Eine ſchöne vornehme Schülerin hatte er geliebt, die mit einer herrlichen Stimme ein

wirkliches Talent verband. Eben aus einer Pariſer Penſion heimgekehrt, hatte ſich das junge coquette Mädchen darin gefallen, mit dem Geſangslehrer ein Spiel der Rolle aufzuführen, die ſie den Winter über Hofe zu erhalten dachte. Die Mama hatte es nicht ungefunden, daß die Kleine ſich an den Huldigungen eines ſo unſchädlichen Individuums einübte, um bei den dazu erwartenden ernſtlicheren nicht linkiſch und verlegen zu erſcheinen.

Sobling hatte lange geglaubt, einer kindlichen Seele erſte Liebe zu ſein; mit bitterer Entſagung bezwang er ſich ihr gegenüber, im Vorgefühle der Hoffnungsloſigkeit ihrer gegenſeitigen Wünſche. Dann wußte die kleine Raffinirte ihn durch ſcheinbar unbefangene Fragen zu eine neue Aeußerung ſeiner verbohrten Glut zu verſtricken bis ihn endlich die Zuthunlichkeit des Fräuleins und das gleichmüthige Zuſehen der Mutter wirklich täuſchte und er an die Möglichkeit der Erreichung glaubte. Nachdem er noch einige Monate gehänſelt worden, heirathete das unſchuldige Kind einen reichen Hageſtolzen, deſſen Häßlichkeit nur von ſeiner Dummheit übertroffen wurde.

Sobling war nicht ſo ſchwach, ſie noch fort zu lieben; ſein Herz war ſo plötzlich abgekühlt, daß er ein ganzes Jahre fortlebte, ohne es einer neuen Liebe zu öffnen.

Die beiden Künſtler gingen nun ihren Lebenspfad ruhig neben einander hin, mit dem vollen Gefühl der Sicherheit; er, daß er zu gleichmüthig geworden ſei, um je wieder zu lieben; ſie, daß ihre einzige Trauer um

Seivat der Talisman sei, der ihr Herz mit dreifachem Panzer umgäbe. Dabei bemerkten Beide nicht, warum ein Abend in anderer Gesellschaft zugebracht, selbst bei reichen geistigen Genüssen, ihnen bei weitem leerer und inhaltloser erschien, als das stille Beisammensein im Hause der Malerin. War Ida nicht im Concerte, so dirigirte er nur mit halbem Eifergeiz; erwartete sie ihn vergebens um die Stunde, wenn er zu kommen pflegte, so ward sie verstimmt, und konnte weder am Clavier noch bei ihren Büchern rechte Ruhe finden.

Ein lang gehegter Wunsch Sohlings ward ihm jetzt unvermuthet wieder nahe gerückt. In einer kleineren, aber sehr gebildeten Stadt ward ein Musikdirektor gesucht, der zugleich ein gutes Theater und einen trefflich geschulten Gesangverein zu leiten hatte. Sohling bewarb sich um die Stelle und erhielt sie vor vielen nicht unwürdigen Mitstrebenden. Er eilte mit seiner frohen Nachricht zu Ida, die erblich und sehr trüb und nachdenkend war. Die Malerin gab ihrer Ueberraschung die rechten Worte; sie wünschte ihm Glück, doch beklagte sie aufrichtig die unausfüllbare Lücke, die ihrem Hause durch seine Entfernung entstehen mußte.

Sohling fühlte beschämt, daß die erste Freude ihn dieß ganz hatte vergessen lassen. Sein Herz war sehr warm und treu. Großer Schmerz, das bedachte er jetzt, werde ihm beim Abschied gewiß nicht erspart werden. „Und diese Eine wirst du am schwersten vermissen“ so sprach es in ihm, als er Ida ansah, die sonst die Augen

niederschlug. So lieblich war sie ihm nie erschienen, als in dieser stillen, anspruchslosen Wehmuth. Sein Herz klopfte unruhig, er seufzte und übersann, daß es doch ein recht blindes, vernunftloses Geschick sei, welches nicht gewollt, daß sie lieber ihn statt jenes Selvar so heiß liebte.

Seine Abreise mußte sehr beschleunigt werden. Nach jeder flüchtigen Stunde, die sie noch mit Sohling zubrachte, ward Ida'n ihre eigene Empfindung räthselhafter. Es lag wie Gewitterdruck auf ihr. In seiner Gegenwart versagte ihr die Rede, und auch er schien von einer lähmenden Traurigkeit befangen.

Der Abschiedsabend war da. „Noch einmal singen Sie mir eines der schottischen Lieder von Beethoven," bat er sie. „Mein liebstes wissen Sie schon: O, Zaubrin, leb' wohl!"

Der Blick, mit dem er in ihr Auge sah, war ihr von ihm noch nicht geworden. Sie bebte zusammen, wie vor etwas Fremdem, Unheimlichem. Die liebe bekannte Melodie löste ihr wieder das Herz; es war ja ihr Freund, ihr Bruder, der heute von ihr schied, er, dem ihre stürmische Seele offen lag, der ihr den freien Blick in sein mildes, ruhiges Innere vergönnt hatte. Sie begann zu singen, doch aus dem tiefsten Herzensgrund quollen ihr die Thränen empor, und als die Stelle kam:

„O nur ein zärtlich Herz,
Das Liebe will brechen,
Versteht meine Qual, daß ich dich nicht mehr seh –

da verdunkelte ſich ihr Auge, kein Ton wollte mehr aus der gepreßten Bruſt, ſie mußte plötzlich abbrechen, und wandte ihr Geſicht nach der Wand hin. „Gott, iſt es möglich," ſprach ihr Herz, „ich liebe ja ihn, und keinen Andern!"

Sohling ſaß eine Weile ſchweigend neben ihr, dann ſtand er auf und nannte leiſe ihren Namen. Sie faßte ſich und erhob ſich ihm entgegen. Er wollte das Wort: Lebewohl, das grauſame, troſtloſe Wort, ausſprechen, doch es wollte nicht über ſeine Lippen. Ganz ſelbſtvergeſſen umfaßte er ſie, ſie ruhte mit dem Haupt auf ſeiner Bruſt, dann ein einziger Kuß, in dem ſie ſich faſt unbewußt begegneten, — ſie wollte ſich losringen, er ließ ſie nicht, immer von neuem preßte er ſie wilder an ſich, bis er laut weinend ſich auf ihre Schulter lehnte. „Ich kann Dich nicht laſſen, Ida," rief er, „ich bin unglückſelig; denn ich liebe Dich, nur Dich, und wußte es nicht."

Sie fand keine Sprache, ſtill ließ ſie ihn ausweinen, dann richtete ſie ihn empor, ſah ihm mit dem liebevollſten Blick ins Auge, und reichte ihm die Hand.

Die Abreiſe ward um ein paar Tage hinausgeſchoben; denn noch mehr Stoff, als einſt die Muſik, gab ihnen nun das gelöſte Herzensräthſel, das ſie ſo unermüdlich beſprachen, wie Kinder die überreichen Gaben der Weihnachtsbeſcherung. Auf eine kurze Zeit ward die Kunſt, ja die ganze Welt vergeſſen, bis endlich die verſtändige Malerin erinnerte, daß die Reiſe und

häusliche Einrichtung eines Ehepaars mehr besonnene Vorbereitung bedürfe, als die eines Junggesellen. Doch ein Glück war's, daß die Freundin diese Sorge auf sich nahm: denn sonst wären die Beiden, die in ihrer neuen Aufwallung zu keinem prosaischen Alltagsthun mehr im Stande waren, noch heute nicht unter Einem Dache.

Zehn Jahre waren verflossen, seit Ida von Waldheim geflohen war. Des Grafen Selvar Schwester war schon vor langer Zeit gestorben, er selbst, wenn nicht in seinen Neigungen, doch sehr in seiner äußeren Erscheinung gealtert. Seine Tochter und deren Gemahl, welcher ein Deutsch-Russe war, mußten den strengen Gesetzen des Czaren zufolge, nachdem sie mehreremale um längeren Aufenthalt in Deutschland petitionirt hatten, endlich auf ihre Güter heimkehren. So blieb Selvar, der keine nähere Verwandte besaß, die seinen Salon weiblich vertreten hätte, ziemlich vereinsamt in seinem Hause. Häufigere Reisen sollten ihn für die Stille entschädigen, die jetzt in dem ehemals so belebten Waldheim eingezogen war.

In diesem Sommer war ihm selbst das Theater langweilig geworden; keine neuen Stücke, keine interessanten Gastspielerinnen wollten kommen. Er beschloß, ein paar Monate bei seiner Tochter zuzubringen. Eine eintägige Rast von der Reiseanstrengung hielt er in einer mitteldeutschen Stadt, die in einer sehr lieblichen

Gegend lag und, wie die vielen Bauten verriethen, in blühendem Wachsen begriffen war.

„Iſt Theater hier?“ fragte er den Wirth ſeines Gaſthofs.

„Heute nicht,“ war die Antwort, „aber ſtatt deſſen ein Concert.“

„Theater hätte mir mehr zugeſagt, als ein Concert,“ erwiederte Selvar, „doch womit ſoll ich den Abend ausfüllen? Laſſen Sie mir eine Karte holen.“

Etwas zu ſpät angekommen, fand Selvar nur einen der entfernteſten Plätze im Saale leer. Das Programm überleſend, fiel ihm der Name Sohling auf. „Das iſt ja ein alter Bekannter,“ ſprach er vor ſich hin, „richtig, ich habe ja einmal an ihn geſchrieben wegen der armen Ida; — nun, ſolches Unheil verſchulde ich jetzt nicht mehr!“ und ein kleiner Seufzer folgte dieſer Reflexion.

Die Symphonie begann, von Sohling trefflich dirigirt. Faſt überall herrſcht noch im vornehmen Publikum der Aberglaube, als gehöre die Symphonie nicht ſo recht mit zum Concert, ſondern ſei nur eine Art Vorſpiel zu demſelben. Ja, die Damen behandeln ſie oft mit nicht mehr Aufmerkſamkeit, als die Trommel in den Menagerien. Sie finden das vollſtändige Orcheſter eben bequem, um die Bemerkungen zu übertäuben, die ſie halblaut mit der Nachbarin über die Toiletten der Anweſenden machen.

Hier aber ſchien das Publikum beſſer erzogen zu

ſein. Bei dem erſten Verſuche Selvars, der von dieſer ächt-ariſtokratiſchen Unart nicht frei war, während der Muſik eine Converſation mit den Nachbarn anzuknüpfen, erhielt er ſtatt der Antwort nur ein höfliches Zeichen, und die vor ihm ſtehenden Perſonen ſahen ſich faſt erſchrocken nach ihm um. Von den Anweſenden mit lautem Applaus empfangen, trat Ida auf. Trotz ſeiner Lorgnette erkannte Selvar ſie nicht mehr. Die Verwandlung iſt mächtig, die in ſolchen Frauen vorgeht, welche in der früheſten Jugend durch geiſtige Anſpannung und überſtarke Gemüthsaufregung in ihrer Entfaltung geſtört wurden. Kommt ihnen noch zur rechten Zeit ein Zuſtand des Glücks und der Ruhe, ſo wirkt ein Spätfrühling größere Wunder, als je ein Lebensmai.

Sie berührte leicht präludirend die Taſten, und als wollte ſie die eben erſt verrauſchten Accorde mit den folgenden vermitteln, ging ſie unmerklich aus jenen Anklängen in die Tonart der zauberhaften Nocturnen von Chopin über, die ſie heute zum erſtenmale ihren Zuhörern vorführte. Wie leiſes Glockenläuten aus einer im Meere verſunkenen Stadt beim ſtillen Abendroth heraufſtönt, ſo märchenhaft faſſen dieſe ungeahnten Melodien die Seele in ihren geheimen Abgründen. Es iſt, als ob in dieſe Muſik die Stimmen der Nacht gebannt wären, die uns im einſamen Walde, von den Sternen herab und aus dem See herauf anzurufen ſcheinen.

Wenige vermögen es indeſſen, dieſen Zauber zu

beſchwören. Wer mit proſaiſchem Sinne nur Noten abſpielen kann, der löſt das Räthſel nicht, und verworrene Klänge beunruhigen den Hörer. Ida verſtand, jeder Fingerſpitze Zartgefühl einzuhauchen, hier einen Ton ins Licht, dort einen in die Dämmerung zurücktreten zu laſſen, wie es das Tonbild forderte.

An dieſem Anſchlag, der die Herrſcherin über die Saiten verrieth, die dem todten, ſtarren Metall ein warmes Leben, einen ewig bewegten Geiſt einhauchte, erkannte Selvar ſie zuerſt, und noch einmal tauchte der verſchollene Traum jener Tage vor ihm auf. Keinen Blick verwandte er von ihr, bis das Schattenbild aus der Erinnerung mit den Zügen der Gegenwärtigen verſchmolz. Das flackernde Auge war ſanft und ruhig geworden; die ſcharfen Züge, die bleichen Wangen von ehemals blühten nun in weicher, milder Friſche. Ihre Geſtalt ſchien größer, weil ſie ſich der nachläſſigen Haltung endlich entwöhnt hatte.

In der Pauſe beobachtete Selvar, wie lebhaft geſprächig Ida mit dem großen Kreiſe der Befreundeten verkehrte, die ſie umringten. Es waren nicht bloß junge Stutzer, wie ſie ſich ſonſt ausſchließlich an die Künſtlerinnen zu drängen pflegen, ſondern Perſonen jeden Alters. Auch mit den Frauen ſchien Ida in Verhältniſſen der Achtung und Theilnahme zu ſtehen. Sie ſelbſt war lebhaft geſprächig, und ſchien verſöhnt und zufrieden mit der Welt, die ſie umgab.

Eine neue Compoſition Soblings rief am Schluſſe

des Abends noch einmal Ida ans Clavier. Sie war für bloß weibliche Stimmen und eine Begleitung von Clavier und anderen Solo-Instrumenten geschrieben, die nur für bedeutende Künstler ausführbar war. Der Text war sehr lieblich und beschrieb den Tanz der Elfen in der Mondnacht auf den ersten Maiblumenkelchen, den das erwachende Sonnenlicht mit seinem fröhlichen Waldrauschen und Lerchengeschmetter zuletzt überwältigt. Die Feinheit der Composition und der Ausführung wetteiferten mit einander. Ein Halbkreis von lieben, roßigen, jungen Mädchen mit klaren Glockenstimmen sangen die Rollen der Elfen und Lerchen. Fast ohne merkliches Kopfneigen, nur mit dem Blicke lenkte Ida den Chor, den sie, wie Selmar von einem Nachbar erfuhr, selbst gebildet hatte.

„Sie ist an ihrem Platz," dachte er, als er den Saal verließ und den heitern Abschied sah, den die Sänger von ihrer Dirigentin nahmen. Er schwankte, ob er zu ihr treten und sie begrüßen sollte, doch eine Art von Verstimmung hielt ihn zurück, als er sie so strahlend von Freude an Sohlings Arm sah. Es schien ihm aus den Mienen der beiden Glücklichen, als schriebe Jeder dem Andern seinen Erfolg zu, und als dankten sie einander mit jedem Athemzuge, während er unbeachtet ihr fern stand.

In den Gasthof zurückgekehrt, öffnete Selmar ein Fenster und lehnte sich in die kühle Nachtluft hinaus. An dem Hause gegenüber fuhr ein Wagen vor, und bei dem hellen Kerzenschein glaubte er Ida's Gestalt

raſch in den Hausflur ſchreiten zu ſehen. Oben wurden einige Fenſter erhellt: gewiß, ſie war es, die hereintrat im weiß und lichtblau geſtreiften ſchimmernden Seidenkleid, mit den rabenſchwarzen Locken, die über die Wangen herabfielen. Nun konnte er dem Wunſch nicht Schweigen gebieten, noch einmal ihre Stimme zu hören.

Er ſchickte ſeine Karte hinüber mit der Frage, ob er ſo ſpät noch einen kurzen Beſuch wagen dürfe. Eine bejahende Antwort lud ihn zu dem Künſtlerpaare.

Mit unbefangener Herzlichkeit ward er von Sobling und Ida empfangen, obgleich die Wangen der letzteren ſich merklich rötheten. Selvar hatte ſchnell den rechten Ton gefunden; er ſchützte den neugierigſten Antheil an ihren Schickſalen vor, um nicht das Gefühl von Verlaſſenheit zu verrathen, das ihn bei dem Gedanken an ſein eigenes Haus befiel. Bald aber ward das Geſpräch durch ein paar rothwangige Kindergeſichtchen unterbrochen, die ſich ſchalkhaft lauſchend an der Thüre zeigten, und trotz des ernſten Abwehrens ihres Vaters nicht zu Bette wollten, bis ſie von der Mutter noch einen Kuß bekommen hätten. Ida ſtand lachend auf, aber noch ehe ſie die Thür erreichte, ſtürzten die lockigen Schelmchen in ihren Nachtröckchen auf ſie zu und umklammerten ſie. Als dieſe nun endlich beſchwichtigt waren und dem fremden Herrn ein Händchen gegeben hatten, wobei ſie treuherzig den Papa fragten: „Iſt das der Großvater, der uns dieſen Sommer beſuchen ſoll?“ da fing das Jüngſte im Nebenzimmer an zu lallen

und nach der Mama zu weinen. Wollte ſie Ruhe haben ſo mußte Ida es auf ihren Schooß nehmen, wo es, unbekümmert um den ſchönen Seidenſchmuck, den es zerknitterte, bald einſchlief.

Mit dieſem Bilde von ihr ſchied Selvar. Sie gehörte nun einer Welt an der er keinen Antheil hatte, „und doch," ſprach er leiſe, als er über die Schwelle ſchritt, „hat ſie einſt nur mir gelebt!"

Als Sobling und Ida wieder allein waren, fragte ſie: „Hat es Dich denn gar nicht getrübt, dem Manne zu begegnen, den ich vor Dir geliebt habe?"

Er küßte lächelnd ihre Stirne und ſagte: „Soll ich es ihm nicht danken, daß er Dich ſo lieben gelehrt? Denn die losgefeſſelte Glut Deines wilden Herzens hat mich überwältigt, und nimmer hätte mich die unbewußte erſte Liebe einer unreifen Seele ſo beglückt."

Die Heimatlosen.

Erzählung aus einer armen Hütte.

Il faut que Lazare quitte son fumier, afin que le pauvre ne se repousse plus de la mort du riche. Il faut que tous soient heureux, afin que le bonheur de quelques-uns ne soit pas criminel et maudit de Dieu.

Georges Sand, la mare au diable

Auf dem ſüdlichen Abhang des Odenwaldes, da wo dieſer ins Neckarthal abfällt, liegen mehrere anſehnliche Dörfer, die nicht wie das übrige Gebirge zu Heſſen, ſondern zur ehemaligen oſtrheiniſchen Pfalz gehörten und gegenwärtig dem badiſchen Lande einverleibt ſind. Die Gegend iſt geſund, fruchtbar und ſchön; von den Höhen dehnen ſich weite Ausſichten über die Rheinebene bis zu den ſcharfgezeichneten Bergformen des Haardtgebirges hin, und da alle Bodenerzeugniſſe in den kleinern und größern Städten am Neckar und an der Bergſtraße guten Abſatz finden, ſo fehlt es den Bauern dort nicht an Wohlſtand und ſogar an Reichthum. Selbſt der Arme gewinnt, wie in der ganzen auch in dieſer Hinſicht geſegneten Pfalz, für redliche Arbeit meiſt noch ſein ausreichendes Brod.

In einer der größten unter dieſen Ortſchaften, wenig über eine Meile von Heidelberg entfernt, hatte ſich nach den letzten Franzoſenkriegen eine auswärtige Familie angeſiedelt, welche urſprünglich aus Böhmen ſtammte. Der Mann war Horniſt bei einem öſterreichiſchen Regiment geweſen, das vor der Schlacht bei Auſterlitz in

der Gegend von Philippsburg geſtanden hatte; die Frau diente bei ſeiner Compagnie als Marketenderin. Joſeph Zelinecz, ſo hieß der Hausvater, war, wie ſo viele Böhmen, ein wohlkundiger Muſiker, der neben ſeinem Blasinſtrument auch die Geige vortrefflich ſpielte; das Land gefiel ihm und er ſah, daß bei der Fröhlichkeit und Lebensluſt des pfälziſchen Volks ein Muſikant, der bei den Kirmeſſen kräftig aufzuſpielen verſtünde, beſſern Erwerb machen würde, als ein Horniſt bei einem Linienregiment. Sobald alſo ſeine Dienſtzeit abgelaufen war, machte er der Marketenderin, die ihm wegen ihres rüſtigen Weſens gefiel, einen Heirathsantrag. Beide warfen ihre Kriegserſparniſſe in eine gemeinſame Kaſſe zuſammen und hatten genug daran, um ſich ein großes Familienbett und einen genügenden Hausrath anzuſchaffen. Sie wohnten erſt über der Grenze im Heſſiſchen, dann aber pachteten ſie in dem erwähnten pfälziſchen Dorfe, das rings um ſich einen Kranz der berühmteſten Jahrmärkte und Kirmeſſen hatte, ein kleines Häuschen mit einem Gemüſegarten und einem Fleckchen Kartoffelfelt. Auf dieſem Grundſtück zog die Frau, der die Beſorgung deſſelben zufiel, einen guten Theil der täglichen Nahrung, während der Mann wenigſtens den Sommer über faſt immer aus dem Hauſe fort war und als wandernder Muſikant ſeinem Unterhalt nachging. So lebten die Leute glücklich und hatten ihr Auskommen.

Nacheinander hatten ſie ſchon im Heſſiſchen drei Töchter bekommen, die ſie mit in die Pfalz brachten.

ein Knabe blieb ihnen verſagt. Das erſte Spielzeug, das der Vater den Kindern ſchenkte, war bei der älteſten Tochter eine Kindergeige, wie man ſie für wenige Kreuzer auf Jahrmärkten kauft, bei der zweiten eine Schellentrommel. Als ſie dieſe nach Kinderart zerſtört hatten und nach neuen Inſtrumenten fragten, lehrte er ſie auf ſeiner eigenen Geige und auf einem guten Tamburin ſpielen, das er eigens hiefür anſchaffte. Außerdem ſang er ihnen in den langen Wintertagen Volkslieder, Opernarien und Tiroler Schnaderhüpferl ſo lange vor, bis ſie dieſelben mit den glockenhellen Kinderſtimmchen ganz genau, richtig und taktfeſt nachſangen. Das mit wunderbarem Auffaſſungstalent für Muſik begabte czechiſche Blut half dem Unterrichte nach, und ehe die drei Mädchen leſen und ſchreiben konnten, ſangen und ſpielten ſie bereits als kleine Virtuoſinnen. Sobald ihr junges Alter die Anſtrengungen des Wanderns ertrug, mußten die beiden Aelteſten den Vater begleiten und die Jahrmärkte mit ihm beſuchen: durch dieſe ländlichen Wunderkinder ſteigerte ſein Erwerb ſich anſehnlich.

Aber ein Stein, der rollt, ſetzt kein Moos an. Das Leben des fahrenden Muſikanten iſt aufregend und nutzt ſich raſch ab. Große, Tag und Nacht ohne Unterbrechung fortdauernde Anſtrengung wechſelt mit Müßiggang. Um auf der heißen, ſtaubigen und dunſtvollen Tanzbühne bis zum lichten Morgen aushalten zu können, muß er durch geiſtige Getränke ſich aufregen, und in müßigen Tagen trinkt er aus Langeweile. Dieſes Laſter,

das den Mann ſo leiſe und ſo unwiderſtehlich beſchleicht, führte auch unſern Böhmen in Geſtalt des herrlichen und wohlfeilen Pfalzweins nur zu oft in Verſuchung. Außerdem war Jelinecz ein überaus gutherziger Vater, der den Kindern auf der Wanderſchaft zu eſſen gab ſo oft ſie verlangten, und ihnen lieber ein neues Kleidchen anſchaffte, als der arbeitſamen Mutter den Gulden dafür mit nach Hauſe brachte. Dieß Alles wurde Urſach, daß die Familie trotz reichem Verdienſt doch auf keinen grünen Zweig kam, und als der Hausvater an einem Stickfluſſe ſchon mit fünfundvierzig Jahren ſtarb, hinterließ er den Seinigen weniger Eigenthum, als er beim Eintritt in den Eheſtand beſeſſen hatte.

Schon fürchtete die Gemeinde, daß die drei Waiſenkinder und bald auch die Mutter ihr zur Laſt fallen würden; allein die Wittwe Jelinecz ließ es dazu nicht kommen. Es war eine ſonderbare Frau, über welche im Dorfe die wunderlichſten Reden liefen. Schon der Name war auffallend; ſie hieß Wlaska, ihre Patronin war alſo jenes furchtbare Weib, auf welches die Sage den Urſprung des in Böhmen mährchenhaft berühmten Mägdekriegs zurückführt. Die Odenwälder vermochten den Namen nicht zu erlernen und nannten ſie daher nie anders als die böhmiſche Mutter. Man wußte, daß ſie ganz tief in Ungarn, nahe bei der türkiſchen Grenze, ihre Heimat habe; aber ihr körperliches Ausſehen ließ ihren Stammbaum noch tiefer im Orient wurzeln. Eine dunkelgelbe Haut, olivenfarbiger als die

Erntegluth unſere Bäuerinnen brennt, verbunden mit einer hagern knochenſtarken Geſtalt und den brennendſten Augen hätte vielleicht auf eine Jüdin ſchließen laſſen; allein ihr Haar, deſſen Schwärze ſo tief war, daß ſie ins Blaue ſpielte, trug ſie ſtets ohne Stirnband, was den jüdiſchen Frauen Sitte und Geſetz verbietet. Kein Alter ſchien über ihre ehernen, tiefgefurchten Züge Macht zu haben; noch lange nachher, als die Tochter erwachſene Mädchen waren, glänzte ihr Auge in unwandelbarem Feuer, und in ihre Zöpfe flocht ſich kein weißes Härchen. Ein dunkelrothes Kopftuch, das ſie faſt wie einen Turban umband und nie ablegte, vollendete den morgenländiſchen Ausdruck dieſes merkwürdigen Kopfes, und wer je im Oſten gereiſt war, mußte augenblicklich in ihr das Blut der Zigeuner erkennen, wie dieſes Volk ſich in den Oſtländern unſeres Welttheils noch zahlreich herumtreibt. Sie ſelbſt läugnete auch dieſe Abſtammung keineswegs; ganz im Gegentheil, mit dem vollen Stolze einer Baronin, die ihre ſechzehn Ahnen an den Fingern herrechnet, rühmte ſie ſich die Tochter eines großen Häuptlings zu ſein, der um die Zeit der franzöſiſchen Revolution ihre Horde aus Armenien durch die Kaukaſusländer und die Türkei bis in die Grenzwälder Bosniens und Croatiens geführt hatte. Die dem deutſchen Ohr ungewohnte Häufung ſcharfer Ziſchlaute, an welchen man die in Slavenländern Aufgewachſenen erkennt, herrſchte in ihrem Munde mit dem allerſchneidendſten Accent, und wenn ſie heftig

redete oder ſchalt, ſo pfiff es aus ihren feinen, ſchmalen Lippen unheimlich wie Schlangengeziſch. Auch auf die Töchter ging dieſer Sprachfehler über, obwohl in minderem Grade; aus ihren rothen Mündlein tönten die Ziſchlaute lieblich wie das leiſe Zwitſchern der Schwalben, wenn ſie Abends im Neſtchen ihre Jungen in den Schlaf flüſtern.

Oft genug in Winterabenden erzählte die Zigeunerin den Kindern die rührende Legende von der Miſſethat, die ihr Volk gleich Juden und Armeniern zu raſtloſem Wandern verdamme; wie die Mutter Maria mit dem kleinen Chriſtuskindlein flüchtig nach Aegypten gekommen, und vor dem wahren Gott, wo ſie durchgezogen, alle Götzenbilder von den Säulen zu Boden niedergeſtürzt ſeien; wie aber aus Ingrimm darüber der Stamm der Zigeuner ſie als eine landſtreichende Dirne aus ſeinen Grenzen gejagt habe. Da erhub ſich, fuhr ſie fort, das Wochenkindchen auf dem Arm der Gebenedeiten, und ſein Auge leuchtete wie Feuer, und durch ein Wunder begann es zu reden mit einer Stimme wie die Poſaunen der Ewigkeit, und gebot dieſen argen Heiden flüchtig und elend zu ſein auf der ganzen Erde, weil ſie dem Herrn der Welt keinen Raum bei ſich gegönnt. Und nachher, da die großen Zeichen und Wunder Ihn beglaubigten, da zog wehklagend und heulend der ganze Stamm aus und theilte ſich gegen Oſt und Weſt.

Und da nun Aegypten als ihr geglaubtes Stammland ihr theuer war, ſo hatte die Zigeunerin noch im

Felke mit heißer Gier den Erzählungen eines von ihrem Regiment gefangenen franzöſiſchen Soldaten gelauſcht, der mit Bonaparte, Kleber und Menou unter den Pyramiden geweſen und als Eskorte mit den franzöſiſchen Ingenieuren und Forſchern nach Theben hinaufgegangen war. Dieſer berichtete vom Nil und von des Landes Fruchtbarkeit, von den Pharaonen und den Mumienſärgen in den Pyramiden — und das Herz der heimatloſen Frau ſchauderte vor wilder Freude über die Herrlichkeit ihrer Heimat, die ſie doch niemals wiederſehen ſollte. So miſchten ſich die Hirngeſpinnſte altägyptiſcher Königspracht, chriſtlicher Legende und bonapartiſcher Abenteuer in ihrem heißen Kopfe, und in den bunten Teppich derſelben hüllte ſie früh die Einbildungskraft ihrer Töchter ein, die ſich dadurch ebenfalls höher und ſtolzer empfanden als die deutſchen flachshaarigen Bauernmädchen ihrer Nachbarſchaft. Ohnehin überſahen ſie dieſe ſchon als Kinder weit, weil ſie mit dem Vater im ganzen Lande herumgezogen waren und Vieles konnten, was Jenen wie ſpaniſche Schlöſſer erſchien.

Allerdings baute dieſe ausländiſche Abſtammung auch noch eine andere Scheidewand zwiſchen die Familie Jelinecz und ihre ländliche Umgebung. Die Mutter hatte in Oeſterreich die katholiſche Taufe angenommen und war eine inbrünſtige Verehrerin der Jungfrau Maria: denn ſie behauptete, dieſe ſei ganz insbeſondere die Beſchützerin ihres Stammes, der ja nur, um ihre Ehre

wieder herzuſtellen, zu einem ſo harten Gericht verurtheilt worden ſei. Die Fürſprache der Mutter beim Sohne war ihr das ſicherſte Mittel, für das zerſtreute Volk das Ende des langen Elends herbeizuführen. Zu dieſem inbrünſtigen Glauben erzog ſie nun auch ihre Kinder, und die ganze Familie wanderte Sonntags, es mochte wettern wie es wollte, zur Meſſe in ein entferntes katholiſches Dorf. Nun aber waren ſie die einzigen Katholiken in ihrem Orte: die Pfalz iſt in dem Jahrhundert der Reformation von harten Glaubensbedrückern erſt lutheriſch, dann ſtreng reformirt gemacht worden, und in dem dort verfaßten Katechismus iſt bis heute der beklagenswürdige Satz ſtehen geblieben, daß die katholiſche Meſſe nichts als eine abſcheuliche Abgötterei ſei. Ein Anhänger dieſes Glaubens erſchien alſo dem dortigen Landvolk wie ein von Gott Ausgeſtoßener, Verblendeter, der gleichſam einer niederern Verſtandesſtufe als andere Menſchen angehören müſſe. Der Name des Abgöttiſchen macht ganz beſonders auf Kinder, die noch nicht wiſſen, daß jeder Menſch Götzen in ſeinem Herzen umzuſtürzen hat, einen faſt ſchauerlichen Eindruck; ja dieſes unklare Gefühl entfremdete den heranwachſenden Mädchen ſogar die Zuneigung der jungen Leute.

Endlich kam etwas noch mehr Verfinſterndes hinzu: Mutter Blaska galt für eine Zauberin und halbweg noch für etwas Schlimmeres. Aus dieſem Grunde war ſie im Dorfe zwar oft geliebt und geſucht, aber doch

noch viel mehr gefürchtet. Etwas wußte man gewiß, und Blaska ſelber leugnete es nicht, daß ſie Kenntniß heilſamer Kräuter hatte, das Blut ſtillen konnte und eine Salbe verfertigte, die Wunden auffallend ſchnell ſchloß und heilte. Dabei war nichts Unheimliches, wenn auch ſchon Blaska ihre Kräuter gerne im Mondſchein auf den ſtillen Hochflächen des Odenwaldes ſuchte, ihnen fremdländiſche wunderliche Namen gab und auf beſtimmte Tage des Einſammelns, wie namentlich auf Johannistag, viel hielt. Gar Mancher hatte bei ihr ſich Heilung geholt; auch bei harten Geburten wurde ſie mehr als einmal Retterin der Mutter und des Kindes; in ihrem eignen Hauſe war nie eine Krankheit, und was ihre Kuren am meiſten empfahl, ſie nahm kein Geld dafür. Auch ſagte ſie nach der Weiſe der Frauen ihres Volks aus der Hand und andern Zeichen wahr. Allein wer einigermaßen im Hexenfache bewandert iſt, der weiß, daß Heilen, Beſprechen und Wahrſagen nur grobe Buchſtaben in dieſer edeln Kunſt ſind, und daß man erſt dann ein Hexenmeiſter zu heißen verdient, wenn man erſtens den Teufel wirklich in ſichtbarer Geſtalt zu citiren und zweitens einen Dieb zu ſtellen verſteht. Ob nun das auch in den Kräften Blaskas liege, darüber herrſchten im Dorfe Zweifel. Aus ihrem Garten hätte gewiß Niemand einen Apfel gebrochen, aus Furcht geſtellt zu werden; aber als einmal eine Nachbarsfrau, der jedes Jahr regelmäßig die Trauben vom Spalier geſtohlen wurden, ſie wir um

eine kleine nachbarliche Gefälligkeit hat, ihr den Tieb zu binden, da hatte Wlaska ein Kreuz geschlagen und heftig gesagt: „Lasse Sie das, daraus wird nichts!“ die Bäurin aber ließ nicht nach: „Warum nicht, böhmische Mutter?“ fragte sie. „Ihr weissagt, ihr gießt den jungen Mädchen das Blei, ihr besprecht das Blut, ihr zeiget verlorene Sachen an, ihr macht Johanniöl und Palmtags-Krautwische: weßwegen wollt ihr mir denn in dem Stück die Freundschaft nicht anthun?“ Da sprach die Böhmin überaus ernst, daß es der Andern durch die Seele schnitt: „Das will ich Ihr sagen, Frau Nachbarin. Zum Tiebeverbannen braucht der Mensch die Kraft von unten und nicht die Kraft von oben; wenn ich den Tieb vor Sonnenaufgang nicht erlöse, so kommt im Zwielicht der Teufel und erwürgt ihn; stürbe ich also zuvor des jähen Todes, so wäre meine Seele dahin um die seinige. Aber weissagen und Alles, was dem Menschen zum Heil von Leib und Leben dient, das ist von Gott und ist die weiße Kunst, die viele fromme und heilige Männer getrieben haben: aber was die abgeschiedenen Seelen angeht und die bösen Geister, das ist Schwarzkunst und die ist jedem getauften Haupt verboten. Unser Volk im Osten versteht sie, aber nur die unter uns nicht katholisch geworden sind, treiben diese Dinge: wer das Taufwasser und den heiligen Chrisam empfängt, der entsagt dem Teufel und allen seinen Künsten. Ich bin ein Christenmensch, Frau Nachbarin, und darum soll Sie mich nicht in Versuchung

lehren.“ — Nach dieſem Beſcheide ging die Nachbarin bedenklich fort, aber in ihrem Herzen blieb nicht die Weigerung Wlaska's, ſondern nur die Verſicherung ſtehen, daß ſie eigentlich recht gut ſolche Dinge könnte wenn ſie nur wolle, und der Glaube an ihre Hexenſchaft ſtellte ſich nur um ſo feſter, je eifriger ſie mit den deutlichſten Worten ſich dagegen verwahrte.

Eine alte Geſchichte kam hinzu. Eines Abends waren Nachtarösfinder bei Zelinecz, und ſpielten mit den Mädchen, welche damals etwa ſechs bis acht Jahre alt ſein mochten. Da es im Hof ſehr ſchwül wurde, gingen ſie allzuſammen in das düſtere Hinterſtübchen. Dort fragte ein vorwitziges Kind das älteſte Töchterchen, ob denn wirklich die Zigeuner Wetter machen und Geiſter beſchwören könnten. Das Kind, welches wie ſeine Mutter Wlaska hieß, lachte laut auf, ſah zum Fenſter hinaus und ſagte leichtfertig: das kann ich ſelber ſchon und wills euch einmal zeigen. Mit dieſen Worten ſchloß es den Laden, holte ein brennendes Licht und begann wohl eine Viertelſtunde lang aus einem großen Buche zu murmeln. Plötzlich zog draußen ein Wetter auf, der Blitz leuchtete durch die Ladenritzen, und es wurde ſtockfinſter drinnen und draußen. Da las das Mädchen mit viel lauterer Stimme, und mit einemmale blies es das Licht aus und ſchlug dabei heftig auf den Tiſch. Der Sturm ſauste, und ein furchtbarer Stoß geſchah gegen den Laden. Aha, er pocht, ſagte die kleine Wlaska; ſeht ihr, wie gehorſam er iſt?

Damit sprang sie, wieder laut lachend, auf den Laden zu, öffnete ihn ein wenig und sprach: Da steht er vor dem Fenster, er hat große rothe Augen wie ein Teller und mächtige Hörner; jetzt will ich ihn auch noch herein beschwören, daß ihr ihn alle sehen sollt; ihr dürft euch aber ja nicht fürchten, sonst frißt er euch. Da sanken die rothbleichen Kinder auf die Knie vor ihr und flehten aus Leibeskräften, sie möge doch den schwarzen Mann wieder wegschicken. Wlaska ließ sich rühren und winkte dem Geiste abzutreten; aber in diesem Augenblicke schlug hart über dem Hause ein Blitz, augenblicklich vom Donner gefolgt, so grimmig nieder, daß die kleine Zauberin selbst leichenblaß vom Fenster zurücktaumelte, während die andern Kinder, vor Angst laut heulend, durchs Vorhaus fortstürmten und durch den Regen weinend zu ihren Eltern liefen mit der gräßlichen Geschichte. Es war vergebens, daß das lustige Kind am folgenden Tage seinen dickköpfigen Gespielen betheuerte, es habe mit ihnen nur eine Eulenspiegelei getrieben. Der Aberglaube, der jetzt überall seinen Untergang im Siege der gesunden Vernunft voraussieht, ist wie eine häßliche Raupe, die auf einem schnellfließenden Bache dahinschießt; um sich vor dem Ertrinken zu retten, umklammert sie auch das kleinste Strohhälmchen, das doch sogleich mit ihr untersinkt. Diese Geschichte ward im Dorfe nicht mehr vergessen, und von da an ließen die Eltern ihre Kinder nicht gerne mehr mit Jelinecz Töchtern spielen.

Dieſe Stellung zur Gemeinde hatte Mutter Wlaſka, als der Mann ſtarb und ſein älteſtes Kind erſt zwölf Jahre alt war. Sie war eine Fremde, hatte keinen Grund und Boden und ſomit kein Bürgerrecht am Orte. Das Gewerbe des Mannes konnten Weiber ohne den Schein der größten Leichtfertigkeit nicht forttreiben, und doch mußte Brod beigeſchafft werden, denn das Gärtchen mit dem Kartoffelſtück reichte am Ende zur Koſt, aber nicht zur Hausmiethe und zu ſonſtigen Bedürfniſſen hin. Wie alle Mütter, hoffte ſie auf die Möglichkeit, durch eine der Töchter noch einmal ihr Glück zu machen. Die Mädchen waren geſund, hübſch und lebhaft: das czechiſche Blut gab ihnen ein in Deutſchland nicht gekanntes Feuer und eine angenehme ſinnliche Beweglichkeit. Die älteſte, Wlaſka, die man im Dorfe ſehr unpaſſend in Bläſchen umtaufte, war ſeiner als die Schweſtern: die zweite, Sabine, das Ebenbild der Mutter an Kraft und an Feſtigkeit der Züge: Ludmilla aber, das jüngſte, erſt ſechs Jahre alte Kind, das im Dorfe Mielchen genannt wurde, machte ſeiner Taufpatronin, einer heiligen Fürſtin Böhmens, alle Ehre: es war ſchüchtern und hatte von der Mutter nur die brennende hingegebene Frömmigkeit geerbt. Um jedoch eine Zukunft hoffen zu dürfen, mußte vor Allem die Gegenwart geſichert werden. Die Mutter faßte den Plan, ein Geſchäft anzufangen, das ihr möglich machte, in einigen Jahren das Häuschen mit Grund und Boden anzukaufen und ſo ſich als Eigenthümerin in der

Gemeinde festzusetzen. Dadurch, so schloß sie nicht mit Unrecht, würde auch ein Freier eher sich anlocken lassen.

Auf dem Lande gibt es einen großen Uebelstand für die Hauswirthschaften: das sind die Marktgänge. Eine Bäuerin hat ein Viertel Eier, ein Dutzend Kohlhäupter und ein Schock Zwiebeln zusammen; sie braucht Geld, oder sie muß verkaufen, weil die Sachen ihr verderben. Sie läuft also mit einer kleinen Last in die Stadt eine Meile weit, kommt spät am Nachmittage zurück, hat vielleicht einen Gulden gelöst, aber einen Arbeitstag versäumt. Die Kinder sind nicht gewartet worden, im Hause hat die Aufsicht gefehlt, die Thiere haben ihr Futter nicht gehörig bekommen, und im ganzen Hauswesen ist zweimal mehr Schaden gestiftet, als der Gulden werth war. In größern Haushaltungen ist es nicht viel besser, da man um des Marktgangs willen das Dienstmädchen fast einen ganzen Tag aus der Arbeit mißt. Allerdings sind Bauersfrauen und Bauernmädchen von dieser Wahrheit schwer zu überzeugen, denn den meisten ist der Marktgang, was den städtischen Damen die Kaffeeriste: sie sehen die Welt, treffen ihre Bekanntinnen, und unter dem Scheine, beschäftigt zu sein, auf den alle Weiber so viel geben, brauchen sie doch nicht zu arbeiten, gerade wie die vornehme Welt mit Stickereien ihre faulen Stunden entschuldigt. Allein in Stadt und Land gibt es auch der braven Mütter viele, und auf diese baute die kluge Böhmin ihren Plan. Sie wollte mit Hülfe ihrer Töchter Zwischen-

händlerin zwiſchen dem Dorfe und der nahen Univerſitätsſtadt werden; indem ſie die Bodenerzeugniſſe einkaufte und dann auf ihre Rechnung zu Heidelberg feil bot. Damit verband ſie das Geſchäft einer Botengängerin, was oft gute Nebenverdienſte mit ſich führt, wenn es gewiſſenhaft beſorgt wird. Sie verkaufte zwar etwas theurer als die Bäuerinnen ſelbſt, allein da es ihr Grundſatz war, nur gute Waare, reifes Obſt und friſche Gewächſe feilzubieten, dieſe aber ſtets zu feſten Preiſen, ſo ſtanden auch die ſtädtiſchen Hausfrauen zuletzt bei ihr ſich beſſer, als bei dem langen Ausſuchen und Feilſchen, das den andern Verkäuferinnen gegenüber nöthig war. Obenein war ſie redlich; ſowohl ihr Stolz als auch ihre einfach herzliche Frömmigkeit behüteten ſie vor jeder gemeinen Betrüglichkeit. In einem einzigen Sommer erwarb ſie ſich ſo viele ſtädtiſche Kunden, daß ſie ſchon täglich ihren Stadtgang machen konnte und in der Regel ſogar eins oder zwei der Kinder mit Körben voll von Geflügel oder leichtem Gemüſe mitnehmen mußte.

Die Mädchen fanden ſich leicht in dieſen Erwerb. Wlaska, die ſchwächſte, beſorgte meiſtens Haus und Küche; Sabine und Ludmilla aber thaten die Marktgänge mit der Mutter, bis die letztere, nachdem die Töchter nun vollſtändig erwachſen waren, dieſes mühſamſte Geſchäft ihnen faſt ganz überließ und dafür den eben ſo wichtigen Einkauf im Dorfe übernahm. So wurde Sabine für die Stadt die Hauptperſon, wozu

ſie auch trefflich ſich eignete. Sie war zu einer kräftigen Schönheit herangeblüht, und die täglichen Märſche ſtärkten noch ihren feſten Körper. Ihre Haut war weißer, als die der Mutter, aber dunkel genug, um von keiner Sonnenglut angegriffen zu werden. Auch kannte ſie ihren Werth und wußte ihn geltend zu machen: bald lockte in Heidelberg die Anmuth der Verkäuferin ebenſo wohl wie die reinlich ausgelegte Waare manchen anfangs nicht Kauflustigen an. Namentlich die Muſenſöhne waren ihres Lobes voll; ſie verſäumte aber auch nie, neben den nutzbaren Sachen ein paar Blumenſträuße mitzubringen, die ſie an die jungen Leute verſchenkte, wenn ſie Obſt von ihr kauften und dabei artig waren, während ſie jede Ungezogenheit mit der treffendſten Antwort abzuweiſen verſtand. Die früheſten Veilchen wurden dazu an allen ſonnigen Hecken mit Eifer geſucht: ſpäter gab das eigene Gärtchen oder die Gärten der Nachbarn Roſen und Jelängerjelieber die Fülle her: denn mit Blumen iſt auch der Bauer nicht geizig, weil ſie ihm nichts einbringen. Waren ſo die Studenten mit Vinchens Munterkeit ebenſo ſehr als mit ihren Kirſchen und Roſenſträußen zufrieden, ſo gewann ſie die Herzen der Hausfrauen durch ihre Pünktlichkeit, aber noch mehr freilich durch ihre Eier. Denn die Odenwälder Eier ſind am Neckar und im ganzen Craichgau ſehr beliebt wegen ihrer wunderſchönen goldgelben Dotter. Dieſe goldgelben Dotter hält man für beſonders wohlſchmeckend und auch für beſonders

geſund, weil die Hühner auf dem Odenwald frei laufen und in munterer Laune herumflattern, auch viel friſches Gras und feines Kraut freſſen; während die miltzſüchtigen und hektiſchen Stadthühner, die in kleinen Höfen nur düſtern Phantaſien nachhängen, überhaupt allzuſehr einem einſamen Brüten ſich hingeben, nur ſolche Dotter zu Wege bringen, denen, um mit einem großen Dichter zu reden, bereits die Bläſſe des Gedankens angekränkelt iſt.

An einem Nachmittage im hohen Sommer 1844 wanderte ein friſcher Burſche, der einen hübſchen ganz ungeſchornen Bart und in der Taſche ein Patent als badiſcher Unteroffizier trug, über die heſſiſche Grenze auf dem Odenwald in die badiſche Pfalz hinein. Trotz ſeinem Bündel ſchritt er ſo munter aus, als wolle er heute noch nach Heidelberg oder wer weiß wie weit ins Nachtquartier. Allein als die Schatten allgemach länger wurden und er aus einer Waldſchlucht, durch welche der Weg ihn faſt eine Stunde geführt hatte, plötzlich auf der Höhe in die von der Abendſonne beleuchtete Kornflur hinaustrat, da blieb er im Staunen über die Schönheit der Gegend ſtehen und ſuchte ſich, um ſie zu genießen, eine Raſteſtelle.

Dieſe fand er wenige Schritte vom Wald entfernt auf der ſteinernen Einfaſſung eines Felſenbrünnchens, das mit kleinen Blaſen aus den Kieſeln auf ſeinem

Grunde aufperlte und ſein ſonnenhelles Wäſſerchen nach kurzem Laufe in die umliegenden Kornfelder verſenkte. Eine breite Linde beſchattete den Platz und hielt ihn heimlich und kühl mitten unter den in der Sonnenglut zitternden Aehren. Von hier flog der Blick in eine unendliche Weite. Während fern links ein kleines grünes Fleckchen des Neckarthals oberhalb Heidelberg zwiſchen Wald und Fels hervorſchien, blickte man rechts in die Rheinebene, wo die Sonne in Majeſtät hinter den dunkeln Thürmen von Speyer ſich ſenkte. Dort hob der Donnersberg, im Abendgold leuchtend, ſeine ruhig erhabene Linie hinter den eigenſinnigern Zackenformen des Haardtgebirges herauf. Es war etwa eine Woche vor dem Beginn der Roggenernte, das Korn leuchtete weiß in der Abendſonne, und durch dieſen lichten Teppich zogen grünliche Meereswellen, vom Oſtwinde des nahenden Abends aufgeregt. Die Wachtel ſchlug im hohen Spelz, der in der reifenden Dürre wie vor leiſen Geiſterfußtritten kniſterte; der Thymian duftete mächtig auf dem heidebedeckten Felsrücken, der vom Wald zum Gefilde ſich abſenkte und aus deſſen Schooße das Quellchen entſprang. Drunten aber, einige Büchſenſchüſſe weit, auf ſteilabfallendem Pfade erreichbar, lag im Thalkeſſel unter grünen Obſtbäumen das Dorf, deſſen wir früher gedachten; der Rauch der Abendküche ſtieg leiſe in die von Goldſtrahlen durchſponnene Luft, und mit dem eben jetzt erklingenden Tone der Nachtglocke vermiſcht, ſcholl das Lachen der ſpielenden Kinder und

das frohe Gebrüll herauf, mit dem das Vieh, eben von der Weide einziehend, die heimatlichen Ställe begrüßte. Es war einer der Abende, an denen das glückliche Menschenherz nach Liebe verschmachtet, das gramvolle aber zugleich mit dem brechenden Sonnenauge sanft in den Tod sich aufzulösen wünscht.

Mutter Blaska, die alles Naturfrische liebte, hielt streng darauf, daß in ihrer Küche zu Speisen und Getränk nicht Wasser aus dem Dorfbrunnen, den jeder Regen milchweiß färbte, sondern nur die kühle, ewig helle Gabe des Felsenborns gebraucht wurde. Zu diesem Zwecke mußte jeden Abend abwechselnd eine der Schwestern mit der Bütte hinauf. Heute traf Sabinen die Reihe, und kaum hatte Valentin, so hieß der junge Mann, einen Blick in der Gegend umhergesandt und einen Trunk aus dem Quell getan, so sah er des Mädchens hohe Gestalt den Felsenpfad heraufsteigen.

Er erhub sich vom Steinsitz und hielt staunend die Hand vors Auge, um vor der Abendblendung schärfer zusehen zu können — denn nie war ihm ein solches Mädchen vorgekommen. Sabine war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt und stand in der Fülle jugendlicher Blüte und Kraft. Sie trug einen kurzen, aber weiten Rock von hellem Zeuge, der faltig über die Hüften herabfiel. Wer neben ihr hinaufstieg, hätte den Strumpf von ungebleichtem Zwirn in das rothe Kniebund auslaufen sehen. Dagegen lag das rothe Mieder, vorn mit Schnüren geheftet, knapp an, und unter ihm zeichneten

ſich voll und ſcharf die Brüſte. Nur das Hemde bedeckte die Schulter und den Oberarm, der ſchlanke Hals war bloß und trug an dünner ſchwarzer Schnur ein kleines ſilbernes Kreuz. Auf dem leicht emporgeworfenen Korſe ſchaukelte ſich der Zuber, der ihr dunkles Antlitz warm beſchattete. Das herrlichſte ſchwarze Haar, das Erbtheil des Zigeunerſtammes, legte ſich vorne in kleinen, hinter dem Ohre wieder aufgebundenen Zöpfen bogenförmig an ihre Schläfe, hinten aber fiel es in mächtigen Strängen bis zur Kniebiege aus dem blendendweißen Kopftuch hervor, das ſeinen Glanz noch erhöhte. Die ſchönen braunen Gazellenaugen unter dunkeln Brauen und die lichte Kirſchfarbe der feingeſchnittenen Lippen deuteten auch bei ihr noch auf die Heimat unter den Palmen des Nils oder den Maulbeerſchatten des Multans zurück. Nur auf den Fußſpitzen ſich hebend, ohne einmal die Ferſe aufzuſetzen, ſtieg ſie leicht und ſchwebend wie eine Gemſe den ungleichen Felspfad hinauf und überhüpfte die ſcharfen Steine, die ein dort im Winter herabſchäumender Gießbach regelmäßig jedes Jahr aufhäufte. Nicht zauberiſcher in dunkler Schönheit war die Tochter des Midianiters, als ſie des großen Moſes Herz gewann beim Brunnen der Wüſte, nicht feuriger und herzverlockender Rebekka, als ſie auf dem abendlichen Gefild vom Sattel des Kameeles herabglitt, um ihren jugendlichen Bräutigam zu begrüßen.

Als ſie nahe vor dem Brunnen die Bütte abhob,

erblickte ſie ihn. Schönheit und Kraft werfen in jedes Herz ein fröhliches Licht: beide lächelten ſich an, und Valentin grüßte zuvorkommend und mit Achtung.

Wie heißt der Ort, Jungfer, fragte er, und wie weit iſts von drunten noch nach Heidelberg?

Das Mädchen nannte ihm das Dorf und fügte hinzu: Wer gut ausſchritte, könnte um zehn Uhr in der Stadt ſein.

Nach dieſer wichtigen Mittheilung trat ſofort eine Stockung ein. Sabine nahm einen Krug aus der Bütte und begann mit dieſem das Waſſer aus dem Born zu ſchöpfen. Valentin ſuchte nach einer neuen Anknüpfung.

Nun, Jungfer, fragte er, iſt bald Kirmeß unten im Dorf?

O freilich, erwiederte ſie, heute haben wir Donnerſtag, und Sonntag über vierzehn Tage iſt unſere Kirmeß.

Ei da werden die Burſche drunten ſich drum reißen, wer Sie zum Tanz zu führen hat, und der Schatz wird wohl eiferſüchtig werden?

Sabine erröthete, aber ihr Stolz ſtand ihr zur Seite; ſie hob den Kopf auf und ſagte: Ich habe keinen Schatz und ſo gehe ich auch nicht zum Tanz.

Da ſprang Valentin auf, ſah ihr ins Geſicht und ſagte mit ungeheucheltem Erſtaunen: Sie hat keinen Schatz? Das macht Sie mir nicht weiß.

Das war unfein von Valentin, und ſchon wollte

Sabine ſchnippiſch ſagen: Wers nicht glauben will, mags halten, wie er Luſt hat — aber ein Blick in ſein ehrliches Geſicht hielt ſie zurück und ſie ſagte ruhig: Ich bin ein gar armes Mädchen und eine Fremde obenein, da regnen die Schätze nicht vom Himmel, Sie können mirs glauben!

Als ſie ihn ſo mit Sie anredete, merkte er, daß er ſich im Tone vergriffen habe. Auch er ſprang in die feinere Redeweiſe hinein, die ihm leicht war, denn wie durchweg in Baden hatte er einen guten Schulunterricht genoſſen. Hören Sie, ſagte er beſcheiden, wenn ich nun am Kirmeßtage hier wäre, würden Sie wohl mir die Ehre geben, und ein paar Walzer mir zuſagen?

Sabine war verlegen. Der Mann war wildfremd, und ſah doch ſo ordentlich und geſittet aus. Sie wollte ausweichen.

Ach Sie ſind ja hier fremd, ſagte ſie; heute Abend oder morgen früh ſind Sie über Berg und Thal, und da könnte ich lange warten nachher, wenn ich auf Sie warten ſollte. Und als wollte ſie von dem Tanzantrag abſpringen, fragte ſie mit gleichgültigem Tone: Um Vergebung, wo ſoll denn die Reiſe hin?

Valentin war ſchlau genug, in dieſer Frage das zu erkennen, was wirklich in ihr lag. Sabine wollte erſt eine Auskunft über das Wo und Wie ihres ſich anbietenden Tänzers, ehe ſie zuſagte. Da nun konnte er genügend ſich ausweiſen. Er berichtete, daß er aus

dem Oberlande an der Schweizergrenze von Bauersleuten herstamme und jetzt einmal wieder heim wolle. Er erzählte, wie er früh Waise geworden und auf Kosten der Gemeinde im Hause des Lehrers erzogen sei, der ihn zum Unterlehrer habe bilden wollen. Aber das gefiel mir nicht, fuhr er fort, ich schaffe lieber in der freien Luft, als daß ich sollte in der Schulstub hocken. Da bin ich Knecht geworden bei einem reichen Bauern zu Emmendingen, und hernach bin ich zu einem Verwandten von dem gezogen, der wohnt hier unten im Hessischen. Dann hab' ich zum Militär gemußt, und weil ich schön schreiben kann und meine Sachen ordentlich verstanden habe, bin ich Unteroffizier geworden, und wollte erst auf den Offizier dienen; aber alleweil gefallt mir das Faullenzen in den Kasernen auch nimmer recht, da hab ich meinen Abschied genommen, bin ins Hessische hinüber meine Sachen holen, und alleweil will ich ins Oberland, zu schauen, was dort passirt ist die Zeit über; und darnach Arbeit suchen, wo ichs finde.

Arbeit? sagte Sabine. Arbeit gibts doch alleweil überall, denn es ist Erntezeit. Arbeit finden Sie auch hier in der Pfalz, und hier ist in dem Stück ein guter Brauch: wer das Korn schneidet, bekommts auch zu dreschen.

Lag nicht ein Wink in diesen Worten? Wenigstens Valentin nahm es so. Wenn Sie das meinen, sagte er: ich wollte heut noch nach Heidelberg oder noch ein

Gndchen weiter hinauf gegen Wiesloch zu, denn um zehn Uhr kommt der Mond. Aber ebenso gut bleib ich da und probire mein Glück, wo ich bin. Und nun, Jungfer — ah so, wie heißen Sie denn?

Sabine heiß' ich, sagte das Mädchen erröthend.

Also, Sabine, wenn ich nun Arbeit treffe hier in der Pfalz, darf ich dann Sonntag über vierzehn Tage kommen und Sie abholen.

Sabine hatte jetzt keine Möglichkeit mehr, auszuweichen, und kein Recht, zu weigern. Sie sagte also herzhaft: Warum denn nicht? — und rüstete sich, wegzugehen.

Valentin trat zu ihr und faßte ein Oehr der Bütte an, um ihr die Last auf den Kopf heben zu helfen. Darf ich wohl mit Ihnen hinuntergehen, fragte er schüchtern, damit ichs doch zu finden weiß, wo Sie wohnen?

Das gäbe gleich ein Gerede, sagte Sabine. Warten Sie, bis ich unten am Stein bin, dann können Sie nachkommen und zuschauen, wo ich eintrete: das ist meiner Mutter Haus.

Bei diesen Worten hob sie die Bütte an einem Ende, und Valentin am andern. Als sie auf dem Kopf Sabinens schwebte, wollte sie ihm für den kleinen Dienst danken; da sie es aber wegen der Last nicht mit einem Kopfnicken konnte, mußte sie es mit einem Winke der Augenlider thun, was denn freilich, wenn wir verliebten Leuten in diesem Stücke glauben, noch viel ver-

trautlicher aussieht, als ein bloßes Kopfnicken. Mädchen in dieser Lage, eine schwere Wasserbütte auf dem Kopfe, sind ziemlich wehrlos, und das benutzte Valentin, um ihr als Erwiederung auf den Augenwink einen geschwinden Kuß auf die Wange zu geben. Sabine errötbete tief, aber sie sagte kein Wort und stieg, trotz der Last, mit eben so leichten Schritten, wie sie gekommen war, den Felsenpfad hinab.

Valentin wartete eine kurze Weile, sprang hierauf dem Mädchen nach und fing noch einen flüchtigen Gruß der braunen Augen auf, den sie unter ihrer Hausthüre ihm zuwarf. Alsdann beschloß er, im rothen Ochsen sein Nachtquartier zu nehmen. Man muß nämlich wissen, daß ganz Baden schier keinen Ort besitzt, in welchem es keinen Rothen-Ochsenwirth gäbe. Valentin schaute sich also nach diesem ebenso angenehmen, als bedeutungsvollen Zeichen um, und bald leuchtete ihm ein solches durch die Abenddämmerung nahe bei der Kirche entgegen. Er trat in die Gaststube und forderte einen Schoppen Bazenwein, ein Abendbrod und ein Nachtlager.

Wenn nun meine norddeutschen Brüder von einem Wirthszimmer des Südens hören und dabei die langweiligen Restaurationen, Lesekabinette und Kaffestuben ihrer Städte sich vormalen, oder gar an die fliegensummenden Branntweinschenken auf dem Lande denken, so muß ich ihrer Einbildungskraft etwas nachhelfen. Ueberall wo Wein wächst, und am Orte seines Wachs-

thums alſo zu wohlfeilen Preiſen getrunken wird, lebt eine höhere, feinere Wirthshausgeſelligkeit. Die ſüddeutſche Gaſtſtube iſt einer der wichtigſten Plätze für das öffentliche Leben. Nicht wie im Norden ſondern ſich hier die Stände in Caſinos und Klubs ab: der Schoppen dient vielmehr als Bindemittel zwiſchen allen Berufsarten und ſelbſt allen Bildungsſtufen, die intereſſen in Baden nicht ſo gar weit auseinander liegen. Während der Berliner zur Theeſtunde ſich mit ſeiner Familie und vielleicht einem Buche zuſammenkuit, geht hier der Bürger allabendlich ins Wirthshaus, denn hier iſt die Hochſchule des Volks für die Politik. Der Lehrer, der im deutſchen Süden faſt durchweg die Fortſchrittspartei vertritt, lieſt die Zeitung vor, welche jeder Wirth als das hauptſächlichſte Anlockungsmittel zu halten verbunden iſt; die kraftvollſten Kammerreden kommen zum Vortrag und werden ausführlich beſprochen; auch bildet ſich hier das Urtheil darüber, ob der gewählte Abgeordnete des Kreiſes im Sinne der Wähler ſeine Schuldigkeit thue oder nicht. Alle Stände gleichen ſich in den gemeinſamen Intereſſen des Staatslebens aus: ſelbſt Pfarrer und Bürgermeiſter verſchmähen es nicht, hier öfter einzuſprechen, und hiekauf zum großen Theile beruht es, daß der Klaſſenkampf zwiſchen Reich und Arm hier noch nicht ſtark durchgreift, vielmehr die Begüterten gerade den Kern der Oppoſitionspartei bilden. Es würde auffallen, wollte Jemand in die Herrenſtube ſich zurückziehen; höchſtens geht man dahin, um allein

und ungeſtört zu ſpeiſen, und kehrt dann in die allgemeine Gaſtſtube zurück. Natürlich ſpielt bei dieſem Allem der Wirth eine Hauptperſon: in ihm ſammelt ſich gleichſam alles politiſche Licht, das die geſammten Gäſte von ſich ſtrahlen; er hat mit der neuen Zeitung und durch die einſprechenden Fremden zuerſt die neueſten Nachrichten in Händen, und weiß ſeine Belehrungen ſtets an den rechten Mann zu bringen: daher auch in allen ſüddeutſchen Bewegungen die Gaſtwirthe ſtets eine große Rolle geſpielt haben. Manche Wirthsſtube der Pfalz iſt wichtiger, als zwölf Gemeindehäuſer zuſammengenommen.

Gewiß, dieß hat auch ſeine Kehrſeite. In den bewegteſten Wirthshäuſern werden nur Oppoſitionsblätter geduldet; der Ton dieſer politiſchen Beſprechung, die gar oft auch zur politiſchen Kannegießerei wird, iſt heftig und leidenſchaftlich, und der zu dieſem geiſtigen Vergnügen hinzugenoſſene Wein, verbunden mit der lauten und redſeligen Art dieſes warmblütigen Menſchenſtammes macht gründliche Belehrung, kalte Ueberlegung unmöglich. Das knattrige Rauſchgold macht ſich ebenſo wohl wie das Edelmetall geltend, und das zornige Raiſonniren der offiziellen Wirthshausdemokraten erſetzt nur zu oft die tüchtige Bildung, den gediegenen Charakter. Unſtreitig iſt dieß ein Uebelſtand, den die Regierung überwinden konnte, wenn ſie früh genug ſich entſchloß, durch ihre Schulen geſunde und klare Staatsbegriffe in die Köpfe des heranwachſenden Geſchlechtes

zu pflanzen. Allein hier wie überall sind die neun Stufen der Engel aus dem Katechismus stets für wichtiger zu wissen erachtet worden, als die Kenntniß der heiligen Rechte und Pflichten, die dem Bürger seinem freien Staate und der Gemeinde gegenüber zukommen.

Nebenbei schließen sich denn im Wirthshaus noch eine Menge anderer Geschäfte ab, die auf Handel und Wandel Bezug haben. Die Gaststube ist die Bank und Börse des Dorfes, wo man die Schrannenpreise der nächsten Märkte erfährt und gar oft auch die Preise macht; außerdem aber dient die abendliche Zusammenkunft als allgemeines Commissionsbüreau. Darauf nun ging unser Valentin sogleich aus. Nachdem er dem Ochsenwirth auf die gewöhnlichen Fragen Rede gestanden, rückte er mit seinem Anliegen heraus, ob es wohl für einen rüstigen Tagewerker Arbeit im Orte gebe. Ehe eine Viertelstunde verging war er bereits mit einem begüterten Bauern in Unterhandlung, der für die bevorstehende Ernte Hülfe brauchte und in dessen Lohn Valentin gleich morgenden Tages eintreten konnte. Nachdem dieses im Reinen war, gab man sich sorglos den politischen Debatten hin, die von Minute zu Minute lebhafter wurden, und Valentin, der gegen das Allgemeine nie gleichgültig gewesen war, klang begeistert mit an, als sich zur Zeit der Bürgerglocke die Gesellschaft mit einem fröhlichen Anstoßen der Gläser auf Vater Ixstein trennte.

Valentin war als Knecht in die Dienſte des Bauern getreten, der eine Viertelſtunde vom Dorf einen großen Hof bewohnte, und während der Ernte hatte er treu ſeine Pflicht erfüllt. Da ihm ſeine vor dem Militärdienſt getragenen Kleider zu knapp und zu abgetragen erſchienen, ſo wandte er einen Reſt ſeines früheren Lohns, den er im Heſſiſchen eingezogen hatte, auf einen zierlichen neuen Anzug. Eine ſchwarze, engzugeknöpfte Jacke, auf dem Rücken mit ein paar Schnüren beſetzt, hob ſeine ſchlanke Geſtalt gut hervor. Statt der hier zu Lande modiſchen Kappe wagte er, einen jener über dem linken Ohr aufgeſchlagenen Heckerhüte mit hinten herabhangenden Troddeln anzuſchaffen, die jedem kräftigen Männerkopf den Ausdruck einer kecken Entſchloſſenheit verleihen. Seinen Bart ließ er ungeſchoren, obwohl das in jener Zeit beim Landvolk noch ebenſo ſelten war, als es nach der Revolution von 1848 bräuchlich geworden iſt. In dieſer Tracht, der ſeine feſte militäriſche Haltung erſt den rechten Ausdruck gab, ging er am Kirmeßtage vor dem Mittagseſſen ins Haus Sabinens, die er mittlerweile während der harten Erntetage nur im Vorübergehen hatte begrüßen können, und ſtellte ſich der Mutter Wlaska vor. Von dieſer, die auf ihn in ihrem Ernſt einen ebenſo bedeutenden Eindruck machte, als wiederum ſein männliches Weſen ihr wohlgefiel, erhielt er ſodann gleichfalls die Erlaubniß, Abends vier Uhr Sabinen auf den Tanzboden führen zu dürfen. Valentin war ſo klug, auch die

beiden Schweſtern einzuladen: die ältere nahm es nach kurzem Schönthun mit innerem Vergnügen an, die kleine fromme Ludmilla aber hatte am Morgen ausnahmsweiſe die für heut etwas reichlicher bedachte Küche verſehen und deßhalb auf die Meſſe verzichten müſſen; ſie erklärte daher, ſie wolle lieber den Nachmittag dazu verwenden, um auf das entfernte katholiſche Dorf zu wandern und ſich für die verſäumte Meſſe durch Veſper und Predigt zu entſchädigen.

Schon um drei Uhr war Valentin da und ging ſtolzen Schrittes zwiſchen den beiden ſchönen Mädchen, eines an jedem Arme führend, durchs Dorf zum rothen Ochſen hinab, in deſſen Oberſtock der angeſehenſte Tanzplatz des Ortes ſich befand. Er tiſchte ſeinen Tänzerinnen vom beſten Weinheimer Wein auf, und bald begann nun der Tanz, ſo luſtig, ſo wild und ſo unermüdlich, wie das Landvolk in ganz Deutſchland und in der ganzen Welt an den auserwählten Tagen des Vergnügens — und das ſind ja vor Allem die Kirmeßtage — ihn liebt. Valentin tanzte zuvorkommend mit beiden Mädchen, aber Sabine war und blieb ſein Herzblatt, und auch ſie ſelber ward mit jedem neuen Walzer feuriger und zutraulicher, während die feine Wlaska bald andere Tänzer fand.

Der Tanz mochte eine Stunde gedauert haben, als mit lautem Peitſchenknall und noch lauterem Halloh neue Gäſte heranfuhren. Es waren Heidelberger Studenten mit bunten Mützen und vielfarbigen breiten

Verbindungsbändern, die, ſechzehn an der Zahl, ihre Beine und Stöcke aus zwei gichtbrüchigen Droſchken herausſuchten, deren jede von Einem einzigen lendenlahmen Gaul gezogen wurde.

Unſere Leſer ſollen hier erfahren, daß es in der Nähe jeder Univerſitätsſtadt Eine Hauptkirmeß gibt, die von den Muſenſöhnen ganz regelmäßig und bloß zu dem höchſt uneigennützigen Zwecke beſucht wird, daſelbſt ſich eine triftige Anzahl gediegener Prügel zu holen. In Bonn galt für dieſe Kirmeß während unſerer akademiſchen Periode die zu Siegburg; in Heidelberg ſtand 1844 gerade jenes Ödenwälder Dorf in Mode. Die Waffen, mit denen man für dieſen geiſtreichen Zweck ſich verſah, waren vor zwanzig Jahren die Ziegenhainer; ſeit aber der einzige Wald bei Jena eingegangen iſt, welcher dieſes berühmte Gewächs erzeugte, ſind die dicken ſpaniſchen Rohre ſtark in Schwung gekommen, deren Hieb ſchon ſanfter, obwohl kaum minder einſchneidend iſt. Endlich hat die jüngſte Zeit uns mit der Erfindung der Gutta-Percha-Stöcke beſchenkt. Ich trage kein Bedenken, dieſen den Preis zu geben und ſie für das Ideal und Nonplusultra aller Prügel in der ernſteren Gattung zu erklären (in der komiſchen würde ich das Studentenrapier vorziehen), da ihre gewichtigen Hiebe ſich mit einer Wolluſt und Biegſamkeit, die etwas wahrhaft Schlangenartiges hat, an jede Vertiefung und Erhöhung des Körpers anſchmiegen, dem ſie zufallen. Allein in dem Jahr, von

welchem wir erzählen, war die heilsame Erfindung der Gutta-Percha leider noch nicht gemacht, und so waren es, außer den aushülflich dienenden faustdicken Weichselrohren der Pfeifen, eben Stöcke verschieden an Holz und Stärke, mit denen unsere Achäer den Kampfplatz betraten.

Es gibt keine Menschenklassen, mit denen man herzlicher und unbefangener zechen und froh sein kann, als mit Bauern und Handwerkern. So wie aber ein ächter Student in deren Nähe kommt, fordert es der akademische Brauch, gegen sie brutal zu werden und sie durch Neckereien und Renommagen herauszufordern. Dießmal gab Sabine den Anlaß her, welche einige der Corpsbursche als frühere Bekannte vom Markt her begrüßten. Sie tanzten ein paar Walzer mit ihr, und Valentin war vernünftig und gebildet genug, um sich darüber nicht zu ärgern. Aber da das Wesen von Einigen etwas zutäppisch wurde, beschloß Sabine selbst, der Sache ein Ende zu machen. Das flinke Mädchen trat mit dem Längsten und Uebermüthigsten zum Walzer an, und begann ihn so unablässig und unaufhaltsam herumzureißen, daß er, nachdem sie ihn zehnmal zur Tour um den ganzen Saal herum gezwungen hatte, endlich plump zu Boden fiel. Sie erwartete das, ließ ihn im rechten Augenblick los, sprang mit einem federleichten Hupf über seine Beine weg und tanzte laut lachend den Walzer ohne Tänzer fort bis zu Valentin. Diesen riß sie sofort in den Wirbel hinein und zeigte

deſſen unermüdliche Kraft dem ſtattlichen Renommiſten, der gedemüthigt giftige Blicke auf den von Sabinen offenbar begünſtigten Nebenbuhler ſchoß. Die Studenten beſchloſſen Rache: einer trat Sabinen mit dem Sporn ins Kleid und zerriß es ihr, worauf er ſich halb ſpöttiſch entſchuldigte, und bei dem nächſten Tanz flog ein Stock, wie unverſehens gefallen, Valentin dicht vor die Füße, ſo daß er, wenn Sabine nicht aufmerkte, heftig hätte hinſtürzen müſſen. Er ſprang aus dem Tanz und trat vor den Tiſch der Studenten hin. „War das Spaß oder Ernſt," fragte er, „daß Sie mich und das Mädchen zu Boden werfen wollten?"

„Nimms wie Du willſt, Bauer!" ſagte der lange Renommiſt.

So nehm' ichs als Ernſt, ſchrie Valentin, ſprang drei Schritte zurück und warf ſeine Jacke ab. Von Sabine vergebens zurückgehalten, ergriff er mit erſtaunlicher Behendigkeit einen jener eichenen Bauernſtühle von ſehr einfacher Bauart bei der Rücklehne, und ſtieß deſſen vordre Beine kräftig auf den Boden. Der Erfolg entſprach: das Sitzblatt ſprang entzwei und lieferte ihm an den Vorderbeinen zwei auserwählte Schlägel. Mit dem Rückenblatt und dem, was ſonſt von Trümmern in ſeiner Hand blieb, hielt er ſich nicht lange auf; dieß diente ihm bloß dazu, den langen Renommiſten ſofort kampfunfähig zu machen, indem er es ihm kurzweg an den Kopf warf, daß er zu Boden taumelte. Dann packte er die beiden Stuhlbeine wie Keulen an

deren dünnem Ende, und mit dem einen parirend, mit dem andern drauflosend drang er in den brüllenden Haufen der Studenten ein.

Die deutschen Studenten sind, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht allzusehr durch Herzhaftigkeit ausgezeichnet. Man kann es erleben, daß ein Student eine ehrbare Frau öffentlich beleidigt: das ist nichts, denn einzelne Niederträchtige hat jeder Stand; man kann es aber gleichfalls erleben, daß andre Studenten zugegen sind, welche den Niederträchtigen nicht mit der Reitpeitsche züchtigen. In der That, wer sich auf unsern ideenlosen Schulen acht Jahre mit dem verstümmelten Alterthum abplagt und kann unsere Professoren ein paar Semester hindurch die herkömmlichen Brodcollegien vortragen hört, kann keine Begeisterung in sich retten; die letzte Kraft aber geht mit dem erbärmlichen Duellrenommiren verloren, das den Menschen durch seine Lächerlichkeit so anekelt, daß er hernach vor einer pfeifenden Kugel nicht aufrecht zu stehen vermag. Man sah dieß glänzend im letzten badischen Revolutionskrieg: unter den Freischaarencompagnien sind diese liebenswürdigen Jünglinge, die doch stets die schönsten und längsten Hahnenschwänze trugen, in der Regel die ersten gewesen, die für ihre Mütter ihr junges Leben retteten. Das wirkliche Leben, die Noth und große Schicksale verbessern glücklicherweise das, was unsere Gelehrtenschulen gesündigt haben, bei Einzelnen — nicht bei Allen freilich,

denn unſere Kandidaten, Referendarien und jungen Aerzte ſind ja meiſt die Söhne derjenigen Stände, welche ſich, ſie wiſſen ſelbſt nicht warum, die gebildeten nennen — und aus dieſen iſt die derbe Jugend und der naturwüchſige Heldenmuth längſt entſchwunden, um der geprieſenen Mäßigung, der hochbeliebten Weltklugheit Platz zu machen.

Trotz dieſem verſuchten die Studenten einigen Widerſtand, ſobald ſie wahrnahmen, daß Valentin allein auf ſie einſtürmte; denn die andern jungen Burſche hatten nicht übel Luſt dieſen ſtecken zu laſſen, da er ein Fremder war, während die Mädchen der ſtolzen Sabine halbwegs eine Demüthigung gönnten. Allein noch zur rechten Stunde beſann man ſich, welch eine Lücke es in der Chronik des Dorfes geben müſſe, wenn man einmal die Heidelberger ohne Prügel von der Kirmeß heimließe. Die Ueberlieferung überwog alſo, wie ſo oft, die eigene Meinung; einige Bauernburſche entſchloſſen ſich zum Entſatz Valentins, der ſich von ſpaniſchen Röhren bereits bedenklich umſchwirrt ſah. Und nun wurden die Studenten blitzſchnell und mit wunderbarer Leichtigkeit vom Tanzboden weggeklopft und die Treppe hinuntergeworfen; damit aber war auch nach ritterlicher Kampfesart die ganze Fehde zu Ende, und dem fliehenden Feinde wurde eine goldene Brücke gebaut. Die Studenten durften in der Unterſtube ungeſtört ihre Brauſchen mit naſſen Tüchern verſehen und ſich in ihre Droſchken ſetzen, welche ſie denn ſo raſch

als nur Studentengäule vermögen, in den Sitz ihrer ernsten Musen und lieblichen Nymphen zurückführten.

Nachdem die Luft rein war und jeder der Dorfbursche mit dem tapfern Valentin auf nähere gute Bekanntschaft angeklungen hatte, begann der Tanz von neuem. Valentin hatte sofort, als wäre nichts vorgefallen, seine schwarze Jacke wieder angezogen und schwang sich eben mit Sabine in einer lustigen Polka, als er plötzlich einen scharfen stechenden Schmerz im linken Arme spürte. In einer Pause griff er unter den Aermel und fühlte das warme Blut seiner Hand entgegenquellen. Gleichwol tanzte er erst die Polka durch, trank mit den Mädchen seine Flasche Wein aus und bat Sabinen erst dann, so leid es ihm that, eine Weile mit ihm hinauszugehen, indem er auf das schon den Fußboden betröpfelnde Blut hinwies. Heftig erschreckt forderte sie ihn auf, mit nach ihrem Hause zu kommen, da ihre Mutter ihn rascher als jeder Arzt heilen werde. Wie gerne folgte er, und wie stolz auf einander schritten Beide durchs Dorf in die kleine Hütte der Mutter Wiatka!

Eine zerbrochene Flasche war nach Valentins Kopfe gezielt gewesen, hatte ihm aber bloß den fleischigen Theil des Oberarms zerschnitten. Wiatka nahm mit einem feinen Zänglein eine kleine Glasscherbe, die ihm geblieben war und den Schmerz verursachte, heraus, und verband geschickt die Wunde, nachdem sie ausgewaschen war. Dabei aber verbot sie den jungen Leuten streng,

auf den Tanzboden zurückzukehren, weil dieſes der Tod des Jünglings werden könne; wie zum Erſatz aber ſollte er zum Abendeſſen da bleiben. Wie froh war das Paar über dieſe Auskunft! Die Mutter und die älteſte Tochter, welche auch bald vom Tanzboden heimkam, wirthſchafteten in der Küche, Lukmilla war aus der Veſper noch nicht zurück; Valentin und Sabine, durch den Verfall von heute auf einmal ſich ganz nahe gebracht, durften Viertelſtunden lang allein in der traulich dämmernden Stube zuſammenſitzen. Valentin war für Sabine zum Retter und halbwegs ja auch zum Märtyrer geworden, und von da iſts bei den Frauen nicht mehr weit zum Geliebten. Unſre Leſerinnen mögen ſich jener wonnevollen Stunden der erſten liebenden Annäherung zweier jungen Gemüther erinnern, die Jede, auch die unglücklichſte von ihnen einmal im Leben wenigſtens in einem blaſſen Abbilde kennen gelernt hat. Unſere Leſer weiſen wir dafür auf jene Gefühle zurück, die ſie empfanden, als ſie zum erſtenmal am Familientiſche des Mädchens ſaßen, dem ſie ihr Herz geſchenkt hatten. Wir ſelber erzählen von dieſem Abend nichts weiter.

Es war Winter geworden. Valentin hatte ſich in ſeinem Dienſte als einen treuen und tüchtigen Arbeiter bewährt. Wenn er mit einer tüchtigen Frau eine eigene Wirthſchaft auf einem gepachteten Stückchen Acker anfing und nebenbei als Tagwerker arbeitete, ſo hatte er

Aussicht auf das Brod, das manchem Armen in der arbeitsamen und heimathlichen Pfalz winkt. Man fängt mit Wenig an, man kauft zuerst von irgend einem Auswanderer zu billigem Preise ein kleines Grundstück und legt mit jahrelanger Anstrengung das darauf ruhende Schuldkapitälchen ab. Dann wird ein Wieschen angekauft, um eine Ziege und wenns hoch kommt eine Kuh zu halten. Auf dieser Stufe des errungenen Wohlstands wird nun ein Gemüsegärtchen die Leidenschaft der Frau, wo sie pflanzen und durch den Marktgang Etwas verdienen kann — und so erringt das Paar am Ende auch noch eine eigene Hütte. Dann gehen sie zu ihren Vätern, zufrieden ihren Kindern die erste Handhabe hinterlassen zu können, an welcher dann diese sich manchmal sogar zum Reichthum emporschwingen. Was aber Einem gelang, war auch für Valentin möglich, zumal wenn Sabine das Marktgeschäft oder doch ein gutes Theil ihrer Kunden in seinen Haushalt mit herübertrachte. Seit der Kirmeß galten Beide im Dorfe für ein Liebespaar, und auch im Hause des Mädchens wurde das Bräutigamrecht angenommen. Als im Herbst die Abende lang wurden, spannen die vier Frauen noch eifriger als sonst, und Jede wußte im Stillen wofür.

Valentin war nicht ganz ein Mann nach dem Wunsche der Mutter Blatka, sie hätte der rührigsten Tochter, die so sehr in ihre kräftige Art schlug, gerne eine glänzendere Partie gegönnt als einen Tagwerker. Auch fürchtete sie häuslichen Unfrieden, da Valentin ein

Proteſtant war. Aber die Freier waren in dieſem Hauſe ſchon allzulange ausgeblieben, als daß man hätte wählerisch ſein dürfen. Außerdem lehrte Wlaska, wie jede töchterreiche Mutter, des Glaubens, daß ein glücklich verheirathetes Mädchen die Schweſtern gleichfalls in den heiligen Eheſtand mitreiße: was auch unter zehn Fällen zuweilen einmal zutreffen ſoll. Auch hatte ſie ja ſelber noch immer ihren Wunſch nicht erreicht, es zu einem liegenden Eigenthum zu bringen: durfte ſie Valentin abweiſen, weil er arm war? Als daher eines Sonntags morgens der junge Mann ſein Anliegen der Mutter vortrug, erhielt er ohne Bedenken die Zuſage; er wollte nur ſeine Zeit beim Bauern ausdienen, und dann ſollten die jungen Leute ihre eigene Wirthſchaft anfangen. Seitdem fand Valentin ſich faſt regelmäßig Abends in der Spinnſtube ein, wo Sabine ihre kleine Ausſtattung rüſtete. So verfloſſen ein paar ſtillglückliche Monate, und nun wars zum Aufgebot Zeit, wenn man im Frühjahr Hochzeit machen wollte.

In Baden haben die Geiſtlichen noch die Führung der Civilſtandsregiſter, und die kirchliche Trauung ſchließt die bürgerliche in ſich. Valentin begab ſich demnach zum proteſtantiſchen Pfarrer des Dorfes, bei dem er ſich bereits gleich bei ſeinem Dienſtantritt als Gemeindeglied gemeldet hatte. Er traf ihn, wie man Paſtore zu treffen gewohnt iſt, im Schlafrock und Lehnſtuhl mit der brennenden Pfeife und eine Taſſe Kaffee vor ſich. An dieſem Pfarrer war das Merkwürdigſte, daß er in

seiner ganzen Gemeinde keinen Feind hatte. Dieß ist freilich schwer zu begreifen, denn ein Pfarrer soll ja das Laster züchtigen und die Bosheit aufdecken, was ohne Feindschaften nicht abgeht. Allein ob nun Laster und Bosheit in diesem glücklichen Erdenwinkel gar nicht vorkamen, oder ob der Pastor das Züchtigen und Aufdecken vergaß — genug, er galt für einen vortrefflichen Mann, dem Niemand Etwas vorwerfen könne.

Im Vertrauen hierauf trug Valentin geläufig seine Wünsche vor. Der Pfarrer nickte freundlich, überzeugte sich, daß alle nothwendigen Tauf- und Todtenscheine vorhanden seien, und schrieb sich bereits die Vor- und Zunamen auf das Ankündigungsblättchen, das er aus seiner Kanzelbibel hervornahm. Das erste Aufgebot sollte schon am nächsten Sonntag stattfinden, und an Valentins Geburtsort erbot sich der Pfarrer selbst die nöthige Aufforderung amtlich abgehen zu lassen; der Bräutigam gab ihm herzlich dankend die Hand. Noch einen Gruß an die Jungfer Braut, sagte der Pfarrer, als Valentin die Thüre in die Hand nahm.

Schon war er auf der Treppe, da rief ihn die Stimme des Seelenhirten noch einmal hinauf. „Wie ist es denn," fragte dieser, „mit den hundertfünfzig Gulden?"

„Hundertfünfzig Gulden?" sagte Valentin mit einem leisen Schauder. „Was für hundertfünfzig Gulden?"

„Nun, Sie kennen doch unsere badische Gemeindeordnung? Wer sich in einer Gemeinde verheirathen will, muß zuvor Bürger sein und zu diesem Zweck ein Grund-

ſtück oder eine Geldſumme aufweiſen. Ein liegendes Eigenthum haben Sie meines Wiſſens nicht, die Braut hat es auch nicht; die Geldſumme aber beträgt für Landſtädtchen und Dörfer hundertfünfzig Gulden."

„Herr Pfarrer," ſagte der arme Junge, „das kommt mir wie ein Blitz vom Himmel herunter. Ich kann ja doch von meinem Arbeiten leben und gut leben, ſelbſt wenn ein paar Kinder dazu kämen; ſoll ich denn, weil ich arm bin, keine Frau nehmen dürfen?"

Der Pfarrer that ein paar ſtarke Züge aus der Pfeife, zuckte die Achſeln und erwiederte: „Jede Gemeinde ſucht ſich zu hüten, daß nicht arme Leute in ſie hineinheirathen, Kinder zeugen und ſo in das Vermögen der Gemeinde ſich breit hineinſetzen. Darum haben unſere Kammern Anno 1831, als die neue Gemeindeordnung und die vielen liberalen Geſetze gemacht worden ſind, dieſen Punkt ausdrücklich aufgenommen."

„Aber mein Gott," ſagte Valentin faſt verzweifelnd, „was iſt denn da zu thun? Wäre die Sabine meine Frau und ich hätte meine eigene Wirthſchaft, ſo ſollten die hundertfünfzig Gulden in anderthalb Jahren da ſein, aber ſo zwingen wird's nicht bald." „Herr Pfarrer," fuhr er fort, als Jener ſchwieg: „Sie ſind ein guter Mann und haben auch eigenes Vermögen; helfen Sie mir in die Ehe hinein, leihen Sie mir hundert Gulden, die fünfzig wollen wir ſchon dazu verdienen, bis zum Herbſt. Oder ſchaffen Sie's von guten Leuten."

„Hören Sie, Valentin, das geht nicht an," sagte der Pfarrer gleichmüthig. „Meine kleinen Kapitalien stehen alle fest, und ich muß zuerst an meine eigene zahlreiche Familie denken. Ich halte Sie für einen braven Mann, aber wenn Sie sterben? Und bei Andern für Sie borgen — das müssen Sie nicht verlangen. Ich kann bei Ihnen wohl frei heraus sprechen. Sehen Sie, die Gemeinde hat die Familie Ihrer Braut nicht gern. Es ist eine brave Familie, eine arbeitsame Familie, auch eine fromme Familie auf ihre Art und Weise — aber sie sind fremd, sie sind katholisch, sie sind arm. Heirathen die Mädchen und es geht nachher mit der Wirthschaft schief, so fallen die Kinder der Gemeinde zur Last. Nun muß ein Pfarrer sich alle Mühe geben, daß er seinen Gemeindegliedern zu Willen lebt und sich ja keine Feinde macht. Darnach habe ich immer gestrebt, und Gott sei Dank, es ist mir auch gelungen. Wenn ich nun Ihnen zur Ehe mit dem Mädchen verhülfe, so würde mir das übel genommen. Probiren Sie es daher lieber in Ihrer eigenen Heimath; dort können Sie nach den Gesetzen ebenfalls getraut werden."

Valentin erblaßte vor Zorn, und sprach ingrimmig: „Zu was soll ichs erst noch einmal im Oberland versuchen? Daheim bin ich gerade so gut ein armer Junge, wie hier unten in der Pfalz. Obendrein bin ich dort fremd geworden und müßte wenigstens ein Jahr erst wieder daselbst arbeiten, daß die Leute Vertrauen zu mir hätten. So lange kann ich und will ich nicht

warten. Alſo," ſagte er zum Weggehen ſich wendend, „iſt das Ihr letztes Wort? Sie wollen wirklich nichts dafür thun, daß ich als redlicher Bürger und guter Chriſt in die Ehe komme?"

„Ich habe Ihnen ja geſagt," erwiederte der Pfarrer mit Ungeduld, „ich kanns nicht und darf es nicht. Die Amtspflicht und, junger Mann, die Amtsklugheit! — Uebrigens thut es mir leid, daß wir über dieſen Gegenſtand uns gegenwärtig nicht weiter beſprechen können: mein Küſter wartet ſchon lange unten, denn ich habe eine Kindtaufe."

Bei dieſen Worten zog der Pfarrer (ſo eilig waren die Amtsgeſchäfte) vor Valentins Augen den Schlafrock aus und griff nach ſeinem ſchwarzen Rock, der an der Wand hing. Dieſe Andeutung, daß die in Gnaden gewährte Audienz bei dem hochehrwürdigen Herrn nunmehr vorüber ſei, konnte Niemand mißverſtehen. Valentin ließ einen tiefen Seufzer aus und trat mit einer ſtummen Verbeugung aus der Thüre. Der Pfarrer aber beendete gleichmüthig ſeinen Anzug und ſetzte ſich ſodann wieder in den Lehnſtuhl, um vor den ſo eiligen Amtsgeſchäften zuvörderſt noch ſeine Pfeife auszurauchen und keinen Reſt davon zu laſſen. Während ſein ſterbliches Theil ſich mit dieſer Verrichtung zerſtreute, ſammelte er in ſeinem Geiſte einige locker in der Studirſtube herumflatternde Gedanken, um ſie im Hauſe des Bauern, wohin er ging, zu einer nothdürftigen Kindtaufrede zuſammenzuſetzen.

Valentin ging gesenkten Hauptes und tief beschämt zum Hause seiner Braut zurück; er hatte jetzt freilich Gelegenheit, darüber nachzudenken, woher die gepriesene Beliebtheit des Herrn Pfarrers stamme. Ein giftiger Mehlthau fiel über das Familienglück, das gestern Abend die traute Stube noch mit so frohem Hoffnungsschimmer vergoldet hatte.

Die Mutter Wlaska war, wie gewöhnlich, die Erste, die sich faßte. Oi, sagte sie, die Sabine gehört ja gar nicht zu der Gemeinde des protestantischen Predigers. Wir wollen Sonntag nach der Messe mit unserm Dechanten darüber sprechen, der ist mir immer gut gewesen und hat mir gar manchmal freundlichen und nützlichen Rath gegeben. Du sollst sehen, Valentin, der ist vernünftiger und auch besser auf die armen Leute.

Und so geschah es. Sabine ging den folgenden Sonntag mit der Mutter, und sie fanden einen freundlichen Empfang beim Dechanten, der ihren regelmäßigen Kirchenbesuch aus dem entfernten Orte sehr zu schätzen wußte. Stockend trug Sabine ihren Wunsch vor und schüttete in Einem Athem ihr Herz auch über die hundertfünfzig Gulden aus. „Ich wollte mich," sagte sie, „Tag und Nacht plagen, bis wir sie hernach zusammenhätten und wiedergeben könnten, und auch der Valentin verstehts Arbeiten wie Einer! Wenn nur auf Ihr Wort, Herr Dechant, Einer sie uns vorstreckte!"

„Das könnte sich machen," sagte der Dechant. „Warum nicht? Ich habe gute Freunde unter den Herrn droben

um Freiburg und ſonſt im Oberland, die würden ſchon Etwas thun. Es iſt zwar bedenklich, daß die Sabine einen Calviner heirathet, da aber natürlich alle Kinder katholiſch werden —

Alſo das wäre die Bedingung? fiel ihm die Braut ins Wort.

Wie kannſt Du darnach nur fragen, Sabine? ſagte der Geiſtliche erſtaunt. Erinnerſt Du Dich denn der Chriſtenlehre nicht mehr, die Du bei mir empfangen haſt? Eher will ich die Stola nimmer anziehen, ehe denn ich eine gemiſchte Ehe traue, wo das nicht zugeſagt wird. Noch viel weniger möchte ich zum Bürgergelde helfen, daß eine Ehe ohne dieſe Bedingung geſchloſſen würde.

Dann geht es nicht, ſagte Sabine. Wir zwei haben das ſchon mit einander beredet, daß wir darüber niemals hadern wollen. Wir überlaſſen es dem lieben Gott: ſchenkt der uns Kinder und das erſte iſt ein Junge, ſo gehen ſie alle nach des Vaters Glauben, iſts ein Mädchen, ſo laſſen wir ſie alleſammt katholiſch taufen, dann haben ſie auch unter ſich nachher keinen Hader. Davon geht auch der Valentin nicht mehr ab, das weiß ich zum voraus.

Ja, Mädchen, ſagte jetzt der Dechant mit offener Entrüſtung, wenn Du ſo leichtſinnig das Seelenheil Deiner Kinder aufs Spiel ſetzeſt, daß Du Dir nicht einmal Mühe geben willſt, Deinen Mann herumzukriegen, dann wäre es ja eine Sünde, Dir zu einer

solchen Ehe zu verhelfen: am Ende risse der Calviner noch Deine eigene Seele dazu ins Verderben mit. Nein, mein Kind, fügte er sanfter hinzu (denn die Kirche redet stets sanft, wenn sie uns einen Stich ins Herz gibt) opfre Du lieber Deinen Wunsch Gott auf; besser nicht freien, als am Glauben Schiffbruch leiden!

Trotz den Einsprüchen der Mutter, trotz den thränenreichen Bitten der unglücklichen Braut bestand der Dechant auf seiner Weigerung, und als er nun zuletzt die bis dahin ruhige Besprechung in eine heftig niederregnende Strafpredigt auslaufen ließ, da fanden beide es gerathen, diesem kräftigen Wasserbade mit verzagtem Herzen sich zu entziehen. Valentin kam ihnen unterwegs entgegen und empfing die hoffnungslose Kunde aus erster Hand.

Nach dieser abermals erloschenen Aussicht war für heute an keine vertrauliche Familienunterhaltung mehr zu denken. Auch für die Schwestern Sabinens lag ja eine bittre Lehre darin, und die Hoffnungen der Mutter Wlaska, auf eine Verbesserung ihres Hausstandes durch künftige Schwiegersöhne gingen gleichfalls einigermaßen in die Brüche. Valentin benutzte also den Sonntagabend zu einem einsamen Spaziergang in den Wald. Er fühlte, daß hier ein schweres Unrecht der menschlichen Gesellschaft verborgen liege; aber zum erstenmale berührte ihn dieser Gedanke, und sein einfacher Verstand konnte aus ihm noch keine Folgerungen ziehen. Demnach lenkte er lieber seinen Sinn darauf, was

seinerseits zur Abhülfe geschehen könne. Er rechnete zusammen, daß, wenn er seine und Sabinens Habseligkeiten verpfände, wenn die Mutter alles Geld auf ein paar Wochen aus dem Handel ziehe, alles vorhandene Geflügel und Gartenkraut ausverkaufe, und wenn endlich auf die im Hause vorhandenen Hausgeräthe geborgt werde, man wohl fünfzig Gulden zusammen bringen könne; somit blieben noch hundert zu beschaffen. Hundert Gulden sind eine unermeßlich große Summe, wenn sie nicht auf der Börse, am Spieltisch oder mit der Feder, sondern mit Spaten und Botengängen verdient werden sollen. Das wußte auch Valentin recht wohl, aber dennoch meinte er, dieses Geld, wenn Sabine mit Spinnen nachhelfe, etwa in vier bis fünf Jahren aufbringen zu können. Die Rechnung war ohne den Wirth gemacht, aber sie erleichterte wenigstens sein Herz. Er theilte sie noch an demselben Abend Sabinen mit und trat sobald als möglich aus dem Dienst als Knecht heraus, weil er als Taglöhner mehr baares Geld hoffte zurücklegen zu können.

So arbeiteten und sparten sie denn zur Probe drei volle Monate. Sabine spann mit müden Augen und Händen ein paar Stunden tiefer als ihre Schwestern in die Nacht hinein; Valentin zog sich an Essen und Trinken das Mögliche ab. Nach drei Monaten kamen sie zusammen und rechneten. Mit der höchsten Anstrengung hatten beide zusammen neun Gulden erspart, aber beide fühlten auch, daß sie dieses Leben keine drei

Jahre fortsetzen könnten. Ein stiller tiefer Ingrimm gegen die Welt, die ihr Glück an unmögliche Bedingungen knüpfte, zerwühlte ihre Herzen, und schon waren beide dem Entschlusse nahe, dafür nach dem Urtheile dieser Welt auch nichts mehr zu fragen.

Wir können so lange nicht warten, sagte Valentin. Dieses Leben ist ein Hundeleben, und nur wenn wir beisammen wären, könnte etwas verdient werden. Die Gemeinde hat Dir, Sabine, Dein schönes Angesicht und mir meine Kräfte nicht geschenkt, und wenn ich grabe und Du spinnst, so machen wir doch andere Leute reich mit unserem Arbeiten. Mein Arm ist gerade so gut wie eines andern Bauern Grundstück, denn das Grundstück trägt nichts ohne die Arbeit des Armes. Darf nun der heirathen, der das Grundstück hat, so darf ichs auch.

Ja, sagte Sabine, aber die Kirche?

Liebes Herz, antwortete Valentin, man liest allezeit, daß die ersten Christen bitterarme Leute gewesen sind, aber geheirathet haben sie doch, und wenn Noth kam, so halfen sie den armen Eheleuten fort. Thut das die Kirche jetzt nicht mehr, so geht sie auch nicht mehr in den Wegen der Apostel. Und ohnein hats Eben gegeben, ehe man an eine Kirche dachte. Ob wir getraut sind oder nicht, fügte er bitter hinzu, unsere Kinder taufen sie uns doch, und wenn wir sterben, müssen sie die auch ernähren.

Ein liebendes Gemüth ist leicht zu überzeugen, daß es außer der Liebe keine Pflicht gebe, und daß ihr

jedes Bedenken weichen müſſe. Als ſie ſchieden, als nun Valentin ſeine Braut fragte: Sprich, Sabine, willſt Du zum Trotz aller Welt vor Gott meine Frau werden mit Leib und Seele, bis wir ſo viel haben, daß wir getraut werden können? — da wandte Sabine ſich ab, aber ſie gab ihm abgewendet die Hand.

Morgen iſt Sonntag, ſagte er, ſo komm morgen, wenn die Sonne untergehen will, in Deinen beſten Kleidern ans Brünnele, wo wir uns zuerſt geſehen haben.

Ein reines Herz freut ſich auf ſeinen Hochzeitstag, wie ein Kind auf den Chriſtbaum, und dieſes Brautpaar hatte ein reines Herz. Nicht ein wilder Rauſch der Sinne, ſondern die innige ſtille Vorfreude in dem Gedanken, endlich einander ganz anzugehören, wohnte dieſen Sonntag in ihren Seelen, und mit ſüßer Scheu ſahen ſie den Abend herannahen, der heiß und prächtig über der ſchönen Sommerflur aufging.

Und wieder war es im Juli, wie voriges Jahr, als der erſte Augenblick, da ſie einander ſahen, ihr Schickſal entſchied. Wieder verglomm die Sonne jenſeits des Speyerer Doms, wieder kniſterte der Spelz geiſterhaft in der Abendglut, wieder ließ die Wachtel ihren eintönigen Laut über die Felder gellen, und der Thymian ſtand in voller duftiger Blüthe. Und wieder ſtieg auch Sabine den Felspfad hinauf, ſchön gekleidet, leicht und herrlich wie damals, und Valentin harrete ihrer auf der Einfaſſung des Börnleins unter dem dunkeln Linden-

ſchatten. Schweigend ſetzten ſie ſich zuſammen, ſchweigend ſaßen ſie eine lange, lange Zeit Herz an Herz, bis die Sonne ganz herunter und die Flur verſtummt war. Dann ſprach Valentin: So frage ich Dich denn nun, ob Du von heut an und immerdar, bis der Tod uns ſcheidet, meine treue Frau ſein willſt vor Gott im Himmel, recht ſo, als ob wir vor dem Altar getraut wären? Und Sabine antwortete Ja. Da kniete er vor ihr nieder und ſprach: So will auch ich Dein Mann ſein in Noth und Tod, und meine Seele ſoll verloren gehen, wenn ich Dich jemals verlaſſe! Damit löſte er einen goldenen Ring von ſeinem kleinen Finger — es war ein kleines Ringlein, einſt von ſeinem Taufrathen ihm geſchenkt und nun ſchon längſt von der harten Arbeit dieſer Hand dünngeſchliffen — das ſteckte er an ihre Hand. Und Sabine nahm dafür das ſilberne Kreuzchen von ihrem Halſe und hängte es auf die Bruſt ihres Bräutigams. Dann fiel ſie neben ihm auf die Knie nieder und gab ihm den Kuß der ewigen Treue, und ſie falteten ihre vier Hände in Einen Bund und aus beider Herzen ſtieg ein ſtummes Gebet zu Dem auf, der alle Ehen in der erſten geſegnet hat, die er im Schweigen des Paradieſes oder im Rauſchen des Urwalds ohne die Formeln eines Prieſters ſchloß.

Und nun erhuben ſie ſich. Sabine hatte im Körbchen ein Abendbrod mitgebracht, Valentin nahm eine Flaſche Wein aus dem Brünnchen, wo er ſie kühlte. Sie ſetzten ſich auf den Rand des Quells, und zum

erſtenmale aßen ſie fröhlich allein mit einander, wie ſie bald hofften am eigenen feſten Tiſche zuſammenzuſitzen. Dann ſprang Sabine auf und that ſcherzend, als wolle ſie ihm fortlaufen; er aber verfolgte ſie — und die Waldſchlucht, aus der er einſt zum erſten Anblick dieſes beglückten Thals hervorgetreten war, nahm beide in ihren undurchdringlichen Schatten auf.

Am folgenden Morgen ging Sabine auf den Markt nach Heidelberg, und die Mutter, die Einiges ſelbſt zu beſorgen wünſchte, ging ausnahmsweiſe mit. Die junge Frau fühlte, daß ſie vor der Mutter ihr Geheimniß nicht bewahren dürfe und fragte alſo: Sag, Mutter, wie kam es denn, daß Du ohne Mühe mit dem Vater getraut wurdeſt, denn arm waret ihr doch auch?

Ach Gott, Kind, antwortete Wlaska, in der Kriegszeit gabs allewege nicht ſo viel Umſtände; nach Geld und Gut fragte dazumal Niemand. Dein Vater und ich wir gingen zu einem Feldpater und ſagten: Traut uns. Das that er und damit wars gut; der Pater war froh, daß wir uns nur die Mühe gaben ihn um ſeinen Segen zu bitten.

Du haſt es alſo leicht gehabt, Mutter. Wenn aber der Vater Nein ſagte, was hätteſt Du gethan?

Liebe Sabine, antwortete Wlaska, Du mußt Deine Mutter nicht in Verſuchung führen. Du weißt, was über die Sache im Katechismus ſteht.

Mutter, ſagte die Tochter, ich fragte Dich nicht nach dem Katechismus, ſondern nach Deinem Herzen. Hätteſt Du den Vater geben heißen, wenn Ihr nicht getraut wurdet?

Nein, ſagte Wlaska, ich hatte ihn zu lieb dafür. Aber damals fragte man auch nicht ſo viel nach dem Geſetz, wie jetzt. Bei uns Zigeunern iſt das immer freier geweſen: man heirathet ſich im Walde und hernach zeigt mans nur dem Hauptmann an.

Nun, Mutter, ſagte Sabine friſch heraus, ſo hab' ich auch gethan, und Valentin iſt jetzt wirklich mein Mann.

Die Mutter blickte ihrer Tochter bekümmert ins Antlitz. Sabine, ſagte ſie, ich ſollte Dir böſe ſein, doch ich wußte voraus, daß es ſo kommen würde, und es konnte auch nicht anders kommen. Aber Du dauerſt mich, denn Du wirſt ſchrecklich hiefür leiden müſſen!

Mutter Wlaska kannte das Leben und die Menſchennatur; ſie ſagte die Wahrheit. Nach der ächten rückſichtsloſen Liebe ſehnt ſich jedes Menſchenherz, und da dennoch nur wenige Herzen die Kraft haben, ſie zu gewinnen, ſo entſteht in den meiſten Gemüthern ein Ingrimm gegen Jeden, der es wagt, um einer ſolchen Liebe willen der menſchlichen Geſellſchaft, ihren Urtheilen und Vorurtheilen zu trotzen. Dieſes Paar glaubte ſeine Lage zu verbeſſern, indem es einen unwiderruflichen Schritt that; aber es hatte ſie im Gegentheil wo möglich noch verſchlimmert.

Verhältniſſe, wie dieſes, werden auf dem Dorfe ſehr ſchnell bekannt. Was bei Sabine ein ganz freier, ja ein ſchwerer und ſtarker Entſchluß geweſen war, wurde ihr als Schwäche und Leichtſinn angerechnet: man ſah darin nichts als eine wohlverdiente Demüthigung ihres Stolzes, und Alles war überzeugt, daß Valentin ihr nicht einmal treu bleiben werde. Um ſie recht zu ängſtigen, gaben ſich jetzt ſogar mehrere Mädchen abſichtlich und augenfällig Mühe um den jungen Mann, der ſie freilich übel ablaufen ließ. Es entſtand unter den Frauen eine Art ſtiller Verſchwörung, welche ſich nicht bloß auf das Paar, ſondern auch auf die ganze Familie bezog und dem Marktgeſchäft derſelben bald erheblichen Schaden that. Die wackern Gemeindevorſteher grämten ſich bitter über die Möglichkeit, daß nun doch die Zigeunerhaushaltung, wie man ſie nannte, ſich um Sproſſen vermehren könne, denen ſich das Heimatsrecht nicht abſprechen laſſe. So vereinigte ſich Alles zu einem freilich nie ausgeſprochenen Plan, den jungen Leuten nirgendwo einen Vorſchub zu thun, um ſie wo möglich zum Wegziehen nach einem andern Orte zu veranlaſſen!

Valentin und Sabine waren Geächtete — und ein Geächteter kommt auf keinen grünen Zweig.

Das fühlte Valentin am bitterſten, als er ſich für ſeine anzufangende Haushaltung eine kleine Wohnung miethen wollte. Seine Arbeitskraft und Sabinens Fleiß kannte Jeder, und Wohnungen gab es genug, da noch

kürzlich mehrere Haushaltungen nach St. Louis ausgewandert waren. Allein die Frauen in allen Häusern, wohin er kam, wiesen ihm mehr oder minder grob mit der Andeutung die Thüre, daß sie die Wirthschaft einer wilden Ehe unter ihrem Dache nicht dulden würden. Wie selig hatte er sich das geträumt, mit seinem jungen Weibe einsam zusammen zu sitzen und allen Verdruß im vertrauten Geplauder an ihrem Herzen zu vergessen! Gelang erst das, kam erst die süße Ruhe des eigenen Herdes über sie, dann konnte, dann mußte ja Alles besser gehen! Aber ach — statt des gehofften eigenen Herdes sah Valentin sich plötzlich selber obdachlos, da er seine Stelle als Knecht gekündigt hatte und nun dem neugemietheten Manne Platz machen mußte. Kaum erlangte er zuletzt für seine eigene Person eine kleine Bodenkammer auf einem einsamen Gut, das wohl eine halbe Stunde von dem Dorfe entfernt lag. Er nahm auch diese Zufluchtstätte vorläufig an; denn sich ins Haus der Mutter Wlaska einzudrängen, dazu war er zu stolz, selbst wenn es möglich gewesen wäre.

Es war aber auch nicht möglich, denn Sabinens Schwestern hätten das nicht geduldet. Beide fühlten sehr wohl, daß der Nachtheil dieser unglücklichen Liebe auch auf sie und zwar sehr stark zurückfiel; ihre Hoffnungen auf häusliches Glück sanken tief herunter durch die arme Schwester. Zwar behandelten sie die letztere nicht geradezu unfreundlich, aber das fühlte Sabine doch durch, daß statt der frühern Herzlichkeit

eine leise Verachtung in den Gemüthern aufwuchs. Die ältere, Wlaska, machte große Ansprüche an Glück, und sah sich nun sogar von Valentin, den sie wegen seiner Armuth stets mit Stolz behandelt hatte, gegen die jüngere Sabine zurückgesetzt. Ludmilla aber entwickelte täglich mehr eine nonnenhafte Frömmigkeit, und hatte gegen Sabinen jenes um seines Hochmuths willen ganz unerträgliche Mitleid, mit welchem die Gottseligen Alles von oben herab anschauen, was ihnen ein Fehltritt beißt. Nur das Mutterherz verleugnete sich niemals; Mutter Wlaska, obwohl sie klarer als Alle überblickte, welch ein Schlag ihr Haus und ihr Geschäft betroffen habe, rechnete die Verschuldung der Welt nicht ihrer Tochter an.

Die Natur erquickt auch das große Leid mit ihren unschätzbaren Gaben. Im Frühling brachte Sabine ihrem Manne sein erstes Kind, einen schönen Jungen mit den treuen dunkelbraunen Augen der Mutter. Zwar war es ein trauriges Vorzeichen, daß als Taufpathe der Todtengräber genommen werden mußte, weil kein anderer Mann dafür sich auffinden ließ. Auch ging das Gerede im Dorf von neuem und bitterer als je zuvor los. Gerade die Frauen, die den ein Obdach suchenden Valentin am schnödesten aus ihren Häusern gewiesen hatten, äußerten jetzt den meisten Ingrimm darüber, daß das Paar nicht wenigstens zuvor unter Ein Dach gezogen sei, damit die Sache doch noch einen Schein von Ehestand an sich hätte. Aber es ist mit

Kindern doch ein wunderlich Ding, zumal wenn sie hübsche Augen haben: sie stehlen auch den bösesten Leuten zuweilen das Herz, und leicht geschieht es, daß sie uns mit der Welt und die Welt mit uns versöhnen. Die Mutter Blaska war im höchsten Grade glücklich über den Enkel, und auch die Töchter trugen ihre Abneigung nicht auf das unschuldige Kind über. Ganz selig aber war Valentin, und beide Ehegatten gelobten von neuem auf das Haupt des Knaben sich unverbrüchliche Treue und den höchsten Fleiß, um ihm eine berechtigte Stellung im Leben zu verschaffen.

Zu diesem Zwecke faßte Valentin einen Entschluß, den man unter diesen Umständen fast einen verzweifelten nennen konnte. Bis dahin hatte er sich noch ganz wohl als Schnitter und Drescher erhalten; jetzt aber im Frühjahr ließ die Arbeit nach und er mußte von seinem Gelde zehren. Die Ungunst der Nachbarschaft erstreckte sich auch auf ihn; er nahm sich mit blutendem Herzen vor, auswärts Arbeit zu suchen und sein Weib mit ihrem Kummer allein zu lassen. Nach einem herzzerreißenden Abschied ging er in die jenseitige Pfalz und arbeitete dort den Sommer über an der Eisenbahn nach Kaiserslautern, was gut bezahlt wurde. Im Herbst kam er mit einer ansehnlichen Handvoll Gulden zurück nach Hause: aber nun gab es in den Wintermonaten gar keinen Verdienst, und er fand die Familie stark im Zurückgehen. Die Abneigung der Gemeinde trug ihre giftigen Früchte. Auch konnte Sabine wegen des

Kindes die Marktgänge nicht regelmäßig mehr thun: die älteste Schwester war zu schwächlich, die jüngere nicht regsam und munter genug zu dieser Art von Geschäft. Während Valentin auf den Erwerb dieses Hauses Hoffnungen gebaut hatte, sah er jetzt gerade umgekehrt sich genöthigt, seine Frau mit seinem Verdienst zu unterstützen. Im Frühling war kein halber Gulden mehr in seiner Tasche, und Valentin mußte von neuem auf die Eisenbahn wandern. Alle Aussicht, je die nöthige Summe zusammenzubringen, war dahin, und mit dem dumpfen Schmerz der Hoffnungslosigkeit nahm der Vater dießmal von Weib und Kind Abschied.

Hatte er aber so an der eigenen einzelnen Kraft verzweifeln müssen, so lernte er dafür in seinem neuen Geschäft Glauben an die Gesammtheit fassen. Jene Eisenbahn, wie sie von Neustadt aus viele Meilen weit in schlängelndem Lauf durch die rothen Sandsteinfelsen sich bis Hochfreyer hinaufzieht, ist ein Riesenzeugniß von der Macht des Menschengeistes und der Menschenfaust; ihr bloßer Anblick hebt die Brust und zwingt uns, groß von dem gegenwärtigen Geschlecht zu denken. Die endlosen Tunnels, in kühnem Bogenlauf unter den alten Raubburgen durchgeführt, drücken so recht unsere Uebermacht über die Vorwelt mit den schloßartigen Eingängen aus, die wie Triumphbogen der Arbeit das dunkelgrüne Thal schmücken. Ein starkes Weben dieses Stolzes fühlte Valentin unter den Arbeitern, die dort seine Genossen wurden. Sie waren aus aller Welt

zuſammengeſtrömt, und viele trugen in ihrem Kopfe über die deutſche Grenze die neue Lehre, welche beſtimmt iſt, in der nächſten Zukunft die Geſtalt unſeres alternden Welttheils noch einmal zu verjüngen. Wie einſt in den Katakomben Roms das Chriſtenthum, wie in den tiefen Schachten des Erzgebirges und des Salzkammergutes die neue Lehre Luthers, ſo verbreiten in unſern Tagen im Dunkel der werdenden Tunnels unter den Arbeitern ſich jene Lehrſätze des jüngſten Weltevangeliums, die klar ſind wie das Licht der Sonne, einfach und unumſtößlich wie das Zeugniß der Menſchenſeele von Gott, und die das ſchärfſte Siegel ihrer Wahrheit darin an ſich tragen, daß ihre Anhänger von den ungläubigen und harten Herzen mit demſelben dunkeln Haß verfolgt und gekreuzigt werden, wie die Apoſtel und die Boten der Reformation zu ihrer Zeit. Hier im ſtillen einſamen Denken und in der leiſen Belehrung ſeiner Kameraden ging auch für Valentin endlich die Klarheit auf. Er begriff, daß aller Reichthum des Volkes allein auf der Arbeit ruht, und daß das Kapital ſelbſt nur das Kind der Arbeit iſt, das undankbare Kind, welches ſeine Mutter in den Hungerthurm ſperrt. Er ſah ein, daß wer arbeitet, nicht bittweiſe das Recht zu leben erlangt, ſondern daß er von Natur Anſpruch hat auf ein menſchenwürdiges Daſein — nicht Anſpruch auf Federbetten, Champagner und Trüffeln, denn die ſind zum Genuß des Lebens nicht nöthig, wohl aber den Anſpruch, ein Weib recht-

mäßig zu beſitzen, ſatt an einem eigenen Herde auszuruhen und Kinder ohne Schamgefühl und Seelenqual an ſein Herz zu drücken. Er ſah es an ſeinem Beiſpiel, daß eine Weltordnung, wie die gegenwärtige, eben weil ſie auf das Eigenthum einen falſchen Werth legt, das Recht des Eigenthums der großen Mehrheit der Lebendigen grauſam entreißt; daß alſo ein neuer Begriff des Eigenthums in den Geiſtern der Menſchen lebendig werden müſſe. Seit dieſer Stunde tröſtete ihn die Ruhe des Gedankens für den eigenen Seelenſchmerz; — aber es war eine Löwenruhe, die ſich ſtets bereit hielt, aus dem Lager der Ueberzeugung auf das Feld der That und des Kampfes hinüber zu ſpringen.

Als er im Spätherbſt 1847 nach Hauſe kam, ſah er ſich ärmer als je; denn das ſchreckliche Nothjahr hatte die Familie ganz heruntergebracht und ſogar gezwungen, von ihrem Hausraube zu leben, den er nun mit ſeinem Erwerb wieder einlöste. Aber Valentin verzagte jetzt nicht mehr, denn gerade die Noth war ihm ein Morgenweben der neuen Zukunft, auf welche auch ſchon die Proletariereaufſtände deſſelben Sommers deutlich hinwieſen. Er brachte mehrere Schriften ſeiner Richtung mit, die ganz zerleſen waren, da ſie unter den Arbeitern von Hand zu Hand gingen. Seiner Frau redete er wenig von dieſen Dingen, aber ein offenes Ohr und einen hellen Kopf fand er an Mutter Wanka. Ihr war ja von ihrer Jugend an die Noth vertraut: bis zum dreißigſten Jahre jene Kriege

durchlebend, in denen Oeſterreich unter den ermattendſten Anſtrengungen in Italien, Schwaben, Böhmen, der Macht Napoleons erlag, hatte ſie das Elend in ſeinen ſchrecklichſten Geſtalten kennen gelernt, und jetzt ſah ſie nicht in ihrer allein, ſondern in gar mancher Familie des Todes die Verarmung anpochen. Sie verſtand das Feuer, mit welchem Valentin ſeine Lehren vertrug, und ſie gab ihm zu ſeinen Lehrſätzen die Summe der Erfahrung. Tüchtige Weiber ſind das feine reinliche Linnen, durch welches ein Heilkünſtler die Arznei gießen läßt, um ſie zu klären: was noch trüb und wirr im Tiegel des menſchlichen Geiſtes kocht und brodelt, das nöthigen ſie ihm durchſichtig und kryſtallen ans Licht zu treiben.

Im Februar ſtand Valentin am Wochenbett ſeiner Frau, die ihm ſein zweites Kind, dießmal ein luſtig in die Welt hineinſchauendes Töchterchen, auf den Arm reichte. In dieſem Augenblick ſchlug im Weſten der prächtige Blitz der Pariſer Revolution auf, und Valentin goß heiße Freudenthränen über die Stirn ſeines Kindes, das nun ſchon Bürgerin einer neuen Weltordnung werden ſollte.

Das war der erſte Schlag, ſagte er zu ſeiner Schwiegermutter, die andern folgen'

Und ſie folgten, raſcher als der kühnſte Seher Zeit fand, ſie zu weiſſagen. In Mailand, Wien, Ungarn zündeten die Schläge, am ſpäteſten, aber am unwiderſtehlichſten in Berlin. Das politiſche Sprozengezänke über eine Verfaſſung war ſchleunig beſeitigt, und mit

dem furchtbaren, kalt lächelnden Räthſelgeſicht einer Sphinx trat hinter allen konſtituirenden Verſammlungen die Frage der Arbeit und des Brodes hervor. Die Einheit Deutſchlands! das war das Zauberwort, welches den Bundestag niederwarf und das Frankfurter Parlament ſchuf. Nicht der ſchwärmende Burſchenſchäftler allein, nicht der Preußiſchgeſinnte, der auf eine Kaiſerkrone ſpekulirte, oder der Bürger kleiner Staaten, der endlich einmal im Strome eines großen Volksthums verſchwimmen wollte — nicht ſie allein ſchwuren, das Frankfurter Einheitswerk mit Gut und Blut zu ſchirmen, ſondern auch die vier Fünftel der deutſchen Bevölkerung thaten es, die von der Arbeit ihrer Hände leben müſſen. Denn die Arbeiter ſahen, daß, wenn Deutſchland mächtig werde, wie England; einig, wie Frankreich, es ſeine Waaren ſelbſt auf den Weltmarkt bringen und alſo bereit vertreiben könne. Für uns war die Einheitsfrage der Anfang zur Löſung der Arbeitsfrage.

Und wieder ſchaffte Valentin auf der Eiſenbahn bei Frankenſtein — da brach die pfälziſche Revolution los. Dieſelbe Frankfurter Verſammlung, der das Volk trotz ihrer Schwäche treu anhing, erkannte durch ihren Senkboten den Landesausſchuß an. Plötzlich trat auch Baden bei, der Ruf: Freiheit, Wohlſtand, Bildung für Alle! den ſchon Struve auf ſeine Fahne geſetzt, ſcholl jetzt als Bannerſpruch eines ganzen Staats, mächtig lockend für jeden Armen, herüber. Nun war Valentin nicht mehr zu halten. Er warf ſeine Spitzhaue

hin, brauste auf der Bahn, an der er ein gutes Stück in drei schwülen Sommern mitgebaut, nach Mannheim hinunter und kam zu Hause an, als so eben die provisorischen Herrscher des Landes das Gesetz über die Volksbewaffnung erließen. Jetzt war ihm ein Feld aufgethan für seine militärische Tüchtigkeit. Die Jünglinge seines Ortes konnten ihn nicht mehr entbehren, das erste Aufgebot wählte ihn zum Befehlshaber, und in wenigen Tagen hatte er mit ihm die nöthigen Uebungen in der geschlossenen Bewegung durchgemacht. Er eilte zum Civilkommissär seines Amtes: Verdienst und Tüchtigkeit werden in Revolutionszeiten leicht anerkannt, weil man dann sogar die Untüchtigen in Ermangelung Besserer verwenden muß. Valentin wies auf die Wichtigkeit der Grenzorte gegen Hessen hin, und es gelang ihm, für seine Compagnie Feuergewehre, Munition und regelmäßige Bekleidung zu erwirken. Jetzt folgten rasch Tirailleurübungen und Unterricht im Felddienst. Valentin war unermüdlich, seine frische Begeisterung riß die Jünglinge mit fort. Er selbst war ein Anderer geworden, man hätte ihn kaum wieder gekannt. Der blaue Kittel mit dem rothen Halstuch und der hellen, weiten, zum Marsch so bequemen Hose, der kecke Heckerhut mit rothen Schnüren — es ist an sich die zumeist malerische Tracht, die unsere verschneiderte Zeit kennt, und für einen Sommerfeldzug hat sie in ihrer Leichtigkeit sogar vor der Uniform des regulären Soldaten ihre Vorzüge. In

dieſer Tracht, welche der Offizier ſo gut wie der gemeine Wehrmann trug, erſchien Valentin wie umgetauſcht: in ihm ging der friſche militäriſche Geiſt wieder auf, welcher in Keinem zu erſticken iſt, der einmal die bunte Jacke getragen hat, und war früher ſein Körper unter der Laſt ſeiner Gedanken und Sorgen gebeugt, ſo gewann er jetzt ſeine feſte männliche Haltung wieder. Von ſtolzen Hoffnungen ſchwoll ſein Herz. Sein Glaube weiſſagte ihm den Sieg einer Sache, die er mit ſolcher Glut umfaßt hatte; wenn er in dieſem Kriege ſich auszeichnete, ſo war ja auch ſein Loos endlich feſtgeſtellt. In ſchlafloſen Nächten, wenn die Einbildungskraft eines kühnen Mannes ſich ſo oft wie die Schneide eines Bohrers bis in die tiefen Gründe der Hölle einwühlt, dachte er wohl an Beute, Ueberfall und kühnen Gewinn in Feindesland, aber der Tag verſcheuchte von ſeiner reinen Stirn wieder die Runzel der Begehrlichkeit. So flocht er all ſein Hoffen in den Sieg dieſer Revolution hinein. Als daher die Heſſen und Mecklenburger vom Norden her die feſte Stellung an der Neckarlinie bedrohten, rückte Valentin mit einer vortrefflich eingeübten Compagnie von 150 Mann aus ſeinem Dorf aus und ſtellte ſich zu Ladenburg dem Kommandanten zur Verfügung.

Es war ein Abend gegen die Mitte des Juni; das Gefecht bei Käferthal war vorüber, der erſte Sieg, den die Freiheitsarmee, begeiſtert von Mieroslawski's

frischem Eindrucke, gegen Hessen und Mecklenburger errang. Valentin, dessen Volkswehr am Tage nicht ins Feuer gekommen war, erhielt dafür den Befehl, in der Nacht einen Theil des Schlachtfeldes abzupatrouilliren und bis dicht an die Stellungen des Feindes vorzugehen. Er nahm dazu die tüchtigsten Bursche seiner Compagnie und begann, als der letzte Tagschein am Westhimmel verglomm, die stille Wanderung.

Das Gefecht war, wie fast alle in diesem badischen Feldzug, nicht sehr bedeutend gewesen, obwohl doch besonders die Mecklenburger, durch eine Kriegslist mitten unter die Feinde gelockt, stark verloren hatten. Jedenfalls boten sich dem Blicke der Patrouille alle Züge eines Schlachtfeldes dar. Dem Gotte des Krieges schaut der Wehrmann ruhig und kaltblütig ins ernste Antlitz, wenn er, die tüchtige Waffe in der Faust, selbstthätig zur Vernichtung des Feindes vorwärts schreitet. Aber wenn der Kampf ausgetobt hat, wenn nicht mehr das spannende Lebensgefühl, die gehobene Thatkraft den Krieger beseelt, wenn der Feind als Leiche, blaß und wehrlos, mit dem gebrochenen Auge ihn zu bedräuen scheint — dann fühlt auch der Tapferste, welch ein menschenschändender Wahnsinn der Krieg ist!

Verwundete und Todte waren bereits während des Kampfes weggeschafft worden; aber Spuren von ihnen blieben. Die Patrouille sah, wenn sie auf schmalen Feldwegen einherzog, wie die dort marschirenden Bataillone links und rechts vom Pfade vier bis sechs

Schritte weit das hohe Korn ſo flach niedergewandert hatten, wie das Stroh auf der Dreſchtenne liegt. Felder, durch welche Tirailleure beim Ausſchwärmen vorgegangen waren, ſahen wie verruxft oder von einem ſchweren Hagel eingeſchlagen aus. Man mußte über eine kleine Schlucht weg, die mit Brombeergeſträuch, Neſſeln und einigen Bäumen beſetzt war; hier hatten Schützen ſich feſtgeſetzt und waren erſt nach heftigem Kugelwechſel gewichen. Die Bäume ließen geknickte Zweige bis auf den Boden hängen, Patronen lagen im Graben zerſtreut, einige noch geladene Gewehre, ohne Zweifel den Händen der Todten entfallen, blinkten aus dem Graſe hervor und wurden mitgenommen; auch blutige Tücher fand man, welche Sterbende, um das raſche Verrinnen des Lebensſtromes zu hemmen, noch eine Weile auf ihre zerſchmetterten Glieder gepreßt hatten. Auf andern Plätzen waren ſchon einzelne zerſprengte Trupps in regelloſer Flucht durchgekommen; man fand einige verlorene Patrontaſchen, Mäntel und Kopfbedeckungen. Endlich bezeichnete auf einem Kreuzwege eine im Sternenlicht dämmernde große Blutlache den Platz, wo man am Schluſſe des Gefechts mehrere Leichen zuſammengehäuft hatte, um ſie auf einen Wagen zu laden und in das nächſte Dorf zum Friedhofe abzuführen.

An dieſer Stelle ſammelte Valentin ſeine Leute und befahl den Rückweg; das nächſte Dorf war vom Feinde beſetzt, und die Wachtfeuer ſeiner Vorpoſten glänzten in der Entfernung von wenigen Minuten herüber.

Lautlos löſten ſich nach gegebenem Befehl die Rotten wieder auf und traten, jetzt näher gegen das Gebirge der Bergſtraße ſich ziehend, den Rückmarſch an. Bald waren ſie aus dem Bereiche, wo ein Zuſammenſtoß mit dem Feinde gefährlich werden konnte. Es ging ſchon gegen den Morgen, die Leute wurden müde und ſchläfrig. Um ſo mehr fühlte ſich Valentin zur Aufmerkſamkeit veranlaßt; er ſtrich eifrig durch die thaubenetzten Kornfelder, ſah unter allen Geſträuchen nach und war bald vor, bald hinter ſeinen Leuten, die nachläſſig plaudernd die bequemſten Feldwege ſich ſuchten.

Als er in dieſer Weiſe ſeitwärts vom Wege ein dichtes Weizenfeld durchſchritt, glitt plötzlich ſein linker Fuß aus und er ſtürzte aufs rechte Knie nieder. Seine Hand, auf die er ſich ſtützte, um raſch aufzuſtehen, tauchte in Näſſe: er griff um ſich und traf etwas Weiches, Kaltes — ſo kalt, daß es in ſolcher Sommernacht nur eine Leiche ſein konnte. Er ſprang ſchaudernd auf und bog die Halme nach der Seite hin nieder, wo eben der Mond im letzten Viertel blutroth hinter dem Odenwald aufging. In ſeinen Strahlen blitzte ihm der blanke Metallhelm eines jungen mecklenburgiſchen Offiziers entgegen, der auf dem Rücken vor ihm lag. Das ſteigende Licht ließ ihn raſch erkennen, daß aus dem Haupte ein heftiger Blutſtrom auf den Boden gefloſſen war, aber auch die Bruſt war durchſchoſſen, und auf dieſe Wunde hielt der Jüngling mit dem Krampfe des Todes ſeine linke Fauſt gepreßt; aus der rechten Hand

war ihm der blanke Degen gefallen, der jetzt einige Schritte von ihm entfernt lag. Er mußte lange mit dem Tode gerungen haben, oder hatten andere Flüchtlinge über ihn weggesetzt? denn ringsum war das Getreide zerdrückt, und breite einzelne Spuren durchs Korn zeigten, daß auch Rosse hier durchgejagt hatten. Valentin umfaßte alle diese Umstände mit Einem Blick, sprang an den Saum des Feldes und erwartete seine Leute. Er schwieg von dem Todten, übergab aber dem Feldwebel das Kommando und befahl ihm, sich ruhig in die Quartiere zu begeben und an seiner Statt den Rapport über die Patrouille abzustatten. Zweien der Leute aber gebot er, am nächsten Kreuzweg Halt zu machen, bis er zu ihnen käme. Die Leiche mußte zur Bestattung weggebracht werden und ihre Uniform ging mit ihr ins Grab; aber was sie sonst von Werth an sich trug, gehörte nach allem Kriegsrecht dem, der sie fand.

Er kehrte auf die blutige Stelle zurück, und mit der Schonung, welche jeder nicht ganz rohe Mensch einer frischen Leiche zuwendet, bog er den Arm derselben sacht von der Wunde weg. Der Jüngling mußte reich sein: eine Cylinderuhr mit zierlicher Goldkette fiel zuerst in Valentins Hand; es folgten ein Ring und eine Brustnadel mit schönen Steinen, endlich eine Börse mit Goldstücken und eine Brieftasche mit nordteutschem Papiergeld. Der Arme setzt jedes Ding sofort in seinen Werth um, denn die Noth lehrt ihn leider die Schätzung der Dinge kennen; rasch überschlug Valentin, daß der

Betrag des Ganzen auf mehrere hundert Gulden sich belief. Und so hielt er es auf einmal durch den wunderbarsten Glückszufall in seiner Hand, was er so lange, so qualvoll ersehnt hatte: eine gültige Ehe, rechtmäßige Kinder, ein hübsches Stück Ackerland und vielleicht gar ein Häuschen für Frau und Kinder! Das Alles, Alles war sein, der Schmerz war zu Ende, das bittre Räthsel seines Lebens gelöst — und mit nassem Auge und dankerfülltem Herzen blickte er zum stillen Sternenhimmel empor.

In diesem Augenblicke vernahm er zu seinen Füßen ein leises Geräusch, erschreckt bog er sich nieder und traute kaum seinen Sinnen. War es das zitternde Mondlicht, was sein Auge blendete? war es das von seinen Brüchen im Labsal des Thaues sich wieder aufrichtende Korn, was in sein Ohr knisterte? Nein — der Todte zu seinen Füßen erhub langsam und unterbrochen seinen Arm und legte die Hand wieder auf seine Brustwunde, welche in Folge der Erschütterung von frischem Blute sich röthete. Zugleich scholl aus der Kehle jenes schwere röchelnde Athemholen, das für den Vorboten des nahen Todes gilt, und mit einem heftigen, durch den ganzen Leib gehenden Zuck warf er sich aus der Rückenlage mehr auf die rechte Seite. Er lebte noch: aber das Krampfige seiner Bewegungen und der jetzt wahrhaft grimmig sich verzerrende Ausdruck seines Antlitzes bewies, welchen Schmerz ihm der noch übrige Lebensfunke verursache. Sein Anblick war furchtbar. Valentin überzeugte sich nochmals beim

Scheine des nun ganz hellen Mondes, daß er wirklich zwei schwere Wunden habe. Bei dem starken Blutverluſt ſchien Rettung nur durch ein Wunder möglich; auch waren Wangen und Lippen bereits kalt wie Eis und der Puls faſt nicht mehr zu ſpüren. Valentin bedachte, was er ſelbſt in ſolchem Falle als Soldat wünſchen möchte: Abkürzung der Todesqual ſchien ihm Menſchlichkeit gegen den Feind. Er zog ſeine Piſtole aus dem Gurt, ſpannte den Hahn und ſetzte die Mündung auf die ſchon vom Todesſchweiße perlende Stirn des Sterbenden.

In dieſem Augenblicke ſchoß am Weſthimmel ein Stern, und Valentin, unwillkürlich aufblickend, zitterte in ſich zuſammen, denn es war ihm, als erblicke er drei Schritte vor ſich am Rande des Kornfelds Sabinen auf den Knieen liegend, die Hände zum Gebet erhoben. Es war wohl ein Spiel ſeiner durch die Nachtwanderung geweckten Einbildung; aber jetzt erſt zuckte der Gedanke durch ſeine Seele, wie ſein Weib in dieſer Nacht bangen müſſe um ihn, da ſein Dorf von dieſer Stelle nicht fern lag und die Nachricht von dem Gefecht ſchon am Abend dort ſein mußte. Wie der Blitz ſchoß hinter dieſem Gedanken der zweite auf: Wenn Du ſo dalägeſt, was würde Sabine darum geben, noch vor der tödtenden Kugel des Feindes zu dir zu kommen und deine letzten Odemzüge zu erhaſchen! Und auf breiten Schwingen ſtürmte nun ſein Geiſt nach der Oſtſee, in die Heimat ſeines Opfers — ein Vater, eine Mutter — eine Braut — ein Weib vielleicht und ein verwaistes Kind! —

und dann kehrte er zu ſich zurück, und wie ein Dolchſtich fuhr der Vorwurf durch ſeine Bruſt: Wollteſt du vielleicht auch den Mann bloß darum tödten, um ſeines Erbes und deines Lebensglückes ganz ſicher zu ſein?

So ſchnell wie der fallende Stern ſeinen Lauf vollendete, ebenſo ſchnell lief Valentins Geiſt alle dieſe Gedanken durch. Vielleicht hätte in ihm der dunkle Geiſt des Eigennutzes den Kampf gegen den lichten Engel des Rechtes noch einmal gewagt — aber die Eine Sekunde des Zögerns hatte ſchon über Leben und Tod ſeines Feindes das Loos geworfen: der Sterbende öffnete die Augen, verdrehte ſie qualvoll und ſtieß aus den blaſſen Lippen mühſam und kaum verſtändlich die Worte: Waſſer, Waſſer! hervor.

Dem Auflebenden gegenüber war Valentin augenblicklich wieder ganz Menſch. Bei ſeiner genauen Kenntniß der Gegend wußte er jeden Fußpfad und fand ſo mit Leichtigkeit ein kleines vom Walde herabkommendes Bächlein, das durch die Felder dem Neckar zulief. Im Helme des Feindes ſchöpfte und brachte er das Labſal: er richtete ihn langſam auf, und als er den Helmrand den Lippen näherte, ſah er mit Staunen die Gier und Kraft, mit welcher dieſe die kühle Fluth ſchlürften. Das harte Röcheln der Bruſt ließ nach, der furchtbare Ausdruck des Angeſichtes milderte ſich. Valentin hatte ſchon ein paar Schritte durchs Weizenfeld gethan, um ſeine Begleiter zu rufen und mit ihrer Hülfe den Kranken im Quartier dem Chirurgus zu übergeben. Aber plötzlich

hielt er inne. Wenn ſie den Mann, ſo dachte er bei ſich, jetzt eilfertig verbinden, auf einen Bauernwagen werfen und nach Heidelberg transportiren, ſo iſt er hin, und iſt er das nicht, ſo ſtirbt er hernach im Lazareth. Nein, ich weiß einen beſſern und nähern Ort!

Er eilte zu den beiden Leuten, die ſeinem Befehl gemäß am nächſten Kreuzweg ſich ausruhten; den Einen ſchickte er mit einem im Monddämmer ſchnell geſchriebenen Zettelchen der Patrouille nach und meldete ſeinem im Quartier gebliebenen Lieutenant, daß er erſt in einigen Stunden eintreffen werde. Den Andern nahm er zu dem Verwundeten mit und befahl, ihn mit Vorſicht anzufaſſen und aufzurichten. Dann legte er ſein Schnupftuch mit Waſſer ſtark benetzt als Aufſchlag auf deſſen Kopfwunde und knüpfte ſein Halstuch darum: das blutrothe Republikanertuch eines Freiſchärlers legte ſich rettend auf die Wunden des mecklenburgiſchen Ariſtokraten. Beide faßten nun den Jüngling an; auf dem nächſten Bauernhof klopfte Valentin die Leute heraus und requirirte eine leichte Tragbahre mit einer Schütte Stroh. Auf dieſe wurde der Verwundete gelegt, und raſch gings jetzt die Höhe hinauf, dem Dorfe zu, wo Valentin wohnte. Niemand begegnete den Trägern; im Schein des Morgenroths ſetzten ſie die Bahre vor Wlaska's Hauſe nieder, und Valentin ſchickte ſofort ſeinen Kameraden zurück, indem er ihm, wenn er ganz von der Sache ſchweigen würde, ein gutes Geſchenk aus der Börſe des Gefangenen verſprach. Alsdann

pochte er an das Kammerfenſter, und Sabine trat ganz angekleidet mit der erſchreckten Frage: Wer da? ihm entgegen. Das Haus war raſch geöffnet, die Tragbahre und das blutige Stroh im Ziegenſtalle untergebracht; den Verwundeten empfing die Mutter Wlaska und ließ ihn zuvörderſt ohne Weiteres auf den Tiſch der Wohnſtube niederlegen. Man brachte Licht; die Zigeunerin beſichtigte flüchtig ſein Antlitz und ſeine Wunden, griff nach ſeinem Puls und hielt die Hand vor ſeine Lippen. Dann ſagte ſie zu ihrer älteſten Tochter: Raſch die Brieftaſche mit den Meſſern, Wlaska, einen Eimer kaltes Waſſer aus dem Börnlein und den Lebensſpiritus!

Das Verlangte ſtand da. Jetzt gebot ſie kurz und beſtimmt: Alle drei Mädchen aus der Stube, Valentin bleibt allein bei mir. Wlaska, Du machſt heißes Waſſer in der Küche. Sabine, Du zerſchneideſt mein Brautleinen, es iſt das feinſte im Hauſe, zu Bändern ſo breit wie Deine Hand. Aus einem Deiner Kopftücher machſt Du zwei große Handvoll Wieken. Alsdann zwei reine Leintücher auf Dein Bett drin in der Hinterſtube. Du, Ludmilla, gehſt auf die Bodenkammer und beteſt, daß die heilige Muttergottes mir eine gute Hand gibt zu dieſer Stunde, und fährſt damit fort, bis die Sonne aufgeht. Keine von Euch kommt in die Stube, bis Valentin ſie ruft. Hinaus jetzt und raſch Eure Sachen gethan! So, Valentin, jetzt riegle die Thür und paß wohl auf: thue nichts mehr und nichts weniger, als was ich Dir befehle.

Wlaska muſch dem Verwundeten, der jetzt kein Lebenszeichen mehr von ſich gab, zuerſt den Kopf. Sofort zeigte ſich, daß die Wunde der Tritt eines flüchtigen Pferdes war, den die Kraft des Schädels zur Seite gelenkt hatte: von den Hufnägeln waren die deutlichen Schrammen noch zu ſehen. Sobald die Wunde klar und rein vorlag, begann das Blut wieder zu rinnen, und der Jüngling ſchlug ab und zu matt die Augen auf. Valentin empfing aus Sabinens Hand die Wieken, die das Blut auffogen und ſchnell wieder ſtillten. Mit ſachter und unmerklicher Hand ſchnitt ſodann die alte Frau ihrem Pflegling alle Oberkleider herunter, ohne ſeinen Körper zu erſchüttern. Man kam nun zur Bruſtwunde. Es war ein Schuß, der unter dem rechten Schulterblatt ins Fleiſch gegangen war, halb hatte er die Weiche des Arms, halb die Bruſt über den Rippen durchgeſchlagen und ſo durch zwei Wunden den heftigen Blutverluſt bewirkt, von denen jedoch an ſich keine tödtlich war. Wlaska befühlte die Doppelwunde und nickte hoffnungsvoll, als der Kranke dabei vor Schmerz ſtöhnte und heftig zuckte. Sie öffnete das Beſteck, und mit einem Geſchick, das jedem Wundarzt Ehre gemacht haben würde, zog ſie die Kugel, die im Oberarm vor dem Knochen ſtecken geblieben war, heraus, während Valentin auf ihren Befehl dem Leidenden den Lebensſpiritus vorhielt. Sabine wartete bereits mit den Verbandwickeln vor der Thüre und eilte nun in die Kammer, um das Bett zu bereiten. Das Blut

ſchoß noch ziemlich ſtark der Kugel nach, aber Wlaska kreuzte ihre Zeigefinger über dem Verband und murmelte einen kurzen Reimſpruch — da ſtand es ſtille. In einer Viertelſtunde lag der Verwundete vortrefflich verbunden auf dem ſtillen Lager. Man hielt ihm mehrmals Waſſer an die Lippen, obwohl er nicht die Kraft hatte, es zu verlangen, aber ſobald er das Glas am Munde ſpürte, trank er heftig.

Mach uns eine Taſſe Kaffee, Wlaska, und kommt jetzt herein, Kinder, ſagte die Mutter freundlich, nachdem ſie ihre Inſtrumente ſorgſam gereinigt und die Brieftaſche wieder verpackt hatte.

Jetzt erſt fragte Valentin: Wird er leben?

Das kommt aufs Wundfieber an, antwortete Wlaska. Ich hoffe aber ihn durchzubringen, nur darf kein anderer Doktor mir ins Handwerk greifen. Die Sache muß vor der Hand ſtill bleiben; verſprecht mir Alle zu ſchweigen, bis ich Euch die Erlaubniß zu reden gebe.

Es war leicht, das Geheimniß zu bewahren, da außer den Bewohnern niemand das Haus der Armuth zu betreten pflegte, und die Kinder ſagten der Mutter Stillſchweigen zu.

Valentin übergab jetzt beim Frühſtück an ſeine Schwiegermutter alles Beſitzthum des Verwundeten, um es demſelben bei ſeiner Geneſung wiederzugeben. Man zählte Alles, ſchrieb es auf und ſchloß es ein, nachdem man aus dem Beutel für die nothwendigen Auslagen zwei Goldſtücke herausgenommen hatte. Es war

im Ganzen für mehr als dreihundert Gulden Werth. In der Brieftaſche lag das Offizierspatent und mehrere Briefe, man las ſie und ſah aus ihnen, daß er der Sohn eines adlichen Gutsbeſitzers unfern Strelitz ſei. Die Briefe waren von ſeiner jetzt verwittweten Mutter und athmeten eine mit zärtlicher Bekümmerniß gemiſchte Liebe für dieſen Sohn, der ihr jüngſtes Kind zu ſein ſchien. Sabine erinnerte daran, wie ſchwer dieſe Mutter leiden würde, wenn ſie die Nachricht empfinge, daß ihr Kind ſpurlos verſchwunden ſei, und Valentin ſetzte ſich ſofort hin, um ihr ſo troſtreich als es möglich war zu ſchreiben. Den Brief nahm er an ſich, weil er ihn zu Ladenburg ſelbſt auf die Poſt geben wollte. Die aufgehende Sonne mahnte ihn jetzt an ſeine Dienſtpflicht; er küßte ſeine noch ſüß ſchlafenden Kinder, nahm ſeine Waffen, drückte ſeinen Verwandten herzlich die Hand und ſchritt, obwohl um eine große Hoffnung ärmer, mit leichtem Herzen ſeinem Tagewerk entgegen. Sabine begleitete ihn bis vor das Dorf.

Was habe ich dieſe Nacht um Dich gelitten, Valentin! ſagte die junge Frau. Stets ſchwebteſt Du mir als durchſchoſſen, verwundet, gefangen vor den Augen. Ich konnte es im Bett nicht aushalten; heute früh zog ich mich an und lief hier heraus vors Dorf: Du fandeſt mich auch noch in den Kleidern. Sieh dort beim Kornfeld lag ich auf den Knieen und betete für Dich und mich.

Wie, ſprach Valentin erſtaunt, dort knieteſt Du, dort am Kornrande? Um welche Stunde war das?

Die Stunde weiß ich nicht, aber der Mond, der eben über den Berg kam, hatte mich geweckt; es wird gerade eine Viertelstunde nach seinem Aufgang gewesen sein.

Valentin schauderte. Es war dieselbe Minute, als er Sabinen drunten beim Neckar am Saume des Kornfeldes mit betend erhobenen Händen knien gesehen, als der jähe Gedanke an ihren Schmerz seine Hand vor einem Morde bewahrt hatte. Er wagte nicht, ihr die Thatsache zu gestehen, sondern küßte sie nur gedankenvoll auf Mund und Stirn. Als er aber weit genug von ihr entfernt war und ihre letzten Winke zwischen den Obstgärten hindurch aufgefangen hatte, da warf er sich auf den thaufeuchten Rasen und weinte wie ein Kind. Es waren Thränen der Reue zugleich und Thränen der Freude, daß die furchtbarste Versuchung seines Lebens ihn zwar schwach gefunden, aber nicht überwältigt hatte.

Ein schöner Julimorgen glänzte in das kleine Hinterstübchen von Mutter Wlaska's Hause. Durch das offene Fenster zog frisch der Ostwind herein und spielte mit den Weinblättern, die durchsichtig in der Sonne glänzten. Vor dem Fenster lag ein mit einigen Obstbäumen besetzter Grasfleck, wo die Ziege weidete; dahinter, durch eine Hecke getrennt, das Gärtchen mit den hohen Bohnenstangen und den reinlichen Beeten voller Küchengewächse; rechts hatte in einem umhegten kleinen Hofraum das Federvieh seinen Tummelplatz.

Eine tiefe Ruhe lag über dieſer friedlichen Einſamkeit, man hörte nur das Summen der Bienen, dann und wann durch das zornige Brummen einer Hummel unterbrochen, die in den Weinblättern ſich verfangen hatte. Zuweilen tauchten auch aus dem Bohnenfelde die hellen Töne von Sabinens Schweſtern hervor, welche dort Bohnen brachen. Zweiſtimmig ſangen ſie die unſterblichen Lieder, in welche unſer Volk ſein ganzes tiefes Gefühl ausgegoſſen hat: „Zu Straßburg auf der Schanz," und: „Es ſtehen drei Stern am Himmel," und: „Muß i denn, muß i denn zum Städtli naus" — es waren die letzten Reſte des muſikaliſchen Unterrichts, den ſie in ihrer Jugend vom Vater, dem böhmiſchen Muſikanten, erhalten hatten; aber in dieſer Naturſtille griffen die einfachen Klänge dieſer glockenreinen Stimmen tiefer ans Herz, als es die feinſten modernen Notturnen auf einem Erard'ſchen Flügel vermocht hätten. Wohl war dieß eine Umgebung, in der ein Kranker geneſen konnte!

Am Bette des jungen Offiziers, der noch im Morgenſchlaf ruhte, ſaß ſeine Mutter, eine hohe adliche Frau mit dem Ausdruck mütterlicher Güte und vorſorgender Milde in ihren Zügen. Sie war auf Valentins Brief augenblicklich mit der Schnelle, die jetzt Eiſenbahn und Dampfboot dem ſehnenden Herzen gewähren, herbeigeeilt, und fand den Sohn in dem Augenblick, als er neun Tage nach dem Gefecht die Phantaſien des Wundfiebers eben überſtanden hatte und zum erſtenmal wieder mit Bewußtſein um ſich ſah. Sein erſter

Blick fiel in das mutterliche Auge, und ſeine Geneſung ſchritt raſch und ohne unglückliche Zwiſchenfälle vorwärts. Die Tante, welche alle Urſache hatte mit Wlaska's ärztlichem Geſchick zufrieden zu ſein, gab ihren erſten Gedanken auf, den Sohn ſo raſch als möglich in eine Stadt hinüberzuſchaffen, und beſchloß vielmehr, der Hand, die ihn gerettet hatte, auch das Verdienſt der gänzlichen Heilung zu laſſen. Sie miethete ſich deßhalb beim Ochſenwirth ein, wohnte aber ſonſt den ganzen Tag in Wlaska's Hinterſtübchen, das man für den Kranken ganz ausgeräumt und hübſch geſäubert hatte. Das Eigenthum ihres Sohnes war ihr ebenfalls gleich beim Eintritt ins Haus ausgehändigt und über das, was von dem Gelde für ihn verwendet worden war, Rechnung abgelegt worden. Die Matrone lebte wie zur Familie gehörig im Hauſe mit, und freute ſich an der einfachen, aber reinlich und ſchmackhaft bereiteten Koſt, die ſie täglich durch eine Zuſatzſchüſſel aus ihrer Kaſſe bereicherte. Am glücklichſten waren dabei Sabinens Kinder, denen die neue Tante tagtäglich Spielzeug und Naſchwerk aus der Stadt mitkommen ließ und die bald eine grenzenloſe Anhänglichkeit an ſie zeigten. So ſaß ſie auch jetzt mit Sabinens anderthalbjährigem Töchterchen auf dem Schooße, das mit ihrer goldenen Uhr ſpielte, während der Junge auf der Thürſchwelle ein großes Bilderbuch auf den Knieen hielt und in wahrer Andacht deſſen bunte Blätter umſchlug — es war ja das erſte Bilderbuch, das in dieſe arme Stube drang!

Längſt war der junge Offizier kein Kriegsgefangener mehr. Die ſo kräftig begonnene Revolution ſtockte. Frankreichs zehnter Juni mißlang, der dem Druck aus Norden einen Gegendruck aus Weſten gegeben hätte. Die Volkswehr hatte geübten Truppen gegenüber die Probe nicht beſtanden, unfähige und zaghafte Führer das Staatsruder nicht zu lenken vermocht. Als die feindlichen Truppen im Rücken der Neckararmee über den Rhein gingen, wurde die unangreifbare feſte Stellung verlaſſen. Valentins Compagnie (es hatte ja keiner wie Er unter den alten Verhältniſſen gelitten!) floß auseinander, um von der angebotenen Amneſtie Gebrauch zu machen. Und als nun auch Willichs Corps, das letzte, den Rückzug über Bretten machen mußte, da nahm Valentin von den Seinigen einen verzweifelten Abſchied, zog ſich mit den letzten Flüchtlingen an der würtembergiſchen Grenze hin und nahm noch an dem Schießen bei Durlach Theil. Dann, von dem Gefühl geleitet, daß ein Mann auch eine ſinkende Sache nicht verlaſſen dürfe, trat er in die Linie wieder ein und ſtand eben jetzt an der Murg, wo die badiſchen Truppen, auf Raſtatt geſtützt, die letzte feſte Stellung nahmen. Aber ſchon war aus ihren Reihen der Geiſt gewichen: Wankelmuth, Feigheit und Eigennutz hinderten jeden todesmuthigen Kampf, und die Gemeinheit war einzig noch darauf bedacht, das was ſie der Bewegung geopfert hatte, durch Auspreſſung des unglücklichen Landes raſch wieder zu gewinnen, um nicht ganz

verarmt in die Verbannung zu ziehen. Der einzelne edle Menſch, der in dieſem Strudel mitſchwamm, vermochte höchſtens ſich ſelber obenzuhalten, nicht aber die ſchlammige Fluth einzudämmen. Und ſchon meldeten ſich im Lande die Stimmen, die jetzt von furchtbarer Rachgier über den ganzen Aufſtand erfüllt waren, nachdem er geſcheitert. Mit Entſetzen hatte die Mecklenburgerin in ihrem Gaſthof einige Nummern jenes Blattes geleſen, das eben damals zu der ſchauderhafteſten Rolle von Allen ſich zudrängte, die es nach einem Bürgerkrieg geben mag — zu der Rolle, der ſiegenden Partei Todesurtheile über gefangene Gegner anzurathen und die vollzogenen der öffentlichen Meinung zu empfehlen: es war die von Giehne geleitete Karlsruher Zeitung. Und ſie wirkten, dieſe Stimmen! Die Verhaftungen und Sequeſter gingen ins Maßloſe, und Preußen, nachdem ſeine Linie und Landwehr ſo brav ſich geſchlagen, gab allen Vortheil dem eroberten Lande gegenüber dadurch wieder aus den Händen, daß es die Blutgerichte mit ſeinen Offizieren und Soldaten beſetzte und ſo auf ſeinen Namen allen Jammer der Familien lud, die jetzt verdammt waren, monatelang um Väter, Brüder, Söhne zu erbeben, bis das ſchreckliche Standrecht ſeinen Blitz auch auf ihre Häupter entladen hätte!

In dieſen trüben Anſchauungen verfloß der alten Dame Stunde um Stunde, und es ging ſehr ſtark gegen Mittag. Jetzt erwachte der Geneſende und ſah munter um ſich. Sabine, der ihr kleiner Junge ſogleich

die Nachricht in die Küche brachte, trat mit einem Napf Fleiſchbrühe und geröſtetem Weißbrod ein und grüßte den jungen Mann freundlich. Die Frauen halfen ihm in einen Seſſel, der mit Kiſſen weich belegt war, und Sabine gab ihm ſeine Mittagsmahlzeit. Dann holte ſie das Süppchen für ihr Kleines, nahm das Kind vom Schooße der Matrone, auf den es ſich ſofort wieder heraufgebettelt hatte, und gab ihm mit dem Löffelchen ſein Eſſen, worauf ſie es in die Wiege legte und zum Mittagſchläfchen zurechte.

Morgen, ſagte Sabine, darf der Herr ſchon ein Stündchen im Garten ſitzen, das hat mir heut früh die Mutter geſagt. Lieber Gott, fuhr ſie fort, indem ſie die Wiege näher an ſich rückte, es iſt auch ſo eng hier, man weiß ſich kaum herumzudrehen!

Laſſen Sie das gut ſein, Frauchen, antwortete die Andre. Sie halten's ſchon in Ordnung. Aber das freilich ſeh' ich auch nicht, wie denn in dieſem Häuschen Sie mit Valentin noch Platz gehabt haben.

Sabine wurde roth und antwortete: Valentin hat nie mit uns unter Einem Dache gewohnt.

O mein Gott, ſagte die Dame, und Ihr hattet Euch doch ſo lieb. Das muß ein hartes Loos ſein, in der Ehe getrennt zu leben! Warum zoget Ihr nicht in Ein Haus?

Die Frage war ſo gutmüthig gethan, daß kein Arg dahinter liegen konnte. Sabine wollte einen Augenblick ausweichen, aber ein Gefühl von Stolz auf ihre Schuldloſigkeit bekämpfte in ihr die Scham. Ich höre, ſagte ſie

mit einem Tone, der gleichgültig ſcheinen ſollte. Sie wiſſen noch nicht, daß ich mit Valentin nicht getraut bin.

Die alte Dame ſtand haſtig und mit dem Ausdruck der Entrüſtung auf. Wenn der Brahmine, unwiſſentlich in des Paria Hütte getreten, plötzlich erfährt, wo er ſich befindet, er kann nicht mehr erſchrecken, nicht heftiger erzürnt ſein, als die vornehme, tugendhafte Frau aus dem ſittenſtrengen Nordkeutſchland es in dieſem Augenblicke war. Sie warf einen Blick des Abſcheus auf das Mädchen: ſie ſchaute wie entſetzt auf das Bette, aus welchem eben ihr Sohn erſtanden war. Ihr Sohn hatte das Bette einer Frau berührt, die in wilder Ehe lebte! Es war gut, daß Sabinens Kind nicht mehr auf ihrem Schooße ſaß — ſie war ſo heftig erregt, daß ſie es vielleicht unfreundlich von ſich geſtoßen hätte!

Dieſes kränkende Benehmen reizte Sabinen: ſie aber bezwang ſich. Bleiben Sie ſtill ſitzen, gnädige Frau, ſagte ſie mit bitterer Ruhe. Arme Leute können nicht wie ſie wollen, und hätten wir bald das Geld gehabt, das vielleicht Ihr Hochzeitskleid gekoſtet hat, ſo ging dieſer Kelch an uns vorüber, und Sie, gnädige Frau, hätten mir kaum auch ein Angeſicht wie dieſes zwiſchen meinen eigenen Pfählen und in Gegenwart dieſes Mannes nicht gezeigt, den mein Valentin und meine Mutter vom Tode gerettet haben!

Sie haben Recht, ſagte die Matrone beſchämt und nahm ihren Platz wieder ein. Aber ich verſtehe die ganze Sache nicht; ſollte es denn in der menſchlichen

geſellſchaft Verhältniſſe geben, die eine rechtmäßige Ehe verhindern?

So hören Sie, ehe Sie urtheilen, ſagte Sabine und ſetzte ſich an die Wiege ihres Mädchens, das ungewiegt nicht ſchlafen wollte. Und nun erzählte ſie kurz, aber mit der beredten Zunge der Erfahrung, ihr grenzenloſes Unglück. So ſteht's, Madame, ſchloß ſie ihren Bericht. Ich bin kein Mädchen und keine Frau. Nur Eins fürchte ich ſehr, daß ich vielleicht ſchon jetzt eine Wittwe bin. Mein Mann läßt nichts aus dem Felde hören, es geht mit unſerer Sache alle Tage ſchlechter, und wir ſind verloren ſo oder ſo: entweder wird er getödtet oder er muß in die Fremde, Gott weiß wie lange! Nun richten Sie, gnädige Frau, wie Ihr Gewiſſen ſpricht!

Mit dieſen Worten ſtand Sabine auf, da das Kind jetzt feſt ſchlief, und wollte die Stube verlaſſen. Die Dame aber kam ihr zuvor, bot ihr die Hand und ſprach: Verzeihen Sie mir, Frau, ich habe gegen Sie mich vergangen — zwar nur mit einem Blick, aber ich habe mich ſchwer vergangen. Sind Sie mit dieſer Abbitte zufrieden?

Sabinens naſſe Augen dankten der Matrone für dieſes herzliche Wort, und dieſe redete weiter: Wieviel ſagten Sie betrage die Summe, die Sie brauchten, um Bürger zu werden?

Hundertfünfzig Gulden, antwortete Sabine.

Eine Ahnung von der Selbſtverläugnung, die ihrem Sohne das Leben gerettet hatte, ging erſt jetzt wie ein Licht in den Gedanken der Mutter auf. Mein Sohn,

sagte sie, hatte vorerst so viel bei sich, als Valentin ihm sank — und Valentin brachte ihn hierher zur Pflege'

Was meinen Sie damit? fragte die junge Frau erstaunt. Sie denken wohl gar, er hätte Ihren Sohn liegen lassen können, um seines Geldes gewiß zu sein? O Gott, Madame, welch ein Unglück ist doch die Armuth, daß man ihr sogar zutrauen darf, sie könne schlecht sein und unchristlich handeln'

Im Gemüth verwundet schritt Sabine hinaus und brachte ihren Knaben, den sie von der Schwelle mitnahm, in den Garten zu ihren Schwestern. Die Matrone aber trat zu ihrem Sohn, strich ihm das Haar von der Stirne und blickte ihm liebevoll ins Angesicht. Ihre Hand zitterte noch vor dem Gedanken an die Gefahr, die an ihm vorbeigegangen war, und deren Größe sie erst jetzt durchschaut hatte. Hast Du gehört, Arthur? sagte sie. Das Lebensglück dieser Menschen hing daran, daß Du starbst, und sie retteten Dein Leben' Hundertfünfzig Gulden — es ist gerade so viel, als wir jährlich bei der großen Jagd auf unserem Gute, zu der wir Deine Freunde einladen, an dem Makrea verbrauchen, der bloß zum Frühstück genommen wird' Um dieser Summe willen sind zwei Menschen fünf Jahre lang gepeinigt und sittlich erniedrigt worden!

Liebe Mutter, antwortete der Sohn, Du bist im Reichthum erwachsen und kennst die junge Welt nicht. Ich habe trotz meiner Jugend mehr draußen gelebt als Du, und auf diesem kurzen Feldzug bin ich oft mit

meinen Soldaten ins Gespräch gekommen, auch in ärmſten Quartieren herumgefahren. Da habe ich manche neue Erfahrung geſammelt: glaube mir, Mutter, der Druck, der dieſe zwei Herzen preßte, laſtet in tauſendfach verſchiedener Geſtalt auf ganzen Millionen unſeres Volks. Aber was Du ſagſt, iſt wahr — nur Wenige hätten ſich gehalten wie dieſe Leute.

„Du erſchreckſt mich, Arthur, ſagte die Mutter, doch Du haſt Recht, ich habe zu wenig auf die Welt außer meinen Kreiſen geachtet, um ermeſſen zu können, ob Du nicht allzu dunkel ſiehſt. Ich möchte es auch nicht unterſuchen, denn wäre es ſo, ich trüge es nicht, daß ich Millionen elend wüßte, denen ich nicht helfen könnte. Aber dem Einzelnen kann geholfen werden; — wenn wirklich gegen dieſe Menſchen das Schickſal ſo furchtbar hart geweſen iſt, dann bin ich entſchloſſen, ihr gutes Schickſal zu werden und eine Ausgleichung in ihr Leben zu bringen.

Mutter und Sohn ſprachen noch vieles über die Wege, die zu dieſem Zwecke die geeignetſten wären. Nach dem Mittageſſen beſuchte die alte Dame, um vollkommen auf den Grund der Sache zu ſchauen, nacheinander den Wirth, den Bürgermeiſter und den Pfarrer des Ortes. Am Abend aber fuhr ſie nach Mannheim und von dort, da die Eiſenbahnfahrt durch den Kriegslärm geſtört war, mit dem Dampfboot nach Straßburg. Am zweiten Abend darnach kam ſie zurück, fand ihren Sohn ſchon wieder bedeutend in der Geneſung fortgeſchritten und theilte ihm das Ergebniß ihrer Erkundigungen mit.

Wir finden alle Personen, von denen unsere Erzählung handelt, in den letzten Tagen des Augustmonats in Havre versammelt. Arthur mit seiner Mutter wollte eine Nachkur im Seebade halten; hinter Wlaska aber mit Valentin und ihrem ganzen Hause war Deutschland mit allem Schmerz und aller Noth in die Vergangenheit gesunken, und vor ihrem inneren Auge dämmerte das Land der Hoffnung auf: Amerika.

Valentin durfte nicht mehr nach Hause zurückkehren: als Bildner und Führer einer Compagnie, die ohne ihn nicht zu Stande gekommen wäre, konnte er einer endlos langen Untersuchungshaft in den ungesunden Kasematten von Rastatt und später dem Zuchthause nicht entgehen; — da sowohl seine Gesinnung als auch seine tapfere Betheiligung an mehreren Gefechten sich nicht verhehlen ließ, war sogar ein Todesurtheil denkbar. Arthurs Familie hatte Verbindungen in den Vereinigten Staaten, und so konnte die Matrone, ohne die Besorgniß, der Armuth eine gefährliche Gabe zu schenken, sie zur Auswanderung ermuthigen. Es war vorauszusehen, daß Mädchen, so schön und fleißig wie Sabinens Schwestern, dort, wo Frauen von guter Sitte so sehr gesucht werden, nicht bloß passende, sondern sogar glänzende Partien thun könnten. Die Mutter Wlaska nahm freilich schweren Abschied von der alten Welt; es war ihr, als schiede sie nun ganz aus der Lebensgemeinschaft mit ihrem ergrauten Volke; aber der Gedanke, endlich den Wunsch ihres Lebens zu

erreichen und wenigſtens im Alter noch auf einem ihr eigenthümlich zugehörigen Flecke der Welt wohnen und wirthſchaften zu können, lockte auch ſie zu mächtig. Vor Allem aber war für Valentins Thatkraft und Geiſtesbelle drüben eine ausgedehnte Laufbahn geöffnet.

Und doch entſchloß Valentin ſich von Allen am ſchwerſten. Da alle Briefverbindung mit dem Oberlande unſicher war, ſo ſchickte man ihm einen klugen Mann aus dem Dorfe als Boten zu, der ſich durchs Elſaß bis zur Schweiz durchwand. Er fand die Trümmer der badiſchen Freiheitsarmee bereits auf fremdem Boden. Valentin empfand ganz das bittre Loos des Flüchtlings am Tiſche des Auslandes, aber dennoch wäre es ihm beinahe als Pflicht erſchienen, den großen Kampf der Zeit, deſſen Bedeutung er ſo ſcharf begriff, in Europa durchzufechten. Gleichwohl ſah er klar genug in die Welt hinein, um zu wiſſen, daß der Kampf, den Er führte, der Kampf der Beſitzloſen gegen die erdrückende Geldmacht der Gegenwart, überall ſeine Streiter finde dießſeits und jenſeits des Meeres, und mit dem feſten Entſchluſſe, in dieſem Kampfe nie zu ermüden, folgte er ſeinem Landsmann und traf in Straßburg mit ſeiner Familie zuſammen, die auf den Rath der Matrone nur ihr beſtes Linnen und Bettzeug mitgenommen, alles Uebrige aber zu jedem Preiſe verkauft hatte.

Inhaltreiche Geſpräche über die ſchwere Frage der Zeit kürzten die Fahrt im Poſtwagen. Der verſchiedene, oft ſcharf entgegengeſetzte Standpunkt der Parteien

machte dieſe Geſpräche höchſt anziehend, und doch wirkten ſie ſtets verſöhnend, weil man auf dem Boden der Menſchlichkeit und eines gegenſeitigen guten Willens immer wieder herzlich ſich begegnete. In Paris blieb man drei Tage, um den Eindruck der wunderbarſten Stadt der alten Welt in die neue mitzunehmen und in Andacht die Straßen, Plätze und Vorſtädte zu beſuchen, welche das Gethſemane und Golgatha unſerer Tage ſind. Dann trug das Dampfboot Alle nach Havre herunter.

Das Paketboot lag zum Abſegeln bereit, Arthur und ſeine Mutter fuhren noch mit an Bord, um die letzte halbe Stunde mit ihren Freunden zuzubringen.

Dort im kleinen Boot, während Sabine ängſtlich ihre Kinder behütete und die Dame herzlich mit Wlaska plauderte, ſetzte ſich Arthur mit Valentin auf eine Ruderbank und ſagte: Hören Sie mich nun, Valentin. Sie haben mein Leben gerettet, ich ſchenke Ihnen dafür Ihr Lebensglück. Verwandte von uns ſind vor wenigen Jahren nach Amerika gegangen und haben nahe bei St. Louis ſich angeſiedelt. Meine Mutter war um Ihretwillen ſelbſt bei Hecker, als dieſer vor einem Monat in Strasburg verweilte; er verſicherte ihr, daß jene Männer, die er ſelbſt gut kennt, in einer Gegend leben, die in wenigen Jahren ein Paradies ſein wird. Empfangen Sie dieſe Brieftaſche, ſie enthält die Zahlungsbeſcheinigung eines Grundſtücks, das meine Verwandten im vorigen Jahre in meinem Auftrag für einen Freund gekauft hatten, der aber vor der Abreiſe ſtarb.

In dieſer Briefraſche finden Sie ferner Adreſſen und Empfehlungsbriefe für alle Hauptſtädte, durch welche Ihre Reiſe ins Innere führt. Nach New-York und zu meinen Verwandten am Miſſouri trägt bereits ein Dampfſchiff unſere Aufträge über See, das vor drei Tagen von hier abging. Sie können nicht irren: aber ſelbſt wenn Ihnen ein Verluſt begegnen ſollte, brauchen Sie ſich nur an meine Verwandten zu wenden, bei denen Sie auf mich Credit haben bis zu einem Betrage, den Sie im erſten Jahr ſchwerlich überſchreiten müſſen. Im nächſten Jahr eröffne ich Ihnen einen neuen Credit, um Ihr Neubruchland und Ihre Heerden vergrößern zu können, davon werden Sie auch Sabinens Schweſtern ausſteuern. Schütteln Sie nicht den Kopf, Valentin, ich ſchenke Ihnen nichts außer der freien Fahrt und dem Grundſtück ſelbſt, und das iſt wenig — denn Sie müſſen es erſt durch eigene Fauſt urbar machen. Das Kapital dazu ſchenke ich Ihnen *nicht* — hören Sie wohl, was ich ſage: ich *leihe* es Ihnen nur, natürlich wie Brüder leihen, ohne Zinſen. Nach zehn Jahren müſſen Sie, wenn nicht hartes Unglück Sie trifft, ein Mann ſein, den man in Deutſchland ſchon reich nennen würde. Von da an beginnt Ihre Verpflichtung, die Schuld zurück zu zahlen, ich oder meine Familie behalten das Recht darüber zu verfügen, um einer andern Auswandererfamilie damit zu helfen. Und nun das Letzte, Valentin. Sie wiſſen, ich bin reich und aus einem alten Hauſe, darum gehöre ich der

Erhaltungspartei an. Aber mir ahnt, daß dieſe Partei in Europa fallen wird. Wenn ich, Valentin, oder Einer meines Bluts (er ſtockte bei dieſen Worten), wenn vielleicht einmal ein Kind von mir als armer Flüchtling an Ihrem Hauſe drüben anklopft — Ihre Hand drauf, Valentin, daß Sie oder Ihre Kinder alsdann dieſer Stunde gedenken werden!

Die edle Art, mit welcher der Reiche gab, machte dem Armen die Annahme leicht. Valentin ſchlug, ohne ein Wort zu ſprechen, ſeine Rechte in die dargebotene des Ariſtokraten. Sie waren am Ziel: das Boot legte an den Flanken des Schiffes an, und Alle beſtiegen das Deck.

Im Flaſchenkorbe hatte Arthur noch einige Flaſchen Rheinwein und die grünen Römer mitgebracht, die zu ihm gehören; noch einmal in Europa ſollten ſeine Freunde das Edelſte genießen, was der alte Welttheil an Naturgaben bietet, und auch die beiden Kinder bekamen ihre Becher vorgeſetzt. Die Frauen ſchauten nicht ohne leiſes Zittern auf die Fluth und dann noch einmal nach dem Lande, wo Havre's Thürme im blauen Abendduft ſchwammen; aber Valentins Auge glitt der im Weſt verglühenden Sonne auf der Goldbrücke nach, welche dieſe über das Meer bis zu den Planken des Schiffes warf. Blaska, die greiſe Mutter, faßte die Hand der Matrone und goß noch einmal dankend ihr Herz aus für den ſanften Lebensabend, den gute Menſchen ihr nach harten Stürmen zurüſteten. Aber die

Dame ſprach mit gerührter Seele: Danket uns nicht. Ihr thatet mehr an uns, als wir an Euch, und ich habe Vieles bei Euch gelernt. Ich habe gelernt, daß die Grundlagen all unſeres Lebens hier in Europa nicht mehr feſt liegen, weil ſie nicht mehr auf Recht und Vergeltung aufgebaut ſind. Aber ich habe auch gelernt, daß ein neues Fundament ſchon gelegt iſt in Herz und Gemüth Derer, die bisher für die Niedern und Geringen gehalten worden ſind — in Herz und Gemüth der arbeitenden Klaſſen. Stoßen Sie an mit mir, Valentin! Sie haben mich überzeugt und bekehrt, mit mir und meinem Geſchlecht geht eine alte Bildung zu Grunde; Valentin, ich grüße in Ihnen den Vertreter der neuen Zeit. Auf's Wohl des vierten Standes!

Aus Valentins Auge drang eine heiße Thräne: es war das erſtemal, daß ihm aus einem gebildeten Munde eine Anerkennung des Gedankens tönte, auf deſſen Altar die tiefſte Glut ſeiner Seele ſich verzehrt hatte. Er hob ſein Glas und ſprach: So ſpreche ich Heil dem alten Europa im Morgenſchimmer ſeiner Freiheit und ſeiner Auferſtehung von den Todten! Heil jenem Frankreich, unſerem gelobten Lande, zu dem die Völker mit Sehnen hinaufblicken! Heil meinem Deutſchland, das berufen iſt, Frankreichs Anfang in der Liebe zu vollenden! Auf Wiederſehen in einem Lande, das keine Sklaverei mehr kennt, es ſei in Europa oder in Amerika!

Alle erhuben ſich bei dieſem Trinkſpruch; die grünen Gläſer klangen an einander, und Thränen fielen in den goldenen Wein. Der Abendwind ſprang vom Lande auf und ſchwellte prächtig die franzöſiſche Tricolore, die ſo eben am Maſt emporflatterte. Der Capitän trat an die Geſellſchaft heran, und mit den Worten: Meine Damen, meine Herrn, es iſt Zeit zum Abſchied, in fünf Minuten ſegelt mein Schiff — ſchritt er zum Steuermann; die Matroſen ſtellten ſich auf ihren Plätzen bereit und faßten die Taue.

Arthur und ſeine Mutter gingen zur Treppe, die Schiffer im Boot warteten, die Hand am Ruder. Sabinens Kinder umklammerten die Tante und wollten nicht von ihr laſſen. Die Dame ſegnete ſie, warf ſich noch einmal an Wiatka's Bruſt und küßte die drei Mädchen auf die Stirne, während Arthur mit ſeinem Retter den letzten Händedruck wechſelte. Die Treppe flog auf, der Kahn tanzte auf den Wellen. In demſelben Augenblick breitete das Paketboot ſeine mächtigen Schwingen aus, der Hauch aus den grünen Thälern der Normandie legte ſich ſpielend in die Segel, das Syriet tauchte tiefer zu den Wogen hinab, und ſcharf gegen die Stelle, wo das Sonnenbild in der Meerflut verſank, wendete ſich der ſchäumende Kiel. Ein Gruß noch, ein Wink weißer Tücher — und der Duft des Abends ließ Schiff und Boot verſchwimmen.

Acht Briefe an eine Freundin

über

Clavier-Unterricht

von

Johanna Kinkel.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Vorwort.

Dieß Buch iſt vorzugsweiſe für muſikaliſch gebildete Mütter beſtimmt, die, entweder auf dem Lande oder in kleinen Städten lebend, beim Mangel eines tüchtigen Clavierlehrers genöthigt ſind, den Unterricht ihrer Kinder in dieſem Fach ſelbſt zu leiten oder zu überwachen.

Vielleicht dürfte auch manche angehende junge Lehrerin einige der darin enthaltenen Beobachtungen nützen können, die ich während eines langjährigen Wirkens auf diesem Gebiete gesammelt habe.

London, Januar 1852.

J. Kinkel.

I.

Du forderſt meinen Rath hinſichtlich des Clavierunterrichts Deiner Töchter. Ich ergreife mit Freuden dieſe Veranlaſſung, um manche Erfahrung, die ich in meinem Fache machte, aufzuzeichnen, damit ſie vielleicht außer Dir noch einem weiteren Kreiſe zu Gute komme. Muſiker von Profeſſion belehren zu wollen, möchte ich mir nicht anmaßen; doch die Claſſe von talentvollen und tiefer gebildeten Clavierſpielerinnen, zu denen ich auch Dich zähle, die bei aller eigenen Fertigkeit kaum im Stande ſein würden, ein Kind

ſelbſt zu unterrichten, werden mir vielleicht Dank wiſſen, wenn ich ihnen einige Winke zur Erlangung derjenigen Methode gebe, in der ich viele günſtige Reſultate erzielte. Mit Hülfe der vielen trefflichen Clavierſchulen und Etüden, welche die bewährteſten Meiſter ſeit einigen Decennien herausgaben, kann zwar jeder muſikaliſche Menſch, der etwas Geduld und klaren Begriff hat, ein ordentlicher Lehrer werden, doch bleibt es immer wünſchenswerth, den Weg der eigenen Erfahrung etwas abgekürzt zu bekommen. Auch iſt es ſehr übel, wenn gleich Anfangs die Schüler einen Eindruck von Unſicherheit dadurch erhalten, daß man verſchiedene Richtungen einzuſchlagen ſucht, die man bei fortgeſchrittener Einſicht wieder verlaſſen muß.

Ich brauche Dir wohl nicht zu ſagen, in welcher Ordnung man die Noten und Taktzeichen, überhaupt die Regeln des Clavierſpielens nach und nach den Schülern beibringt. Du darfſt nur eine anerkannte

Clavierſchule zum Grunde legen, ſo haſt Du einen Leitfaden für die ganze Dauer des Unterrichts. Die Clavierſchule aber, die Du Dir erwählt haſt, mußt Du conſequent durchführen. Du magſt immerhin, zur Ermunterung des Schülers, wenn er ermüdet, ein heiteres Lieblingsſtückchen als zeitweilige Unterbrechung geſtatten; aber Du mußt dann wieder zur Clavierſchule zurückkehren. Sollte zufällig diejenige, deren Du Dich bedienſt, nicht mit einer hinlänglichen Zahl Handſtückchen verſehen ſein, ſo erinnere ich Dich, daß davon ein vollſtändiges Heft, unter dem Titel: Exercices préparatoires von Aloys Schmidt in jeder Muſikalienhandlung zu finden iſt.

Ich beſchränke mich darauf, hinſichtlich des erſten Unterrichts diejenigen Punkte hervorzuheben, die, obgleich von größter Wichtigkeit, am häufigſten durch Nichtbeachtung verſäumt werden.

Hier ſteht obenan: richtiges Aufheben der

Finger und die Beobachtung des grammatiſchen Accents.

Beide ſind ſo leichte, ſich von ſelbſt verſtehende Regeln, daß man ſich faſt ſchämt, viele Worte davon zu machen. Da aber manche Spieler jahrelang ihre Zeit mit vergeblichem Lernen verdorben haben und alle Schritte zurück und noch einmal thun müſſen, bloß weil ſie dieſe erſten Stufen ungeduldig überſprungen haben, iſt es nicht überflüſſig, jeden angehenden Lehrer immer wieder von neuem darauf aufmerkſam zu machen.

Es iſt bei verwöhnten Schülerinnen ſehr mißlich, mehr als Eine ſchlechte Manier auf Einmal bekämpfen zu wollen, denn das beſtändige Unterbrechen und Tadeln von Seiten des Lehrers verwirrt und erbittert ſie. Wende alſo Deine ganze Aufmerkſamkeit zuvörderſt auf den Mechanismus der Finger, welchen die allerleichteſten Handſtückchen verlangen, und bedenke, daß,

je ſtrenger Du den Anfänger zur Erlernung derſelben verpflichteſt, um ſo eher Du ein blühenderes Feld mit ihm betrittſt.

Ich weiß es: demjenigen, der zuerſt in Muſik unterrichtet, vergeht meiſt alle Freude am Lehren. Abwechſelnd muß er Schülern, die vom frühern Lehrer verwahrloſt wurden, die eingeroſtete Gewohnheit austreiben, ihre ſämmtlichen Finger ſo zu ſagen auf die Claviatur feſtzukleben; oder er muß kleine Kinder unaufhörlich warnen, daß ſie die Finger nicht zu flach halten. Er fragt ſich voll Ungeduld, ob es in der Welt ein nichtigeres und langweiligeres Amt geben könne. Er hat vielleicht tief in die Seele der Muſik geſchaut, und ſoll nun ſeine geliebte Kunſt als die äußerliche Geſchicklichkeit, auf einem Inſtrumente etwas zu ſpielen, ſeinen Schülern beibringen, anſtatt ſie muſikaliſch denken, empfinden zu lehren. Er möchte gerne der Magnet ſein, der allen muſikaliſchen Inhalt

ſeiner Umgebung aus Licht zauberte, und einen Boden des Verſtändniſſes für die Werke der unſterblichen Meiſter bereiten, die für Jeden todt ſind, der die Muſik als ein gedankenloſes Spielzeug betreibt.

Dieſer Mißmuth des Lehrers, deſſen erſter Eifer an den ſteifen Fingern und dem langſamen Begriff des Anfängers abgeprallt iſt, theilt ſich dieſem ſehr bald mit. Die Finger der Kinder beſonders entbehren noch der nöthigen Muskelkraft, um nach jedem Ton elaſtiſch aufzuſpringen. Das beſtändige Mahnen: Finger auf! iſt ihnen widerwärtig, und wenn gar der Widerwille des Lehrers gegen den handwerksmäßigen Theil ſeines Berufes permanent wird und ſich in einem finſtern, ungeduldigen Tone gegen ſeine Zöglinge entladet, ſo zerſtört er in ihnen oft den Keim künftiger guten Leiſtungen.

Die Aufgabe des Lehrers für die erſte Stufe: den Mechanismus der Finger auszubilden, iſt eben eine

Arbeit wie ein anderes Handwerk, bei dem er nicht läſſig auf Nebenunterhaltung ſinnen darf. Mit demſelben Intereſſe hat er das Leichterwerden der Finger zu beobachten, wie etwa der Drechsler oder Metallarbeiter das Poliren ſeines Stoffs.

Wer keine Geduld und Freude auch bei den kleinſten Erfolgen ſeines Wirkens hat, der hat kein Lehrertalent.

Verſuche es nur und gieb Dich einmal mit voller ungetheilter Aufmerkſamkeit der allergeringſten Aufgabe hin, ein Kind eine Tonleiter vollkommen gleichmäßig ſpielen zu lehren. Die Lebhaftigkeit Deines Antheils, die Heiterkeit mit der Du beachteſt: „jetzt waren noch zwei undeutliche Noten darin! jetzt nur noch eine! jetzt war ſie ganz rein geſpielt!“ — geht auf das Kind mit über. Es wird ſelbſt auf ſeinen Anſchlag achten und mit Luſt jedes Gelingen begrüßen. Ueberwindeſt Du in Dir ſelbſt Trägheit und Langeweile, ſo reißeſt Du

zugleich den Schüler mit fort. Daß Du zwischen den trocknen Uebungen abwechselnd eine anmuthigere Composition zum Vergnügen des Lernenden einschaltest, ist nicht zu verwerfen, wenn Du die Wahl so triffst, daß sie das Studium derselben zugleich fördert und nicht den Geschmack verdirbt. In den Etüden der neuern Componisten ist ohnehin das Wohlklingende hinreichend neben dem Nützlichen berücksichtigt, und haben die Schüler erst diese Stufe erreicht, so dürfen sie nicht mehr über Mangel an Unterhaltung beim Ueben klagen.

Es ist entschieden verderblich, mit unruhiger Hast von einem Stück zum andern zu springen, ehe das vorige fertig einstudirt war. Die Schüler müssen von vornherein die vollendete Reinheit der Ausführung als eine Nothwendigkeit empfinden lernen, der man sich nicht zu entziehen hat.

Wenn Du bedenkst, daß eine kleine Unart in der Fingerhaltung, die Anfangs unwichtig scheint, später

einen freien geistvollen Vortrag unmöglich macht, so wirst Du nicht, gleich manchen Dilettanten, die mechanische Fertigkeit als eine Art Gegensatz zum seelenvollen Spiel betrachten. Sie muß als ein Mittel zum Zweck vorher da sein, ehe man dem Schüler das letztere zumuthen darf. Wie will ein Spieler, wenn er auch mit dem klarsten Verständniß begabt ist, die Schönheit in der Musik darstellen, wenn ihm seine Finger widerspenstig sind?

Wer sich also dem Geschäft unterzieht, einen Anfänger zu bilden, der sei redlich gegen denselben und eile nicht über den prosaischen Theil seines Berufes hinweg, um auf Kosten des Schülers sich selber etwas besser dabei zu amüsiren.

II.

Es ist allerdings eine starke Forderung, daß ein Clavierlehrer seinen Zögling von der niedrigsten Stufe bis zum Gipfel leite, während fast in allem übrigen Lernen für jede abgegrenzte Classe ein besonderer Lehrer da ist, der dem folgenden in die Hände arbeitet. Hier gilt gewiß mehr als irgendwo der Satz, daß der trefflichste Professor oft der schlechteste Schulmeister sei.

Eigentlich besitzen wir bisher fast gar keine passenden Lehrer für die vorbereitenden Stufen. Wir haben alle Gradationen von geschickten und ungeschickten,

pflichttreuen und gewissenlosen Lehrern, aber kaum einen, der sich damit bescheiden möchte, seine Schüler bis zu einem bestimmten Grad von Fertigkeit emporzubringen und ihn dann einem höher gebildeten Meister zu überlassen.

Ein Componist, der sich seinen dichterischen Träumen nur eine Weile hingegeben hat, kann sich unmöglich auf den Stundenschlag in die Seele eines Anfängers versetzen. Verfolgt er in Gedanken eine recht glücklich gefundene Melodie, und ehe er sie fertig aufschreiben konnte, tritt der Zögling mit dem Etüdenheft in die Stube, so ist seine erste Empfindung gegen ihn gewiß die, daß er ihn tüchtig durchprügeln und die Treppe hinunter werfen möchte. Der Schaffende hat einen natürlichen Haß gegen den ihn störenden Stümper, und alles Lehren ohne Liebe ist wirkungslos.

Es ist gar keine besondere musikalische Begabung dazu nöthig, kleine Kinder bei ihren Stückchen zu

beaufsichtigen, ob sie die Finger richtig setzen; aus Ge-
duld und Gewissenhaftigkeit. So manche Personen,
die den Beruf eines Clavierlehrers wie ein anderes
Gewerbe blos zu ihrem Unterhalt ergreifen, ohne
darei das Bedürfniß eines tieferen Eindringens in den
Geist der Musik zu empfinden, könnten überaus nütz-
liche Mitglieder in der Kunstgenossenschaft werden,
wenn sie innerhalb bestimmter Schranken genau ihre
Pflicht erfüllten. Anstatt ihren unreifen Zöglingen
möglichst früh den Beethoven preiszugeben, dürften
sie die ersten Jahre blos zur Bildung des Gehörs,
des Taktgefühls und der Finger anwenden. An
ihrer Elementarschule träte dann ein in seiner Art
fertiger Schüler, den ein höher gebildeter Lehrer
in eine geistigere Sphäre leite, ohne stets durch das
materielle Hinderniß steifer Finger aufgehalten zu sein.
Darf sich mit seiner geringen Aufgabe zu bescheiden,
ist die Pflicht des Lehrers der ersten Stufe, und er

ist nur insofern ein guter Lehrer, als er diese nicht überschreitet.

Soll ein Kunstwerk ausgeführt werden, so dürfen nicht Baumeister und Bildhauer selbst ihre Steine erst zusammenschleppen und behauen: dazu sind Handlanger besser.

Indessen, da es einstweilen nicht anders ist, und hochbegabte musikalische Naturen durch die Umstände nicht selten zu der untergeordnetsten Thätigkeit im Reich der Kunst veranlaßt werden, so wollen wir zu unserm Thema zurückkehren.

Es ist ein vielverbreitetes Mißverständniß, die Geschicklichkeit der Finger hier nach dem Grad ihrer Schnelligkeit zu messen, während darauf viel weniger ankommt, als auf die Fähigkeit des Fingers: jedem Grad von Stärke oder Schwäche des Druckes auf ein Haar zu entsprechen.

Der vierte Finger ist von Natur der unbeholfenste

Trifft es sich nun, daß ihm eine besonders ausdrucksvolle Note zugewiesen wird, so geht diese wirkungslos verloren, wenn er nicht beizeiten so erzogen ward, daß er den andern an Kraft gleichsteht. Das allbekannte Uebungsstückchen, worin der vierte Finger allein kräftig Achtel anschlägt, während die übrigen unbewegt Taktnoten festhalten müssen, ist dem Spieler so nothwendig wie dem Sänger das Ueben eines schwachen Registertons. Man thut dergleichen Aufgaben nicht ein für allemal ab, sondern sie begleiten einen durch die ganze Zeit des Lernens. Wenn man auf diese Weise täglich nur eine Minute lang den vierten Finger übt, so bringt man ihn bald mit den andern ins Gleiche.

Der kleine Finger steht seiner Kürze wegen gewöhnlich noch über der Claviatur, wenn die andern hinlänglich gekrümmt sind, um die Tasten nieder zu drücken. In der rechten Hand spürt man weniger davon, aber der linken erwächst ein großer Uebelstand

aus dieser Gewohnheit. Dem kleinen Finger sind die Noten des Grundbasses zugewiesen; er soll das Fundament vertreten, auf dem die ganze Harmonie ruht, aber selten erfüllt er seine Aufgabe. Bleibt seine Note nicht völlig aus, so ist sie doch schwächer als die Mittelstimmen, während der Baß eher eine kräftigere Färbung haben müßte.

Die wenigsten Spieler sind sich dieses Mangels selber bewußt. Sie haben den Willen, ihren Baßton anzuschlagen; sie spüren auch wohl, daß der fünfte Finger die Taste berührt, aber sie beachten nicht, daß er sie nur zur Hälfte niederdrückte, ohne daß der Ton deutlich ansprach. Verfolgt der Spieler sein Stück auf den Noten, so ergänzt ihm die Einbildungskraft den fehlenden Baß dergestalt, daß er ihn gar nicht vermißt. Damen sind besonders diesem Hauptfehler unterworfen, weil sie in Gedanken die Melodie zu verfolgen pflegen und keine Empfindung von der

größern Wichtigkeit des Fundamentalbasses haben. Wie manche Spielerin habe ich beobachtet, welche mit bedeutender Fertigkeit ein langes Stück spielte, und linienweise die Baßnoten auoließ, ohne es zu bemerken.

Achte darauf, daß Deine Schüler (besonders bei vollgriffigen Akkorden) die linke Hand immer etwas seitwärts nach dem Baß zu halten, so daß der Druck verstärkt in seiner ganzen Schwere nach den beiden schwächern Fingern hingeleitet wird. Gegen das Ueberlegen eines Fingers auf einen andern, welches eine häufig vorkommende Unart ist, giebt es ein ganz einfaches Mittel. Man steckt ein Ringelchen mit einem spitzig vorstehenden Stein, oder bindet nur einen Faden mit einem rauhen Knoten an die betreffende Stelle, so gewöhnt sich der Nebenfinger bald, auf seinem gehörigen Platz zu bleiben.

III.

Es versteht sich, daß man den Anfängern nur die Beobachtung des grammatischen Accents zur Pflicht mache, und den exaterischen auf einige Jahre hinausschiebe. Der erstere, obschon man voraussetzen sollte, daß jeder Musiker ihn kennt, wird unbegreiflicher Weise von den meisten Lehrern stillschweigend übergangen. Man braucht nur ein provinzialstädtisches Orchester spielen zu hören, um den Mangel des grammatischen Accents höchst empfindlich zu spüren. Kein inneres Band hält den Zusammenklang der Instrumente,

Alles zerflattert, als ob sie im nächsten Augenblick um werfen wollten. Dieses Gefühl von Unsicherheit, das den Zuhörer quält, die Unklarheit der Akkorde selbst da, wo kein entschieden falscher Griff verwaltet, rührt allein vom Nichtwissen oder Nichtbeachten der Accente her.

Es reicht deßhalb durchaus nicht hin, daß ein Lehrer seinem Schüler oberflächlich ein für allemal diese Regel mittheilt, sondern ihr Nichtbeachten muß jedesmal streng als ein Fehler gerügt werden: man muß innehalten, eben sowohl als ob eine falsche Note gegriffen wäre, und einen vergessenen oder verkehrt angebrachten Accent so lange korrigiren und wiederholen lassen, bis er richtig sitzt.

Am leichtesten begreifen Kinder den Accent, wenn man ihnen seine Uebereinstimmung mit den Versfüßen klar macht. Die umständlichen oder verwirrenden Namen: guter und schlechter Taktheil, schwere und

leichte Zeit, Niederstreich und Aufstreich, Thesis und Arsis, unter welchen diese einfache Regel in den Clavierschulen behandelt wird, verwechseln sie leicht, oder übertreiben mit gezwungener Steifheit die Betonung des guten Taktheils. Aber gelingt es Dir, ein bekanntes Liedchen aufzufinden, das gleichen Rhythmus mit ihrem Stückchen hat, so brauchst Du ihnen nur dieß falsch betont vorzudeklamiren, um sie von der unausstehlichen Wirkung schlecht markirter Taktheile innerlich zu überzeugen. Ich will einmal annehmen, ein Kind spiele sein erstes Stückchen im Viervierteltakt; sagst Du ihm: Viertel eins und drei sind gute, zwei und vier aber schlechte Taktheile, die ersteren müssen um einen Grad stärker markirt sein als die beiden andern, so wird es die Ursache nicht einsehen und mit großer Befangenheit ein steifes Forte und Piano abwechseln lassen. Die oben erwähnte Weise hingegen setzt sich sogleich im Gefühl fest. Z. B. eins zwei drei vier werden

betont wie die Worte: Liebe, Gute. Du sagst nicht Liebeeh, Guteeh, daß der Ausdruck auf die kurze Silbe fällt; eben so wenig setzest Du beide Silben mit breitem, schläfrigem Ton gleich lang gezogen neben einander. Gerade so unwillkürlich wie Du im Sprechen die eine Silbe betonst und die andere fallen lässest, so mußt Du Dich gewöhnen, dem guten Takttheil seinen leisen Nachdruck zu geben. Wird dieser Druck übertrieben, so wird der Vortrag roh und häßlich; das klingt so, wie schlechte Schauspieler deklamiren, die mit einem Schrei auf die eine Silbe fallen und die andere unhörbar lispeln. Läßt man ihn aus, so klingt jede Melodie wie das Lallen eines Kindes oder das Radebrechen der Sprache von einem Ausländer.

Den Unwissenden geschieht es fast immer, daß ihnen der Ton just auf dem guten Takttheil nicht deutlich anspricht, und der darauf folgende auf dem schlechten um so gewaltsamer hervorstolpert. Zum

Abgewöhnen dieſer Unart ſind wieder die erſten Handſtückchen und leichteſten Etüden zweckmäßig zu benützen. Schüler, die ſchon das falſche Accentuiren als eine eingeroſtete Gewohnheit mitbringen, kann man allerdings nur dadurch heilen, daß man ſie eine Zeitlang nöthigt, den guten Takttheil ganz übertrieben zu markiren und nachher das Zuviel geduldig wieder ausſchleift. Ihre andern Mißgriffe behandle man lieber ſo lange mit einiger Milde, aber man necke ſie jedesmal unbarmherzig, wenn ihre Finger falſch deklamiren.

Der Sechsachteltakt prägt ſich Kindern etwa durch die Worte: „Freundliche, Liebliche“ ein, die man ſie ſtatt: „ein zwei drei vier fünf ſechs“ ein paarmal deklamiren läßt.

Man hat eine Anekdote drucken laſſen, welche berichtet, wie der berühmte Philoſoph Moſes Mendelsſohn von Kirnberger die Theorie der Muſik lernen

wollte, und dieser sich vergebens abmühte, ihm begreiflich zu machen, daß Dreiviertel- und Sechsachtel-takt verschieden seien. Er hätte ja nur zu sagen gebraucht: „Dreiviertel sind drei Trochäen und Sechsachtel zwei Daktylen," so hätte das seinem gelehrten Schüler gewiß besser eingeleuchtet, als seine Benennung: „Tripeltakt und gerader Takt."

Wessen Gefühl die richtige musikalische Deklamation früh eingeprägt wurde, der hat den Vortheil, daß der gute Takttheil in seinem Spiel wie ein leiser Pulsschlag in einem lebendigen Organismus empfunden wird, ohne sich je, die Grazie des Vortrags störend, aufzudrängen. In dem Spiel desjenigen, der erst später diese Regel nachgelernt hat, pickt der Accent eher wie ein Uhrwerk und giebt uns den Eindruck von etwas Automatischem. Dennoch möchte ich noch lieber dieß geschmacklos heftige Accentuiren dulden, als es ganz und gar entbehren. Wie leicht finden sich

beim Primavista-Spielen in vierhändigen Stücken, oder beim größern Zusammenwirken diejenigen zurecht, die den guten Takttheil in Fleisch und Blut spüren, während jeder, der dieses Wegweisers entbehrt, beim geringsten Versehen sogleich stecken bleibt.

Wenn Du Spieler hörst, die bei bedeutender Fertigkeit einen total charakterlosen Anschlag haben, so kannst Du sicher sein, daß sie vom Unterschied der Takttheile nie etwas gehört haben. Macht man sie darauf aufmerksam, so wollen sie ihre Unwissenheit nicht gestehen, schieben die Sache als etwas Gleichgültiges weg und meinen, es sei die Hauptsache, daß man „mit Gefühl" spiele. Als ob ein Mensch mit Gefühl spielen könne, dem der falsche Accent einmal fest in den Fingern sitzt!

Eine unendliche Confusion ist in den musikalischen Unterricht durch die Unwissenheit der ersten Autoritäten gekommen, welche die Theorie der Takttheile feststellten.

Schlägt man die Generalbaßbücher auf, so findet man den guten Takttheil Thesis genannt, während die Metrik im Vers die entsprechende Stelle als Arsis bezeichnet. Obgleich in der Vokalmusik die Accente zusammentreffen müssen, läßt man musikalisch oder sprachlich angewendet diesen Begriff sich widersprechen. Alte Theoretiker geben hiervon eine erstaunungswürdig naive Erklärung; sie sagen nämlich: „Arsis und Thesis bedeutet Hebung und Senkung.“ Da nun beim guten Takttheil der Taktstock sich senkt (was auch Aufstreich und Niederstreich bedeuten), so versteht es sich, daß die accentuirte Note die Thesis heißen muß.

Es wäre sehr zu wünschen, daß ein Musiker von allgemeiner Berühmtheit endlich durch eine öffentliche Erklärung diese lächerliche Wort- und Begriffsconfusion aufhöbe.

Schließlich erinnere ich Dich noch an eine Feinheit im Beachten des grammatischen Accents, nämlich die,

daß sich jeder Taktheil, er sei ein guter oder ein schlechter, nochmals in kleinere Theilchen spaltet, die wieder unter sich mehr oder weniger Gewicht bekunden. Passagen von Sechzehnteln oder Triolen zum Beispiel gewinnen sehr, wenn durch einen unmerklichen Druck des Fingers ihre kleinen Gliederungen in Drei- oder Vierzahl eben nur geahnt wird. Doch um solche Superfeinheiten des Anschlags bis in die letzten Consequenzen durchzuführen, gehört sich schon eine ziemlich geübte Hand, und den Anfänger verschone man lieber mit dieser Forderung.

Ueber Anschlag wird in der musikalischen Welt viel überflüssiges Gerede gemacht; ich wollte Dich deßhalb nur an die vorstehenden Mängel desselben erinnern, weil sie mir mit wenigen Ausnahmen bei allen neuen Schülern wiederkehrten. Leute, die der Rococo-Periode des Clavierspielens anhängen, verstehen unter schönem Anschlag nur eine Art von halbem Stackato

in den Läufen, welches sie mit einer Perlenschnur zu vergleichen belieben. Man könnte bei diesem Anschlag zwar eben sowohl an einen Korb ausgeschütteter trockner Erbsen erinnert werden. Abgesehen von der Geschmacklosigkeit dieser Manier, wenn sie durchgängig angebracht wird, ist es schon deßwegen verkehrt, auf sie, als auf das Grundprincip des Anschlags, einen Werth zu legen, weil die Läufe und Verzierungen, zu denen sie allenfalls paßt, eher Nebensache sind, während alles Tiefere: Großartigkeit, Innigkeit des Gefühls, von dem Spieler allein durch richtiges Accentuiren zur Darstellung gebracht wird.

IV.

Mit Gefühl ſpielen! Wie ſoll man die bezeichnenden Worte finden, um dem Schüler dieſen vagen Ausdruck begreiflich zu machen. Ein Geſanglehrer hat es leicht, da der Text der Geſänge den beſten Commentar für die Melodie abgiebt. Bei der Inſtrumentalmuſik können wir hingegen nur gleichnißweiſe die Poeſie benützen, um ſie demjenigen näher zu bringen, der nicht Muſik als Muſik begreift, ſondern den ſie erſt dann recht intereſſirt, wenn ſie noch nebenher etwas Anderes bedeutet.

Es ist nun die Aufgabe des gebildeteren Musiklehrers, erwachsenen Schülern gegenüber diejenige Bezeichnung zu errathen, für welche ihre Subjektivität am empfänglichsten ist. Die Musik, sich äußernd in der Form des Clavierspiels, hält man in unsern Tagen fast unerläßlich zur Bildung einer jungen Dame der mittlern und höhern Stände. Ob mit Recht, darüber will ich Dir ein anderesmal mein Glaubensbekenntniß aussprechen. Genug, Talentvolle und Talentlose lernen jahrelang Clavier, und sie fordern natürlich, daß es der Lehrer mit einer Kunstfertigkeit gewissenhaft nehme, der sie so große Opfer bringen. Alle wünschen „mit Gefühl" zu spielen, und doch liegt es schon im Worte „Gefühl," daß man es nicht lernen kann, wenn es einem nicht gegeben ist. Setzt man indessen das Wort: „mit Verständniß" spielen, an die Stelle, so zeigt sich, daß dieß vom Lehrer dem Schüler übertragen werden kann. Es sind

Mittel vorhanden, um eine bestimmte Empfindung im musikalischen Vortrage darzustellen. **Legato**, **staccato**, **forte**, **piano**, und vor Allem der oratorische Accent dienen dazu. Wo diese vom Componisten vorgeschrieben stehn, reicht es hin, den Schüler daran zu erinnern, daß er solche Zeichen treu beobachtet. Aber es ist unmöglich, daß ein Componist jeder Note den Grad des Sforzando beifügte, ohne daß von der Masse der Zeichen unser Auge völlig verwirrt würde. Also kommen wir doch wieder auf das „Gefühl" zurück, welches uns eingiebt, wie stark wir betonen *dürfen*, ohne daß die Grazie verletzt werde, wie stark wir betonen müssen, um die dem Tonstück innewohnende Leidenschaft zur Anschauung zu bringen.

Oft kommen in Einem Takt mehrere oratorische Accente nach einander vor, von denen jeder einen andern Grad der Betonung erhalten muß. Während

das Wesen des grammatischen Accents regelmäßige Wiederkehr ist, und der Schüler ihn deßhalb bald begreift, giebt das Unvermuthete, Regellose im Charakter des Oratorischen dem Lehrer keinen Anhaltspunkt, ihn dem Schüler so zu bezeichnen, daß er ihn beim nächstenmal selbst herausfindet. Am ehesten ist er ihm durch eine Analogie mit der Deklamation verständlich zu machen.

Vom Lehrer setze ich voraus, daß ihm die Tonsprache aufgeschlossen sein muß. Ist er aber eine noch so innerlich musikalische Natur, die ganz in Tönen denkt und empfindet, so kommt davon nichts seinem Schüler zu Gute, wenn er nicht seine innern Anschauungen mitzutheilen weiß. Er muß sich also neben der musikalischen auch eine allgemeine Bildung, vor allem seinem Redevortrag die äußerste Klarheit und Sicherheit aneignen. Er muß Geistesgegenwart genug haben, um für jedes Musikstück sofort eine Analogie

zu finden, die es dem Schüler faßlich macht. Er muß in seinem Gedächtniß passende Dichterworte bereit haben, um sie mit einer Musikstelle zu vergleichen, bei der er die oratorischen Accente aufweisen soll.

Bei sehr talentvollen Schülern sind diese Umständlichkeiten kaum erforderlich; bei talentlosen pralten sie sogar meist ab. Aber zwischen talentvoll und talentlos giebt es eine lange Reihe von Abstufungen, für welche eine und dieselbe Methode nicht ausreicht. Nimm nur eine Verschiedenheit als Beispiel an.

Eine Schülerin, die treffliches Gehör und Taktgefühl, eine leichte Hand und dabei nur Sinn für die oberflächlichsten Walzerkompositionen besitzt; eine andere, der die Natur steife Finger und fast gar kein eigentlich musikalisches Talent gegeben hat, die aber das Edelste und Größte in der Musik begreift und

genießt, wenn Du es ihrem vielfach gebildeten Verstande auf anderem Wege nahe bringst. Du wirst es einsehen, daß Du mit diesen Beiden eine ganz verschiedene Sprache reden mußt. Die erstere kannst Du nur auf rein musikalischem Wege von der Richtigkeit ihrer bisherigen Richtung überzeugen, indem Du ihr wiederholt die Erfordernisse einer guten Melodie, Harmonie und die eines schönen Rhythmus mit Beispielen am Clavier praktisch erläuterst, und die ächte Musik mit derjenigen vergleichst, der diese drei Grundbedingungen fehlen. Der andern wirst Du die Verwandtschaft des vorliegenden Musikstückes mit dem Schönen aus einem fremden Gebiet aufweisen müssen, um ihr Interesse dafür zu gewinnen.

Bei allen Schülern dieser letztern Klasse muß man ablauschen, welche ihre anderweitigen Naturanlagen, Liebhabereien und Geschicklichkeiten sind, um etwa durch die Phantasie der Musik Eingang zu schaffen,

wenn es auf ſentimentalem Wege nicht gelingen will, oder um etwa einen Vergleich aus der Malerei zu entlehnen, wenn bei ihnen der Sinn für Farbe und Geſtalt mehr ausgebildet ſein ſollte, als das Gefühl für Ton und Takt. So fördert jedes Wiſſen des Lehrers von andern Bildungsgegenſtänden den Schüler, wenn er es an der rechten Stelle anwendet, oft weit mehr, als wenn er ſich noch ſo tief in die muſikaliſche Grammatik vergraben hätte.

Manche Schüler beſitzen nur die eine Hälfte des muſikaliſchen Talents, nämlich die Auffaſſung ohne die Darſtellungsgabe, oder umgekehrt. Den Erſtern nützeſt Du durch Vorſpielen am meiſten, den Letztern durch mündliche Erklärung.

Einem oberflächlichen jungen Mädchen erſcheint eine iſolirte Melodie um ſo ſchöner, weil die Armuth einer rhythmuslosen, vielleicht nur auf zwei Akkorde gebauten Begleitung ihre Gedanken nicht in Anſpruch

nimmt. Ueberhaupt die Melodie ist die Alles, und der Baß ist für sie eine ganz überflüssige Zugabe. Sonderbarer Weise behaupten sie von einer Composition, die in allen Theilen Reichthum und Fülle hat, z. B. von einer Fuge etwa: sie habe keine Melodie. Das heißt nun recht den Wald vor Bäumen nicht sehen, denn bei der Fuge ist jede Einzelstimme eine gleichberechtigte Melodie, aber vier Melodien auf einmal zu hören, dazu fehlt ihnen Ohren so zu sagen der Ueberblick.

Du mußt von Zeit zu Zeit eine ganz vorzügliche Composition vor solchen Schülern analysiren und sie nöthigen, ihre Aufmerksamkeit auf deren innern Bau zu richten. Dann geht ihnen das Bewußtsein von der Macht eines harmonisch bewegten Basses und selbstständiger Mittelstimmen auf. So wie sie vorher jede Composition trocken fanden, bei der sie den Zauber der Melodie zu vermissen glaubten, so wird ihnen

halt kein harmonisch ärmliches Werk so verführerisch klingen, weil es etwa den wohlfeilen Vorzug einer hübschen Oberstimme hat. Endlich versäume nicht, die Rhythmusstreife vorzunehmen, indem Du ein Thema von allen melodischen und harmonischen Zuthaten entkleidet, auf einen einzigen Ton reducirest. Ist ein Rhythmus wahrhaft originell und belebt, so interessirt er uns noch, wenn wir ihn mit den Fingern auf den Tisch trommeln. Eben sowohl kommen die Schwächen der Erfindung unläugbar zum Vorschein, wenn seine Melodie nicht mehr von der buntfarbigen Melodie übertüncht ist.

Auf diese Weise gewinnt der Schüler einen Ausgangspunkt, von dem er selbst prüfen mag, ob die Musik, die ihm gefällt, stichhaltig bleibt oder nicht. Es ist schon viel gewonnen, wenn er einsieht, daß ihm eine Musik darum nicht gefallen hat, weil sie ihm zu hoch war, und daß er im entgegengesetzten

Alle sich beschämt bekennen muß, daß er sich am Gemeinen besser ergötzte. Selbsterkenntniß ist auch in diesem speziellen Falle der erste Schritt zur Weiterbildung.

V.

An eine Erwähnung zu Anfang meines vorigen Briefes nochmals anknüpfend, spreche ich es als meine besondere Meinung aus, daß alle nicht von Natur musikalisch organisirten Personen besser das Singen und Spielen bleiben ließen, als uns arme Clavierlehrer zu Märtyrern der Geduld zu machen. Warum gerade die Musik eine so ausschließliche gesellschaftliche Mode geworden ist, begreife ich nicht. Ein gebildetes Haus, in dem kein Clavier stünde, gälte für eine Unmöglichkeit. Mädchen, die kein Gedicht richtig vor

leſen können, lernen dennoch ſingen. Kaum, daß man eine Geſellſchaft beſuchen kann, ohne Muſik ausſtehen zu müſſen, und was für entſetzliche Muſik! Muſikfreunde und Muſikfeinde werden gleich empfindlich durch den Anblick eines geöffneten Claviers mit zwei Lichtern darauf berührt, wenn ſie einen Salon zur Erholung betreten. Dieß Muſiciren zwiſchen der Unterhaltung iſt eine auflöſende Säure für das Geſpräch. Hat man zum Glück einen verſtehenden Menſchen gefunden, mit dem man die höchſten Intereſſen durchſprechen kann, drängen ſich einem die Gedanken in Fülle entgegen zu wechſelſeitigem Austauſch, ſo ſchneidet uns die anregendſte Mittheilung plötzlich der Schreckensruf ab: „Von der Alpe tönt das Horn.“

Du bezwingſt Deine Ungeduld, hörſt das hundertmal gehörte Lied mit verbiſſenem Ingrimm zu Ende, und nimmſt das vorige Thema wieder auf. Ehe Du

Deinem Freunde eine Lebensfrage bündig beantworten konnteſt, ergeht an Dich ſchon die andere vom Clavier her: „Mein Herz, ich will dich fragen, was iſt die Liebe? ſag!“

Du verlierſt endlich alle Luſt, an ein ſo zerſtückeltes Geſpräch die mindeſte Aufmerkſamkeit zu wenden, und läſſeſt alles indolent an Dich herankommen, Geklimper und Geſchwätz, Thee und Kuchen, wie es fällt.

Eine Haupturſache der Geiſtloſigkeit unſerer meiſten deutſchen Geſellſchaften iſt dieß unausſtehliche Muſiciren, das man den Leuten aufdringt, ohne zu fragen, ob ſie Geſchmack daran finden. Wenn Jemand Muſik hören will, ſo gehe er ins Concert, und wenn er Converſation ſucht, in Geſellſchaft. Wie tückiſch iſt es nun, einen mit der Ausſicht auf Converſation in eine Geſellſchaft zu locken, und ihn dann zu zwingen, Muſik anzuhören. Das Geringſte wäre doch, es einem vorher ehrlich zu ſagen, es wird Muſik

gemacht, damit man ſeine Ohren weit genug flüchten kann.

Der Muſiker, der täglich in dem Traumleben von Klängen befangen iſt, bedarf zu ſeiner Erholung eines totalen Heraustretens aus dieſer Sphäre geiſtiger Dämmerung in die ſonnenhellen Regionen des Verſtandes, wo der Gedanke am Gedanken die elektriſchen Funken ſchlägt. Welch ein Genuß iſt eine wohlgeordnete, ſich wie ein Kunſtwerk entwickelnde Converſation! In höchſter Virtuoſität verſtehen wohl nur die Franzoſen ſie zu führen, und darum müſſen wir auch den Namen ſelbſt ihrer Sprache entlehnen. Daß unſere „Unterhaltung" die Sache nicht genau bezeichnet, beweiſt ſich ſchon aus dem Mißbrauch, muſikaliſche Abendunterhaltungen an ihre Stelle zu ſetzen. Wie nothwendig bedürften viele Frauen dieſer Kunſt der edleren Converſation, die den klaren Blick über alle Zuſtände ſchärft! Statt deſſen ſitzen ſie ſchweigend

mit ihren Strickzeugen in der Geſellſchaft, und laſſen die Muſik nur eben auf ihre Sinne wirken, um des Denkens überhoben zu ſein. Diejenigen, die noch eine Stufe tiefer ſtehen, ſchwatzen zwiſchen der Muſik Allotria, und betrachten ſie in unbegreiflicher Rohheit nur als ein Mittel, um die Pauſen zu verdecken, die etwa im Geſpräch entſtehen könnten. Geſellſchaft und Muſik ſtehen jetzt wie Staat und Kirche; mit beiden kann es nur beſſer werden, wenn ſie ſcharf geſondert bleiben.

Muß die Geſelligkeit durchaus die Allianz irgent einer Kunſt ſuchen, um ſich über das Gemeine emporzuheben, ſo wähle ſie doch lieber die der Converſation analogere Poeſie als die Muſik. Wie unbekannt bleiben unſere größten lyriſchen Dichter im Verhältniß zu den geringſten Liedercomponiſten! Nein darum, weil die Sitte unſern Damen nur geſtattet, ſingend, nicht aber ſprechend ſich vor größern Kreiſen zu

produciren. Wie viel mehr bildend würde die Poesie in alle Kanäle dringen, wenn sich die Frauenwelt mit gleichem Eifer ihrer Verbreitung annehmen wollte, als sie es bisher mit der Musik gethan!

Sonderbar, daß ein junges Mädchen sich nicht scheut, vor Hunderten zu singen, aber vor Zittern und Beben in der kleinsten Gesellschaft kein Gedicht recitiren könnte.

Und doch, wie schlecht kennen die Mädchen hier ihren Vortheil! Die Wahl des LieblingsRichters und der Ton der Stimme, mit der sie seine Verse sprächen, vergönnte ihnen einen unmittelbareren Seelenerguß, als die geheimnißvolle Tonsprache, die so Wenige zu deuten verstehen.

Ihre eignen Gefühle idealisch darzustellen, ist angebornes Bedürfniß jeder Mädchenseele. Daher dieser Drang zu singen, selbst wo Stimme und Talent fehlen. Nun kömmt noch ein äußerer Impuls hinzu, der, wie ich fürchte, häufig die Schuld trägt, daß Mädchen ohne

inneren Beruf zur Muſik ſich dennoch in ihren Tempel drängen: ich meine, daß wir ſo vorherrſchend im muſikaliſchen Zeitalter leben, daß ſingende und clavierſpielende Mädchen ſich vor ihren nicht muſicirenden Schweſtern eines ungerechten Vorzugs erfreuen. Sie werden ſchon in früheſter Jugend in größere Kreiſe gezogen, mehr beachtet, und verheirathen ſich eher als andere, deren Eigenſchaften unbemerkt bleiben. Mädchen von kaltem Gemüthe erſcheinen oft ſeelenvoller als andere, weil ſie wohleinſtudirte Empfindungen mit einer melodiſchen Stimme ausdrücken, zu denen ſie ſelbſt gar nicht befähigt ſind. Andere, die ſich nicht mit dieſem Blendwerk umgeben können, haben vielleicht tiefes Gefühl, aber ihre unmuſikaliſchen Laute laſſen es wie eine bittere Ironie erſcheinen.

Die Letztern müßten zu ihrem eignen Wohl nothwendig aus der Muſik ausgeſchieden und zu Vertreterinnen der Redekunſt angewieſen werden.

Du wirſt dieſen Brief eine ſeltſame Abſchweifung nennen, indem ich, während ich verſprach, Dich auf der Bahn des muſikaliſchen Unterrichts zu fördern, mich auch einmal gegen die Muſik erkläre. Aber ich weiß, daß durch die vielen ungehörigen Elemente unſere Kunſt nur zerfreſſen wird, und ich möchte jede Mutter warnen, aus bloßer Modeſucht einen Theil der Lebenszeit ihres Kindes dem Erlernen derſelben aufzuopfern, wenn es nicht natürliches Talent oder große Vorliebe dafür äußert.

VI.

Ein Zuwachs an muſicirenden Individuen wäre der Kunſtwelt jetzt eigentlich weniger vonnöthen, als eine Vermehrung derjenigen, die Muſik wahrhaft zu genießen und zu beurtheilen verſtünden. Seit Anbeginn der Muſikgeſchichte iſt man daſſelbe Geſchwätz von den Dilettanten gewöhnt, daß mit irgend einem Götzen der Gipfel erreicht ſei, und daß die Modernen nicht mehr komponiren könnten. Schade, daß durch dieſe muſikaliſche Kleinſtädterei ſo manches Talent zu Tode gedrückt wird.

Alle, welche unfähig ſind, die Kunſt im Ganzen und Großen zu überſchauen, heften ſich an die Namen berühmter Perſonen. Die ſogenannten Leitkenner in den kleinen Städten, denen das Publikum blindlings nachplaudert, kreiren ſich gewöhnlich ein paar muſikaliſche Honoratioren, worunter Beethoven ſtets obenan ſtehen muß, mit denen ſie es allein für ſchicklich halten, umzugehen, und jeder Muſiker büßt bei ihnen an Vornehmheit ein, der die muſikaliſche Menſchheit daneben in ihrer Würde beſtehen läßt. Sie pflegen ſehr ſalbungsvoll von den vielen „falſchen Quinten“ zu reden, die man bei den modernen Componiſten finden ſoll, indem ihnen etwas vorſchwebt, was ſie einmal von zwei reinen Quintenfortſchreitungen gehört haben. Die Kinder der „Leitkenner“ werden in dieſer komiſchen Hochnäſigkeit geboren und erzogen und wollen ſchon, ehe ſie die Tonleitern begriffen haben, die Sonate pathétique ſpielen.

Damit die folgende Generation nicht denſelben Alpdruck vererbt erhalte, unter dem wir während unſeres Strebens geſeufzt haben, wäre es das beſte Mittel, die Kenntniß der Muſikgeſchichte in weitern Kreiſen einzuführen.

Nicht die genauen Kenner des Alten ſind es, die ſich feindſelig dem Neuen entgegenſtemmen, ſondern immer die Unwiſſenden und Nichtskönner. Die Leute, die am heftigſten auf den Sebaſtian Bach ſchwören, und vorgeben, nichts lieber als eine Fuge zu hören, ſind die, welche, wenn man ihnen ein Vorſpiel nebſt Fuge aus dem wohltemperirten Clavier ſpielt, ganz ernſthaft ſagen: „die erſte Fuge hat mir am beſten gefallen, die zweite war nicht ſo ſchön.“

Unter der vermeintlichen erſten Fuge verſtehen ſie das Vorſpiel, welches ſie ſeiner populären Länge wegen beſſer begreifen, als die wirkliche Fuge. Dieß

Curioſum iſt mir faſt jedesmal vorgekommen, wenn ich einem Leitkenner ein Präludium nebſt Fuge von Bach vorſpielte.

Tadelſt Du das Mindeſte an einer Beethoven'ſchen Compoſition aus den triftigſten Gründen, ſo ſind ſie unverſchämt genug, Dir vorzuhalten, daß erſt die künftige Generation befähigt ſein werde, dieſen Meiſter ganz zu verſtehen; ſpielſt Du ihnen aber ein wenig bekanntes Stück des großen Meiſters anonym vor, ſo finden ſie es „ſehr trivial“.

Das Alles zerfällt in ſich ſelbſt, wenn man den geſchichtlichen Gang der Muſik verfolgt. Wie oft zeigen uns die vergangenen Jahrhunderte einen ſcheinbaren oberſten Höhepunkt, von dem aus die Zeitgenoſſen kein Aufwärts mehr annehmen, und wie hat das folgende Jahrhundert ſtets ſolchen Aberglauben zu Schanden gemacht! Eben ſo ſicher iſt es, daß der Geiſt, den ein Componiſt am frappanteſten

darſtellt, Geiſt einer ganzen Epoche iſt, und daß ſich beide in ſteter Wechſelwirkung gegenſeitig anregen.

Wollen wir ein gerechtes Urtheil über einen Meiſter, ſo müſſen wir die Werke ſeiner Zeitgenoſſen und die verbindenden Glieder, die eine Epoche an die andere knüpfen, eben ſo gründlich ſtudiren, als die Werke, die ausſchließlich ſeinen Namen tragen. Es verſchwindet uns dann freilich der Nimbus eines einzelnen Hauptes, aber wir gewinnen dafür ein Ganzes und Allgemeines.

Du wirſt mir entgegnen, daß die Zeit eines Schülers, der die Muſik als ein Nebenfach betreibt, nicht ausreiche, ihm einen Ueberblick über deren Geſammtgebiet zu verſchaffen, ohne ſeine Fortſchritte im Spielen zu ſchmälern. Indeß bedenke, daß es wichtiger iſt, den Schüler zu einem wirklich muſikaliſchen Menſchen zu bilden, als die Zahl der Claviervirtuoſen

zu vermehren, denn dieſe ſind nächſt den Bravourſängern wohl die unmuſikaliſchſten Perſonen auf der Welt.

Ein Claviervirtuoſe verbraucht faſt alle ſeine Zeit, um die Geſchwindigkeit der Finger zu erlangen, welche zu ſeinen unausſprechlich ſchweren und ſonſt völlig werthloſen Kunſtſtücken nöthig iſt. Daneben erwirbt er ſich ſelten Verſtändniß und Urtheil, denn durch den ausſchließlichen Verkehr mit dem Allerkleinlichſten der Kunſt, wird er ſtumpf und gleichgültig gegen ihr Höchſtes, wenn es ihm einmal entgegentritt. Solche bloßen Techniker ſind meiſt die eitelſten, fadeſten, unleidlichſten Perſonen, denen ſich der ganze Sternenhimmel nur um ihre Läufe und Triller zu drehen ſcheint. Der erhabenſte Gedanke läßt ſie kalt, weil er nicht in Vierundſechzigſteln ausgedrückt iſt, und ſie halten Jeden für einen Heuchler, der eine ſo einfache Muſik entzückend findet. Ueber die Entſtehung der

Muſik, ihre Entwicklung, ihren Zuſammenhang mit den andern Erſcheinungen auf künſtleriſchen Gebieten haben ſie nie nachgedacht — genug für ſie, daß das Clavier erfunden iſt; damit iſt ihre Wißbegier hinlänglich geſtillt. Mir ſind concertgebende Virtuoſen vorgekommen, die den Namen Händel nie gehört hatten. Einer, welcher in der Meinung war, es ſei ein neuer Componiſt, äußerte, als er zuerſt eine ſeiner Compoſitionen hörte: dieſer junge Mann werde wohl wenig Glück in der Welt machen.

Wenn Jeder, der täglich ein paar Stunden auf die muſikaliſche Technik wendet, davon nur eine halbe dem Studium der Geſchichte ſeiner Kunſt zuwendete, ſo würde ſich die kleine Einbuße an Fingergeſchwindigkeit reichlich belohnen. Unſere Dilettanten ſollten doch einſehen, wie lächerlich es iſt, den Virtuoſen nachzuäffen, und lieber ihren Ehrgeiz auf den wiſſenſchaftlichen Theil der Muſik richten.

Wer aber weiter nichts will, als ein paar Clavier stücke spielen lernen, der ſollte ſich mindeſtens allen Urtheilens und Mitſprechens enthalten, um nicht eine unſäglich lächerliche Figur abzugeben.

VII.

Ein geſchichtliches Studium der Muſik ohne alle und jede theoretiſchen Kenntniſſe möchte wohl unmöglich ſein. Selbſt der bloße Clavierſpieler kann den Generalbaß ſchwer entbehren, und kein Lehrer ſollte einem vorgerückten Schüler ein Stück einüben, über deſſen innern Bau jener ſich in völliger Unwiſſenheit befände. Wer gar keine Akkordenlehre kennt, der ſpielt meiſt die Noten wie ein Kind, das ein lateiniſches Gedicht auswendig gelernt hat, ohne deſſen Sinn zu kennen. Ein anderes Gleichniß bezeichnet Dir wohl

genauer, was ich meine: ein Maler, der nicht Anatomie ſtudirt hat, wird nie den menſchlichen Körper ſo ausdrucksvoll malen, als ein anderer, welcher genau weiß, welche Muskel ſich unter der Haut bewegt. Sogar dem Faltenwurf ſiehſt Du es an, ob der Maler nur die Oberfläche ſeines Gegenſtandes beobachtet hat. Ganz ebenſo hörſt Du aus dem Vortrag des Spielers heraus, ob ihm das Skelett der Compoſition bewußt iſt oder nicht.

Es giebt zwar große Talente, deren muſikaliſches Ahnungsvermögen ſie ohne alle Kenntniſſe an ein weiteres Ziel führt, als andere Minderbegabte trotz ihres Wiſſens erreichen, aber das hebt meine Behauptung nicht auf, denn was hätten jene mit den Kenntniſſen erreichen können, was würden dieſe ohne ſie geblieben ſein?

Ein Dilettant, der es nur ſo weit gebracht hat, daß er Muſik von der Schwierigkeit der leichtern Mozartſchen

Sonaten bewältigen kann, müßte soviel Generalbaß verstehen, daß er ein Vorspiel oder eine Begleitung zu einem Liedchen improvisiren und in jede Tonart transponiren könnte. Dieß ist eine so kleine Anforderung, und doch, wie viel mehr Werth hätte für Jeden ein solches Können, als das fertigste Spielen eines schweren Clavierconcerts?

Die Generalbaßstudien, wie ich mir sie für das Bedürfniß jünger Mädchen etwa denke, die der Musik als nur einem Theil ihrer allgemeinen Bildung wenig Zeit opfern können, dürfen freilich nicht so eingerichtet werden, daß sie bloß auf dem Papier bleiben, und nach mündlicher Schreiberei endlich das Resultat eines höchst trockenen Compositionsversuches erzielt wird. Nein, sogleich auf dem Clavier muß jeder neugewonnene Akkord praktisch angewendet und, wo er in fremden Compositionen vorkommt, wieder erkannt werden. Dieß spornt den Trieb, mehr zu wissen, und mit

jedem neuerobertem Fußbreit wächst die Freude und das Interesse an der Musik. Wie verehrungswürdig schauen den Schüler die Räthsel in den reichhaltigern Kunstwerken an, deren Größe er nun zu ahnen beginnt, da sein Ariadnefaden nicht mehr ausreicht, um in ihre labyrinthischen Tiefen einzudringen — und wie sinkt in seinen Augen alles Seichte und bloß Aeußerliche, wenn er den ärmlichen Stoff durchschaut, mit dem das Blendwerk hingestellt wurde! Und das ist schon ein Gewinn, wenn der Schüler einsieht: hier ist eine Leistung über meinen Horizont, die darf ich mit meinem Urtheil nicht antasten; oder: jenes gefällt mir zwar, weil es dem Ohr schmeichelt, aber ich sehe dennoch ein, daß es eine werthlose Arbeit ist. Ist er sich bewußt, daß ihn etwas Dummes gefallen und ein Erhabenes fremd bleiben konnte, so quält er den Künstler nicht mehr mit albernem Kunstgeschwätz, denn dieß ist und bleibt, wie sich der Schaffende auch

darüber hinwegſetzen möge, ein ſtetes Hemmniß für den Fortſchritt der Muſik.

Alles Mathematiſche iſt für die weibliche Natur mit einer beſondern Schwierigkeit verknüpft: darum das Erlahmen der meiſten Schülerinnen, wenn der Generalbaß ſie erſt in die umgekehrten Centrapunkte führt, deren Princip der Mann ſpielend auffaßt. Man muß außerordentlich kleine Schritte machen und ſo geduldig ſein, wie bei eines Kindes erſten Redeverſuchen.

Laß mich Dir beſchreiben, welches Gängelband ich mir ausgeſonnen habe, um das Syſtem der verwandten Tonarten jungen Mädchen raſch und leicht einzuprägen. Ein Rigoriſt wird es vielleicht verſpotten: aber da es ſich mir in unzähligen Fällen praktiſcher erwieſen hat, als das bisherige aus den Büchern, ſo habe ich jedenfalls die Erfahrung für mich.

Zuerſt wird eine Tabelle auf Notenpapier von

zwölf Systemen linirt, und, dem Quintenzirkel nachfolgend, jede Tonleiter hineingeschrieben, so daß C-dur oben anfängt, auf der siebenten Linie Fis-dur mit Ges-dur verwechselt wird und F-dur die unterste Linie beschließt.

Nun wird auf die Prime und die Quinte der Dreiklang gesetzt, vorher darauf aufmerksam gemacht, daß die Intervalle desselben schon in der Tonleiter enthalten waren, und eben die Namen Tonica und Dominante angeschrieben. Damit haben sie das ganze Blatt herunter die Uebersicht des wichtigen Dominante-Akkords auf der fünften Stufe einer jeden Tonart. Jetzt müssen sie kleine Stückchen erfinden, in denen bloß diese beiden Akkorde abwechseln; hierin ist kein Irren möglich; denn wenn sie nur mit der Tonica anfangen und aufhören, so stimmt es immer. Sie dürfen zur Abwechselung weite und enge Arpeggien daraus machen, und nichts ist ihnen verboten, als

daß Ober- und Unterſtimme in Quinten und Oktaven fortſchreiten. Eher dürfen ſie keinen Schritt weiter, bis ſie darin feſt ſind. Die Allernachſamſte ſelbſt hat ſich leicht gemerkt, daß das einfachſte Mittel hierzu iſt, mit der rechten Hand herunter zu greifen, wenn die Linke ſteigt, und umgekehrt, oder daß die eine Hand einen kleinen Schritt machen muß, wenn die andere einen großen that.

So darf man denn bald der Schülerin noch einen dritten Akkord preisgeben, nämlich den Dreiklang auf der Untertonmante (vierte Stufe der Tonleiter); der iſt wieder leicht zu finden: Tonica in der Mitte, von da fünf Töne herauf mit der Linken zur Dominante, oder vom erſten Ausgangspunkt fünf Töne zurück zur Untertonmante. Ueberhaupt darf die Linke, bis die verwandten Tonarten der Tabelle ſämmtlich vorgekommen ſind, nichts greifen als den Grundbaſſen. Alle Umkehrungen verwirren die Anfängerinnen, ehe ſie

alle Dreiklänge in ihrer ersten natürlichen Ordnung mit den verschiedenen Lagen sich fest eingeprägt haben. Fällt ihnen keine neue Arten mehr ein, um aus jenen drei Akkorden ein Täpfchen zu kneten, so muß der Lehrer ihnen nachhelfen und ihnen irgend eine neue Lage innerhalb derselben zeigen.

Auf die meisten Volkslieder lassen sich mit diesen drei Akkorden begleiten, und that man gar einen Moll-akkord hinzu, so ist ja beinahe der Stoff vorhanden, um eine ganze italienische Oper zu machen.

Der nächste Akkord, den man in den Kreis mit hineinzieht, ist am besten: der Dreiklang auf der sechsten Stufe der Tonleiter, dem man die Unterschrift: Parallel-Tonart, giebt, denn unter diesem Namen können ihn die Schülerinnen schon vom ersten Erklingen der Tonleiter auf dem Claviere her. Dieser Akkord paßt nämlich überall hin, und zwischen jenen drei verbrauchten harten, strengen Dreiklänge, tritt er

zu weichen, weiblich verwandelter Element. Will man schnell vorwärts kommen, so lasse man die Schülerinnen die alten Figuren wieder anbringen, denen ja ebenfalls durch das Hinzutreten der Mollterz nun eine solche Mannigfaltigkeit zugewachsen ist.

In dieser Weise fährt man eifrig fort, jeden neu hinzugekommenen Akkord durch alle Tonarten wandern zu lassen, wobei man, wie oben erwähnt wurde, Alles, nur keine Casuistik und Theoretisirereien zwischen Ober- und Unterstimme treiben darf. Nach der Parallel-Tonart läßt sich am leichtesten der weiche Dreiklang auf der zweiten Stufe der Tonleiter einführen, hierauf, als der schwierigste, der auf der dritten Stufe stehende. Man mache den Schüler darauf aufmerksam, daß dieser am natürlichsten nach der Tonart, mit der er am nächsten verwandt ist, angebracht werden kann.

Ist dieser Cursus vollendet, und das gilt bei einer Schülerin, die nur irgend musikalisches Gehör hat,

in einem Monat reichlich, ſo macht ſie von ſelbſt keine Quinten- und Oktavenfortſchreitungen mehr.

Lehrſt Du ſie nun noch den Hauptſeptimen-Akkord richtig anbringen und auflöſen, ſo kann ſie ſich für alle Dilettantenbedürfniſſe ſelbſt helfen. Hat ſie den Trieb, weiter zu gehen, ſo füge der Tabelle die Umkehrungen der Akkorde bei, und lehre ſie dieſelben ebenſo, wie das Vorige, nach und nach behandeln, wobei Du aber ohne ſchriftliche Aufgaben zugleich nicht fertig werden wirſt. Dann mündet die Sache ferner vollſtändig in den Generalbaß ein, in die Kenntniß ſämmtlicher Akkorde, Vorhalte, Modulationen u. ſ. w., wozu ein dilettirendes Frauenzimmer keine Zeit hat, und im Fall ſie es auch lernte, wenn ihr die Schöpferkraft fehlt, nichts damit zu machen wüßte. Sehr beſonnenen Naturen kann man höchſtens die verſchiedenen leitereigenen Septimenakkorde noch beibringen.

Großen Talenten wird nach dieſem Vorhergehenden die vollſtändige Theorie ein unerläßliches Bedürfniß werden. Aber der Lehrer darf nicht außer Acht laſſen, welchen Schnitt in alles Lernen der Frauen die Heirath macht. Dieſe Rückſicht allein ſchon macht es nöthig, für Dilettantinnen beſtimmte Stufen anzuordnen, auf denen es möglich iſt, ſich ſo feſtzuſtellen, daß ſie im Laufe des Lebens das Erlernte nicht mehr verlieren können.

VIII.

In einem großartigen Tonſtück ſcheinen die Tonarten in ihrem Kampfe mit einander gleich ſich entwickelnden Naturkräften zum Licht empor zu dringen, endlich Geſtalten anzunehmen und ihr Stück Weltgeſchichte mit zu erleben. Doch ergötzt uns auch ſchon im Kleinen die humoriſtiſche Intrigue, die in der gewöhnlichſten Sonate von der Familie der Tonarten in immer wechſelnder Scene aufgeführt wird.

Da tritt zum Eingange der Dreiklang der Tonica gleich dem Hausherrn im vollen Gefühl ſeiner Würde

auf und beginnt ein Gespräch mit seiner Hausfrau Dominante, und ermahnt den Sohn Subdominant und die beiden Medianten, seine holden Töchter, zu allem Guten. Er geht auf Reisen und es gefällt der Frau Dominante, in seiner Abwesenheit auch einmal die Hosen anzuziehen, oder mit andern Worten, sich das Subsemitonium zu vindiciren, wodurch am Ende des ersten Abschnittes die Täuschung so vollkommen wird, daß jeder meint, jetzt sei die Dominante der Herr im Hause.

Aber die vermeintliche Tonica versteht es schlecht, sich in ihrer Herrschaft zu behaupten. Die Kinder rebelliren gleich zu Anfang des zweiten Theils: der Subdominant lädt keck seine befreundeten Nachbarn ein, und kehrt mit ihnen im tollen Gelage das Haus um. Allerhand verbuhlte Septimenakkorde kommen von nah und fern und umschwärmen die Medianten. Die Dominante strebt vergebens, Ordnung zu stiften:

endlich mit lang anhaltendem Ruf mahnt ſie den Vater zur Heimkehr. Wußte man im Mittelſatz nicht mehr, wer Herr noch wer Diener ſei, ſo ſchwinden alle Zweifel, wenn der ächte Dreiklang der Tonica in ſeiner angeſtammten Legitimität das Haus wieder betritt. Alle die übrigen Dreiklänge ſcheinen nur Entſchuldigungen wegen des Vorhergegangenen zu den Füßen ihres Herrſchers zu legen, der ihnen freundlich vergiebt, ſie auf die ihnen gebührenden Stufen zurück weiſt und in einem Schlußakkord, dem auch der Böswilligſte nichts mehr entgegen zu ſetzen hat, ſeine thatenreiche Laufbahn glänzend beendet.

Um einige Jahrzehnte hinter uns liegt eine Epoche der Claviercompoſition, deren Vertreter ihre beſte Kraft

an Nebendingen verſchwendeten. Der Kern eines Muſikſtücks, oft von bedeutender Schönheit, war in einen Wuſt von arabeskenhaften Flitterpaſſagen eingehüllt, der wie ein Reifrock die natürliche Form entſtellte. Ein Normal-Clavier-Concert jener Zeit dauert etwa drei Viertelſtunden: es enthält, wenn man die üblichen Cantilene-Stellen im erſten Theil, dem Adagio und Rondo zuſammenzählt, fünf Melodien, jede etwa ſechzehn Takte lang: alles Uebrige ſind Läufe und Sprünge, wobei die Durchführung jener wenigen Melodien den begleitenden Inſtrumenten überlaſſen bleibt. Der größte Werth ward auf die Mannigfaltigkeit der ſchwierigen Kunſtſtücke für die Finger gelegt, welche im raſchſten Tempo ausgeführt werden mußten, auch wurden dieſe von den Zuhörern immer mit rauſchendem Applaus belohnt.

Die Virtuoſen bildeten nun die Finger auf Koſten des Geiſtes aus, opferten ihrer Eitelkeit das künſtleriſche

Gewiſſen, und traten nur mit ſolchen Stücken öffentlich auf, deren Einſtudiren auch dem Geübteſten viele Monate Lebenszeit koſtete. Der Kunſtfreund, wenn er auch ein augenblickliches Vergnügen beim Anhören eines ſolchen mit Anmuth und Geſchicklichkeit vorgetragenen Stücks empfand, konnte ſich nicht verhehlen, daß nichts wahrhaft Schönes durch deſſen Schwierigkeiten erreicht wurde, daß ſie vielmehr nur dazu da waren, das Publikum in ein dummes Erſtaunen zu ſetzen.

Anders iſt es nun geworden, wo das Schwere wenigſtens einem höhern künſtleriſchen Zweck zu dienen ſtrebt, obgleich der alte Mißbrauch noch nicht unbedingt abgethan iſt. Die Mehrzahl der neueſten Clavierompoſitionen erfordert vor Allem einen feinen und ſeelenvollen Vortrag; die mechaniſchen Schwierigkeiten ſind ſo ziemlich in den Hintergrund gedrängt worden; auch wird der herrſchende Gedanke darin nicht durch

ewige Wiederholungen und Variationen abgeſchwächt: eher dürfte man ihnen eine zu gedrängte Kürze zum Vorwurf machen.

Den erſten Anſtoß hierzu hat Felix Mendelsſohn durch ſeine allbeliebten Lieder ohne Worte gegeben: ſie verhalten ſich zu dem frühern Clavierconcert, wie das einfache Lied zur prätenziöſen Bravourarie. Ihr Inhalt iſt wie bei jenem der Seelenerguß, den eine fröhliche oder wehmüthige Stimmung hervorruft, das Landſchaftsbild, Jagd und Waſſerfahrt und ſo weiter. Einige beſtimmte Gattungen findet man, wenn auch im Gedanken und der Ausführung ſehr verſchieden, doch in verwandten Zügen in jedem Hefte wieder. So iſt z. B. Nr. I jedesmal eine getragene Melodie

in sehr sanften Modulationen, über einer etwas bewegtern arpeggirten Begleitung schwebend, welche die leise Sehnsucht unausgesprochener Liebe, oder die holde Ruhe in der seligsten Erfüllung ausdrückt. Ein Lied der schmerzlichen Klage folgt, oder ein wildes Reiterlied, wo wir im dunkeln Wald den Sturm und den Regen brausen hören, der die Hufschläge des Rosses und den trotzigen Sang des einsamen Gesellen begleiten. Die leidenschaftlose Melodie religiöser Inbrunst oder stiller Ergebung in ein höheres Walten ist nicht minder unverkennbar in mehreren von diesen Liedern ausgedrückt. Es ist nicht eben Choral oder hergebrachter Kirchenstyl, aber die Heiligkeit und Würde der Akkorde und Rhythmen ist durch und durch von Gebethauch umflossen.

Das venetianische Gondellied ist einigemal in gleich gelungener Weise vertreten. Sehr fein hat Mendelssohn durch die Wahl der Tonarten und die Lage der Akkorde

den Zauber der Sternennacht heraufbeſchworen. Wer nur die beiden erſten Takte beobachtet, der kann nicht mehr zweifeln, daß hier kein Bild des farbenhellen Tages ſich aufrollen wird. Tiefer und tiefer umhüllen uns dunkle Schatten, ein eigner feuchter Schimmer entwickelt ſich aus den Baßakkorden, als ſchauten wir hinab in das grüne Meer; nun kommen im ruhigen Takt die Ruderſchläge, von einer wellenförmigen Begleitung umſpielt, kleine abgeſtoßene Terzengänge geben täuſchend den Klang der Guitarre wieder, die den zweiſtimmigen melancholiſch langgezogenen Geſang begleiten, der aus dem Innern der Gondel fernhin über die Laguna ſchallt.

Das Lied Nr. III im erſten Heft, in der heitern goldgrünen Tonart A-dur, führt der Phantaſie ein Jagdbild in friſcheſter Kraft und Anmuth vor. Hörnerklänge laden in den dunkeln Forſt, die Roſſe im Galopp, die wallenden Federbüſche ritterlicher Geſtalten

fliegen uns vorüber; die Harmonie malt ein Harren, Suchen, Hin- und Herirren, endlich das Auffinden der Spur. Nun jubelt Alles auf; durch das Dickicht hindurch stürzen sie, wo die verschlungenen Zweige sich rauschend öffnen und schließen. Ein letztes Geraschel im Laub, ein fernes Verhallen, und wie ein aufwirbelndes Staubwölkchen schließt die zierlichste säuselnde Roulade, von wenigen Tönen gefolgt, ab, als sei Alles nur ein Traum gewesen.

Das Lied Nr. IV im zweiten Heft zeichnet das stille Wandeln neben einem plätschernden Bach. Die spielende Figur im Baß gleitet wie krystallklare Wellen über reinliche Kiesel dahin. Die Schlußpassage, die sich aus diesem Baß entwickelt und mit lieblichster Grazie aufsteigt, gleicht dem Abendwind, der im Fluge ein paar Apfelblüthen mit sich emporwirbelt und dem Wanderer auf den Pfad streut.

Auch ein Duett zwischen Baß und Oberstimme ist

diesen Liedern ohne Worte beigefügt, und wie sich versteht, ein zärtliches Duett. Es gilt für eine der schönsten Nummern der Sammlung, und gewiß mit Recht, wenn es auch, zufolge seiner bestimmt ausgeprägten Form, nicht so manche phantastische Deutung zuläßt, wie viele von den andern.

Ein anderes, welches den Charakter des Volksliedes trägt, wird vielfach von den Dilettanten gepriesen, hat aber für ein verfeinertes Gehör etwas Verletzendes durch die Verdoppelungen der Oktavengänge, welche allerdings den Volksgesang in seiner Eigenthümlichkeit wiederspiegeln.

Im fünften Hefte findet sich unter Nr. II eine Art Triumphgesang, der stark wie ein Freiheitslied klingt. Gut, daß für die deutsche Polizei die reine Tonsprache Sanskrit ist, sonst würde sie solch einen Rhythmus verbieten. Es ist ein kettenzermalmender Uebermuth darinnen, der den Hörer begeistert und

elektrisirt. Sollte wirklich der Drang der damaligen Zeit auch in das harmlose Clavier gefahren sein und sich dort einen Ausweg gesucht haben, als ihm das Wort versperrt war? Doch das ist ja die Magie der Tonkunst, daß jede Zeit das heraushört oder hineinlegt, was ihr heißestes Bedürfniß ist.

An der Reform der Claviermusik im Allgemeinen hat einen eben so großen Antheil als Mendelssohn, Friedrich Chopin, ein Pole von Geburt. Während Mendelssohns feiner Verstand, sein hochgebildeter Geschmack die Auswüchse der vorhergegangenen Periode hinweggetilgt oder zurechtgebogen, die Formen vereinfacht, den Inhalt vergeistigt, im Ganzen aber auf dem vorhandenen Boden fortgebaut hat, brach Chopins

Genialität bisher unbekannte Bahnen in die romantischen Dämmerungen der wunderbarsten Harmonien. Seine Musik steht neben der Mendelssohn'schen wie das Mährchen neben der Geschichte. Sie ist nicht so gesund, noch so wahrhaft und verständig, hat aber dafür all den schwülen Zauber, die ahnungsvollen Schauer des Mährchens.

Es wäre gar nicht unmöglich, auch einen Kenner, der zum erstenmal eine Mendelssohn'sche Melodie hörte, glauben zu machen, es sei eine von Mozart oder Beethoven, die er noch nicht kenne; so nah verwandt ist trotz aller Originalität Mendelssohn diesen seinen großen Vorbildern. Chopins Melodien hingegen sind unerhört, keine ähnliche ist vor ihnen erfunden worden. Daher kömmt es wohl, daß bei seinem ersten Auftreten fast alle Personen über vierzig Jahr ihn haßten und ihn ganz unfaßlich fanden, während die Jugend sich leidenschaftlich für ihn begeisterte.

Fragen wir nun, was das iſt, das uns bei Chopin ſo namenlos erſchüttert, mit Grauen und Entzücken erfüllt, ſo findet ſich eine Löſung, die Manchem erſt recht wie eine Fabel erſcheinen möchte: Chopin will die Vierteltöne erlöſen, die jetzt nur wie geſpenſtige Doppelgänger ſchattenhaft zwiſchen den unharmoniſchen Verwechslungen auftauchen.

Um dieſe Anſicht zu rechtfertigen, müſſen wir ein paar gute Schritte rückwärts in die Muſikgeſchichte blicken. In den früheſten Jahrhunderten chriſtlicher Zeitrechnung, wo man nicht das Ohr, ſondern die mathematiſche Berechnung entſcheiden ließ, welche Intervalle wohl oder übel klingen müßten, ſchritten die mehrſtimmigen Sätze in Quinten und Oktaven neben einander fort, denn Terzen galten für unerträgliche Diſſonanzen. Alſo gerade das, was wir jetzt als die abſcheulichſte Harmoniefolge empfinden, galt damals als die einzig richtige. Das menſchliche Ohr war noch nicht hinreichend

gebildet, um näher liegende Zuſammenklänge zu unterſcheiden. Die Quinte, allenfalls die Quarte lag ihm noch weit genug aus einander; wahrſcheinlich aber machte die kleine Terz (dieſe ſchmeichleriſche, wollüſtige Lieblingin unſers Gehörs) damals denſelben Eindruck, wie uns jetzt etwa die kleine Sekunde, oder die übermäßige Prime, C und Cis zuſammen angeſchlagen.

Denken wir uns nun die Viertelstöne mit in unſer Intervallen-Syſtem aufgenommen, ſo würde die Sekunde vielleicht daſſelbe für die Zukunft, was uns jetzt die Terz iſt. Jeder, der in die Geſchichte der Muſik geblickt, wird ſich der Revolution erinnern, welche die erſte Einführung der Terz, auf welcher der Sturz des alten und der ganze Bau unſers jetzigen muſikaliſchen Syſtems gegründet iſt, hervorrief. Welcher Zeiträume bedurfte es, bis ſie als wohlklingend anerkannt war. Nun verdanken wir ihr die Reihenfolge der herrlichſten Harmonien, die ſeit Jahrhunderten, einander immer

überbietend, unſere Seele erfriſchten. Aber manchmal will es ſcheinen, als ſei nun doch der Quell beinahe ausgeſchöpft; mehr und mehr klingen die neuern Melodien wie Nachahmungen oder oberflächliche Veränderungen der oft dageweſenen ältern, und das Ohr ſeufzt nach ganz Neuem, Unerhörtem.

Emancipirt die Viertelstöne, ſo habt ihr eine neue Tonwelt!

Aber uns, die wir an die längſt beſtandene Eintheilung in halbe Töne gewöhnt ſind, wird die Neuerung ſchauerlich und wie ein bloßes Geräuſch von Diſſonanzen klingen: doch vielleicht ſchon begrüßt die nächſt- oder drittfolgende Generation, wenn ſie erſt mit der Muttermilch die fremden Klänge eingeſogen hat, in ihnen eine friſcherſtandene, doppelt reiche Kunſt.

An dieſer myſteriöſen Pforte ſcheint Chopin zu rütteln; ſeine Melodien ſchleichen widerſtrebend durch

die halben Töne, als taſteten ſie nach feinern, vergeiſtigtern Nüancen, als die vorhandenen feinen Intentionen bieten. Iſt einmal dieſe Pforte geſprengt, ſo ſind wir abermals um einen Schritt näher den ewigen Naturlauten: denn warum können wir die Aeolsharfe, das Waldesrauſchen, die zauberiſchen Laute des Waſſers nicht treu in Töne faſſen, nur ſchwach nachahmen, weil unſere ſogenannten ganzen und halben Töne zu plump und lückenhaft auseinander liegen, während die Natur nicht bloß Viertel- und Achteltöne, ſondern die unendliche, kaum in Klang-Atome zerfetzte Skala beſitzt!

Es iſt, als ob ein Chopin'ſches Notturno darnach ringe, die Stimmung hervorzurufen, die uns in tiefſter, einſamſter Mitternacht umweht, wenn wir auf einer hohen freien Stelle horchend ſtehen, und alle die flüſternden Laute wach werden, die ſonſt das Tagesgeräuſch übertönt. Da fließt es von den Sternen

herab, ſteigt aus den Thalgründen auf, und klingt zu Einem kaum hörbaren Etwas zuſammen. Es iſt nicht Schwirren, es iſt nicht Tönen, was die weite Atmoſphäre erfüllt: doch ſie iſt da, dieſe Muſik der Nacht, für die es keinen Namen giebt — keiner kann ſie wegläugnen, der ſie einmal belauſcht.

Den Weltſchmerz und die Zerriſſenheit der Jugend ſeiner Zeit hat auch Chopin wie kein anderer Componiſt ausgeſprochen. Ironiſch hat er dieſe Empfindungen in ſeine zahlreichen Mazurken ausgegoſſen, die aber von Tänzen nichts als den Namen und den Dreivierteltakt haben.

Beliebter beim größern Publikum als Chopins Compoſitionen, ſind ihres Glanzes und ihrer leichtern Faßlichkeit wegen die von Thalberg, welche mehr den

Fingern der Spieler, als dem Begriff der Hörer Anstrengung zumuthen. Sie sind ohne Geist, aber voller Anmuth, und verrathen weniger Erfindung als geschickte Bearbeitung. Das leichte, fröhliche Element süddeutscher, eigentlich Wienerischer Eleganz und Lebenslust spiegelt sich darin. Es sind treffliche Talentcompositionen, und als solche wohl kaum bisher überboten.

Zwischen Thalberg und Chopin mitten inne steht Axel Henseit, geringer als der erste, minder genial als der zweite, von jedem aber einen kleinen Antheil der Vorzüge vereinigend. Gleich Chopin schildert er Naturbilder, aber nicht ihren schauerlichen Räthselzauber, sondern nur die schimmernde oberflächliche Erscheinung. Aus der unerschöpften Tiefe der schmerzlichsten Gefühle nimmt er die vergiftete Pfeilspitze

hinweg, und zeigt uns nur höchſtens ein helles Blutströpfchen auf einer ſchneeweißen Bruſt. Es gleißnet wie Thalbergs Raketenpaſſagen ſind die ſeinigen auch nicht, aber ſie beruhen auf einer durchdachtern harmoniſchen Grundlage.

Eine Eigenheit Henſelts, die Viele ihm nachahmen, ſind die fremdartigen, übermäßig mit Kreuzen und Been belaſteten Tonarten, die er wählt, und wodurch (man kann es nicht läugnen) mancher gewöhnlichere Gedanke origineller ſcheint, als er wirklich iſt. Dieſe Unart erſchwert ohne Noth den Dilettanten manches populäre Stück. Man ſollte wirklich das heilige Des-dur, das magiſche As- und Es-moll, das in dunkeln Purpur gehüllte Fis-dur nicht ſo für jede Lappalie mißbrauchen; dieſer Frevel beraubt die genannten Tonarten nach und nach ihres Nimbus; ſie werden gewöhnlich wie G und D, und für Geiſtererſcheinungen und große Affekte wird den Componiſten

ihr bequemſtes Mittel weggeſchickt. Man iſt jetzt ſchon ſo verwöhnt, daß Einem oft eine wirklich achtungswürdige Compoſition, die in einer ſchlichten Tonart auftritt und nur durch den innern Gehalt etwas gelten will, neben einer minder geiſtvollen, die mit Doppelkreuzen und Been gewürzt iſt, auf den erſten Augenblick flach und arm erſcheint. Es (dieß) iſt dieß ein ganz ähnliches Begegniß, wie man es häufig auf den Kunſtausſtellungen erfährt. Faſt alle Landſchaften prangen in rother Abendbeleuchtung oder empfangen ein zerriſſenes Licht durch die Lücke einer Gewitterwolke. Sieht man daneben eine vortreffliche Compoſition mit einem natürlichen Grün im geſunden Tageslicht, ſo braucht das Auge lange Zeit, bis es erkennt, daß dieſe ächte Wahrheit nur die früher geſehenen nur Blendung waren.

Beethovens größere Clavierſonaten, die einzig und unvergleichbar daſtehen, ſeiner Zeit und Weltrichtung angehören, ſollte das letzte Studium des ausgebildeten Spielers ſein, das er erſt dann unternimmt, wenn er ſich ſelbſt Rechenſchaft von dem darin waltenden Geiſte geben kann.

Hans Ibeles

in London.

Ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben.

Von

Johanna Kinkel.

(Aus ihrem Nachlaß.)

Erster Band.

Stuttgart.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1860.

Das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

		Seite
Erſtes Kapitel.	Man richtet ſich häuslich ein	1
Zweites Kapitel.	Jugendgeſchichte eines Tagedieben wider Willen	23
Drittes Kapitel.	Eine kleine Reſidenz erhält eine große Ohrfeige	39
Viertes Kapitel.	Man ſoll nicht mit dem Feuer ſpielen	72
Fünftes Kapitel.	Ein Viſitentag	93
Sechſtes Kapitel.	Die erſten Leiden im Exil	137
Siebentes Kapitel.	Die vornehmen Proletarier	163
Achtes Kapitel.	„Fürchte die Danaer, wenn ſie Geſchenke bringen“	188
Neuntes Kapitel.	Dr. Stern erzählt	214
Zehntes Kapitel.	Ein neues Jeu d'esprit, und der arme Mann	241
Elftes Kapitel.	Die deutſche Gouvernante. (Manuſcript.)	268
Zwölftes Kapitel.	Eine ungelehrige Diplomatin	300
Dreizehntes Kapitel.	Die Theilung der Arbeit	324
Vierzehntes Kapitel.	Von den Gräuelthaten der Dilettanten	353

Erſtes Kapitel.

Man richtet ſich häuslich ein.

An der nordweſtlichſten Spitze des weiten Territoriums, welches London genannt wird, befindet ſich eine Stadtgegend, die halb und halb einen ländlichen Charakter hat. Zierliche Villen liegen in blühenden Gärten zwiſchen Baumgruppen, einzelne Straßen gleichen faſt einer Lichtung, die man in einen Buſch gehauen hat, und ſogar begegnet man hier und da mitten auf dem macadamiſirten Pflaſter einer prächtigen alten Eiche oder Buche. Offenbar war hier vor nicht gar zu langer Zeit noch Wald und Feld vorherrſchend, und man legte wohl die neue Vorſtadt mit einer gewiſſen Schonung für die Veteranen unter den Bäumen an; das kleine Geſtrüpp mußte ſich den Gartenanlagen fügen, den uralten Stämmen drauenten ſich die Mauern und Eiſengitter.

Die kleinen und engen Wohnungen einer Seitengasse verriethen, daß hier ein Publikum wohne, das, obwohl gentil, dennoch eine sehr bescheidene Stufe auf der socialen Leiter der Weltstadt einnehmen mußte. Die kleinen Balkone waren zwar von Säulen getragen; irgend eine Statue oder ein paar Vasen schmückten das Gärtchen; aber alles war diminutiv und hatte einen ökonomischen Anstrich. Von dieser Gasse gelangte man durch ein Gitterthor auf einen kleinen mit Bäumen bepflanzten Platz, der keinen weitern Ausgang hatte, und in dessen Hintergrunde nur vier Häuschen standen. Die Bewohner derselben würden, falls sie den grünen Platz gemeinschaftlich benutzt hätten, einen ganz hübschen Spaziergang und Spielplatz für sich und ihre Kinder gehabt haben. Doch das erlaubte die abgeschlossene englische Sitte nicht. Die Häuschen standen sich paarweise gegenüber, vor jedem war ein durch ein niedriges Eisengitter abgesperrter, mit einigen Geranien, Steinen und Muscheln verzierter Gang, der den Namen Garten führte und auf den Fahrweg ausmündete. Drei der Häuschen waren bewohnt, das vierte stand seit Jahr und Tag als „sehr begehrenswerthe Villa",

wie der Terminus technicus heißt, zu Kauf oder Miethe auf einer Tafel an dem erwähnten Gitterthor ausgeboten.

Dieser enge Platz ohne Ausgang, von nur vier Familien bewohnbar, machte eine Ausnahme von dem großstädtischen Ton in sofern, daß die Leute, wenn auch nur verstohlen, von ihren Nachbarn Notiz nahmen. Man grüßte sich zwar nicht, aber man beobachtete sich vom Fenster und Garten aus, und einige neugierige Personen forschten sogar mit Interesse nach Stand und Namen der Mitbewohner von Briar Place.

An einem warmen Junimorgen 1848 wurde die lang verschlossene Villa von einem Commissionär geöffnet; ein Herr und zwei Damen folgten, um sie zu besichtigen. Schon am selben Nachmittag zogen sie ein, obschon die Villa unmöblirt war; ja, sie brachten einen ganzen Wagen voll Kinder wie Orgelpfeifen mit, und dabei nur ein Dienstmädchen, das statt des Hutes eine sonderbare weiße Haube von nie gesehener Form aufhatte. Dann folgte ein Karren, hoch beladen mit hölzernen Verschlägen, Ballen und Koffern.

Mrs. Peak, die Bewohnerin von Nro. 1, Briar Place, ſtand am Fenſter, und rief ihre beiden Töchter herbei: „Seht nur, Harriet, Lucy, wahrhaftig, Nro. 4 muß vermiethet ſein. Welch eine zahlreiche Familie! wie wollen die alle in dem kleinen Häuschen Platz finden?“ Lucy nahm die Lorgnette und bemerkte, es müßten Ausländer ſein, eine Entdeckung, welche von einem tiefen Seufzer der drei Damen begleitet wurde. Hierauf überzeugte ſich Harriet, daß die Dame, welche mit den Fuhrleuten ſprach, eine Engländerin ſei, die ein ſchönes Landhaus in der Nähe bewohne, und der ſie bei Spaziergängen häufig begegneten. Dieſe Dame ſchien aber nur als Dolmetſcherin zu fungiren, und nachdem ſie die Ankömmlinge nebſt ihrem Gepäck unter Dach und Fach hatte, fuhr ſie davon. Noch einmal erſchien ſie vor Abends, wo ein Bedienter allerlei Geräthſchaften und Proviant aus dem Wagen dem fremden Mädchen mit der unerhörten Haube reichte; die Familie winkte an Thür und Fenſtern heraus, Dankeswort und luſtiges Gelächter ſchallte, und dann wurden die Läden geſchloſſen.

„Wenn nicht eine ſo reſpektable engliſche Dame

dieſe Leute nach Briar Place gebracht hätte, ſo würde ich fürchten, daß wir Zigeuner zu Nachbarn bekämen!“ ſagte Mrs. Beak, indem ſie gleichfalls ihre Vorhänge herunterließ.

Die beiden Töchter erſchöpften ſich in Conjekturen, wie die fremde Familie in einem unmöblirten Hauſe die Nacht zubringen möchte, und da meine Leſerinnen wahrſcheinlich dieſelbe Neugier hegen, wollen wir uns ſtill in das verſchloſſene Haus ſtehlen, und uns die Fremden und ihr Treiben mit eignen Augen anſehn.

Der Hausherr iſt mit eigner Hand dabei, vermittelſt einiger unzureichenden Werkzeuge die Kaſten aufzubrechen, welche zum Glück nach der Viſitation auf dem Cuſtomhouſe ſehr nachläſſig wieder vernagelt waren, denn ſonſt würde ſeine zarte Hand, die weiß wie eine Frauenhand iſt, es ſchwerlich zu Stande bringen. Seine Geſtalt iſt eher klein als mittelgroß, dabei ſehr ſchlank und anmuthig. Das Geſicht iſt vornehm, hohe Stirn, gebogene Naſe, feiner Mund, die Wangen ein wenig eingefallen, das dunkelblaue Auge tiefliegend. Sein helles Haar fließt etwas länger herab, als die meiſten Männer

es dulden würden, und der Bart, der heuer in England noch in Opposition mit aller guten Sitte ist, umgibt naturgemäß Lippen und Kinn. Statt des Rocks hat er einen leichten grauleinenen Staubkittel übergeworfen, um unbehindert zu hämmern und auszupacken, wobei die größern Kinder ihm beistehn.

Die Hausfrau, welche fast so groß ist als ihr Mann, und in gleichem Alter mit ihm, etwa sechsunddreißig, also verhältnißmäßig größer und älter erscheint, schneidet eben energisch mit einem Taschenmesser das Seil durch, welches den größten der mitgebrachten Ballen umschnürt. Ihr Gesicht ist wohlgebildet ohne auffallende Unregelmäßigkeiten, aber keine Spur von Poesie spricht aus den klaren, strengen Zügen. Die Farbe ist sonnenverbrannt, die Wange frisch und gesund geröthet, das braune Auge fliegt wie ein Falk in alle Ecken, und beobachtet, was die Kinder machen, wie der Mann mit seiner Zange vorwärts kömmt, und wie Kathrinchen die Kindermagd sich mit dem Entknöteln einer Kordel abmüht.

„Komm her, Kathrinchen, ich will sie durchschneiden!“ ruft sie der Magd zu.

„Ach Madam, die schön' Kord', es iſt zu Schad' drum, warte Sie noch ein Amen lang, dann hab' ich den Knoten auf!"

Aber das Taſchenmeſſer der Hausfrau hat ſchon hineingeſchnitten, und begütigend lobt ſie Kathrinchen, wegen ihres guten Willens, aber ſie fügt hinzu: „Heute Abend iſt mir jede Sekunde koſtbar, damit die armen Kinder nur beizeiten zur Ruhe kommen. Morgen müſſen wir alle früh aufſtehn, denn nächſten Abend um dieſe Zeit muß das Haus fertig möblirt, und in drei Tagen in der ſchönſten Ordnung ſein. Schnell, hier kömmt das Nachtzeug der Kinder zum Vorſchein, ſtecke eins nach dem andern hinein, und mach' daß wir die Kleinen aus dem Wege haben, ehe ſie ſchlaftrunken werden. Gib ihnen noch etwas von der Milch und dem Zwieback, den Frau Buſy geſchickt." Kathrinchen, ein kleines derbes Mädchen von fünfzehn Jahren, in rheiniſcher Bauerntracht, thut wie ſie geheißen, und Mann und Frau fahren fort bis zu vollſtändiger Dunkelheit zu arbeiten. Je mehr Gegenſtände ausgepackt werden, je chaotiſcher ſehn die Stuben aus, denn es fehlen ja die Kommoden und Schränke, wo hinein man das Zeug

stecken soll. Die Hausfrau findet das auch, und verbittet sich alles weitre Auspacken, da die Lebensbedingungen für die nächsten Stunden jetzt gesichert erscheinen. Ein paar der größten Kasten werden an die Wand gerückt, einiges Heu und Stroh, das zum Verpacken zerbrechlicher Effekten gedient hatte, wird hinein geworfen, ein weißes Tuch darüber, und so sind die Kinderbettchen improvisirt. Die Kleinen jubeln vor Entzücken über den Spaß, zur Abwechslung einmal in Koffern und Kisten zu schlafen, und wälzen sich im Heu, aller Müdigkeit vergessend, als ob das ein herrliches Fest sei. Endlich sind fünf der Orgelpfeifen einzeln und paarweise verpackt, und die beiden ältesten, Fritz und Carl, zwei verständige Knaben von zwölf und eilf Jahren, bleiben noch ein Stündchen auf, um das Abendbrod der Eltern zu theilen.

Ueber einen Koffer breitet man statt des Tischtuchs die preußische Staatszeitung, welche aus den Packpapieren als das größte zu diesem Zweck hervorgezogen wird. Brod, Butter, Käse und Bier sind vorhanden, und was an Tellern, Messern und Gläsern abgeht, wird durch den Erfindungsgeist der

umher gelagerten Speisenden, besonders der Knaben, in einer Weise ersetzt, die die heitre Laune der Familie nur noch steigert. Dann wird das Ueberflüssige aus dem Wege geräumt, die Kissen und Matratzen werden vertheilt, und man schickt sich an, auf ebener Erde mit Shawls, Mänteln und anderm Nothbehelf den fehlenden Comfort zu ersetzen.

Wir könnten uns also jetzt füglich zurückziehen, liebe Leserinnen, denn wir sind wenigstens beruhigt, daß unsre Einwanderer nicht auf dem harten Boden zu schlafen brauchen. Nach einer Seefahrt, einer umständlichen Uebersiedlung mit vielen Beschwerden sehnt sich gewiß jeder nach Rast. Aber wem wird in London vor Mitternacht Rast gegönnt? Die Tafel mit der Miethsanzeige der begehrenswerthen Villa Nro. 4 war nicht so bald von dem Eingang zu Briar Place entfernt worden, als alle Handelsleute des nächsten Distrikts in Bewegung kamen. Es ist dieß der Gebrauch, den die Eigenthümer von Läden, wo die gewöhnlichen Lebensmittel feil geboten werden, durch ganz London beobachten. Sobald nur ein Reisewagen vor einem Hause neue Einwohner absetzt, suchen die Bäcker, Fleischer und Consorten einander

den Rang abzulaufen, um den Kunden zu erwischen. Während der Dämmerung schellte es unaufhörlich an der hintern Gartenthür der Villa, und eine Menge von Karten, Preiscouranten und kleinen Broschüren wurde dem verdutzten Kathrinchen in die Hände geschoben. Die beiden Knaben, die schon ein bischen Englisch gelernt hatten, amüsirten sich damit die Karten durchzustudiren und zu übersetzen. Da war ein zierliches Büchlein, roth mit Goldverzierungen, welches eine vollständige Liste sämmtlicher Delikatessen enthielt, mit denen ein Spezereihändler des vereinigten Königreichs die kindliche Phantasie nach allen Himmelsstrichen entführt. Da war ein Milkman, der eine lithographirte Kuh im Wagen führte, und Fritz fand es sehr kurios, daß hier zu Lande ein Milchmann statt der gewohnten Milchfrau kommen solle. Ein Porkman empfahl sich, den Carlchen als „Saumann" ins Deutsche übersetzte. Endlich erschien eine Folioanzeige, auf der oben ein großer schwarzer Käfer als Vignette prangte, dessen Original in vielen Exemplaren unten in der Küche schon das Kathrinchen erschreckt hatte. Der Absender machte sich anheischig, dieß als Beetle bezeichnete

Ungeheuer, welches angeblich die Plage der ganzen Nachbarschaft sei (eine tröstliche Aussicht), auszurotten, und um das Vertrauen der Hausfrauen in seine Meisterschaft zu stärken, fügte er sein Patent hinzu mit dem vollen Titel: Wanzenvertilger Ihrer Majestät der Königin und Ihrer königlichen Hoheit der Herzogin von Kent.

„Da haben wir die erste Probe von der Unverschämtheit der englischen Preßfreiheit!“ rief lachend die Hausfrau, „doch was läßt sich anders von den alten Palästen erwarten?“ Die Nacht war hereingebrochen, aber trotz der körperlichen Müdigkeit war das Paar von vergangenen Ereignissen und der Sorge für die nächste Zukunft zu aufgeregt, um zu rasten, und als Alles um sie her schlief, führten sie noch ein lebhaftes Gespräch flüsternd fort.

Der Mann verweilte auf dem ersten überwältigenden Eindruck, den London auf den Fremden macht, und der doppelt demjenigen an die Seele greift, der sich sagt, hier in dieser kolossalen Welt sollst du mitschwimmen, mitkämpfen, und dir eine Geltung erringen. Er sprach: „Durchfuhr es auch dich wie ein elektrischer Schlag, als der Steward in

die Kajüte hinein rief: „Wir sind in England, eben lenkt das Schiff in den Themsestrom!“ Mir war es, als ob der frische Hauch der Freiheit mich umfange, als sei ich jetzt erst meines Lebens sicher.“

„Ach ja,“ erwiederte die Frau, „es war eine drückende Zeit, das letzte Vierteljahr. So oft es schellte, erwartete ich die Nachricht zu hören: Sein Versteck ist gefunden, sie haben ihn ausgeliefert!“

„Und ich,“ fuhr der Mann fort, „hatte zuletzt keine ruhige Nacht mehr. So oft von ferne Fußtritte schallten, dachte ich: Du bist verrathen worden; jetzt umstellen sie den Garten, jetzt bist du verloren! Und dennoch! es war trotz aller Noth eine herrlich aufgeregte, grandiose Zeit. Deutschland einmal in Leidenschaft zu sehn, diese gedankentiefe, phantasiereiche Nation glühend für die süße Braut Freiheit, werbend mit allen Seelenkräften um ihren Besitz!“

Die Frau schwieg einen Augenblick, und dann sagte sie: „Gestern als wir uns London näherten, und meilenweit schon palastähnliche Gebäude die Ufer säumten, und der prächtige Baumwuchs einen anlachte, der Strom wie von Flotten bedeckt war, und überall thätige Menschen walteten, denen ihre Arbeit

leicht ſchien, denn man ſah nirgends Uebereilung, nur ruhigen Gebrauch der Kraft, — ſieh, da dachte ich, ſo könnte unſre Heimath ausſehn, wenn unſre lieben Landsleute ſtatt des Idealismus nur ein bischen praktiſcher die Dinge anfaſſen wollten."

„Warte nur," fiel der Mann ein, „warte nur noch ein, zwei Jahre, und dann vergleiche mir Deutſchland mit Einem Lande der Welt. Weil wir gründlich ſind, werden wir auch viel feſter die Wurzeln unſres neuen Staates gründen; weil wir poetiſch ſind, werden wir nicht bloß induſtrielle Zwecke als letztes politiſches Ziel ſehen; und, glaube mir, die Phantaſiewelt eines deutſchen Künſtlers bleibt immer noch reicher und ſchrankenloſer als dieſe Wirklichkeit."

„Nun die Wirklichkeit," erwiederte die Frau, „hat mir heute ganz hübſch imponirt, und wo ſolche äußere Erſcheinungen ans Licht treten, da muß auch der Geiſt, der ſie ſchafft, ein gewaltiger ſein. Ich denke, wir ſind hier auf einen guten Boden gekommen, und vom Heimweh werde ich ſchwerlich viel leiden."

Der Mann ſchien anders zu fühlen, er ſagte wie halb zu ſich ſelbſt ſprechend: „Meint man doch, die Frauen hätten mehr Gemüth als wir, und

doch habe ich, trotzdem daß mir jetzt ein seit vielen Jahren gehegter Wunsch erfüllt ist, immer die Sehnsucht nach der Heimath wie ein Liebesvermächtniß mit mir umhergetragen. Heute, als wir die Kinder aus dem Hotel hierher holten, und der Wagen in der City ein paarmal vor Gedränge nicht weiter konnte, da verglich ich dieß rastlose Jagen und Treiben, in dem ich selber mit ein ungeduldiges von Eile gespornes Atom war, mit der mondbeleuchteten Baumgruppe am Rhein, wo ich zu sitzen und zu componiren pflegte, wo ein spät vorbeigleitender Nachen ein Ereigniß war, und wo das Geschwätz von ein paar Schifferburschen meine Träume störte. Kann denn hier je der Mensch träumen? Wie ist es möglich, daß Dichter und Componisten in dieser Atmosphäre leben können? Zwischen den unendlichen Straßenlinien, so weit man sie übersah, von bunten Kaufläden glitzernd, mit Omnibus wie zweistockige Häuser voll Menschen gepfropft, stieg mir wie ein Geisterbild jenes liebe Plätzchen herauf. Ich fühlte den kühlen Nachthauch in den Baumwipfeln weben; drüben zeichneten sich vor dem Mond die schwarzen Ruinen von Hammerstein ab. Die Thränen traten

mir in die Augen, als die Vision verſchwand und dieſer tolle Londoner Straßenkarneval wieder an die Stelle trat.“

Die Frau ſagte mit ſanfterer Stimme: „Es iſt auch meine Heimath, von der du ſprichſt, und ich werde viel holde Jugendtage nicht vergeſſen, die ich auf jener Ruine durchſchwärmt.“

„Nun denn,“ ſagte der Mann, „wohl dem, der ſein Nachbarskind geheirathet hat; die Heimath geht überall mit ihm in die Fremde. Gib noch einen Kuß, und ſei uns die neue Heimath abermals willkommen!“

Durch die Vorſorge der Mrs. Buſy, einer alten Bekanntſchaft vom Rhein her, den dieſe Dame öfters bereiſt, wurde den Ankömmlingen über die erſten Tage in London leidlich weggeholfen. In dieſer Stadt kennt nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Bewohner ſtabile Wohnungen. Die Meiſten ziehen beſtändig umher, richten ſich heute ein und verkaufen morgen wieder, um auf das Land zu ziehn, vertauſchen einen Stadttheil mit dem andern, oder ziehn aus einem Seeplatz in das möblirte Haus eines Unbekannten in London, deſſen Familienporträts an

den Wänden bleiben, dessen Clavier, Knecht, Magd, Ochs, Esel und Alles was sein ist, im Miethcontrakt einbegriffen sind, während in der Seewohnung ebenso wildfremde Menschen sich ihrerseits umhertummeln. Bei so bewandten Umständen ist es nicht schwer, sich aus dem Stegreif einzurichten, wenn man über ein harmonisches Zusammenpassen der Gegenstände wegsehn will. Ein Gang ins Möbelmagazin, eine Gewerbsstraße hinab, auf der alles von Bedürfnissen zu finden ist, und die Haushaltungsmaschine ist in Gang gebracht.

Aber wehe der deutschen Hausfrau, welche deutsche Einrichtungen und Gewohnheiten in diesem Land beibehalten will, wo das ganze tägliche Leben in feste Gebräuche geschmiedet ist! Sie wird in einem ewigen vergeblichen Krieg mit den Londoner Verhältnissen bleiben, deren Ordnung so unverbrüchlich ist, als ob sie durch Parlamentsbeschluß zum Gesetze erhoben sei. In den Häusern des Mittelstandes stehn die Mägde im Winter nach sieben, im Sommer nach sechs Uhr auf; in den vornehmen Häusern, wo das Mittagessen Abends um acht eingenommen wird, und gegen Mitternacht Besuch zum Thee

kommt, findet natürlich auch eine andre Hausordnung hinsichtlich der Dienerschaft statt. Unsre wackre deutsche Hausfrau hatte sich nun expreß das Kathrinchen mitgebracht, um die gute Sitte des frühen Aufstehns beizubehalten, und überhaupt alles nach ihrem Sinne lenken zu können, wie sie gewohnt war. In aller Frühe des nächsten Morgens waren die Kinder rein angezogen und saßen um den Tisch, des Frühstücks harrend. Aber wer nicht kam, war der Milchmann, und doch hatte Mrs. Busy sich verbürgt, daß derselbe zur rechten Zeit erscheinen würde. Endlich nach stundenlangem Harren erscholl draußen ein sonderbarer Ruf, wie das Uhui einer Eule, und Carlchen, der am Fenster lauerte, kündigte an, daß ein Mann da stünde, welcher ungeheure hölzerne Epauletten trüge, die rundum mit Milcheimern behangen wären. Eine allgemeine Fröhlichkeit bemächtigte sich nach dieser Anzeige der kleinen Gesellschaft, und Alt und Jung that sich gütlich.

„Zur Tagesordnung!“ rief der Vater nach vollendetem Frühstück. „Kathrinchen bewacht bis zu unsrer Rückkehr das Haus und die kleinsten Kinder, und, wohlverstanden, keinem Unbekannten wird die

Thüre geöffnet. Mrs. Bufo wird vor zehn Uhr vorfahren, um mich zum Möbelmagazin zu begleiten, und du, liebe Mutter, hattest ja vor, die beiden großen Jungen mitzunehmen, um Lebensmittel einzukaufen." „Ja wohl," sagte die Hausfrau, „Jungen, springt ein mal eben ins nächste Nachbarshaus, und erfragt mir den Weg zum Markt."

Frik und Carl sprangen sofort ganz alert zur Thür heraus, voller Stolz daß sie nun ihr fleißig erlerntes Englisch anbringen durften. Mrs. Beak hatte eben ihren Vorhang ein wenig gelüftet, um die räthselhaften Fremden zu beobachten, als sie plötzlich voller Schrecken ausrief: „Gnädiger Gott, sie kommen nach meinem Hause — wahrhaftig sie schellen — Harriet, Lucy, was können diese Ausländer wollen? Schnell, sage der Magd, sie soll die Kette ins Schloß befestigen, ehe sie die Hausthür öffnet — Guter Himmel, da höre ich sie schon im Hause!"

Mit dem komischen Grauen, welches Engländer, die nie auf dem Continent gelebt haben, vor allen Ausländern empfinden, lauschten die drei Damen Beak mit verhaltenem Athem über das Treppen-

geländer. Da standen die beiden bildhübschen Jungen mit offnen, ehrlichen Gesichtern, in leichten Kitteln von weiß und blau karrirtem Leinenzeug, und explicirten sich so gut sie konnten mit der Magd. Freundlichkeit gegen Kinder liegt so sehr im englischen Charakter, daß auch hier ein Blick auf die hellblauen Augen und langen Flachshaare der Bürschchen magisch wirkte.

„O was für allerliebste Geschöpfe," rief Harriet aus, „bitte, Mutter, laß mich mit ihnen reden!"

Mrs. Beak war zu gutmüthig, um nicht ihre Scheu zu überwinden, und den Bruch des Ceremoniells um ihrer rothen Bäckchen willen den kleinen Eindringlingen zu verzeihen. Die Misses Beak, die einen kleinen Anfang in der deutschen Grammatik gemacht hatten, amüsirten sich ein paar Minuten mit den kleinen Jungen, und entließen sie nach einer ziemlich unvollkommenen Verständigung.

„Die netten Knaben!" sagte Lucy. „Ich verstand, daß sie mit ihrer Mutter gehen würden, um Covent-Garden-Market zu besehn!"

„Ein curioser Einfall!" sagte Harriet, „wäre es noch das British Museum oder der zoologische

Garten gewesen; aber was ist denn an Covent-Garden-Market so merkwürdig?" Mrs. Beak meinte indeß, für Kinder sei es gewiß ganz amüsant, die vielen Blumengestelle und die Haufen von Orangen und Cocosnüssen zu sehn, die daselbst aufgeschichtet lägen.

Die beiden Jungen kamen ganz vergnügt zu ihrer harrenden Mutter gesprungen, und brachten folgenden Bescheid: Der Markt liege drei bis vier Meilen von hier, kein Omnibus ginge hin, aber jeder Cabrioletkutscher (kürzer Cabman) wisse den Weg.

Der Rathlosigkeit unsrer deutschen Hausfrau kam bald Mrs. Bury zu Hülfe, die von nun an als Vormund in allen Haushaltangelegenheiten anerkannt wurde. Wie sie vorausgesagt, so geschah es. Zwischen Zehn und Elf erschienen die Handelsleute in folgender Ordnung. Zuerst galoppirte hoch zu Roß ein Bäckersbursche heran, der seinen runden Brodkorb vermittelst des Henkels um den Leib befestigt trug, so daß der Henkel um die Brust schloß, und der umgestülpte Korb die Brode auf seinem Rücken fest hielt. Mit einer geschickten Bewegung,

die einem Gaukler Ehre gemacht haben würde, schwang er den Henkel über den Kopf, ohne daß die Brode herausfielen, und reichte die gehörigen Portionen von seinem Pferde herab den Käufern, worauf er eiligst weitertrabte. Darauf kam ein alter Herr mit einem runden Hut, der ihm etwas hinten im Nacken stand, und einem langen Rock, ganz die typische Figur, die man im deutschen Lustspiel als den Engländer, der den Spleen hat, darzustellen pflegt, und trug an jedem Arm einen Henkelkorb, einen mit Kartoffeln und den andern mit grünem Gemüse gefüllt. Der Fleischer fuhr mit einem zierlichen Wägelchen heran, und der Spezereihändler schob einen Kasten auf Rädern vor sich her.

Ein Glück, daß Mrs. Busy die unentbehrlichsten Kochgeschirre hergeliehen, denn mit der Möblirung ging es so rasch nicht, als man erwartet hatte. Die Stadt war im Spätfrühling noch überfüllt von Fremden, und alle Arbeiter waren vollauf beschäftigt. Tage und Wochen vergingen, bis das Haus leidlich bewohnbar gemacht war, und die Hausleute sah man, trotz ihrer Magd und der Arbeitsleute, mit Hand anlegen und sich abplagen.

Mrs. Beak, die das Alles mit anſah, denn Gardinen hatte die Villa Nr. 4 noch nicht, ſchloß daraus, daß die neuen Nachbarn geringe Leute ſein müßten, und nahm es dem Vermiether ſehr übel, daß er nicht lieber die Villa noch ein Jahr leer ſtehn ließe, anſtatt die gentile Nachbarſchaft zu degradiren. Aber wie erſtaunte ſie, als um die Mitte Juli täglich elegante Beſucher nach Briar Place ſtrömten, und oft von mehreren Equipagen zugleich gepuderte Bedienten in feuerrothen Plüſchhoſen herabſprangen, um ſtattlich geputzte Damen in das unſcheinbare Häuschen Nr. 4 zu eskortiren. Sie zerbrach ſich den Kopf über dieſe Widerſprüche, wie an jenem erſten Abend, bis ein ſpöttiſcher Artikel in der Times ihr einiges Licht über ihr vis-à-vis gab.

Zweites Kapitel.

Jugendgeschichte eines Tagesbelden wider Willen.

Jede Welle, die seit 1848 an die englische Küste schlug, spülte irgend eine getäuschte Hoffnung oder ein beschämtes Selbstgefühl heran. Die Schiffbrüchigen vom Continent sanken entweder in den Flugsand, wo sie gleich ausgeworfenem Seegras verkamen, oder sie stießen sich an der harten Kieselschicht wund und zornig. Wenige erkletterten den Damm des Kreidefelsens, von dem aus man auf grünen Boden gelangt.

Eine Zeitlang waren die Notabilitäten unter den Flüchtigen die Löwen der Gesellschaft, und höchst naiv verrieth die modische Welt ohne Scheu, daß sie Alles feiere, was Notabilität sei, gleichviel, auf welcher Parteiseite es gestanden. Mit der größten Unschuld stellte die Lady des Hauses bei einem Gabelfrühstück

irgend einen vom Volk fortgejagten Minister der alten Zeit einem im nächsten Jahr von der Reaction verfolgten Socialisten vor, demselben, der damals die Katzenmusik dirigirte, die jenen nämlichen Minister nach London trieb. Oder dem **'schen Gesandten wurde das Vergnügen zugemuthet, die Gemahlin eines Landsmanns zur Tafel zu führen, dessen Namen seine Regierung so eben daheim an den Galgen hatte schlagen lassen.

Für eine Weile trat Mr. John Ibeles (lies Eibiliis) in den Vordergrund der Salongespräche, derselbe, der unter so ärmlichen Auspicien in Briar Place eingezogen war. Der gute Mann hieß zwar in ehrlichem Deutsch Johannes Ibeles, und in seiner Vaterstadt hatte man daraus den Spitznamen Hansibbeles gedrechselt, um eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Ceremoniell und steife Formen, die ihm als einer gebornen Künstlernatur eigen war, zu geißeln. In London mußte er sich diese quasi Verſublimirung seines Namens gefallen lassen, was ihm eben so gleichgültig war, als die andre Lesart. Times und Daily News hatten sich mit ihm beschäftigt, Toryblätter und Chartistenblätter hatten ihn gezaust,

natürlich von entgegengesetzten Standpunkten aus, Punch hatte ihn als Carricatur gezeichnet, und ein Illustrated Newspaper hatte die große That seines Lebens in einem Holzschnitt verewigt.

Die Damen Londons waren erstaunt, den vermeintlichen Schreckensmann so wenig der Vorstellung ähnlich zu finden, die sie sich von ihm gemacht, und das Urtheil einer in der Antike bewanderten Schriftstellerin fand allgemeinen Beifall, nämlich daß Mr. John Ibeles aussähe wie ein Endymion in vorgerücktem Alter. Daß er Musiker war, daß seine Compositionen einen mehr zarten, als wilden Charakter hatten, daß sein ganzes Wesen etwas von träumerischer Schwärmerei verrieth, das waren Widersprüche, die man mit seiner bekannt gewordenen Handlungsweise schwer vereinen konnte.

Wir wollen einen flüchtigen Blick auf seine Jugendgeschichte werfen, um den Contrast seiner natürlichen Anlagen mit seinem jetzigen Schicksal zu fassen.

Johannes war der Sohn eines rheinischen Kleinbürgers, der ihn seiner stillen Eingezogenheit wegen zum Studiren bestimmte. In der Schule fiel seine

schöne Stimme und reine Intonation dem Lehrer auf, der den Kirchengesang anordnete. Dieser rieth den Eltern des Knaben, ihm ein Instrument anzuschaffen, und er selbst erbot sich aus Neigung, ihn zu unterrichten.

In derselben Straße wohnte ein vermögender, alter Junggeselle, ein Herr v. Halen, der eine wahre Leidenschaft für die Musik hatte. Wöchentlich einmal versammelte er ein Quartett bei sich, und bei seinem selbstgezogenen Wein, Franzbrödchen mit Kalbsbraten und Schweizerkäse musicirte und plauderte man vergnügt bis zum Einbruch der Nacht. Johannes pflegte auf der Straße zu lauschen, und sein Lehrer, der die zweite Violine spielte, brachte ihn einmal mit herauf. Bei einem Beethoven'schen Quartett gab es in der Mitte des Scherzo an jenem Abend eine schreckliche Confusion. Jeder schob die Schuld auf den Andern und versicherte, daß Er selbst seine Pausen richtig gezählt habe. Der junge Johannes verglich unterdeß die Stimmen mit der Partitur und brachte einen Druckfehler zum Vorschein, demzufolge eine Stimme einen Takt Pause zu wenig hatte. Der Scharfsinn des Knaben, der fähig

gewesen war, einem fugirten Satz beim ersten Hören so genau zu folgen, überraschte Alle. Herr v. Halen, der fleißig Gerber's Tonkünstlerlexikon studirt hatte, worin alle Biographien mit der wunderbaren Bemerkung anfangen: „Dieser große Musiker zeigte schon als Kind Talent für die Musik" — war sogleich überzeugt, daß sich hinter Johannes dunkelblauen Augen und vorstehenden Augenbrauen ein künftiger Mozart verstecke. Er bot dem Knaben sein grünes Maitrankglas an, das von Waldmeister und Braunenberger duftete. Es war in Form eines kleinen Fasses mit Reifen und hatte drei Vertiefungen, um die Finger hineinzustecken. Johannes konnte nicht beurtheilen, wie tief der Zug war, den er that, denn der goldgrüne Abgrund war mit den sternigen Blätterranken und den weißen Blüthen des holden Maikrautes zugedeckt. Aber als er nachher auf Befehl seines Lehrers das Lied sang: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben," variirte er es mit solchem Feuer, daß Herr v. Halen schwur, dieser charmante Junge werde noch in seiner eignen Vaterstadt ein Monument erleben.

Schon lange war der alte Herr damit um-

gegangen, einen Theil seines Vermögens als ein Stipendium anzulegen, von dem ein unbemitteltes Genie die Möglichkeit erhalten solle, sich zum Componisten auszubilden. Der heutige Abend mit seiner fröhlichen Maitrankstimmung brachte ihn zum Entschluß. Johannes ward dazu bestimmt, die Erstlingsfrüchte des Stipendiums zu genießen, und sein Vater, der ihn auf diese Weise versorgt und unter der Protection eines reichen und geschätzten Mannes sah, war mit der Umänderung des Lebensplans zufrieden.

Herr v. Halen hatte seinen Schützling nach Dessau zu Fr. Schneider in die Schule gethan, und Vorsorge getroffen, daß er in Umgebungen verweilte, die ihn nicht von seinem Zweck entfernten. Jedes Jahr mußte er auf ein paar Monate in die Heimath zurückkehren, damit Herr v. Halen sich an seinen Fortschritten in der Musik und seiner wachsenden Bildung in allgemeinen Kenntnissen erfreuen möchte. Der wackre junge Künstler rechtfertigte die Erwartungen seines Wohlthäters, und dieser bereute nie das im Enthusiasmus verspendete Kapital, bis ein Familienunglück seine Theilnahme auf einen nähern Punkt richtete.

Seine einzige Schwester verlor ihren Mann,

einen vornehmen Beamten, den man für wohlhabender gehalten hatte, als er war. Nach seinem Tode fand sich, daß die Familie nach rheinischer Weise viel zu behaglich gelebt und wenig für den Nothfall zurückgelegt hatte. Dieß zog der Wittwe, einer etwas indolenten und genußsüchtigen Frau, viele Vorwürfe derselben Basen und Freundinnen zu, welche ihr bisher am eifrigsten geholfen hatten, in Kränzchen, Kaffeevisiten und Landpartien das Gehalt ihres Mannes durchzubringen. „Wie ist es möglich," sagten sie, „daß Frau v. Dewald nicht mehr im alten Styl fortleben kann und sich einschränken muß? Mit ihrem eignen ererbten Vermögen und noch dazu mit einem so schweren Gehalt, wie Herr v. Dewald bezog, hätte sie doch auskommen können. Aber bei Einem Kind fand sie es nöthig, drei Dienstboten zu halten, und da sie jeden Nachmittag auf Besuch ging, lagen die drei Mägde stundenlang im Fenster und thaten nichts. Die Tochter versteht auch nichts von der Haushaltung; die bringt die Zeit halb mit Bücherlesen, halb mit Clavierspielen zu. Bei unsern Kränzchen ist sie immer die Geschickteste beim Sprichwörter- und Charadespielen, und weiß

zwanzig Wörter daher zu plaudern, ehe unsre Töchter einmal den Mund aufthun. Aber ob sie weiß, wie eine Suppe gekocht wird, ja, ob sie nur eine Ahnung davon hat, daß Kartoffeln anders wie Sauerkraut bereitet werden, daran zweifeln wir mit Recht."

Dies Urtheil wurde den betreffenden Personen nicht vorenthalten, denn die alten Freundinnen mußten ja beweisen, daß sie sich nur aus sittlicher Entrüstung von der Wittwe und Waise des Herrn v. Dewald zurückzogen, und nicht weil die eingeschränkte Lebensweise, zu der dieselben übergehen mußten, den Besucherinnen wenig Vergnügen von nun an versprach. Herr v. Halen zeigte sich auch dießmal als ein Cavalier von ächtem Schrot und Korn. Er bot seiner Schwester und Nichte sein Haus an, und vertauschte das ungenirte Junggesellenleben mit der Sorge für eine Familie.

Dorothea, seine Nichte, war sehr verschieden in Charakter und Neigungen von ihrer Mutter. Sie hatte den energischen Sinn ihres verstorbenen Vaters geerbt, und die unfreundlichen Urtheile über ihre bisherige Lebensweise hatten mit dazu beigetragen, sie zu einer scharfen Selbsterziehung zu bestimmen.

Das unwürdige Spielen mit Kunſt und Poeſie, wie es von den ſogenannten Gebildeten in ihren Leſekränzchen und Dilettantenconcerten getrieben wird, ſchien ihr viel zu unwichtig, um ein Leben daran zu ſetzen. Jeder vernünftige Zweck, der Arbeit und Selbſtverleugnung forderte, war ihr ein höherer Lohn, als der Beifall müßiger Leute, die ſie bisher verbraucht hatten, um angenehm vermittelſt ihrer Talente die Zeit todt zu ſchlagen. Durch die jüngſte Erfahrung gewitzigt, ſah ſie ſich im Hauſe ihres Oheims genauer um, und fand, daß der Genuß in gar keinem Verhältniß zu der Verſchwendung ſtand, mit der uncontrolirte Dienſtboten eine ſo einfache Tafel beſtellten. Arbeiten, Mißbräuche reformiren, Ueberfluß in ſtricte Grenzen bannen, ward jetzt ihre Leidenſchaft, und aus dem Eifer, mit dem ſie alle frühern Nachreden zu beſchämen trachtete, hätte man faſt ſchließen ſollen, daß ſie ſich mehr im Stillen darüber geärgert hatte, als dummes Geſchwätz verdient. Wir wollen daraus keinen Schluß auf einen kleinlichen, überempfindlichen Charakter ziehen. Niemand weiß, wie ſehr die Mißbilligung des Publikums in einer kleinen Stadt dem Einzelnen das

Leben verbittert, da man ja den bösen Zungen auf allen Straßen begegnet, und mit aller eignen Tüchtigkeit der Atmosphäre des Klatsches nicht aus dem Weg gehen kann.

Gerne schloß sie sich an einige englische Familien an, die den Sommer an ihrem Wohnort zubrachten. Sie schloß eine innige Freundschaft mit Evelyn, der einzigen Tochter Einer derselben, lernte von ihr ein wenig Englisch und blieb treulich mit ihr in Correspondenz, da sie der einzige Umgang war, mit dem sie außer dem jungen Ibeles von etwas Anderm, als dem Allergewöhnlichsten reden konnte. Auch die Bekanntschaft mit Mrs. Busy rührte noch aus jener Zeit her, doch war diese nicht mit Evelyn und ihren Eltern in demselben Sommer zusammengetroffen, obwohl beide Familien einander kannten.

Frau v. Dewald spielte manchmal darauf an, wie schade es sei, daß ihr Bruder einen so beträchtlichen Theil des Vermögens für das Stipendium des jungen Ibeles hergegeben habe. Dorothea aber widersprach solchen Aeußerungen jedesmal mit warmer Lebhaftigkeit, und ihre Versicherung: daß ein Capital, welches dem Talent den Weg bahne, immer am

edelſten angewendet ſei, bewies, daß ſie trotz ihrer excluſiven Beſchäftigung mit des Onkels Haushalt dennoch ihren alten Neigungen nicht Lebewohl geſagt hatte.

Ihr Verhältniß zu Johannes war nach und nach zu einer herzlichen Zuneigung heraufgewachſen, nicht unvermerkt, denn dazu war ſie zu ſelbſtbewußt. Aber ſie ſah keinen Grund, eine Leidenſchaft zu bekämpfen, an deren glücklichen Ausgang ſie immer leiſe geglaubt hatte. Johannes hatte ſie zu einer Zeit bewundert, da er ſelbſt noch als ein unreifer Knabe galt, und ſie eben aufgeblüht auf ländlichen Feſten tanzte. Kletterte er auf den nahen Ruinen von Hammerſtein einſam umher, ſo ſah er ſie inmitten geputzter Geſellſchaft hinaufwandern und belauſchte, wie ſie mit ihren Geſpielinnen und einigen jungen Herren Burgfräulein und Ritter der alten Zeit ſcherzend darſtellte. Johannes vergaß es ihr nie, daß ſie ihn bei dieſer Gelegenheit ihrem Vater zeigte und veranlaßte, daß er eingeladen wurde, mitzuſpielen. Nach ſeinem dritten Beſuch in der Vaterſtadt begegnete ſie ihm in Trauerkleidern, und ſie blieb grüßend bei ihm ſtehn und beneidete das Schickſal des jungen Mannes

der aus der kleinen Stadt hinaus in die freie weite Welt versetzt, und nur von seinem eignen Fleiß und Talent abhängig war. Johannes, der von dem Neide seines kleinen Kreises grade so viel zu leiden hatte, als sie von dem Mitleid des ihren, suchte so oft als möglich ihre Gesellschaft. Mehr und mehr erkannten sie sich als Gleichgesinnte, nur daß sie ihre Ansichten in verschiednem Wirkungskreis geltend zu machen hatten. Die spätern Jahre erlaubten einen ganz ungehinderten Verkehr, da Dorothea nun in des Onkels Hause lebte, wo Johannes wie ein Sohn angesehen wurde. Er war als Componist schon zu ziemlicher Anerkennung durchgedrungen und schrieb seine erste Oper jetzt daheim, zugleich von den Eindrücken des entzückenden Herbstlebens am Rhein und einer zu sehnsüchtiger Hoffnung anschwellenden Liebe begeistert. Die Oper kam zwar nie zur Aufführung, aber sein Meister, dem er dieß Werk zur Beurtheilung geschickt, und der eben eine Direktorenstelle zu vergeben hatte, schlug ihn als seinen genialsten Schüler dazu vor. Johannes erhielt demzufolge den Ruf als Opern- und Concertdirigent in eine kleine deutsche Residenzstadt, wo eben eine jung-

verheirathete Fürstin, welche in allerlei Künsten und Wissenschaften dilettirte, den Hof zu einer Akademie umzugestalten strebte.

Gegen welche Ehe wird kein Widerspruch erheben? Johannes Ibeles hatte nicht sobald um Dorotheen von Dewald angehalten, als außer dem Onkel, der sogleich seine Einwilligung gab, Jedermann sonst in dieser Verbindung eine Mesalliance sah. Die alte gnädige Frau fand es unerträglich, daß der alte Ibeles und seine Verwandten sie von jetzt an zur Familie zählen, und mit platter Vertraulichkeit behandeln würden. Selbst zum Schwiegersohn konnte sie kein rechtes Herz fassen, obschon er aus Dessau, wo er in der besten Gesellschaft zu verkehren pflegte, feinere Sitten und weit mehr Bildung mitgebracht hatte, als deren sie selbst sich rühmen durfte. Die gute Dame, ein gebornes Landfräulein aus Leudesdorf, konnte nicht recht einsehen, worin sich der Stand des Musikers von einem Seiltänzer oder Taschenspieler unterscheide, und Herr v. Halen gab sich große Mühe, sie durch Gerbers Tonkünstlerlexikon zu beschwichtigen, worin von merksamen Ehren und gar von einiger Componisten Erhebung in den

Adelstand berichtet wird. Die Philister des Städtchens konnten nicht begreifen, wie ein so verständiges Frauenzimmer sich in einen jungen Adonis habe verlieben können, und glaubten, wenn sie nur noch etwas gewartet hätte, so wäre ihr eine anständige Partie, z. B. der verwittwete Bürgermeister, oder der pensionirte Oberstlieutenant nicht entgangen, die beide auf Freiersfüßen stünden. Die Backfische des Orts hingegen beklagten mit Thränen in den Augen das entsetzliche Schicksal des schönen jungen Menschen, der eine Frau bekomme, die erstens nicht schön, und zweitens, horribile dictu, gewiß ein paar Jahre älter als Er sei.

Die beiden glücklichen Gegenstände des allgemeinen Bedauerns durchschweiften indeß vor der Abreise nach ihrem künftigen Wohnort die köstlichen Seitenthäler der benachbarten Gegend nach allen Richtungen, die auf einem Nachmittagsspaziergang zu erreichen waren. Die Liebe macht schon die ödeste Stube zu einem sonnigen Garten; in welchem Glanz muß ihnen das himmlische Land mit seinen Rebenhügeln, Burgen und Inselgebüschen, die sich in dem geliebten Heimathstrom spiegeln, erschienen sein?

„Es gibt nur eine Mißheirath," ſagte Dorothea, „und das iſt die Verheirathung ohne Liebe! Welche Qual war es für mich, wenn die Mutter einen ſolchen Fall als Vernunftheirath bezeichnete, und als Tugend empfahl!"

Johannes erwiederte: „Es gibt auch nur eine Vernunftheirath, und das iſt die Ehe aus Liebe. Sind die Heirathen, die man gewöhnlich Vernunftheirathen nennt, nicht die allerunvernünftigſten von der Welt? Irgend eine Zufälligkeit, wie Stand, Geld, ein Grundbeſitz, der nicht zerſplittert werden ſoll, wird als Bindemittel zweier Gemüther angegeben. Wenn Alter, Vermögensumſtände und Lebensſtellung übereinſtimmen, findet die Welt dies eine paſſende Verbindung, ohne nur zu fragen, wie vertragen ſich die innerſten Neigungen und Grundſätze der beiden Menſchen? Gut und bös, geiſtreich und dumm, genial und philiſtrös, ſind Gegenſätze, die das Welturtheil ſchweigend übergeht, wenn einmal von Mißheirathen geſprochen werden ſoll. Aber ſind wir nicht Narren, daß wir in die ſelige Ungebundenheit dieſer Wanderſchaft das heutige Tiſchgeſpräch von Mutter und Onkel nachtönen laſſen!"

Der Brautstand mit seinen goldnen Tagen verfloß mit Minutenschnelle, das junge Paar siedelte in eine mehr nordöstlich gelegene Stadt über, die von den Bewohnern als Hauptstadt des Ländchens mit Stolz genannt wurde. Dieß wollte aber wenig sagen, denn das Ländchen besaß außer der Residenz nur Flecken und Dörfer. Hier traf unsern Künstler dasselbe Schicksal, an dem so viel deutsches Genie vergeudet wird. Große Intentionen gingen an kleinen Mitteln zu Grunde, und das Schönste und Geistigste der Kunst, das keines äußern Stoffes bedarf, um eine Nation zu erfreuen, ward zum Zeitvertreib gedankenloser Hofmenschen verbraucht. So gingen Jahre auf Jahre dahin, und neben dem täglichen Treiben arbeitete der Künstler an der Begründung eines Rufes, der in weitere Kreise dringen sollte. Dorothea war ganz in der Sorge für Kinder und Haushalt aufgegangen, denn sie hatte sich gelobt, daß Gesellschaft und Vergnügen sie nie auf die Klippen führen sollten, an denen in früher Jugend ihr Lebensschiff zu scheitern drohte.

Drittes Kapitel.

Eine kleine Residenz erhält eine große Ohrfeige.

Zwölf Lebensjahre waren unserm Paar in einem Zustande verstrichen, der der Wanderung durch ein dichtes Wäldchen gleicht. Rund umher blühen alle Gründe, Ranken ziehen sich von Baum zu Baum, und unter den fest verschlungenen Wipfeln herrscht Windstille und Dämmerung. Ein dicker Frosch, der schwerfällig über den Weg hüpft, ein Dorngestrüpp, das tückisch dem neuen Rock einen Riß von der Form einer römischen Nummer V beibringt, sind höchstens die schrecklichen Ereignisse, die man darin erleben kann. Man glaubt die ganze Welt draußen sei in gleiche träumerische Stille versunken, bis der in der Ferne rollende Donner als ein mahnender Laut zu uns hineindringt. Wir springen von der Rasenbank hastig auf, eilen an die gelichtete Straße, die ins

Freie führt, und erstaunen, daß unvermerkt, während wir mit Pilzen und Ameisen spielten, ein Donnerwetter heraufgezogen, desgleichen die Erde nicht gesehn. Schon beugt der Sturm die hohen Pappeln, die jenes Schloß in der Ebene beschatten, gleich wird er hier sein und die schwarze Wolkenmasse über unserm Versteck entladen. Grade so gestaltete sich das Leben in der kleinen Residenz. Hans Ibeles hatte die politischen Gespräche, die zur Zeit seines Aufenthaltes in Dessau, einer der angeregtesten deutschen Städte, unter den jungen Künstlern gang und gäbe waren, längst vergessen, und schwamm mit ganzer Seele in Musik und Poesie. Dorothea war eine so gute Mutter geworden, daß sie sich nicht einmal mehr eine Zeitung gönnte, obschon sie ehemals mit dem Onkel höchst eifrig zu politisiren pflegte, wenn sie ihm die Augsburger Allgemeine an langen Winterabenden vorlas. In dieß Stillleben schlug das Jahr 48 so plötzlich herein, daß unser Künstler sich kaum orientiren konnte, um was es sich denn eigentlich im Ländchen handelte. In jedem Staat nahmen die Ausbrüche damals einen anderen Charakter an, je nachdem die Unterthanen mehr oder

weniger vorher gelitten, oder je nachdem ihre politiſche Bildungsſtufe beſchaffen war. Aber überall gingen dieſelben Symptome vorher, das momentane Verſchmelzen der Stände, die gewaltſam in Eine Maſſe gerüttelt, ſich nachher deſto feindſeliger abſchieden. Ein unwiderſtehlicher Trieb zur Geſelligkeit ſchien ſich der arbeitſamſten und nachdenklichſten Naturen zu bemächtigen. Jede neue Nachricht wollte man mit Andern beſprechen, und möglichſt viele Betrachtungen von verſchiedenen Seiten auffammeln. Abeles' Orcheſter beſtand zu zwei Dritteln aus Dilettanten, welche Gewerbsleute waren, wie das bei unſrer Nation ſo häufig der Fall iſt. Seit dem Februar war dieſen Leuten die Politik als drittes Intereſſe zu den beiden andern Lebensthätigkeiten in den Vordergrund getreten, und nie wurden die Symphonien ſo ſchlecht einſtudirt als jetzt, wo die Concertprobe zu einer Volksverſammlung ſich umzugeſtalten begann.

„Welche Symphonie machen wir heute?“ fragte der Paukenſchläger Butzmann, ein kleiner dicker Krauskopf, der als ehrſamer Bäcker ſein Brod nicht bloß verdiente, ſondern auch erſchuf.

„Beethoven Nro. 7 in a dur,“ antwortete der Calkant, indem er die Stimmen auf die Pulte legte, und sogleich flüsternd fragte: „Nichts Neues?“

„Barrikaden in Berlin!“ sagte der Paukenschläger, und sprang über eine Wagenburg von Violinkasten und zwei auf der Seite ruhenden Bässen, die den Weg zu seinem Platz versperrten.

„Poco sostenuto, Erster Theil!“ rief der Direktor und hob den Stab, aber noch kaum zehn Takten mußte er aufklopfen: „Meine Herren, die Septenaccorde fallen ganz auseinander —.“

„Wie der preußische Landtag,“ schaltete ein Violinist ein.

„Nochmals das Diminuendo im Takt vorher — gut — pianissimo — dolce, dolce, meine Herren!“

„Das Volk wird nicht nachlassen,“ flüsterte der Klarinettist seinem Nebenmanne zu, „sie lassen eher die Stadt in Grund und Boden schießen, ehe sie dießmal ohne Constitution heimgehen.“

„Wo bleiben denn die Klarinetten?“ rief Jbeles: „halt, zwei Viertel zu spät! „Trop tard,“ riefen lachend ein paar Spieler herüber, die sich zugleich an die so berüchtigt gewordene Anspielung erinnerten.

An allen Pulten heimliche Fragen, Bemerkungen und zerſtreutes Weſen. Die Symphonie hielt nur an dem leiſen Faden des Streichquartetts zuſammen, weil die mit dem Zählen langer Pauſen beſchäftigten Inſtrumentiſten an andre Dinge dachten. Der Dirigent ſelbſt ſchien nachläſſiger wie gewöhnlich, und gab zuletzt das Corrigiren auf. Sobald das Orcheſter ſich ſelbſt überlaſſen fortbrauſete, fing die berauſchende Wirkung Beethoven'ſcher Muſik an, die man wohl eine Vorläuferin der Revolution nennen darf. Beim Presto des dritten Satzes jagten die Spieler in einem ſchwindelnden Tempo dahin, und beim Finale klang es, als ob die von der Civiliſation gebändigte Kampfluſt des natürlichen Menſchen endlich losgebrochen ſei, und ſich in dieſem Symbol eines Siegesfeſtes Luft machen wolle. Der Ruf nach Piano verhallte unbeachtet, denn die Muſikanten fühlten ſich nur noch im Fortiſſimo als freie Bürger.

Nach dieſer Leiſtung war keine Andacht mehr, und alle ſtrebten hinaus zu einer nahe gelegenen Schenke, um bei Bier und Tabak zu politiſiren. Die Zeitungen wurden dort laut vorgeleſen, und wer auch ſonſt kein täglicher Wirthshausbeſucher war,

fühlte sich jetzt um Acht aus seinem Hause gezaubert, wenn der Postkarren vor der Schenke zum schwarzen Adler stillhielt.

Auch Hans Ibeles störte sich von nun an wenig daran, was der Kreis der beifälligen Bekannten dazu sagen möchte, und gesellte sich zu dem demokratischen Publikum im schwarzen Adler. Manche Zunge, die früher aus Rücksicht vor adlicher Kundschaft geschwiegen, war jetzt durch die revolutionäre Stimmung gelöst, und zum erstenmal erfuhr ein Fremder, wie viel Stoff zur Unzufriedenheit in diesem kleinen Winkel des Vaterlandes seit Jahren zusammengeklaubt worden. Freiheit! unter diesem Klang der Wenne und des höchsten Menschenideals verstand hier jeder seine individuellen Rechte und Ansprüche. Die Tyrannei ward in Gestalt eines Obertyrannen und vieler Untertyrannen gehaßt, denen jeder die Physiognomie seiner persönlichen Unterdrücker lieh. Während an einer Ecke des Tisches über Gewerbe- und Handelsfreiheit lebhaft debattirt wurde, setzte ein wegen freier Ansichten abgesetzter Geometer, Dr. Stern, unserm Dirigenten auseinander, wie jetzt die Macht der Consistorialräthe gebrochen werden müsse, und die

Forſchung keine andere Schranke mehr anzuerkennen habe, als die Grenze der menſchlichen Erkenntniß. Ibeles geſtand, daß ihm perſönlich die Mahl- und Schlachtſteuer ſo wenig Harm als die Geiſtlichkeit zugefügt, aber daß ihm die Tyrannei des Theaterintendanten das Leben verbittre, und daß die Kunſt von der Controle unwiſſender Junker befreit werden müſſe.

Zu Hauſe angelangt, ſchüttete ihm auch noch ſeine Frau ihr Herz aus, und ſagte, ſie hoffe, daß die Stellung der Frauen in der kommenden Umwälzung eine andere werden möge.

„Iſt es nicht eine Verläugnung des Menſchenverſtandes," ſagte ſie, „daß die Achtung, die eine Frau genießt, im Maße ihrer Prätenſionen und ihrer Faulheit ſteigt, und daß je mehr ſie ſelbſt arbeitend leiſtet, ſo geringer ſie geſchätzt wird? Selbſt euch klugen Männern imponiren am Weibe diejenigen Eigenſchaften, die nur durchs Nichtsthun errungen werden, und ſeltſam genug, der Frau, die ſich zu vornehm erklärt, euch die Arbeitspfade zu ebnen, indem ſie ſelber mit angreift, einer ſolchen werden ihre Prätenſionen mit ſcheuer Verehrung eurerſeits

erfüllt. Wir Arbeitenden werden von diesen faulen Hofdamen mit einer unerträglichen Herablassung behandelt, als ob das Ziehn an der Schelle eine weiße Hand mehr adle, als das Selbstthun. Erinnere dich an unsre vorletzte Wärterin, und sieh, wie diese Verkehrtheit schon überall weiter greift. Ich konnte damals meine alte Kinderwärterin nicht haben, und war erstaunt, daß die fremde den doppelten Lohn forderte. Sie antwortete: „„Madame, das kömmt daher, weil jene eine geringe Frau ist. Sie besorgt Kind und Wöchnerin, und hilft auch noch bei der Wäsche und Hausarbeit, aber das thue ich nicht. Ich befasse mich nur mit der Oberaufsicht, ohne selbst Hand anzulegen. Alle sonstige Arbeit muß von den Mägden gethan, und noch dazu mir gut aufgewartet werden. Darum bekomme ich einen doppelt so hohen Lohn!““

Dieß Gespräch ward durch den Besuch Butzmanns des Paukenschlägers und Sterns des Gelehrten unterbrochen, welche Ibeles aus der Schenke nachgefolgt waren, um noch eine durch einen Privatbrief eingelaufene Neuigkeit mitzutheilen. Die Hausfrau lud ein, bei einem Gläschen Punsch beisammen zu bleiben, und die kleine Gruppe setzte sich um den Tisch.

Dr. Stern hatte den alten Landesherrn persönlich gekannt, und wußte manches Geschichtchen von ihm zu erzählen. Der verstorbene Fürst hatte seine Zeit mit Liebschaften und Vergnügensreisen todtgeschlagen, und den einzigen Sohn, den ihm seine rechtmäßige Gemahlin geboren, mit einem Oberhofmeister und einigen Unterhofmeistern auf ein Jagdschloß geschickt, wo er bis zu seinem Regierungsantritt völlig verbauerte. „Ich selbst," erwähnte Stern, „ward einmal dorthin berufen, um dem jungen Prinzen die Kenntniß der alten Sprachen beizubringen, aber er hatte weder Fähigkeit noch Wunsch zum Studiren. Die andern Herrn luden mich ein, mich ihrem Vagabundenleben anzuschließen. Sie trieben sich mit ihrem fürstlichen Zögling im Forst umher, fingen Vögel, schossen Hasen und Rehe, und trieben allerlei lustigen Unfug, von dem die Bauern weit und breit zu erzählen wissen! Mir machte das Treiben wenig Spaß, und ich legte mich aufs einsame Studiren, da ich den Prinzen ja nicht mit Gewalt Latein und Griechisch lehren konnte."

„Bei alledem ist er kein Dummkopf," wandte der Paukenschläger ein, „und beim gemeinen

Mann ist er beliebter als seine gelehrte Frau Gemahlin."

„Es ist ein sehr ungleiches Paar," sagte Dorothea, „auch im Aeußern fast lächerlich kontrastirend. Der vierschrötige Fürst in seinem grünen Jagdhabit, das er wohl aus Vorliebe für seine Jugenderinnerungen zu tragen pflegt, mit der ledernen Kappe und dem braunen pausbackigen Gesicht, sieht aus wie ein Forstbedienter. Ich denke mir, die lange schmächtige Fürstin mit ihrer Brille und den weißblonden Schmachtlocken, müsse wie ein Lilienstengel zerbrechen, wenn er sie einmal herzhaft um den Hals faßte."

„Ich war damals noch in Gnaden bei Hofe," sagte Dr. Stern, „als diese Heirath projectirt wurde. Der alte Fürst und die adlichen Familien hier herum auf den Landschlössern sahen ein, daß der Erbprinz sich besser zu einem Landwirth, als zu einem Regenten schicke. „Drum muß er eine gewitzigte Prinzessin heimführen," sagten sie, „damit das Land nicht blamirt wird. So eine, die das Diadem hochzutragen und einen Glanz über ihre Umgebungen zu breiten versteht."

Verdrießlich fiel der Paukenſchläger ein: „Den Glanz hätten wir ihr gerne geſchenkt. Seit hundert und aber hundert Jahren hofft das Land darauf, daß die regierende Linie endlich einmal ausſterben wird, damit wir einem größern Staat einverleibt werden.“

„Aber,“ rief Ibeles, „ihr habt ja die ganze Stadt illuminirt, als endlich ein Prinzchen geboren wurde, das die Selbſtändigkeit eures Staates wieder für eine Generation verbürgt!“

„O wie klug Sie ſind,“ ſagte der Paukenſchläger. „Mein kleiner Junge war nicht ſo pfiffig, und hätte mich bald in ſchöne Ungelegenheit gebracht. Der Lehrer las den allerhöchſten Befehl in der Schule vor, daß alle Kinder täglich ein beſondres Gebet für das Gedeihen des kleinen Erbprinzleins aufſagen ſollten. Da rief mein Peter: „„Zu Hauſe hat der Vater geſagt, er wolle, daß den kleinen Prinzen der Teufel hole, weſſen Gebet ſoll der liebe Gott nun erhören!““

„Ei pfui, wie grauſam!“ rief Dorothea.

Ibeles nahm nun das Wort und hob die guten Seiten der Fürſtin hervor. „Durch was,“ ſagte er, „würde ſich ein ſo kleiner Staat zu der geringſten

Bedeutung erhoben haben, wenn es nicht durch die Kunstpflege wäre, die doch allein diese Frau hier eingeführt hat. Daß der Hof zu viel mit hineinpfuscht, und daß viel Höheres mit den gleichen Mitteln geleistet werden könnte, wenn es die Eitelkeit derer zuließe, die als die Triebfedern unsres ästhetischen Residenzlebens angesehen sein wollen, läugne ich nicht. Aber vergleichen Sie den Ton der Stadt wie er jetzt ist, mit dem, was er zur Zeit der vorigen frivolen Regierung gewesen sein muß, und lassen Sie dem Charakter der Fürstin Gerechtigkeit widerfahren!"

Stern schüttelte den Kopf und sagte: „Sie, als ihr Musiklehrer, haben so viel mit ihr verkehrt und kennen sie so wenig, um ihrem Charakter zuzuschreiben, was nur Nachäfferei des ehemaligen Weimars ist? Glauben Sie mir, ich durchschaue diese von Stolz verzehrte Seele, und weiß zu viel von ihrem frühern Sein, ehe sie hierher kam, um an diese Herablassung zur Künstlerwelt zu glauben. Damals, als der Kaiser von Rußland in Berlin zu Besuch war, und ein ganzer Zusammenfluß deutscher Regenten dort stattfand, reiste auch unsre Prinzessin

mit ihrer verwittweten Mutter zu dem dynastischen Rendezvous. Der unselige Ceremonienmeister, der alle Ansprüche hinsichtlich des Vortritts bei den Festen berücksichtigen sollte, war zu beklagen! Nahm er das Alter der Stammbäume zur Norm, so mußten junge Königshäuser hinter einer Durchlaucht, die ein, zwei Ahnen mehr hatte, zurückstehn. Drum, hieß es, sollen die Majestäten den Vortritt haben, und nach den königlichen Hoheiten sollen die bloßen ordinären Hoheiten kommen, und dann die Durchlauchten u. s. w. Wäre die Etikette nach den Stammbäumen entschieden worden, dann kam unsre Fürstin gleich hinter den königlichen Prinzessinnen; aber so hätte sie die letzte hinter allen regierenden Häusern berschreiten müssen, und da reiste sie lieber plötzlich ab, noch ehe die Feste anfingen."

Ibeles sagte: „Gegen ihre bürgerlichen Gäste habe ich sie nie stolz gefunden."

„Das glaub' ich," wandte Stern ein; „es gefällt ihr, daß ihr eure Rollen gut spielt und ihr vorsagt, wie sie die anerkannte Fürstin im Reich der Musen ist, und sich ihr ein Hof von freien Genies unterordnet, während Kaiserinnen und Königinnen sie

nur durch den Besitz weiterer Landstrecken und einer größern Masse von Unterthanen überbieten können. Seht die schauderhaften Bilder an, die sie selber malt, diese Galerie von Heldinnen aus Schillers Tragödien! Würde eine Kunstausstellung der Welt eine solche Carrikatur aufnehmen, wie jene Thekla im blauen Saal mit den verdrehten Kalbsaugen und dem fliegenden gelben Haar? Kehrt sich nicht einem Philologen das Innerste um, wenn er ihre Verse liest, deren einer auf einem Dreifuß wandelt, indeß der andere mehr Füße als ein Kelleresel hat? Von der Musik versteh' ich nichts, und will gerne glauben, daß die Parademärsche, die sie für unser Militär componirt, vortreffliche Melodien haben —"

„Halten Sie ein," rief Ibeles und griff nach beiden Ohren, „lassen Sie die Thekla gelten und die Verse, aber vertheidigen Sie diese Märsche nicht, in denen der Leiteton des Secundenaccords in der Oberstimme verdoppelt ist, eine Gräuelthat der Tyrannei, die meine ganze Loyalität erschüttert. Ich beschwor sie, mir zu erlauben, den Grundbaß dieses Marsches zu corrigiren, aber sie wollte nicht, weil sie fürchtete, dessen Originalität zu zerstören."

Es war ſpät geworden, und man trennte ſich für die Nacht, indem man zuletzt noch die Vermuthung ausſprach, daß die wilden Stürme über dem harmloſen Ländchen wegbrauſen würden, ohne einen Lorbeerbaum ſeines Muſenhains aus den Wurzeln zu heben.

Aber ſchon am andern Morgen flatterte der erſte Sturmvogel in dieß Friedensaſyl unter der Geſtalt eines Flugblatts, das heimlich unter den Hausthüren vor Tagesanbruch hereingeſchoben worden war. Die an einem unbekannten Ort gedruckte Proclamation lautete:

„Bürger! Kaum war unſer unglückliches Land von dem Druck befreit, den die ſchlechte Finanzwirthſchaft der vorigen Regierung ausübte, als eine neue Calamität, ganz ſo ſchlimm wie die vorige, uns auszuſaugen begann. Eine Clique der unnützeſten Menſchen des Erdbodens, Virtuoſen, Sänger und Muſikanten, zehrt an dem Wohlſtand des Landes. Anſtatt dem Bürger, der die Steuern zahlt, Schulhäuſer, Hoſpitäler und Landſtraßen zu bauen, errichtet man ein neues Opernhaus zum Vergnügen einer genußſüchtigen Minorität. Bürger! In allen

Städten macht sich jetzt die Stimme des Volks vernehmlich. Laßt uns nicht zurückbleiben. Wem das Wohl des Landes am Herzen liegt, finde sich heute Nachmittag im großen Saale des schwarzen Adlers ein, um eine Petition an unsern Landesfürsten zu berathen."

„Das scheint ja gegen uns gerichtet," sagte Abeles und reichte Dorotheen das Blatt hin. „Also darum so viel finstre Gesichter, als ich gestern durch die engen Straßen hinter dem Schloßbezirk kam? Das hätte ich mir kaum träumen lassen, daß ich, der im dessauischen Liberalismus groß gezogen wurde, je zu den Volksfeinden gezählt werden könne."

„Die Welt muß seit dem Jahr 30 doch eine andere Farbe bekommen haben," sagte Dorothea, und überlas das Blatt noch einmal, dann legte sie es weg und rief: „Laß uns ruhig frühstücken und dann mit gesammeltem Gemüth die Sache überlegen, ehe wir uns ärgern und im ersten Eifer auf die falsche Seite hinübertreten. Nach einer Tasse warmen Kaffee's und einem tüchtigen Butterbrod hat der Mensch die allervernünftigsten Ideen."

Hiermit theilte sie den Kindern ihre Portionen zu,

und da sie sie alle so sorglos und herzlich schmausen sah, brachte ihr denn doch auch der Gedanke Thränen in die Augen, wie bald sie vielleicht brodlos sein möchten. Unter Revolutionen leiden wenige so direct als Künstlerfamilien. Sie sind das vornehme Proletariat, dem zu allererst die Arbeit entzogen wird, wenn das Capital der Aristokratie bedroht ist. Noch lange, ehe die Atlas- und Sammtfabriken stillstehn, und die Delikatessenhändler schlechte Geschäfte machen, zieht sich der Vornehme den Luxus des Geistes ab. Auch in Kriegszeiten braucht man Röcke und Schuhe, aber Gemälde und Manuscripte verkaufen sich nur im Frieden mit Vortheil, und wer möchte gar in Concerten den Geigen und Flöten lauschen, wenn draußen die Kanone den Paukenwirbel dazu schlägt!

Ibeles mochte nicht essen. Schweigend rauchte er seine Cigarre zum Kaffee und überließ sich einem Gedankengang, dem wir einige Hauptpunkte entnehmen wollen.

„Hätte der verbitterte Mensch, der jene Proclamation verfaßte, nur etwas mehr als die platteste Einsicht in materielle Fragen, so müßte er wissen, daß die Kunst kein Luxus, sondern ein Bedürfniß

der menschlichen Seele ist. Wo nur ein Volk oder ein Individuum die Grundlagen des Lebens erobert hat, da setzt es auf den Stamm zuerst die Blätterfülle des Luxus, und dann zuletzt die Kunst als Blüthenkrone über Alles.

Aber warum stachelt die Proclamation Worte auf, die in bösen Stunden mein eignes Gewissen zu mir gesprochen, und die als ein fortlaufender Mißklang die Freude an meiner Thätigkeit hemmten? Kam ich mir selbst nicht hundertmal als Einer vor, der mit Nichtigkeiten sein halbes Leben todtschlägt? Beneidete ich nicht zuweilen den Maurergesellen, der, wenn er Stein auf Stein hinlegt, doch zuletzt das Gebäude fertig sieht? Er hat den Stolz eines Thuns, das Alle als nützlich anerkennen, während ich mir selber mein Danaidengeschäft zum Vorwurf mache.

Aber haßt denn das Volk die Kunst? Mit welcher Freude spart sich der arme Handwerker die Stunde von seinem Brodverdienst ab, um in einem Musikverein mit im Chor zu singen! Stehn nicht Hunderte lauschend still, wenn im Freien eine wirklich gute, erhebende Composition gespielt wird? Alle

die Kunſt iſt es nicht, die man angreift, ſondern die Excluſivität ihres Genuſſes.

Hat ſich nicht dein eigner Menſchenverſtand immer empört, wenn du an die faulen, talentloſen Töchter reicher Adlichen einen Unterricht verſchwenden mußteſt, der die Kinder unſres Calcanten zu großen Künſtlern gemacht hätte? Das Honorar war die Lebensbedingung, ohne die du ſelbſt dein Componiren hätteſt einſtellen müſſen. Deine Schüler waren und blieben Stümper, obgleich du ſie mit deinem Herzblut tränkteſt, und die Genies aus dem Volk mußten ihrem Schickſal überlaſſen bleiben, weil ja das Volk deine ſieben Kinder nicht füttert.

Halt, hier iſt der Punkt. Nicht ein launenhafter, geſchmackloſer Hof darf der Brodherr des Künſtlers ſein, ſondern die Nation, die immer das Große und Wahre will. Wen erfreuen dieſe Virtuoſen, dieſe Bravourſänger und alle die Schmarotzerpflanzen am Muſenhain, als eine überſpannte, nervenloſe Minorität? An einer grandioſen Kunſt, die den innerſten Kern der Menſchennatur ergriffe, würden Alle Antheil nehmen, Alle könnten ſie genießen und würdigen."

Dorothea hatte sich die Sache unterdeß minder theoretisch durchgedacht, und nach weggeräumtem Frühstück brachte sie ihre Auffassung zum Vorschein: „Es wäre gewiß verdrießlich, wenn aus dem Opernhaus, auf das wir uns so gefreut haben, nichts würde; aber daß die Leute hier zu Lande nichts davon wissen wollen, kann ich ihnen nicht verdenken. Der vorige Schloßhauptmann hat es der Fürstin ins Gesicht gesagt, daß das Ländchen zu arm sei, um eine so große Kunstanstalt zu bezahlen. Er sagte ihr voraus, daß es böses Blut setzen würde, wenn so manche Petitionen um Brückenbau und Landstraßen unberücksichtigt blieben. Durch den geschwollenen Fluß müssen Tausende von Menschen im Winter sich durcharbeiten, aber die Handvoll Beamten und Landadliche, die hier ins Theater gehn, füllen nicht ein Dutzend Logen. Der Schloßhauptmann selbst ist ein jovialer Mann, und seine ganze Familie liebt Musik und Comödie leidenschaftlich, aber er sagte, wenn ihre Durchlaucht aus ihrer Privatkasse keine Oper bestreiten könne, so müsse sie sich's verkneifen. Darüber fiel der redliche alte Herr in Ungnade, und der jetzige Schloßhauptmann ward

uns als Intendant vorgesetzt. Du weißt, daß die Steuern auf Lebensmittel erhöht wurden, um die Oper herzustellen. Ist das Recht? Ich muß die Augen niederschlagen, wenn ich an unsre Gehaltserhöhung denke, und mir die armen barfüßigen Kinder auf der Straße ansehe."

„Ei, stille doch," sagte Ibeles. „Welche gräuliche Vorstellung, daß man mit jedem Bogenstriche so einem armen Wurm ein paar Socken von den Beinen streift."

Hier trat Butzmann, der Paukenschläger, herein, und mit einiger Verlegenheit kündigte er seinem Direktor an, daß er die Petition um Beschränkung der musikalischen Ausgaben ihrer Durchlaucht mitzuunterzeichnen gedächte, und daß Ibeles darin keine Feindseligkeit sehen möchte. Er fuhr fort: „Das halbe Orchester ist auf unsrer Seite. Wir haben unser Lebenlang mit einander gespielt und gesungen, und herzliche Freude dabei gehabt, ohne daß alle der Firlefanz dazu nöthig war, den der Bürger jetzt bezahlen soll. Es ist nur die Allerhöchste Eitelkeit, die die Sache auf die Spitze getrieben hat, damit in den Zeitungen auch von unserm fürstlichen Hoftheater

und der Kammermusik berichtet werde. Von der schönsten Symphonie, das weiß sie, wird nicht so viel Lärmen gemacht, als wenn es heißt: Herr v. Trommeler, der große Pianist, oder die Sängerin Dudelina sind von der kunstsinnigen Fürstin Rosalinda an dero Hof berufen worden. Und zudem wissen wir alle, daß die schlechteste Musik die allerkostspieligste ist."

Noch mehr Bekannte sprachen vor, und es war ein seltsamer Contrast, Dorotheens arbeitsames Wohnstübchen in das Sprechzimmer eines politischen Clubbs umgewandelt zu sehn. Mehr oder weniger war die ganze Stadt aus Rand und Band, denn die Aussicht auf eine Volksversammlung, ein seit Menschengedenken nie dagewesenes Ereigniß, hinderte Jeden innerlich, seinen gewohnten Geschäften sich hinzugeben.

Indem wir die engen, winkeligen Straßen der Stadt mit ihren schmalen, dreistöckigen, überhängenden Giebelhäusern verlassen, wollen wir am schwarzen Adler, der die Ecke des Marktplatzes ziert, vorbei, jene aufwärtsführende Straße einschlagen, die der Schrecken aller Fuhrwerke ist und zu einem Seiten-

portal des Schlosses führt. Die Residenz liegt nämlich halb im Thal, und der später angebaute Theil zieht sich den Hügel hinan. Beide Theile sind durch schlechtgepflasterte Gassen, von denen nur die breite Auffahrt zum Centrum des Schlosses eine Ausnahme macht, verbunden. Das Schloß selbst beherrscht die Aussicht über die kleine Stadt, sieht aber kaum etwas mehr, als die Höhe eines mäßigen Gebäudes beträgt, über dem Marktplatz. Die Ungleichheit des Terrains, welche alle Straßen bergauf bergab zwingt, giebt dem Ganzen weit mehr das Ansehn eines Marktfleckens, wie man sie in abgelegenen Gebirgsgegenden findet, als einer Stadt, die sich eines Residenzschlosses rühmt. Das Schloß ist von rothem Sandstein gebaut, groß und unregelmäßig; durch die verschiedenartige Lebensweise der Dynasten, die hier gehaust, sind allerlei Nebenbauten angeklext worden, die den Styl des Gebäudes unergründlich gemacht haben. Ein recht schöner Garten, der von einem Park mit herrlichen Buchen umgeben ist, zieht sich rechts, und links führt eine Kastanienallee vom Schloß nach dem neuen Opernhaus, das ebenfalls noch auf der Anhöhe steht.

In dem älteſten Mittelbau des Schloſſes iſt ein Raum, der an die Zechſäle der alten Raubſchlöſſer erinnert, und der auch jetzt noch zum Speiſeſaal bei Feſten dient. Er hat nur zwei Fenſter, aber dieſe ſind von coloſſalen Dimenſionen. Die Mauern ſind ſo dick, daß jede der Fenſtervertiefungen ein Cabinet für ſich zu bilden ſcheint, in dem ein Dutzend Perſonen füglich eine Berathung halten könnten, ohne eine ähnliche Verſammlung im andern Fenſter zu ſtören.

In dieſem Raum waren einige Beamten und Höflinge des Fürſtenpaars an dieſem Proclamationsmorgen verſammelt; ſie waren ſchleunigſt citirt worden, um das mot d'ordre in Empfang zu nehmen. Unwillkürlich bildeten ſich zwei Hauptgruppen, eine von den derbern Geſinnungsgenoſſen des Fürſten, und eine andere von äſthetiſirenden Höflingen der Fürſtin Roſalinde, welche die beiden Fenſtervertiefungen einnahmen. In der Mitte des Saals ſtanden einige Unterbeamte, des Winks gewärtig, wenn man ſie zu brauchen gedächte.

„Alſo Schuſter und Schneider und ſolches Geſindel iſt mit dabei?“ ſagte der Intendant, „und

an der Spitze steht der närrische Bäcker, der bei den Hofconcerten die Pauken schlägt?“

„Ja wohl,“ sagte der alte Oberst von Nadnagel, „derselbe Kerl. Ich kenne ihn, denn er hat mich oft königlich amüsirt. Während der langweiligen Symphonien von Beethoven schliefe ich ein, wenn dieser Paukenschläger nicht wäre. Aber das ist eine Lust, dem ernsthaften Dickkopf zuzusehn, wie er an den Fingern zählt, als ob es eine Finanzoperation wäre, und dann voll Freude über das Facit herbeispringt, und seine Pauken durchprügelt. Die kostbaren Fratzengesichter, die er dabei schneidet, wie er ein langes Gesicht macht, und die Lippe beim Zählen hängen läßt, und wie er dann die Backen aufbläst beim Wirbeln — wenn ich mir das vorstelle, muß ich lachen, daß aus solchen Leuten das Volk besteht, das den Louis Philipp fortgejagt hat.“

„Die Franzosen sind ein gefährlicheres Volk als unsre guten Landsleute!“ sagte der Intendant.

„Die Schneider sind überall gefährlich!“ wandte ein Herr v. Braunstabel ein. „Sie machen so zu sagen weibliche Arbeiten, sitzen viel und plaudern

unaufhörlich. Daher haben ſie von der weiblichen Widerſpenſtigkeit etwas angenommen."

„Es iſt alſo ein gutes Zeichen," ſagte der Oberſt, „daß ein ſo unſchädlicher Menſch als unſer paukenſchlagender Bäcker der Hauptaufwiegler iſt."

Dieſes Wort drang zu dem Nebenfenſter, wo der Geheimerath Blumich ſeine Stellung weit genug in den Saal vorgeſchoben hatte, um auch den andern Kreis zu überhören. Hier war eine Gelegenheit zu categoriſiren, die er ſich nicht nehmen ließ. Er räuſperte ſich und begann von ſeinen geſammelten Beobachtungen eine für den gegenwärtigen Fall paſſende mitzutheilen. „Die Bäcker," docirte er, „ſind eine ganz eigenthümliche Menſchenklaſſe, und nicht wie die Schuſter, zu einer beſonders religiöſen Stimmung befähigt. Sie befaſſen ſich mit ſpekulativem Denken —"

„Die Bäcker ſollten denken? Unerhört!" ſchaltete Herr v. Braunſtabel ein.

„Allerdings," fuhr der Geheimerath fort: „die Bäcker denken. Dieſe ſeltſame Erſcheinung kann ich mir nur ſo erklären: wenn ſie Nachts auf das Garwerden des Brods warten, und keinerlei Thätigkeit

anwenden, sondern nur aufpassen müssen, daß der Backofen immer die gleiche Hitze behalte, so wirkt auf diese zur Passivität gezwungenen Menschen die Einsamkeit der dunkeln Nacht gar seltsamlich. Sie spekuliren über allerlei Dinge, über Ursprung des Menschengeschlechtes und der Staaten, und spüren dem Zusammenhang des Jetzt mit der Vergangenheit nach. Daß der Meister Butzmann sich sein Lebenlang so viel mit der Musik abgab, zeigte schon, daß er unbefriedigt von seiner Gewerbsthätigkeit war; daß er die Pauken schlägt, beweist eine große Charakterkraft. Welche Selbstüberherrschung gehört nicht dazu, neunundvierzig Takte Pause ruhig auszuhalten! Aber soll ich Ihnen noch eine Entdeckung mittheilen, die ich neulich machte? Ich wollte ein Buch von Dr. Stern borgen —"

„Dr. Stern," fuhr der Oberst auf, „den hole der Geyer, der hat uns ehedem mehr gequält, als ein Mensch auf Erden!"

Herr v. Braunstabel lachte: „Das ist Seiner Durchlaucht alter homerischer Plagegeist von der Vogelhütte!"

„Ich weiß es," sagte der Geheimerath mit Ernst, „derselbe schafft sich mancherlei Schriften

philosophischen Inhalts an. Ich wollte einen Blick in „Fichte's Reden an die deutsche Nation“ thun, die in meiner Bibliothek fehlen. Als ich das Buch von Stern erhalte, finde ich allerlei Randbemerkungen, die nicht in seiner Handschrift waren. Auf meine Erkundigung höre ich, daß der Bäcker Butzmann nicht bloß diese oft sehr treffenden Anwendungen geschrieben, sondern daß er die halbe Bibliothek besagten Sterns durchstudirt hat. Ich weiß auch noch von anderer Seite, daß er ein gefährlicher Mensch ist. Sein Junge soll in der Schule neulich eine Aeußerung gemacht haben, die, gelinde gesagt, einen schrecklichen Mangel an Loyalität in diesen Bürgerhäusern verräth!“

Nachdenklich sagte der Intendant: „So hat er wohl gar die Proclamation verfaßt.“

„Das ist nicht meine Ansicht,“ antwortete der Geheimerath. „Die Proclamation meint überhaupt etwas ganz anderes, als sie ausspricht. Man nimmt die Ausgaben der Fürstin nur zum Vorwand, um tiefere Plane zu verbergen. Wir kennen das. Erst gibt es harmlose Petitionen, um angebliche Mißbräuche zu beseitigen, dann kommen Preßfreiheit und

Verſammlungsrecht an die Reihe, und wiſſen Sie, was im Hintergrunde lauert? Ahnen Sie es, meine Herrn? Die Republik — ja wohl, die Republik."

Bei dieſem Wort fuhr auch die Gruppe des andern Aeußerſt auseinander und horchte voll Schrecken. Man hatte ſich bis jetzt nur in Vermuthungen ergangen, was Ihre Durchlaucht die Fürſtin Roſalinde für einen Weg einſchlagen würde, den des Trotzes oder der Nachgiebigkeit. Jetzt gab es eine allgemeine Aufregung, und die Anweſenden überboten ſich in ſtarken Ausdrücken, um den Abſcheu zu malen, den ſie vor dem ekelhaften Wort Republik empfanden.

Herr v. Braunſabel, ein langer, hagerer Bonvivant, verſicherte, daß er die Republik noch mehr als die Cholera haſſe, und der Oberſt v. Nadnagel ſchwur, daß der bloße Name ihm Katzenjammer verurſache. Alle waren der Meinung, daß die Republik das non plus ultra aller Entſetzen ſei, bis auf den Geheimerath, welcher behauptete, daß dieſe Staatsform noch nicht die äußerſte Grenze menſchlichen Wahnſinns bezeichne, ſondern dahinter laure mit noch ſchwärzern Schatten der Communismus.

„Communismus," wiederholte Herr v. Braunfabel, „was ist das?"

„Nun, oder der Socialismus, die heutige Proletarierfrage, Sie wissen ja doch!" fuhr der Geheimerath fort.

„Proletarier!" fragten mehrere. „Das Wort hab' ich noch nie gehört!" — „Ich auch nicht!" erscholl es von mehreren Seiten.

Der Geheimerath hatte nicht Zeit, auf einen Commentar einzugehn, denn Er nebst dem Obrist und einigen andern Beamten wurden ins Cabinet berufen, wo das Fürstenpaar mit dem Minister und ihren Vertrauten eben zum Entschluß gekommen waren. Die Instruction, in der man den Geist der Fürstin Adelaide erkannte, lautete: „Die Versammlung ist zu verbieten. Falls Widerstand versucht wird, muß man ein paar Schüsse abfeuern lassen. Dadurch wird nichts gewagt, denn das Volk ist viel zu gutmüthig und zu sehr an Ehrfurcht gewöhnt, um sich selbst im schlimmsten Falle an unsern Personen zu vergreifen. Beim Straßenkampf fallen nur gemeine Soldaten, also lassen wir's drauf ankommen. Siegt das Volk, so haben wir zur Nachgiebigkeit immer noch Zeit."

Und nun folgten sich die Ereignisse Schlag auf Schlag, und mag man auch jene Tage dem Sturm im Wasserglase vergleichen, die Ideen, die den Sturm hervorriefen, blieben ganz dieselben, ob sie von einigen Hunderten in einem Duodezländchen vertreten wurden, oder von Hunderttausenden in einem Großstaat. Die Militärmacht en miniature, die die freie Besprechung der Bürger hindern sollte, war auf dem Markte aufgestellt; sie ward mit Steinwürfen zum Wanken gebracht. Der Eingang in den großen Saal des schwarzen Adlers ward von den Volkshaufen erzwungen, und nun wucherten die bunten Vorschläge, die überall dem aufgestachelten Freiheitsgefühl entquellen, ehe der Kopf die Möglichkeit der Ausführung geprüft. Schon fing man an, der thörichten Verwirrung müde zu werden, und einige verständige Bürger schlugen vor, daß man zu einer geordneten Berathung übergehen möchte, als eine muthwillige Demonstration des Hofes den tragikomischen Conflict herbeiführte, der unseres Hans Ibeles musikalische Berühmtheit in eine politische verwandelte. Auf Befehl des Obersten v. Radnagel wurden die beiden einzigen verrosteten Kanonen, die noch von den

Freiheitskriegen her vorhanden waren, auf das Bierhaus zum schwarzen Adler gerichtet. Diese Maßregel beabsichtigte nur zu schrecken, aber sie brachte eine tumultuarische Widersetzlichkeit hervor. Die Charakterstarken unter den Bürgern, unter ihnen Ibeles, Stern und unser philosophischer Bäcker Butzmann erklärten, es sei Pflicht augenblicklich in geschlossenen Reihen unerschrocken auf die Soldaten loszugehn, dieselben zu entwaffnen und die Kanonen zu nehmen. Dieß sei der Weg. Nur die Feigheit sei das Hinderniß der Freiheit. Sie wären bereit lieber im vordersten Gliede zu fallen, ehe sie ein Leben lang den Spott tragen wollten, vor einer geladenen Flinte am Nachmittag die Ueberzeugungen verläugnet zu haben, die sie am Morgen so feierlich ausgesprochen hätten.

Diesem heroischen Entschluß widersetzte sich die Mehrzahl, welche sich die Freude nicht nehmen lassen wollte, eine Barrikade zu bauen. Die Barrikade war einmal berühmt geworden und gehörte zur Revolution wie der Thron zur Monarchie. Besonders die Jugend und die Enthusiasten beiderlei Geschlechts zogen es vor, der Freiheitsgöttin diese modische

Huldigung darzubringen. Vergebens daß die obengenannten Männer, die sich von der Macht des Augenblicks zu Führern gestempelt sahen, warnten, keine Zeit zu vergeuden, und daran erinnerten, daß jedes Haus der engen gewundenen Straßen eine natürliche Verschanzung darbiete — die Volksstimme, die sich als Gottesstimme gibt, entschied sich für die Barrikade.

Viertes Kapitel.

Man soll nicht mit dem Feuer spielen.

Jetzt nahm der Aufstand eine heitere Färbung an, denn die Frauenzimmer und die Gassenbuben mischten sich thätlich mit ein, als es an den Barrikadenbau ging. Es war leicht das Straßenpflaster aufzureißen, da es ohnehin durchlöchert und der Reparatur bedürftig war. Ein Schneidergesell, der einmal in Paris gearbeitet und wenigstens der Tradition nach die Struktur jener ephemeren Bauwerke kannte, rieth, man solle die Steine auf die Dächer heraufbringen, um von da herab die Truppen zu bombardiren, und lieber alte Möbel für die Barrikade verwenden. Schon geriethen einige jüngere Patriotinnen mit mehr conservativen alten Mütterchen in Zwiespalt über die Auswahl der zu solchem Zweck verwendbaren Mobiliargegenstände, als Reifbaum, ein

athletischer Zimmermann, mit einem weitabstehenden röthlichen Backenbart und aufgestreiften Hemdärmeln, nebst vier Gesellen und einem ganzen Zug sich anschließender Jungen, auf der Hauptstraße erschien. Mit seiner gewaltigen Stimme rief er: „Landsleute, seid doch nicht die Narren, eure eignen Häuser auszuräumen. Nehmt doch lieber die Pariser Möbel, die die Adlichen sich haben kommen lassen, denen der einheimische Arbeiter nicht gut genug ist.“

Dieser Vorschlag ging mit der Schnelligkeit einer telegraphischen Depesche durch die Stadt. Im Nu waren die nahe gelegenen Häuser des Intendanten, des Obersten v. Radnagel, Hrn. v. Braunstabels und einer Clique erstürmt. Den Damen wies man den Weg über den Markt, wo sie sich, trotz ihrer Todesangst vor geladenen Kanonen, unter den Schutz der bewaffneten Macht verfügen sollten, und nun ging es an das Herbeischaffen des Materials zu einer der rempreichsten Barrikaden, welche die berauschte Sonne von 48 geschaut. Die Grundlage bildete ein rothes Sammtkanapee mit zwölf ditto Stühlen, dem Staatszimmer seiner Excellenz des Ministers entnommen. Ein Wiener Flügel bot zwar große Schwierigkeit der

Translocation dar; doch nach Abschrauben seiner Beine gelang es, ihn durch das Fenster des Erdgeschosses zu heben und ihn aufrecht gegen ein Staubbad zu stemmen, welches mit ihm gemeinschaftlich eine Art Strebepfeiler bilden sollte. Recht zum Hohn hatte man in den Mittelpunkt der Barrikade einen sechs Fuß hohen und vier Fuß breiten Spiegel eingeklemmt, den die Frau Ministerin erst vor Kurzem erhalten, und dessen reizend verzierter Goldrahmen die Bewunderung aller Besucherinnen erregt hatte. Die schimmernde Fläche desselben ward boshaft dem Markte zugekehrt, von woher man den ersten Anmarsch der gesenkten Bajonette vermuthete. Diese Barrikade ward die Ministerbarrikade genannt, aber es gab auch eine Braunstabelbarrikade und eine Radnagelbarrikade, die nicht minder sehenswürdig waren.

Bei der Braunstabelbarrikade hatte sich der Volkshumor am meisten geltend gemacht, da eine Schwester des uns schon bekannten Höflings zufällig eine der unpopulärsten Damen der Residenz war. Dieses schon etwas ältliche Fräulein war ganz so lang und hager als ihr Bruder, und trug ihr

schwärzliches Haar in etwas verwilderten Locken à l'enfant frisirt, wodurch sie das Ansehn eines sogenannten Spinnenkopfs erhielt. Ihre herrschende Sucht war, durch äußere Würde zu blenden; da sie aber mit ihrer Papageienschnabelnase und den kleinen funkelnden Augen weit mehr einen spaßhaften als ehrwürdigen Anblick gewährte, so erlebte sie oft die Mortification von bürgerlichen Untergebenen belacht zu werden, und das just in Momenten, wo sie dieselben mit der ganzen Wucht ihrer Erhabenheit niederzuschmettern gedachte. Nach und nach hatte sich zwischen ihr und dem Publikum ein Kriegszustand ausgebildet, der im Laufe der Jahre zu einer bösartigen Neckerei ward. Alles was sie aufbot, um eine majestatische Erscheinung darzubieten, schlug dahin aus, mehr und mehr ihren öffentlichen Charakter als komische Person zu befestigen. Da sie zu unbedeutend war um Spott ertragen zu können, so ward sie verbittert und suchte zu schaden. Mehrere üble Streiche, die man ihrem Einfluß zuschrieb, hatten Bürger getroffen, deren Frauen oder Kinder sich irgend einer respectwidrigen Aeußerung gegen sie schuldig gemacht hatten.

Zu einer Opposition der männlichen Bevölkerung gegen das Frl. v. Braunstabel gab es seit einer Woche noch eine andere Veranlassung. Man hatte längst vermuthet, daß diese hochadelige Dame die Mahl- und Schlachtsteuer aus Oekonomie umgehe, da sie unbegreiflich oft mit der Equipage ihres Bruders aufs Land hinausfuhr und jedesmal Säcke oder Körbe mitbrachte. Der Consum des Haushalts konnte unmöglich so gering sein, als die Rechnungen der städtischen Fleischer und Bäcker aufwiesen. Die immerwährend durch Visitation geplagten Kärrner raisonnirten laut mit den Zollbeamten, daß die Equipage des gnädigen Fräuleins nie untersucht würde, trotz dem Geflüster aller Leute, daß sie schmuggle. Vergebens. Die Stellung der Dame war zu intim mit den höchsten Behörden, und zudem werden ja überhaupt Privatequipagen bekannter Honoratioren nicht denselben Vexationen unterworfen als die Fuhrwerke der arbeitenden Stände. Nun mußte es das Unglück fügen, daß zur Zeit der größten politischen Aufregung, an dem Wagen der Dame im Angesicht eines Unterzollbeamten, der mit tiefgezogenem Hut sie hatte passiren lassen, ein Rad brach. Mehrere

Bürger, die des Weges kamen, sprangen hülfreich herbei; einer hielt die Pferde beim Zügel, ein anderer half der Dame aus dem Wagen, ein dritter und vierter beeiferten sich die Axe des zerbrochnen Rades zu unterstützen. Da platzte über diesen Bemühungen ein unter dem Sitz des Wagens hervorrollender Mehlsack und bestäubte ahnungsvoll die Schwelle des Zollhauses. Wie sehr sich auch der unselige Subaltern hinter dem Ohr kratzte, er mußte diese Defraudation zu Protokoll nehmen; noch mehr: die vorwitzigen Bürger stöberten, unter dem Vorwand Hülfe zu leisten, auch noch einen Schinken auf, den sie in das Schubfenster des Zollhauses recht gefliſſentlich hineinschoben.

Der Humor dieser Scene, bei welcher Frl. v. Braunstabel in einem grünen mit nachgeahmtem Hermelin besetzten Oberrock und einem sehr auffallenden rothen Hut mit weißer Schwungfeder zusehen mußte, wirkte selbst am Schreckensabend des Barrikadenbaues noch nach. Ein in das Braunstabelsche Haus miteingedrungener Fleischergeselle hatte jenen Federhut des Fräuleins vorgefunden, ihn auf einen Besen gesteckt und trug ihn triumphirend als Freiheitsfahne über

die Straße. Eine Menge ihr gehöriger Nippsächelchen wurden aus dem Fenster geworfen, doch damit begnügte sich die Volksrache gegen eine unpopuläre Person noch nicht. Das Fräulein war als eine große Katzenliebhaberin bekannt. Ihre drei Katzen wurden erwischt und in einen Fliegenschrank gesperrt, der zur Seite eines Käfichts mit einem grell schreienden Cakadu darinnen, inmitten der Braunstabelbarrikade eingerammt wurde.

Diesem unvermeidlichen Pöbelexceß, welchen die Männer vergebens zu dämpfen suchten, die den Ernst der drohenden Gefahr besser durchfühlten, ward durch das Knallen wirklicher Schüsse bald ein Ende gemacht. Unter Hunderten hatte kaum Einer geglaubt, daß die Behörden bis zum Blutvergießen vorschreiten würden, und selbst jetzt ging noch die Sage, daß die Kanonen gar nicht und die Flinten nur mit losem Pulver geladen seien. Als aber der Wuthschrei erscholl, daß eine Frau und ein kleiner Knabe zu Tod getroffen und noch sechs Personen verwundet seien, da kannten die stillsten Gemüther sich selbst nicht mehr, und wer vor einer Viertelstunde noch das Possenspiel höchstens ärgerlich verlacht hatte, der

fieberte jetzt von den Zuckungen des Haſſes und der Rache. Ein Moment dumpfer Stille trat ein, dann griffen die Muthigen jeder nach dem nächſten Gegenſtand, der ſich zu einer Waffe gebrauchen ließ, und die Bangen verſchanzten ſich in ihren Häuſern. Das Gedränge und der Lärmen machten es freilich Anfangs ſchwer, nach einem gemeinſchaftlichen Plan zu handeln, nur das fiel Allen ein, daß die kleine Zahl des Militärs ſich gegen die Uebermacht nicht halten konnte, wenn man die Zugänge zum Markt verbarrikadirte. Dieß geſchah wie auf Abrede und beim Anbruch der Nacht ſchien es als hinge das Schickſal der eingeſchloſſenen Soldaten nur von den Bürgern ab, die mittlerweile eine ziemliche Anzahl von Schießgewehren aufgetrieben hatten und aus den Fenſtern Schuß auf Schuß erwiederten.

Dorothea hatte ihren Mann ſeit dem Mittag nicht mehr geſehn, und da ſie alle Anſtrengung aufbieten mußte, um ihre Knaben im Hauſe feſtzuhalten, ſo erfuhr ſie höchſtens was ſie vom Fenſter aus einem Vorübereilenden über den Stand der Dinge abfragte. Gegen Abend hörte ſie feuern, und bald nachher drangen mit lautem Ruf fliehende Menſchen

in die Seitenstraße, in der sie wohnte. Sie hörte von Todten, Verwundeten sprechen, und die Möglichkeit, daß ihr Mann darunter sein könne, raubte ihr für eine Weile die Besinnung. Sie setzte sich nieder und fühlte eiskalt alle ihre Glieder erstarren, aber durch die dumpfe Angst rang sich der Trieb zu handeln, zu helfen. Noch zitternd stand sie auf, befahl der Magd die Kinder zu Bette zu bringen, dieselben aber halb angekleidet zu lassen, damit man im Falle einer Flucht sie rasch wegbringen könne. Dieß geschehn, was nicht ohne einigen Widerstand der ältern Knaben ablief, machte Dorothea sich fertig ihren Mann aufzusuchen, wo es auch sein möchte, und an seiner Seite zu bleiben.

Jetzt schellte es an der Hausthür, und sie hörte seine und noch eine bekannte Stimme. Im nächsten Augenblick stand er gesund vor ihr, von Dr. Stern und Butzmann begleitet. Sei eine Frau noch so sehr vom Allgemeinen erfüllt, ist die nächste Sorge um den lieben Mann beschwichtigt, so athmet sie wieder leicht. Nachdem Dorothea sich mit einem Freudenruf ihrem Johannes um den Hals geworfen, zog sie ihn in das fernste Eckchen des Zimmers, als ob sie

ihn dort sichrer als nahe beim Fenster wüßte. Kaum bemerkte sie, daß seine Begleiter folgten. Wie erschrack sie, als ihr Johannes ankündigte, daß er sogleich wieder weg müsse.

„Wir haben Nachricht, daß die Besatzung einer Grenzstadt des anstoßenden Königreichs entboten worden ist," sagte Stern. „Alles ist verloren, wenn wir nicht heute-Nacht siegen!"

„Und wenn ihr siegt," rief Dorothea, „was hilft euer Sieg? Was ist diese Stadt in der Wagschale Deutschlands?"

Ibeles erwiederte: „Und wer sagte noch vorgestern, daß die Bewegung in Deutschland scheitern werde, weil jede Stadt warten wolle, bis die andere zuerst losgehe?"

Dorothea schwieg, und Butzmann fuhr fort: „Sie müssen einsehn, beste Frau Directorin, wie wichtig uns grade die Anwesenheit Ihres Mannes ist. Keines Bürgers Theilnahme spricht so sehr für die Gerechtigkeit unsrer Sache, da ja sein persönliches Interesse, wenn er danach fragen wollte, mit dem Hof verknüpft ist."

„Aber wenn er fiele — O Gott, ich darf das

nicht ausdenken!“ sagte Dorothea und drückte beide Hände auf ihre Augen.

„Das würde erst die Wuth des Volks gegen den Hof recht entflammen!“ sagte der Paukenschläger mit naiver Aufrichtigkeit.

Ibeles hätte beinahe trotz seiner kritischen Lage laut aufgelacht, als diese freundliche Aeußerung seinem Partisanen unbedacht aus dem Munde flog, aber von neuem wurde heftig an der Hausschelle gezogen, und mehrere Personen des rasch geschlossenen Bundes traten ein, und drängten ihn zur Eile. Er griff nach dem Schlüssel, der eine Seitenthür des neuen Opernhauses öffnete, die zum Orchester führte, dann nahm er Dorotheens Hand und sagte leise: „Vertraue darauf, daß ich mich nicht tollkühn in nutzlose Gefahren stürze; aber unmännlich vor der Gefahr fliehen, wenn Ein muthiger Entschluß ein Princip retten kann, das werde ich nicht, und du selbst würdest mich nicht achten, wenn ich's thäte.“

Die Männer gingen, und sie warf sich angekleidet aufs Bette, nachdem sie die Hausthüre wohl verriegelt hatte. Zu der ziemlich entlegenen Straße drang der Tumult, der die mittlere Stadt füllte,

gedämpft herüber. Das Schießen hatte nachgelaſſen, und Dorothea gab ſich dem Glauben hin, jetzt ſei das friedliche Stadium der Deputationen und Petitionen eingetreten. Uebermüdet von dem angſtvollen Tage ſchloſſen ſich ihre Augen; und wie ſie auch kämpfte ſich wach zu halten, überkam es ſie doch wie ein halber Schlaf. Träumte ſie wirklich, als durch die Gardine des Gartenfenſters ein heller Feuerſchein in ihre Augenlieder drang? Sie ſah ſich auf der Flucht mit allen Kindern; die Locomotive fuhr in eine brennende Stadt hinein; die endloſe Wagenkette worin auch ſie mit den Ihrigen ſaß, wurde unaufhaltſam nachgeſchleppt — ein gellender Schrei draußen — ſie fuhr auf — und wirklich, das war Brand — eine hohe rothe Flamme züngte eben auf der Anhöhe in der Richtung des neuen Opernhauſes empor.

„O weh, die Partiturenſammlung, die mein armer Mann erſt vorige Woche dort hinbringen ließ! Seine Seele hängt daran!“ Dieß war der erſte Gedanke einer aus dem Schlafe fahrenden Ehefrau. Nach einem ungeheuern Erlebniß erwachen wir wohl mit einem ſchweren Druck auf der Seele und wiſſen

doch nicht im ersten Moment, was uns denn fehlt. So auch Dorothea: bei ihrem halben Bewußtsein meldeten sich erst die gewohnten Sorgen, dann durchzuckte es sie plötzlich wie ein schneidendes Messer: „Dein Mann ist ja fort. Es ist Revolution — Menschen morden sich auf der nächsten Straße! Wie kannst du an etwas so Gleichgültiges denken!“

Die Rufe draußen auf der Straße bestätigten ihre Vermuthung, daß das Opernhaus brenne. Es lag weit genug von der Stadt getrennt, um keine Gefahr für die diesseitigen Häuser befürchten zu lassen. In einem Nu war die ganze Nachbarschaft auf der Straße, und Dorothea öffnete leise ein Fenster, um hinter dem Vorhang die Aeußerungen der Vorübergehenden belauschen zu können.

„Das haben die verfluchten Soldaten mit ihrem Schießen angerichtet!“ sagte eine alte Frau.

„Bravo, Bravo,“ rief aus dem Fenster ein dem Hofe ergebener pensionirter Hauptmann, der nebenan wohnte, und klatschte in die Hände. „Unsre wackern Krieger werden euch bald zeigen, ihr Empörer, was es heißt, die höchste Autorität zu verspotten. Mit Feuer und Schwert sollt ihr vertilgt werden!“

Eine andere Stimme rief: „Es ſind nicht die Soldaten, die das Opernhaus in Brand geſchoſſen haben, die Bürger haben es ſelber angeſteckt.“

„Die Bürger haben es gethan?“ wiederholte erſtarrt der penſionirte Hauptmann. „Ha, die Mordbrenner, die ſchändlichen Canaillen!“ und ſchlug das Fenſter zu.

Aus den fernern Worten, die draußen gewechſelt wurden, entnahm Dorothea, daß das Häuflein Soldaten einen Ausfall vom Markt aus gemacht hatte, mit der Tendenz das hochgelegene Opernhaus zu erreichen und ſich dort zu verſchanzen, bis der erwartete Entſatz anlangte. Die Bürger, welche die Wichtigkeit einer feſten Stellung einſahen, die zugleich das Schloß ſchützte und die Stadt dominirte, kamen den Soldaten zuvor. Ohne Munition konnte der Volkspartei der Beſitz dieſer improviſirten Feſtung nichts helfen; gerieth ſie aber in die Hände des Militärs, ſo konnte ſie der Stadt bis zur totalen Vernichtung ſchaden. Wenigſtens hatte man das geglaubt. Was weiß der Straßenkampf von Strategie? Es fällt ein Wort wie eine Bombe: „Dieß oder Das muß geſchehn!“ Ehe einer Zeit hat ſich zu beſinnen, ob es

nöthig, ob es nur nützlich ſei, es zu thun, treibt der bloße Glaube an den Heroismus einer ſolchen That die Menſchen dazu ſie zu begehn.

Der Morgen brach an, der Zankapfel brannte weg, die Soldaten zogen ſich in die untern Schloßräume zurück und blieben dort als Beſatzung conſignirt, der Hof erklärte das Schießen nach dem damaligen terminus technicus für ein Mißverſtändniß, eine Bürgermiliz organiſirte ſich, die herbeigerufenen fremden Truppen machten auf halbem Wege Kehrtum, weil in ihrer eignen Stadt indeß Unruhen ausgebrochen, während ſie hier gedämpft waren u. ſ. w.

Die Woge, welche die Freiheitsbewegung durch ganz Deutſchland hob und ſenkte, bewegte auch das Schickſal dieſer Stadt und der wenigen Menſchen, welche dort in der Periode des leidenſchaftlichen Handelns an der Spitze geſtanden hatten. Für einige Monate verhielt ſich der Hof leidend und das Volk unruhig vorwärtsſtrebend. Dann wurde der Mangel eines geregelten Organismus auch hier zum Verderben der Volkspartei, und die reactionäre Minorität ſiegte überall durch die Einheit ihres Handelns

und durch die Gewohnheit derjenigen Maſſen, die ſie befehligt, blindlings dem mot d'ordre zu gehorchen.

In dem Maße wie der Zank in den Volksverſammlungen über das ein bischen „mehr oder weniger Avancirtſein“ diejenigen ſchied, die um jeden Preis gegen die gemeinſchaftlichen Feinde hätten zuſammenhalten ſollen, gewannen die Letztern Muth, Einen nach dem Andern, der ihnen gefährlich war, aus dem Wege zu räumen.

Am erſten Morgen nach dem ſogenannten Mißverſtändniß hatte der Fürſt Allen Amneſtie verſprochen, welche keine gemeinen Verbrechen während des Aufſtandes begangen hätten. Mehr und mehr lernte man die Zweideutigkeit dieſer Zuſicherung kennen, denn wer nur in ein Haus eingedrungen war, um ſich zum Behuf des Barrikadenbaues fremden Eigenthums zu bemächtigen, konnte als Dieb betrachtet werden. Glücklicherweiſe waren Dreiviertel der Bevölkerung auf dieſem Punkt gleich ſchuldig, und für eine ſolche Verbrechermaſſe reichten die Gefängniſſe nicht aus. Aber wer ſpäter als Volksredner populär wurde und ſich zum Führer eignete, der konnte

gewiß sein, unter einem solchen Vorwand den Proceß gemacht zu bekommen.

Ueber vier Häuptern hing seit dem Brand des Opernhauses das Schwert; dieß waren Stern, Butzmann, Ibeles und jener wilde Zimmerer Neffbaum, der den Rath gegeben hatte, aus den Prachtmöbeln des Adels die Barrikaden zu bauen, ein allerdings schwer verzeihlicher Frevel. Die schwerste aller Thaten war und blieb aber die Anstiftung des Brandes. So viele Zeugen man ausgeforscht hatte, kamen alle überein, daß es eine That des plötzlichen Impulses, nicht vorher bedacht oder besprochen gewesen sei; aber die Hände, die das Feuer gelegt, mußten doch zu ermitteln sein. Auf Ibeles konnte schwer ein Verdacht fallen, da seine Persönlichkeit als eine zu milde und ruhige bekannt war, um ihm eine so fanatische That zuzutrauen. Aber, er hatte ja den Schlüssel zu jenem Orchestereingang, und in der Nähe der brennbaren Decorationenvorräthe befand sich der Bibliothekraum, in dessen Fenster man vom Schloß aus den ersten Feuerschein sah. Doch Ibeles und die Partituren vernichten — das schien ja ganz verrückt. Aber wie sollte man sich's erklären, daß er

am andern Morgen nicht heimgekehrt war, daß Niemand eine Spur von ihm hatte, obschon er nach ausgebrochenem Brande außerhalb des Opernhauses in den Reihen der Kämpfenden war gesehen worden, die das andringende Militär abschlugen?

Man beobachtete Dorotheens Benehmen, um daraus abzuleiten, wo ihr Mann wohl sein möchte. Sie war ruhig und gefaßt und erwiederte auf alle Fragen, daß ihre Familie nach Amerika auszuwandern gedächte, und daß ihr Mann voraus sei. Man hielt dieß für eine Ausrede, und da Woche auf Woche verstrich und Ibeles nicht mehr zum Vorschein kam, so wucherten unzählige märchenhafte Erfindungen, was aus ihm geworden sein könne. Nach Einigen schmachtete er in einem unterirdischen Kerker des Schlosses, nach Andern war er in Dresden, in Wien, in Baden oder wo es sonst Aufstände gab, in Calabreser und Blouse mit Dolchen und Pistolen im Gürtel gesehen worden, dann sollte er verhaftet, dann gar getödtet worden sein. Die Zeitungen, welche dergleichen Gerüchte enthielten, wurden plötzlich von spionirwüthigen Leuten Dorotheen vor die Augen gebracht, um aus ihrem Erschrecken zu

errathen, ob etwas Wahres daran sein könne. Sie verzog aber nie eine Miene, sondern sagte gleichgültig: „Ich habe ja längst Nachricht, daß er Europa verlassen hat.“ Man kannte sie als eine aufrichtige Natur, und so glaubte man ihr zuletzt, obgleich Manche sagten, daß man einer Frau kaum übel nehmen könne, wenn sie, da wo Freiheit und Leben ihres Mannes auf dem Spiel ständen, selbst lieber ihre besten Freundinnen belüge, als sie zu Mitwisserinnen eines so gefährlichen Geheimnisses mache.

Jeder hüte sich vor unnöthigen Heimlichkeiten, denn sie demoralisiren die beste Natur. Wer immer wahr bleiben will, kann kein Geheimniß bewahren, das listige Menschen ihm abfragen wollen, denn ein verweigertes Ja und Nein ist gleich einem Zugeständniß. Wo aber in ein Leben ein Geheimniß hineingeworfen wird, da ist die muthwillige Anfvielung: „Ich habe etwas zu verschweigen,“ dem Verrath gleich zu achten. Hier beschämte die Frau viele Männer,' denn während sie mit Seelenschmerz und innerstem Widerstreben ihrer verstellten Rolle treu blieb, konnten Ibeles' Freunde es nicht lassen, sich mit ihrer Mitwissenschaft zu brüsten. Für ein paar

Wochen behielten die Zeugen ſeiner That das Geheimniß getreulich bei ſich, aber wie die Zeit verſtrich, lockerte ſich das Band der Zunge. Die Unart der meiſten Menſchen, nur das was friſch geſchehen iſt zu verſchweigen, machte ſich geltend. Es war nun ſchon ſo lange her, daß das Opernhaus angezündet worden, und es war Niemanden etwas geſchehen, die Hauptperſon war in Sicherheit, man hatte alſo der Verſchwiegenheit genug gethan. Bald wußte die ganze Welt alle Umſtände des Ereigniſſes. Die Volkspartei pries Ibeles als einen Helden, die Polizei ſandte ihm als einem Verbrecher Steckbriefe nach. Daß er in Amerika angekommen ſei, ward bezweifelt, und die Hin- und Herreden in einheimiſchen Zeitungen ſowohl als mehrere Artikel in engliſchen Blättern über ſein räthſelhaftes Verſchwinden machten unſern rebelliſchen Muſikdirector vollends zu einem Fabelweſen. Leider büßten diejenigen, die ſich ihrer Mitſchuld gerühmt hatten, mit eigner Haft ihre Unvorſichtigkeit.

Da die Feinde ſchon ſo viel wußten, mußte Dorothea fürchten, daß bald Alles, auch Ibeles Aufenthalt verrathen werden könne. So gefährlich es für ihn war, in dieſem Moment allgemeinen Auf-

passend einen sichern Versteck zu verlassen, so mußte es doch gewagt werden. Briefe, scheinbar aus Amerika kommend, wurden geschmiedet, um die Aufmerksamkeit abzulenken, und Dorothea, die schon längst keinen Versuch mehr zu einer persönlichen Zusammenkunft mit ihrem Mann gewagt hatte, verkaufte um jeden Preis ihre Habe mit Ausnahme der leicht transportablen Gegenstände, und reiste mit ihren Kindern zu dem Onkel v. Halen an den Rhein. Dort verlebte sie, von ihren eignen Aengsten um den geliebten Mann und den verzweifelten Sorgen ihrer Mutter gefoltert, noch ein paar bittre Wochen, bis sie endlich die Gewißheit erhielt, daß Ihrer, von einer Zufluchtsstätte zur andern irrend, dem deutschen Boden entronnen war.

Aermer als das Paar vor zwölf Jahren die Ehe begann, fand es sich von sieben Sprößlingen umgeben auf dem Schiffe wieder, das von Ostende nach London fuhr. Die Aussichten waren nicht die heitersten, aber nach so großen Aengsten empfand die Familie nur die Wonne wieder vereinigt zu sein und ein neues Leben anfangen.

Fünftes Kapitel.

Ein Visitentag.

Der treue alte Onkel und Mäcen, Hr. v. Halen, hatte den Auswanderern eine kleine Summe mitgegeben, hinreichend wie er glaubte, um die neue Hauseinrichtung zu bestreiten und um ihnen über die Zeit wegzuhelfen, binnen welcher Ibeles ohne Amt blieb. Daß dieß eine lange Frist werden könne, fürchteten die Betheiligten nicht, denn daß so viele einflußreiche Personen sich beeiferten, sie zuerst aufzusuchen, ehe sie selbst sich um eine Bekanntschaft beworben hatten, schien ein vortreffliches Omen.

So naiv urtheilt Keiner, der London in der sogenannten todten Saison kennt; das ist im Spätsommer, wo es Mode ist die Stadt zu verlassen, oder wenn man dazu kein Geld hat, wenigstens vermittelst verschlossener Fensterladen zu heucheln, als

ob man auf Reisen sei. Der Monat, welcher der todten Saison vorhergeht, wirkt gleich einem Fiebertaumel auf die Londoner. Alle Feste, Bälle, Concerte, die früher nicht zu Stande gekommen, sollen noch vor dem großen Aufbruch in ein paar Wochen zusammengedrängt werden. Die Menschen sind von dem vielen Nachtwachen schlaff und matt, und die Unterhaltung in den Gesellschaften im Juli ist unter Null, weil aller Stoff, den der Salon zu behandeln pflegt, längst erschöpft ist. Sogar das Witzblatt Punch läßt in Energie nach, und seine fadesten Nummern fallen immer in den Juli. Aber wie die schwächsten Körperorganisationen am häufigsten nach frischer Nahrung verlangen, so hungern die Allermüdesten unter den Salongeistern nach neuem Conversationsstoff. Gegen die Mitte Juli gibt es ein Umherrennen der privilegirten Visitenmacher, das an Tollheit grenzt. Wehe demjenigen, der sich um diese Zeit zu einem Löwenthum post festum eignet! Jeder der nach ein bischen Aufregung sucht, drängt sich herbei und stiehlt ihm ein paar Minuten. Unter hundert Besuchern, die unserer Künstlerfamilie ihre Sympathie zu versichern kamen, waren nicht zehn,

die etwas mehr als ihrer eignen Neugier genug thun wollten; die Meiſten ſahen ſie nie wieder, denn flüchtige Bekanntſchaften ſchließen bloße Modemenſchen nur für eine Saiſon und tariren den Menſchen auch ihrerſeits je nachdem er in oder aus der Mode iſt. Diejenigen Ausnahmen aber, die wirklich um verwandter Geſinnung willen, oder aus herzlichem Gemüthsdrang eine Freundſchaft anbieten, ſind in England unſchätzbar. Leider kann der Fremde die Phyſiognomie der Londoner ächten und unächten Freundlichkeit nicht auf den erſten Blick unterſcheiden und muß ſich dem Zufall vertrauen, wenn er aus einer unüberſehbaren Maſſe ſich ſeinen engen Kreis herauswählen will.

Als Ibeles und ſeine Hausfrau, deren Tagesgeſchäfte durch die vielen Beſuche in eine heilloſe Confuſion gerathen waren, endlich zu Athem kamen, hielten ſie es für ſchicklich, nun auch ihre Gegenbeſuche zu machen. Sie waren einig, daß ſie zuerſt die Empfehlungsbriefe aus Deutſchland abgeben müßten, ehe ſie von den unberufenen Bekanntſchaften Notiz nehmen dürften. Die Einführung, auf die ſie den höchſten Werth legten, war ein Brief an Mr.

Richard Mutebell, eine literariſche Celebrität, von der ſie ſchon in Deutſchland einige Novellen in Ueberſetzung geleſen hatten. Nächſt dieſem hatte Dorothea den heißen Wunſch, ihre Jugendfreundin Evelyn aufzuſuchen, von der Mrs. Buſy ihr geſagt hatte, daß ſie bis jetzt unverheirathet in London im Hauſe eines Bruders lebe.

Am Vormittag gegen eilf Uhr ſtanden Beide fix und fertig um Viſiten zu machen, Ibeles nach deutſchem Gebrauch in ſchwarzem Frack, Dorothea in ihrem beſten violetſeidnen Kleid, ſchwarzer Mantille und weißem Atlashut. Sie gingen bis zum nächſten Fahrplatz, wo es ihnen ſchon entgegen tönte: Cab, Sir? Cab, Sir? und engagirten mit vieler Umſtändlichkeit einen Cabmann, um ſie nach Nr. 3, Queenſtreet zu bringen. Der Cabmann that einige unverſtändliche Fragen, welche Ibeles ſich ſo auslegte als ob er ihnen freiſtellen wolle, ob ſie lieber durch den Park oder durch die Straßen fahren möchten. Er wiederholte alſo kürzer: Number 3, Queen's Street, und gab in unvollkommenem Engliſch zu verſtehn, daß der directe Weg der beſte ſei.

Die Cabmänner, deren ein halbes Dutzend müßig

umherſtanden, gaben ihrem Kameraden bedeutende Winke, und Dorothea, die eben einſteigen wollte, hörte ein unterdrücktes Lachen. Erſchrocken wagte ſie ſich nun auch mit ihrem längſt vergeſſenen Engliſch hervor und fragte den Cabmann, ob er auch gewiß den Weg nach Queen's Street wiſſe. Dieß bejahte er, mit dem Zuſatz, daß er doch ſeine eigne Straße kennen werde; ſeine Frau habe einen Laden auf Queen's Street. Dieß beruhigte Dorotheen, und Ibeles war ſicher, daß die Cabmänner nur über ſeine Ausſprache gelacht hätten. Einer, den er in ganz richtigem Engliſch gefragt hatte:

„Mister, will you be so good, to far us upon the Queen's Street, by Mr. Mutebell, in the house Nro. 3," wandte ſich zu einem Andern und ſagte: „This gentleman speuks French, I cannot understand him."

Dorothea erwiederte: „Das iſt mir ſchon von Mrs. Buſy eingeſchärft worden, daß die untern Claſſen in London ſo ſchlecht die engliſche Schriftſprache verſtehen, welche gebildete Fremde reden, daß man ſo wenig Worte als möglich machen muß. „„Wollen Sie uns da und da hinfahren,"" iſt ſchon

viel zu viel geredet; das verwirrt schon so einen Cabmann."

„Ja wohl," sagte Ibeles, „ein Londoner hätte gesagt: „3 Queen's Street," und dann hätte der Cabmann geantwortet: „all right," und wäre abgefahren. Aber ich finde diese Sprache den arbeitenden Classen gegenüber so inhuman! Eine höfliche Introduction des Befehls, als: „Wollen Sie so gut sein!" oder: „Fahren Sie gefälligst," dünkt mich doch das Minimum von Höflichkeit!"

Scherzend erwiederte Dorothea: „Diesem Prinzip zufolge müßte ein Dirigent sich folgendermaßen ausdrücken: „Verzeihen Sie, meine Herren an der zweiten Violine, daß ich mir zu bemerken erlaube, daß Sie aus Versehen d spielten, wollen Sie wohl die Gewogenheit haben, künftig bei dieser Stelle ei- zu greifen!"

„Gut," sagte Ibeles, „meinen monarchischen Ton vom Orchester her will ich wieder aufnehmen, um ein rechter Engländer zu werden."

Das Paar hatte noch wenig von London gesehen, und so ward ihnen die Fahrt durch das bunte Gewühl zu einem rechten Fest. Wenig Städte bieten

eine solche Mannigfaltigkeit der Contraste wie diese, wo jeder Stadttheil seinen eigenthümlichen Character hat. Aus einer Straße, die einen Prachtladen neben dem andern zeigte, wo Goldgeschmeide, indische Stoffe und Luxusgeräthe aller Art ihr Auge blendeten, sahen sich die Beiden plötzlich in einen Park versetzt, wo Schafe und Kühe weideten, dessen idyllisches Grün aber von Palästen und Thürmen rings überragt wurde. Der Cabmann kutschirte lustig an hohen Säulen mit Statuen darauf, an Theatern, Kirchen, Gefängnissen, grünen Plätzen, Museen und glasbedeckten Waarenhallen vorbei; er hatte die City mit ihrem Brausen und ihren vom Wagenknäuel oft verstopften Gassen längst hinter sich gelassen und lenkte jetzt in einen vom Rauch geschwärzten, miserabel aussehenden Stadttheil ein. Ibeles und Dorothea, die bisher geplaudert und sich gegenseitig auf allerlei Merkwürdigkeiten aufmerksam gemacht hatten, fingen nun an, sich zu verwundern, daß Queen's Street immer noch nicht kommen wolle. Der Erstere konnte sich nicht überwinden, nachdem er auf die Uhr gesehen und gefunden, daß sie schon anderthalb Stunden gefahren, den Cabmann nochmals anzurufen

und ihm Nr. 3, Queen's Street in Erinnerung zu bringen. Statt aller Antwort deutete der Cabmann mit dem Peitschenstiel nach einer Straßenecke, auf der zur großen Befriedigung der Fahrenden Queen's Street zu lesen war.

„Wie sonderbar sieht es hier aus," sagte Dorothea; „ich hätte mir nimmer gedacht, daß Mr. Richard Mutebell in einem so abgelegenen Platz wohne. Gegen diese einstöckigen Häuschen mit einem Fenster ist ja unsere Villa ein ganz nobles Gebäude. Sieh nur, was für schmutzige Kramladen das sind und was für ein ungekämmtes Publikum sich hier umhertreibt!"

Ibeles antwortete: „Es wird in London den Poeten wohl nicht besser gehen, als in Deutschland, wo der Dichter sang: „Nehmt hin die Welt, rief Zeus von seinen Höhen!" Die Aristokratie, die in ihren Palästen Mutebells Novellen liest, läßt sich wohl kaum träumen, daß dieser große Mann hier ein Dachstübchen bewohnt."

Der Cabmann hielt an Nr. 3 still und öffnete schmunzelnd seiner geputzten Fracht den Wagenschlag. Das Haus war ein sogenannter Oilshop (Oelkram)

der niedrigsten Art; vor der Hausthüre waren Fäßchen mit gelber Schmierseife, Talgkerzen und dergleichen fettige Waaren ausgestellt, und neben dem Eingang baumelten zu beiden Seiten Besen, Schrubber und Reifen an Stricken befestigt, herunter. Ibeles fragte, ob Mr. R. Mutebell eine oder zwei Treppen hoch wohne, worauf die Frau im Laden ihn versicherte, daß keine Person dieses Namens weder in ihrem Hause noch in der ganzen Nachbarschaft existire. Ibeles zeigte wieder auf die Adresse des Briefes und verglich von Neuem Hausnummer und Straßenaufschrift, bis Dorothea auf den Gedanken kam, ob es vielleicht noch eine andre Queen's Street in London gäbe oder ob es wohl gar verschrieben sei und Queen's Place oder so was heißen solle. Als es Beiden gelungen war, mit vereinten Kräften diese Frage der Besenfrau und dem Cabmann verständlich zu machen, sagte der Letztere mit der dummsten Unschuldsmiene, da habe die fremde Lady ganz recht, es gäbe dahier 25 Queen's Streets, 15 Queen's Roads, 12 Queen's Terraces, und wenn man die bekannten Queen's Squares und Queen's Places noch dazu rechnen wolle und was sonst mit Queen's

Namen anfinge, ſo habe er deren gerade 73 auf ſeinem Regiſter, die minder bekannten Gäßchen abgerechnet.

Es iſt ſehr ſchwer in einer fremden Sprache einen Kutſcher auszuſchimpfen, darum wollen wir Ibeles entſchuldigen, daß er dem Cabmann einige deutſche Kreuzdonnerwetter an den Kopf warf, als derſelbe für die Fahrt und inclusive Rückfahrt eine Guinee berechnete. Das Einzige was ſeinen Zorn über die Prellerei ein wenig linderte, war die ſich aufdrängende Vermuthung, daß einer ſehr jämmerlich ausſehenden Frau mit einem Kind an der Bruſt, vor deren Thür der Cabmann unter einem Vorwand ſtillhielt, die Guinee einen augenblicklichen Sonnenſchein auf die entbehrungsvollen Züge zauberte.

Das Paar ſah ein, daß ein paar Viſiten mehr in dieſem Styl eine Proletarierhaushaltung ruiniren würden. Indeß Verbindungen ſind der Anker, der in London des Künſtlers Lebensſchiff hält, und ſo mußten ſie ſich's überlegen, wie ſie mit geringerem Zeit- und Geldverluſt dieſelben anknüpfen möchten. Mit Hülfe ihrer Vormünderin Mrs. Buſy wurden die Adreſſen nach dem royal bluebook regulirt,

eine Fly, d. i. eine anständige Visitenkutsche mit einem etwas civilisirtern Lenker als die Cabmänner sind, gemiethet und nach einem besser überlegten Plane am folgenden Tage die Expedition wiederholt.

Diejenige Queen's Street, wo Mr. Richard Mutebell wohnte, fand sich irgendwo bei Mayfair, einem der vornehmsten Stadttheile, und der Eintritt in die Halle des berühmten Schriftstellers glich keineswegs dem Oel- und Seifenkram in der östlicher gelegenen Queen's Street von gestern. Ein Mosaik-Fußboden nahm die Eintretenden auf, und auf Piedestalen standen zu beiden Seiten griechische Götterstatuen. Aeußerst anachronistisch lehnten neben Apollo und Antinous ein paar Bediente in kurzen Hosen von carmoisinrothem Seidenplüsch, blaßlila Röcken und weiß gepudertem Haar, und einer Nische mit einem Zeus gegenüber stand der überwölbte Sitz des alten Pförtners, der einen Stock mit schwerem Goldknopf symmetrisch dem Scepter des Donnerers entgegenhielt. Schwere Sammtteppiche bedeckten die Treppe, auf deren erstem Absatz ein reicher Garten voll fremder Blumen in prächtigen Gefäßen duftete. Das Empfangszimmer war nach dem gewöhnlichen

Typus des feinern Londoner Drawingrooms eingerichtet; doch da unsere Deutschen noch Neulinge in den Begriffen waren, die der Engländer mit Comfort und Luxus verbindet, schien ihnen dieser Salon des Schriftstellers in solidem Luxus bei weitem die Zimmer der Fürstin Rosalinde zu überbieten, der Braunstabels und der Radnagels daheim gar nicht zu gedenken.

Für meine Leserinnen, die nie London besucht haben, ist es vielleicht nicht überflüssig eine Schilderung des Raums zu geben, der unter dem Namen Drawingroom in allen englischen Erzählungen eine so große Rolle spielt. Die Hauptzüge, was die Lage desselben in der Beletage, Anordnung der Möbel und Einrichtung angeht, sind sich vom Bürgerhause bis zum hochadeligen ziemlich gleich. Nur was im erstern Holz und Wolle ist, wird dort Marmor, Vergoldung, Sammt und Seide. Wo der Bürger ein paar Muscheln, Glaswaaren oder Familienporträts als geschmacklose Verzierungen über Kamin und Tischen anbringt, da ergötzt der Gebildete mit kostbaren Seltenheiten aus fernen Welttheilen, werthvollen Kunstwerken und Büchern das Auge seiner

Gäſte. Mr. Richard Mutebell's Drawingroom hielt eben die Mitte und kann uns ſomit als Typus dienen.

Seine Hausfrau ſchien die Regel feſtgehalten zu haben, daß Fenſter und Kamin am reichſten decorirt ſein müßten, um dem Eintretenden einen blendenden Eindruck zu geben. Unter den Vorhängen von dunkelrothem Seidendamaſt, welche oben an vergoldeten Rebenguirlanden befeſtigt waren, hingen leichte weiße Spitzenvorhänge. Die erſtern wurden von ſchweren Goldquaſten zurückgehalten, die durchſichtigen darunter waren zugezogen und ließen die Luft durch die geöffneten Balkonfenſter herein. Das Mantelpiece, wie man die Kaminumfaſſung nennt, war aus weißem Marmor gemeißelt, und obwohl es ſelbſt ein Kunſtwerk zu nennen war, beachtete man kaum ſeine reizenden Basreliefs vor den Meiſterwerken, die es trug. Eine Reihe der auserwählteſten Statuetten und Gruppen ſtand auf der Marmorplatte vor dem Spiegel, leider aber auch zu beiden Seiten die unvermeidlichen hühnerkorbförmigen Kryſtalleuchter mit dem ſchimmernden Prisma. Dieſe geſchmackloſe Verzierung fehlt wohl deßhalb nirgends, weil das bunte

Spiel des Lichts auf den baumelnden Glasbehängen als Gegensatz zu der grauen Atmosphäre dem Engländer unentbehrlich scheint.

Es ist wahr, man seufzt bei naßkalten Tagen in London nach einem deutschen Ofen, aber würde unser Auge während eines Novembernebels den schwarzen Mann erquicklich finden? Das fröhlich sprühende Kaminfeuer, wenn es auch den äußern Menschen auf der einen abgekehrten Seite fröstelnd läßt, erwärmt wenigstens durch seinen rothen Liebesschein das innerste Herz. Es ist die lebendige Zierde jedes Zimmers im Winter, und durch einen eigenthümlichen Schmuck sucht der Engländer auch im Sommer die heilige Stätte seines Fireplace zu ehren. In den Häusern des Mittelstandes umhängt man mit künstlichen, aus gekräuseltem Papier verfertigten Blumen den Kohlenrost, als wollte man den in Ruhestand versetzten Freund mit den Zeichen des Lenzes necken. Oder es werden weiße oder gefärbte Späne, wie dünne Fasern aussehend, mit Gold- und Silberstreifen vermischt zu Wolkenflocken geformt und mit diesen jede Spur der winterlichen Bestimmung jenes Platzes verhüllt. Trockne Geschäftsleute begnügen

ſich mit einem einfach ausgezackten Packpapier, das rund um den Roſt geſteckt ihm das Anſehen einer Mauerkrone gibt. Frauenzimmer von geſchmackloſer Eleganz aber ziehen die erſt erwähnte aus roſa und weißem Seidenpapier verfertigte, mit Schleifen und Blumen geſchmückte Garniture vor, welche dem Beſchauer das Bild einer Dame im Ballkleide vorführt, die eben das Kamin heraufgekrochen iſt und deren unterſte Falbalas noch unten herausgucken.

Mit ſolchen ordinären Zierrathen war das Mutebell'ſche Kamin nicht profanirt, ſondern es war mit friſchblühenden Camellien ganz gefüllt. Die Seitentiſchchen enthielten eine Menge der zierlichen indiſchen und chineſiſchen Schnitzarbeiten aus Elfenbein, Geſtelle mit Kolibris, Gefäße aus koloſſalen Muſcheln verfertigt, deren ſchönſte Exemplare die fernen Colonien nach London ſenden. Der große runde Tiſch in der Mitte des Zimmers war mit den Prachtexemplaren der erſten Dichter und vorzüglichen Illuſtrationen bedeckt, ſo daß der Beſucher im Fall längern Harrens nicht in Verlegenheit war, wie er ſeine Zeit anmuthig zubringen möchte.

Ehe noch Dorothea Zeit gehabt hatte, die Pracht

der Teppiche und der verschieden geformten auf die üppigste Bequemlichkeit berechneten Sophas und Sessel zu bewundern, und Ibeles ebenso wenig mit den Mustern der Gemälde an den Wänden fertig geworden war, öffnete sich die Thür, und der Hausherr trat herein nebst seiner Gemahlin, zwei erwachsenen Töchtern und einem Sohn in den Lümmeljahren.

Niemand würde in dem ganz gewöhnlich aussehenden Manne den berühmten Schriftsteller vermuthet haben, denn weder sein Auge noch seine Haltung verriethen besondere Genialität. Sein Benehmen war höflich, aber nicht cordial, weder zurückhaltend, noch beobachtend, noch verbindlich. Er saß ruhig und schweigsam seinen Besuchern gegenüber, und überließ es ihnen die Unterhaltung fortzuspinnen. Er verstand ein wenig Deutsch und sprach ziemlich unverständlich Französisch. Seine Frau, eine große, dicke, sehr freundlich, aber etwas dumm aussehende Blondine, konnte nur ihre Muttersprache sprechen, und da sie sich nicht in die unvollkommene Aussprache ihrer fremden Gäste finden konnte, so animirte sie ihre Töchter, deren Kenntnisse im Deutschen

und Französischen anzuwenden. Diese mußten aber etwas maulfaul sein, denn außer „Ja“ und „Ich weiß nicht,“ oder „Ganz so“ war wenig aus ihnen heraus zu bringen. Ibeles und seine Frau würden geglaubt haben, sie seien ungelegen gekommen, wenn nicht die außerordentliche Freundlichkeit der Mrs. Mutebell, welche Dorotheen immer zulächelte, diese Sorge verscheucht hätte. Nachdem das Thema von der Schwierigkeit der englischen Sprache, und wie lange man schon in London sei, und wie einem England gefiele, erschöpft war, brachen die Besucher auf, um sich zur folgenden Visite zu begeben.

Im Wagen mußte Dorothea ihrer Verwunderung Luft machen, daß ein Schöngeist so ganz und gar wie ein Mann des Comptoirs erscheinen könne. Sie sagte: „Ich will von dem Buchhaltergesicht, von dem glattfrisirten Haar, den kleinen aufstehenden Vatermördern über dem geschornen Kinn und dem abgestutzten komischen Backenbärtchen nicht reden, aber sahst du ein einzigesmal sein Auge blitzen, oder kam Eine Bemerkung aus seinem Munde, die nicht ein Ladenjunge auch hätte machen können?“

Ibeles schob das Interesselose dieser ersten

Zuſammenkunft auf den Umſtand, daß ſie ſich gegenſeitig fremd waren, und auf die Zurückhaltung der Engländer im Allgemeinen.

„Aber," wandte Dorothea ein, „wir wiſſen, daß unſer Freund, der uns dieſem Manne empfahl, ihm vorher über dich geſchrieben hat. Du hätteſt ihm immer noch bedeutend genug erſcheinen können, daß er ſich ſelbſt hätte überzeugen mögen, was denn an dir ſei, und ſollte nicht eigentlich dem Novellenſchreiber jede menſchliche Erſcheinung intereſſant ſein, die einen ausgeprägten Charakter verräth?"

Ibeles ſagte: „Was iſt einem berühmten Manne in dieſem Menſchenmeer Londons ein Geſicht mehr oder weniger? Und wer kann verlangen, daß ein ſolcher Mann einem Fremden ſeine beſten Gedanken an den Kopf werfen ſoll? Damit hält er beſſer Haus, wenn er viel ſchreiben muß."

Als unſer Paar nach ein paar Jahren wieder einmal auf Mr. Mutebells Langweiligkeit zu ſprechen kam, da kannte es das Geheimniß des Widerſpruchs, der in ſeinen hinreißend amüſanten Schriften und der Stumpfheit ſeines Weſens in der Geſellſchaft lag. Wir wollen hier das Urtheil anticipiren,

welches Ibeles ſpäter einem deutſchen Bekannten über denſelben Gegenſtand ausſprach.

„Es gehört ſich kaum ein mittelmäßiges Dichtertalent dazu, um in London ſolche Romane zu ſchreiben, wie die, welche uns in Deutſchland ſelbſt in der Ueberſetzung voll der piquanteſten Erfindung ſcheinen. Das ganze Leben dieſer Stadt iſt aus Romanſtoffen gewoben, ihre Lokalitäten geben den Hintergrund für Schauergeſchichte und Idyll, für Hof- und Staatsaktion wie für Volksbühne, und an jedem Tag bringt die erſte beſte Zeitung Scenen aus dem öffentlichen Leben, die man nur ein bischen zu gruppiren braucht, und tragiſche und komiſche Epiſoden ſtrömen einem in Fülle zu. Ein deutſcher Regiſſeur, der fremde Stücke für die Bühne zuſchneidet, hat ungefähr die Sorte von Genie, die Mutebell beſitzt, um die Glieder des Londoner wirklichen Lebens zu einer Kette zuſammen zu fügen. Mancher der ſogenannten a Penny a liner würde mit mehr Mutterwitz ſolche Romane in drei Bänden ſchreiben, in die auſtraliſche, kanadiſche und indiſche Lichter hineinſpielen, wenn er die dazu gehörigen Fonds aufbringen könnte; aber um mehrbändige

Werke zu publiciren muß man vorher ein Kapitalist sein. Die Ausnahmen lassen sich zählen.

Wer in einem Dorf in abgeschlossenen Verhältnissen die einfachste Novelle zu Stande bringt, der muß mehr eignen Erfindungsgeist besitzen, um Gestalten zu beleben und Schicksale fortzuspinnen, als wer täglich hier in Westend und City die Welt der Leidenschaften sich um ihre Axe drehen sieht. Wir wissen wohl, daß Mutebells Romane bunter schillern und gewaltiger fortreißen als eine deutsche Dorfgeschichte, aber wir wollen danach keinen Schluß auf Phantasie und poetisches Gefühl der Verfasser ziehen.

Roman und Zeitung ergänzen einander in London, erst wenn man ein paar Jahre an Ort und Stelle beider Darstellungen des öffentlichen Lebens verglichen hat, so erhält man ein klares Urtheil darüber, was der englische Novellist seinem eignen Genius, und was er der freien Zeitungspresse verdankt.

Mutebell ist ein bloßer Geschäftsmann in schöner Literatur, und daher der Eindruck, den er allen deutschen Besuchern macht, die ein Dichtergemüth in ihm erwarten."

Wir kehren zu dem Tage zurück, wo unſer Paar zum erſtenmale, von derſelben Täuſchung befangen, ſeine Schwelle verließ. Den nächſten Stillſtand machte der Wagen in Kenſington vor einem kleinen Hauſe, wo die exilirte polniſche Gräfin Blaſeska reſidirte. Dieſe Dame hatte bei Abeles als einem Schickſalsverwandten zuerſt Beſuch gemacht, aber nur Dorotheen zu Hauſe getroffen, und dieſe dringend um ihre Freundſchaft und ſchleunigen Gegenbeſuch gebeten. Die Gräfin war nicht bloß herablaſſend, ſondern mit auffallender Wärme der einfachen bürgerlichen Frau begegnet, und hatte ihr unaufgefordert die Verhältniſſe in großer Haſt mitgetheilt, die ſie ſchon vor einigen Monaten hieher gebracht. Sie war angeblich durch Verbindungen mit Poſener Verwandten compromittirt, und hatte ſich nach London geflüchtet, um einer Transportation nach Sibirien zu entgehen.

Ein ſchnurrbärtiger wohlgekleideter Diener von ſtarkem Wuchs und militäriſcher Haltung öffnete das Gartenpförtchen, und brachte die Anmeldung zur Gräfin herauf. Dorothea glaubte deren Geſicht hinter dem Vorhang einen Augenblick hervorlauſchen und

raſch verſchwinden geſehn zu haben, doch mußte das ein Irrthum geweſen ſein, denn der Bediente kam mit der Botſchaft zurück, daß die Gräfin zwar leidend ſei, aber dennoch den Beſuch der Fremden vor ihrem Ruhebette empfangen wolle.

In dem Zimmer ebner Erde, wo ſie einen Augenblick verweilen ſollten, ſaß eine deutſche Gouvernante und las mit dem älteſten Comteßchen; eine franzöſiſche Kammerjungfer beſchäftigte ſich mit zwei jüngern Knaben, welchen ſie die Papilloten aus dem Haar nahm, und daſſelbe in langen Locken über die blauen Sammtröckchen abrollte. Oben im Drawingroom ſah es elegant, aber ſehr unordentlich aus. Das Klavier diente als Repoſitorium für maſſenhaft umher verſtreute Zeitungsblätter, zwiſchen welchen die Spuren eben genoſſener Erfriſchungen ſichtbar waren. Der Tiſch mit ſeiner Bürde von Schreibmaterial und Büchern würde eine gelehrte Frau verrathen haben, wenn nicht ein daran gelehnter Stickrahmen und ein Chaos von Strängen Berliner Stickwolle, die ſich mit den andern Attributen verſchlangen, einen Zweifel über die Lieblingsbeſchäftigung der Dame hätten aufkommen laſſen.

Sie ſelbſt lag in etwas verwahrloſter Toilette auf dem Sopha, das ſchwarze Haar faſt aufgelöſt über dem bleichen Geſicht herabhängend, eine blauſeidne Mantille auf einem weißen geſtickten Morgennegligée loſe umgeſteckt. Sie ſtreckte den Kommenden die feine Hand entgegen, und entſchuldigte ihr Liegenbleiben mit heftigem Nervenkopfweh. Sie baten ihr wiederholt an ſich zurückzuziehen, aber ſie drang darauf zu bleiben, indem es ihr Bedürfniß ſei, ſich Gleichgeſinnten gegenüber auszuſprechen.

Wenn die Unterhaltung im vorigen Hauſe trotz aller Anſtrengung lückenhaft blieb, ſo kam unſer Paar diesmal kaum zu Worte. Die Polin, eine Frau von etwa achtundzwanzig Jahren, mit von Unruhe verzehrten, übrigens hübſchen Zügen, bemächtigte ſich Dorotheens Hand, zog ſie neben ſich auf einen Sitz nieder, und ließ ſie nicht wieder los. Selbſt während ihrer feurigen Erzählung gebrauchte ſie die Hand der im Sturm eroberten Freundin bei unwillkürlichen Geſtikulationen, preßte ſie auf ihr überwallendes Herz, oder klammerte ſich wie um Mitgefühl ringend daran an. Der ſchnurrbärtige Bediente hatte ihrem Wink gehorchend Zbeles den Seſſel

gegründet hingeſchoben, ſo daß er ihr Aug' in Auge ſah, und ſie unverwandt alle Mittheilungen an ihn richten mußte.

Dieſelbe Erzählung, die ſie ſchon früher Dorotheen im Zimmer berichtet, wiederholte ſie jetzt detaillirter, und unter ſo gewaltſamer Aufregung, daß ſie zweimal, von krampfhaftem Schluchzen unterbrochen, ſtockte. Dorothea wollte der Kammerjungfer ſchellen, aber das verbat ſich die Gräfin; ſie verſicherte, daß keine Arznei ihr helfen könne, da ihres Uebels Sitz nur die Seele ſei, und verſprach von nun an gefaßt zu bleiben. Ibeles, dem eine ſolche Scene nie vorgekommen war, ſaß erſchrocken und verlegen, und ſah mit ſeinen ausdrucksvollen blauen Augen ernſt in die wildflackernden ſchwarzen der Polin. Sie ſchwieg eine Weile, und ſagte: „Ihr Blick hat etwas magnetiſch Beruhigendes für mich. So — nun kann ich weiter ſprechen."

Sie legte Dorotheens Hand auf ihren Busen und ſagte: „O meine deutſche Schweſter, Sie ſind eine glückliche Frau, und werden meine Lage empfinden! Ich könnte Ihnen Briefe vorlegen, Briefe meines Gemahls, der in Petersburg um die Gunſt der

Unterdrückers bublt, während ich meinen letzten Blutstropfen für die Freiheit meines Vaterlandes verspritzen möchte. Sie sollen diese Briefe sehn, denn ich habe unbedingtes Vertrauen zu Ihnen, ich fühle daß eine innere Sympathie mich zu Ihnen Beiden hinzieht. In diesen Briefen überhäuft er mich mit Vorwürfen, ja mit Schimpfworten, weil ich meinen revolutionär gesinnten Verwandten mit meinen Mitteln beigestanden."

Ibeles schaltete die Frage ein: „Ob der Herr Graf nicht selbst ein Pole wäre?"

„Er stammt von väterlicher Seite aus Polen," fuhr die Gräfin fort; „aber er brachte sein Leben unter den Einflüssen des russischen Hofes zu. Um ihn der Sache des Vaterlandes wieder zu gewinnen, opferte ich meine Jugend. Meine Heirath mit dem ungeliebten Manne, der mein Vater hätte sein können, war nur die That des reinsten Patriotismus. Ich hatte damals nie geliebt, aber dennoch wußte ich, daß ich das höchste Opfer brachte, das ein begeistertes Weib auf den Altar des Vaterlandes hinlegen kann. Der junge Adel meiner Nation verehrte mich wie eine Heilige, weil ich gelobt hatte, den mächtigen

reichen Grafen Blaſoski in die Reihen der Patrioten zurückzuführen. O daß Alles vergebens war! Daß Blaſoski mehr als je an dem Tyrannen hängt! Daß ich ein verfehltes Leben zu beweinen habe!"

Sie verhüllte ihr Geſicht mit der Hand und einem Theil der ſchwarzen Lockenfülle, dann ſagte ſie, ſich ermannend und das Haupt zurückſchüttelnd: „Doch ich will ihnen in Petersburg zeigen, was die energiſche Geſinnung einer einzigen Frau vermag! Ich will die Freiheit in ihren Vertretern ehren. Mein Leben ſoll ein Cultus der Freiheitshelden ſein und meine Schwelle ihr Aſyl. Jede Conſpiration will ich fördern, und mein letzter Rubel ſoll zum Ankauf von Waffen verwandt werden!"

Dorothea konnte ſich der Rührung nicht erwehren, als ſie die von Thränen erſtickte Stimme der armen Frau vernahm; auch Ibeles, obwohl ihm das Benehmen derſelben Anfangs etwas zu überſpannt und theatraliſch vorkam, wurde ein wenig berauſcht von der Darſtellung einer Leidenſchaftlichkeit, die alle Symptome der Aechtheit trug. Die Wangen glühten ihr fieberiſch, und als ſie mit der emporgehobenen Hand, die bleich wie eine Geiſter-

hand geworden, die Stirn von den wildüberhängenden Locken befreite, war sie fast schön zu nennen. Jedenfalls lag für ihn etwas seltsam Anziehendes in der Weise wie diese Frau sich rücksichtslos an ihre Stimmung hingab, nachdem er wochenlang nur gesitteten Menschen begegnet war, die nie aus der Selbstbeherrschung hinausschritten.

Um sie zu beschwichtigen, suchte er ein Gespräch über allgemeine Principien der Politik in Gang zu bringen und lenkte sie auch wirklich auf eine kurze Frist vom Persönlichen ab. Es war schwer loszukommen, doch im Hinblick auf die Besuchliste, die noch an diesem Tage erledigt werden sollte, erzwang man endlich den Urlaub mit dem Versprechen, bald und oft wieder zu kommen.

Bei vielen der nächsten Hausthüren kam man mit dem Abgeben einer Karte rasch vom Fleck, indem die Leute ausgegangen oder schon an die Seeküste gezogen waren. Daß man dem Sprichwort zufolge London ganz für sich allein hat, wenn man sich entschließt im August und September darinnen zu bleiben, war unsern Neulingen noch nicht bekannt; sie verwunderten sich also sehr, daß manche

Straßen, die sie durchfuhren, gänzlich unbewohnt schienen, indem alle Fensterläden geschlossen waren.

Die Schwägerin Evelyns, der Jugendfreundin Dorotheens, die sie zunächst empfing, entschuldigte sich förmlich, daß sie nicht verreist sei und gab eine Hochzeit in der Familie höchst umständlich als Grund an, warum sie diesen Monat noch in London zubringen müsse, als ob es eine Schande sei das Modegesetz mit Füßen zu treten. Hier erfuhr Dorothea zuerst, daß Evelyn es war, die sich eben verheirathet hatte. Dorothea hatte dem Bedienten ihren Mädchennamen aufgeschrieben, ehe er sie anmelden ging, weil sie nur unter diesem der Familie bekannt zu sein erwartete. Es verhielt sich wirklich so, und bei der Schwachheit, die das freie England für die Institutionen des Adels hat, war es nicht undenkbar, daß das von vor Dorotheens Mädchennamen, v. Dewald, sie ihrer Freundin noch unvergeßlicher gemacht hatte als die Eigenschaften ihres Charakters. Wenigstens versicherte die Schwägerin, die Dorotheen mit vieler Deferenz begegnete, daß Evelyn immer hohen Werth auf ihre intime Freundschaft mit der Baroness de Wald gelegt habe: so wurde das

anſpruchsloſe Landfräulein v. Dewald hier genannt. Evelyn war jetzt auf Reiſen mit ihrem Ehemanne, der aber nicht als junger Ehemann bezeichnet werden durfte, denn er war über 60 Jahre alt. Die Schwägerin bemerkte aber ausdrücklich, daß es eine Heirath aus Liebe ſei, obſchon Evelyn ſich mehr in die politiſchen Meinungen als in das Aeußere ihres Gemahls verliebt habe. Nebenbei ſei er ein noch ſehr friſch und wohl ausſehender Herr, ehemaliges Parlamentsmitglied, habe den Baronettitel, ein ungeheures Vermögen, und ſei überhaupt eine treffliche Partie für Evelyn geweſen.

Der Beſuch bei Mr. Chapel war noch übrig, und dieſer durfte gewiß nicht verſchoben werden, weil der genannte Herr, wie man ſagte, Künſtler patroniſirte. Er ſowohl als ſeine Frau waren noch nicht abgereiſt und nahmen die Fremden, die einen Einführungsbrief vorausgeſchickt hatten, recht herzlich auf. Der alte Herr ſprach ziemlich geläufig Deutſch, und zwiſchen ihm und Ibeles entſpann ſich ein Geſpräch über die Bewegung auf dem Continent.

Es verrieth ſich bald, daß Mr. Chapel nicht ſehr erbaut von den Nachrichten war, die in den letzten

Monaten aus Deutschland und Frankreich eingelaufen waren. Er sagte: „Sein Handelsfreund aus Deutschland, der ihm Mr. Ibeles empfohlen habe, verbürge sich, daß derselbe trotz seiner revolutionären Verirrungen ein guter Mann sei; aber Mr. Ibeles möge ihm, einem alten und erfahrnen Politiker, der Chairman bei unzähligen Meetings gewesen, nicht übel nehmen, wenn er ihm beweise, daß die Revolution ein Werk des Teufels sei."

Ibeles machte eine Bewegung aufzustehen, als wenn diese Aeußerung eine persönliche Beleidigung gegen ihn enthalte, aber da der greise Herr ganz gemüthlich fortfuhr zu dociren, so sah er, daß keine Kränkung gemeint war.

Mr. Chapel sagte: „Es hat Gott gefallen, einigen Völkern eine Constitution zu geben, andere hat er ihren Königen unterworfen, und die schwarze Race hat er zur Sklaverei erschaffen. Es ist eine Sünde den göttlichen Anordnungen zu widerstreben. England hat es erfahren als es in den westindischen Colonien die Sklaverei aufhob und eine Menge der frömmsten Familien auf den zehnten Theil ihres Einkommens reducirt wurden."

Ibeles wandte ein: „Daß die Neger wohl der Meinung sein würden, daß der liebe Gott ihre Befreiung angeordnet hätte."

Mr. Chapel wußte das besser; er sagte: „Zwei meiner Schwestern, die an westindische Pflanzer verheirathet waren, leben mit ihren Kindern jetzt in London und wissen davon zu erzählen. Ich kann Ihnen aus der Bibel unzählige Stellen citiren, welche bisher dunkel geblieben und deren Symbolik uns jetzt plötzlich klar wird, indem wir ihre Beziehung zur Negerfrage und zur Junischlacht entdecken."

Hiermit stand er auf und nahm eine Brochüre vom Tische, die er Ibeles zur Beherzigung empfahl: es war ein Traktat, welcher aus der Offenbarung Johannis die obige Deutung nachzuweisen strebte.

In gutmüthigem Tone fuhr er fort: „Sie werden gehört haben, daß ich über mehr als eine Million verfüge; ich bin an allen Luxus des Lebens gewöhnt, lebe in der besten Gesellschaft und genieße hoher Ehren in der City. Aber wenn ich im Namen Jesu Christi berufen wäre, statt der Hausmagd diesen Teppich zu bürsten und den Ofenrost zu scheuern,

so würde ich mich dessen nicht schämen. Eben so ist England auserwählt eine hohe Stellung unter den Nationen einzunehmen, und Ihrem Deutschland ist eine demüthige angewiesen. Widerstreben Sie nicht dem Willen unsres Heilandes!"

Ibeles sagte ironisch lächelnd: „Wenn nun Gott die Absicht hätte, Deutschland, das so lange politisch erniedrigt war, zu erhöhen und endlich einmal die Letzten die Ersten sein zu lassen?"

„Erlauben Sie mir zu beweisen," fiel Mr. Chapel ein, „daß dieß nicht der Fall ist. Immer mehr tritt bei Ihnen der Republikanismus in den Vordergrund, und dieser ist ein Machwerk des Teufels, während Gott höchstens sündige Nationen mit dem Absolutismus züchtigt."

„Allerdings," sagte Ibeles achselzuckend, „müssen wir einstweilen das constitutionelle England als das auserwählte Volk Gottes der modernen Welt anerkennen."

Während dieses Gesprächs hatten die beiden Frauen meist geschwiegen; die Engländerin sah ihren Mann, dessen salbungsreiche Sentenzen sie nur halb verstand, zustimmend an, und Dorothea hätte gern gelacht.

Um ſich zu ſammeln, ſah ſie einige recht gute bibliſche Gemälde an, die ihr juſt gegenüber hingen. Es waren drei Stück Madonnen neben einander, von verſchiedenen Meiſtern, dazu eine Kreuzigung, ein Ecce Homo und noch einige kleinere Märtyrerſcenen. Sie dachte im Stillen: „Wie verkehrt iſt es mit mehr als einer Madonna dieſelbe Wand zu ſchmücken; es müßte denn ſein, daß man expreß daran erinnern wollte, daß dieſe holde Gruppe durch die Mannigfaltigkeit der Auffaſſung ein für allemal zum Phantaſiebild geſtempelt iſt. Das Gefühlloſeſte aber, wozu die vornehmen Frommen fähig ſind, bleibt das Aufhängen des dornengekrönten Heilandes in ihren Putzſälen, wo ſie ſich zu Diners und Tanzgeſellſchaften verſammeln. Wie kann man mit leichtem Muthe ſein Champagnerglas beim humoriſtiſchen Toaſt anſtoßen, wo hinter den weingerötheten Backen des Wirths die edle bleiche Stirn mit den Blutstropfen ſichtbar wird und die vorwurfsvollen Augen einem überall folgen? Und vor jenen Märtyrerbildern voll Blut und Qualen tanzt man Quadrille.“

Ibeles hatte ſein Geſpräch jetzt abgebrochen, Dorothea beruhigte ihr Gemüth über die Decoration

des Tanzsaales, denn als solcher dient der Drawing-room gelegentlich ebenfalls, und beide nahmen Abschied. Es war fünf Uhr vorüber, die große Eßglocke war schon geläutet worden, die den sogenannten Morgenbesuchern anzeigt, daß jetzt eine neue Phase des Tagewerks beginnt, und sie konnten sich also sagen, daß sie in keinem Londoner Hause mit Anstand mehr eine Karte abgeben dürften. Da besannen sie sich, daß der Heimweg sie unweit einer Straße vorbeiführte, wo ein deutsches Ehepaar wohnte, das sie zu besuchen beschlossen hatten.

Es waren Flüchtlinge, in ähnlichen Verhältnissen wie sie selbst, die wenige Wochen vor ihnen eingetroffen waren. Aus dem Badischen, wo er erst mit der Feder, dann mit den Waffen seine republikanische Gesinnung vertreten hatte, hatte sich der Mann hierher flüchten müssen. Seine Frau war eine alte Bekannte von Ibeles, der sie in Dessau oft zur Zeit ihres Glanzes hatte singen hören. Als reisende Künstlerin hatte sie Gerhard, ihren späteren Ehemann, der damals in Mannheim Recensionen für ein Journal schrieb, bezaubert und hatte nach ihrer Heirath seiner reichen Tante zu Liebe die Bühne

verlaſſen müſſen. Ihre angenehme Perſönlichkeit, ihr Talent und ihr wirklich tadelloſes Betragen hatten ihr in den verſchiedenen Städten, wo ſie nach ihrer Heirath abwechſelnd ihren Wohnort aufgeſchlagen hatte, die feinern geſelligen Kreiſe geöffnet. Die Pflichten für nur zwei Kinder hatten ſie bei den bedeutenden Einnahmen ihres Mannes, der ſpäter Eigenthümer eines vielgeleſenen Blattes geworden war, nie an der Fortübung ihres Sängertalents gehindert.

Ibeles, der Dorotheen vor dem Eintritt in Madame Gerhards Wohnung eine Schilderung ihrer Perſönlichkeit entwarf, zweifelte keinen Augenblick, daß es ihr und ihrem Manne in London wohl gehe, da ſie Beide alle Eigenſchaften beſaßen, mit denen man in der Weltſtadt ſein Glück machen könnte.

Sie hielten nun in einer der düſtern Straßen ſtill, die ſich hinter Coventgarden hinziehen. Ein kleines ungekämmtes Dienſtmädchen von höchſtens 13 Jahren öffnete die Thür des rauchgeſchwärzten Hauſes, und da ſie ſich dieſem verquißten Geſchöpf nicht verſtändlich machen konnten, ſo wurde die Bewohnerin des Unterhauſes citirt. Dieſe wies ſie die

Stiege hinauf, indeß die kleine Dienſtmagd in einem verſchoſſenen gelblich grünen Merinokleid mit tief entblößtem Nacken und zerriſſener Fußbekleidung vorauslief. Dorothea bemerkte, daß dieß außer ihrem das erſte Londoner Haus ſei das ſie betrat, wo kein Teppich die Treppe bedeckte. Mrs. Buſy hatte geſagt, dieß ſei ein Gräuel und eine Unmöglichkeit, indeß Dorothea den Treppenteppich bei vielen Kindern und beſchränkten Einkünften für unpraktiſch und überflüſſig erklärte. Auf dem zweiten Stockwerk riß das Dienſtmädchen ohne weitere Anmeldung die Stubenthür auf und ſchrie herein: Ma'm, you are wanted, welches ſonſt nur ein Dienſtbote dem andern zuzurufen pflegt, wenn einer nach ihm fragt.

Mad. Gerhard ſaß in einem alten Hauskleide nähend am Fenſter, eine Schürze vorgebunden und nichts weißes um den Hals, ſo wie es ſich eine Hausfrau wohl einmal bequem macht, wenn ſie auf der Rumpelkammer im Staub ſelber aufräumen will und keine fremde Seele ins Haus gelaſſen werden ſoll. Erſchrocken faßte ſie nach einem auf der Lehne hängenden Umſchlagetuch und ſah halb ärgerlich erſt die Magd, dann das fremde Geſicht Dorotheens an.

Sie hatte eben ſo viele Mühe Ibeles, den ſie als jungen bartloſen Mann zuletzt geſehen, wiederzuerkennen, als dieſer die Geſtalt vor ihm mit der ſtrahlenden Erſcheinung identificiren konnte, die er damals bei Hofe in den Kammerconcerten zu accompagniren pflegte.

Nachdem die erſte Verlegenheit, die eine Erkennungsſcene unter ſolchen Umſtänden hervorbringt, überſtanden war, geriethen beide Theile bald in ein ungenirtes Geplauder. Dorotheens Weſen war ſo offen und ihre Harmloſigkeit ſo unverkennbar, daß die Sängerin ſich ihretwegen keinen Augenblick gedrückt fühlen konnte. Ibeles kehrte in ſeinen Fragen Anfangs nur den Familienvater heraus und half damit am leichteſten der ſehr verſtimmt ausſehenden Frau über die Entſchuldigung ihrer Umgebung weg.

Sie ſagte: „Mein Mann iſt mit den Kindern ausgegangen, um ihnen den zoologiſchen Garten zu zeigen. Ich mochte nicht mitgehen, denn es lag eine Maſſe Arbeit umher. Ich wollte einmal recht flicken und ſtopfen, wie es Noth thut, wenn man keine Magd hat.“

Ibeles betrachtete verwundert die Künſtlerin, die, obwohl etwas gealtert, doch immerhin genug von Anmuth und dem Anſtand der Weltdame zeigte, um höhere Lebensanſprüche zu machen, als in dieſer finſtern Stube hinter dem Flickkorb zu verkümmern. Er ſagte: „Ich fürchte nicht, daß Sie ganz in der Häuslichkeit aufgegangen ſind, wie Ihre Worte uns drohen wollen; aber ich ſehe kein Clavier in Ihrem Zimmer. Iſt das erlaubt, eine Stimme wie die Ihrige auch nur für ein paar Monate einroſten zu laſſen?“

„Meine Stimme iſt nicht mehr, was ſie war!“ ſagte Mad. Gerhard; „und wenn ich auch hier und da den Leuten zu Liebe in Geſellſchaft geſungen habe, ſo iſt mir doch die Freude an der Muſik vergangen, ſeit ich nicht mehr die Bühne betreten habe. Ich muß vor einem großen Publikum ſingen, ſonſt iſt es mir gar nicht der Mühe werth mich anzuſtrengen. Je kleiner mein Auditorium, je ſchlechter ſang ich immer, das wiſſen Sie ja noch von Deſſau her.“

„Beurtheilen Sie ſich ſelber nicht zu hart, beſte Madame Gerhard,“ fiel Ibeles ein, „und ſagen Sie

lieber, daß je größer Ihr Auditorium war, deſto herrlicher und reicher Ihr Vortrag ſich entfaltete. Ich habe Ihnen das nie als Eitelkeit ausgelegt, denn ich weiß wie die Zuhörermaſſe den Künſtler, der an Oeffentlichkeit gewohnt iſt, hebt und trägt. Alle dieſe Pulſe ſcheinen in unſerm eignen zu ſchlagen, und unſere Seele erweitert ſich und nimmt jedes Hörers Seele in ſich auf!"

„Aber was hindert Sie denn, hier wieder die Künſtlerlaufbahn neu zu beginnen?" fragte Dorothea, welche ſchon wußte, daß Gerhard durch ſeinen Schritt nicht bloß ſeine Stellung, ſondern auch die Ausſicht auf die Gunſt ſeiner reichen Tante verſcherzt hatte. „Ich würde mich keinen Augenblick bedenken," fuhr ſie zutraulich fort, „meinem Mann hier im Exil wacker erwerben zu helfen, wenn ich nur die Talente dazu hätte."

Die Sängerin ſeufzte und ſagte: „Ich habe in den paar Monaten, daß wir hier ſind, ſo viel von London kennen gelernt, daß mich jeder Schritt anekelt, den ich thun ſoll, um mich aus dieſer Stube herauszuarbeiten. Ueberdieß weiß ich von ehemaligen Kunſtgenoſſinnen, was erforderlich iſt, um in

London zu glänzen; und ehe ich in einer untergeordneten Stellung vor's Publikum trete, gehe ich lieber zu Grunde."

„Aber erkennen Sie denn nicht an, was Sie den Ihrigen schuldig sind?" sagte Dorothea und erschrak vor sich selbst, daß sie so kühn war, als Rathgeberin der fremden Dame gegenüber zu treten. „Verzeihen Sie mir," fuhr sie fort und ergriff die Hand der unmuthigen Künstlerin, „wenn ich als eine alte Hausfrau von Profession gegen die Handarbeit protestire, die Sie da machen. Es ist das Unprofitabelste was Sie thun können, wenn Sie sich stundenlang zu weiblichen Arbeiten hinsetzen und so viel Pfennige sparen, als Sie Thaler gewinnen können."

Ibeles griff die Muthlosigkeit der Sängerin von andrer Seite an. Er meinte, falls ihre Stimme wirklich an Frische eingebüßt hätte, so wolle er ihr nicht verdenken, daß sie nicht gern neben Berühmtheiten ersten Ranges in Nebenrollen auftreten möchte. Aber er redete ihr zu, sich als Gesanglehrerin anzukündigen, ein Fach, das für höchst einträglich gelte —

„Um alles in der Welt nicht," ſagte Madame Gerhard; „erſtens habe ich keine Geduld mit Anfängern, und dann ſpiele ich kein Inſtrument hinreichend, um den Geſang begleiten zu können. Ueberhaupt wäre Unterrichten das Letzte, wozu ich mich entſchließen könnte; es iſt für mich die langweiligſte, unausſtehlichſte Pönitenz. Ich habe nicht einmal meine eignen Kinder Muſik lehren können. Ich wollte es verſuchen, aber ich gerieth ſo außer mir, wenn falſche Töne kamen, daß mein Mann mich endlich ſelber bat, mich nicht völlig aufzureiben. Das Einzige, was ich allenfalls ergreifen könnte, wäre das Fach der Concertſängerin. Ich habe ſchon ein Anerbieten von einem hieſigen Muſikdirektor deßhalb gehabt, der Aufführungen von Kirchenmuſik veranſtaltet."

„O das iſt ja herrlich, vortrefflich!" riefen Ibeles und Dorothea wie aus einem Munde.

Die Sängerin ſagte bitter lächelnd: „Ich habe es ausgeſchlagen. Aber damit Sie nicht meinen, daß ich mich verkommen laſſen wolle, und daß ich Schwierigkeiten machte, wo keine ſind, hören Sie mir ruhig zu. Geſetzt, ich erhielte zehn Guineen

für den Abend, an dem ich aufträte, was glauben Sie wohl, welche Summe ich vorher aufbieten müßte, um diese zehn Guineen zu gewinnen? — Sobald ich in Concerten und Gesellschaften singe, muß ich gewärtig sein, daß mir Besuche gemacht werden, und um die mit Anstand zu empfangen, müßten wir sechsmal so theuer wohnen. Ich muß ein Clavier haben, in höchst gewählter Toilette vor dem Publikum erscheinen, Dienstboten halten, überhaupt der ganze Styl unsres Lebens muß in eine höhere Tonart gestimmt werden. Wenn wir auch das Capital zusammenbrächten, das uns eine solche Spekulation ermöglichte, so wäre das nur der Mühe werth, wenn wir eine Lebensdauer in London vor uns sähen. Mein Mann ist aber überzeugt, daß es kein halbes Jahr währen kann, bis seine Partei durch ganz Deutschland die Oberhand hat. Also gilt es, uns einzuschränken, und uns in dieß provisorische Dasein zu schicken, so gut oder so übel es geht. Jedenfalls will ich lieber in dieser Stube Mägdearbeit thun, als mit der Londoner Künstlerwelt in die Schranken treten."

Dorothea wußte nicht recht, ob sie der Dame

Recht oder Unrecht geben sollte. In ihrer Natur lag mehr der Trieb, die äußern Verhältnisse zu überwinden, und darum konnte sie die Niedergeschlagenheit nicht ganz billigen, der Madame Gerhard sich hingab. Außerdem hatte die Mannigfaltigkeit der häuslichen Geschäfte, die ihr Leben füllten, sie immer munter erhalten, während Madame Gerhard, nachdem sie aus ihrer eignen Thätigkeit gerissen war, nur am Nähtisch ihren Tag zubrachte, ins Grübeln verfiel und alle Energie einbüßte.

Es war nun Zeit zum Aufbruch, und Mann und Frau wunderten sich, als sie sich allein fanden, daß sie sich geistig so erschöpft fühlten.

„Wir haben nichts Besonderes ausgerichtet und sind doch weit müder, als wenn wir schwer gearbeitet hätten!“ sagten sie zu einander. „Das ist ganz natürlich,“ erklärte Dorothea, „selbst wenn man das meilenweite Umherfahren durch die geräuschvolle Stadt nicht in Anschlag bringen will. Besuchte man daheim ein halbes Dutzend gleichgültiger Bekannten, so konnte man gewiß sein, daß die nämliche Stadtneuigkeit so ziemlich in allen Häusern den Gesprächsstoff bildete. Hier schaut man in jedem

Hause in einen andern Lebenskreis, und man muß in seinem Gehirn ordentlich ein neues Register des Verständnisses aufziehn, wenn man wildfremde Leute aufsucht."

Sie hatten endlich den Eingang von Briar Place erreicht, und mit Befremden sahen sie einen Klumpen von Menschen, worunter auch ein paar Polizeimänner fungirten, vor ihrer Wohnung.

„O weh! da muß etwas nicht richtig sein!" rief Ibeles. „Wenn nur den Kindern nichts passirt ist!" sagte Dorothea und erblaßte.

Sechstes Kapitel.

Die ersten Leiden im Exil.

„Da kommen die Eltern nach Haus!“ hörten die Aussteigenden eine Frau zu einer andern sagen. Dorothea bahnte sich in größter Hast den Weg durch die Menge, die still zurückwich, indeß ein Polizeimann Ibeles anredete und ihm ruhig sagte, daß das Kind, welches aus dem Fenster gestürzt, nicht todt sei. Im Vorhause lag Kathrinchen laut heulend und händeringend auf den Knieen, und da sie ihre Herrschaft erblickte, bedeckte sie ihr Gesicht mit der Schürze und geberdete sich noch viel verzweifelter, als ob sie durch das Uebermaß ihrer Schmerzäußerungen von vornherein alle Scheltworte abzulenken gedächte. Eine der Misses Veal von gegenüber stand bei ihr und suchte sie vergebens zu einem gefaßteren Betragen zu vermögen. Die größern Kinder, die bisher rathlos und erschrocken umhergestanden, liefen

nun der Mutter entgegen, und weinten alle zugleich das Ereigniß berichten. Auf dem Sopha im Schooße der Nachbarin Mrs. Beak lag Lillchen, das jüngste Töchterchen; ein Wundarzt und die andre Miß Beak waren um das Kind beschäftigt.

Ibeles hatte, nachdem der Wundarzt ihm einige tröstliche Worte gesagt, sich vor Allem bemüht, die Neugierigen aus seinem Gärtchen zu entfernen, wobei die Polizeimänner mit der gleichmüthigen Ueberredung, die diesen Schutzengeln Londons eigen ist, ihm halfen. Mrs. Beak hielt es für nöthig, wegen ihres Eingreifens um Entschuldigung zu bitten, da sie Mrs. Ibeles nicht vorgestellt sei, doch ein Händedruck und inniger Dankesblick war die einzige Erwiederung, zu der die gedrängtete Mutter in diesem Augenblick fähig war.

Das Kind, welches bisher besinnungslos gelegen, fing nun an zu wimmern, und da man es aufheben und in die Arme seiner Mutter legen wollte, wand es sich in großen Schmerzen. Der Arzt befahl, es noch eine Zeitlang unberührt zu lassen, und Mrs. Beak war gerne bereit, in ihrer Stellung so lange zu verharren, als es gefordert würde. Dorothea, die

seit ihrer ermüdenden Ausfahrt nichts genossen und von dem Schrecken überwältigt war, fühlte sich eben umsinkend, als Miß Harriet Beak sie rasch zu stützen suchte und ihr auf einen Stuhl half. Mrs. Beak zeigte sich hier als eine ächt hülfreiche Natur. Ohne ihre Stellung zu verändern, damit das Kind nicht erschüttert werde, gab sie der andern Tochter Lucy Befehl, hinüberzugehn und einige Hausmittel, wie auch eine Flasche stärkenden Getränks zur Erquickung der Ohnmächtigen zu holen. Alles wurde mit größter Ruhe und Pünktlichkeit ausgeführt, und nachdem Lucy diese Mittel in Anwendung brachte, Harriet das Zimmer von dem beunruhigenden Gedränge der übrigen Kinder befreite, die sie im Gärtchen zu beschäftigen suchte, kam man so weit zur Besinnung, daß man die Sachlage erforschen konnte.

Mit Kathrinchen war nichts Vernünftiges zu reden: sie hatte vollständig den Kopf verloren und schluchzte nur die Worte hervor: „Ich will bei dem armen Kind bleiben — ich will dann lieber doch nicht fortgehn — ich will Alles bekennen" — Aeußerungen, die Ibeles nicht begriff und nur der Verwirrung des dummen Mädchens zuschrieb.

Aus der Erzählung der Damen Boak ging hervor, daß sie die kleinsten Kinder am untern Fenster beobachtet hatten, wie sie zum Spaß ihre Spielsachen hinunter in die Area, den Hof, der das Souterrain umgibt, warfen. Den Spielsachen folgten andre Gegenstände, und zuletzt die sämmtlichen Zephakissen, eine Fußbank, und um den Thurm, über dessen Wachsthum die Kinder laut lachten, vollständig zu machen, schleppten sie Bettzeug aus der Kinderstube herbei. Nun wollte Lillchen versuchen, ob sie mit einem Stock daran reichen könnte, und lehnte sich weiter und weiter aus dem Fenster hinaus.

Jetzt konnte Mrs. Boak sich nicht länger zurückhalten, und so unschicklich es sein mochte, sich um fremde Angelegenheiten zu kümmern, so empfand sie doch, daß bei einer Mutter zuerst das Herz und dann die Rücksicht spricht. Sie öffnete ihr Fenster und suchte die Aufmerksamkeit Katherinchens zu erregen, die sie oben im Dachzimmer beschäftigt sah. Sie hatte die Kinder schon den ganzen Nachmittag allein gelassen und schien jetzt eben etwas einzupacken. Da sie indeß trotz Rufens und Winkens nicht einmal hinübersah, so ging Mrs. Boak selbst,

um zu ſchellen. Kaum hatte ſie die Thür, die zum Gärtchen führte, erreicht, ſo ſah ſie ſchon das Unglück geſchehen, das ſie verhindern wollte. Cillchen ſtürzte kopfüber auf den Kiſſenthurm hinab, und obſchon der Fall durch dieſe Unterlage gebrochen wurde, mußte die Erſchütterung des Gehirns das Kind beſinnungslos gemacht haben. Das Geſchrei Kathrinchens und der andern Kinder, welche Cillchen anfangs für todt hielten, zog die Vorübergehenden und die Polizei herbei. Mrs. Beak und ihre Töchter, da ſie die Eltern des armen Würmchens abweſend wußten, hatten ſich erlaubt, den nächſten Arzt herbeizuſchaffen und waren bereit, nachbarliche Hülfe zu leiſten.

Cillchen war während dieſes Berichts mehr und mehr zu ſich gekommen und lallte nun: „Weh, ſehr weh am Aermchen!“ Die Stimme des Kindes belebte Vater und Mutter mehr als jedes Stärkungsmittel thun konnte, und mit Entzücken ſahen ſie durch die Thränchen ihres Lieblings hindurch, daß der Blick der lieben Aeugelchen geſund und alſo das Gehirn unverſehrt geblieben war. Der Arzt, dem ſie die Klage des Kindes überſetzten, unterſuchte das

Aermchen und fand, daß es nur ausgerenkt, nicht gebrochen sei. Einige Blutspuren, deren Rieseln die Eltern anfangs entsetzt wahrgenommen hatten, rührten von Unebenheiten der Mauer her, welche die Wange beim Vorbeistreifen ziemlich tief, aber ungefährlich geritzt hatten.

Im Hinblick auf das viel herbere Leid, das sie hätte treffen können, mußten die Eltern die Pein der nächsten Tage wohl geduldig hinnehmen. Mrs. Beak, mit der nun die Bekanntschaft eingeleitet war, vergaß alle Scheu vor Fremden und deren abweichenden Sitten, und zeigte sich von der gütigsten Natur. Dann holten ihre Töchter ein Paar der ältern Kinder zum Spaziergang ab, um Mrs. Ibeles die nöthige Ruhe zur Pflege der kleinen Patientin zu schaffen. Dann beschenkten sie diese mit Spielzeug, das sie zum Andenken an ihre eigne Kindheit bisher aufgespart hatten. Aus dem Vorrath ihrer eingemachten Töpfe brachte Mrs. Beak, so lange Cillchen in ihrem Bettchen bleiben mußte, allerlei Delikatessen, zeigte ihr Bilderbücher und erbot sich zu einer Menge von Dienstleistungen. Bei kleinen unverschuldeten Leiden sieht man erst, wie gut die

Menſchen ſind. Mrs. Beak und ihre Töchter nahmen von nun an einen ſo thätigen Antheil an der deutſchen Familie, als müßten ſie durch doppelte Freundlichkeit alles Mißtrauen wieder gut machen, das ſie gegen ſie genährt, ehe jener traurige Zufall die Schranke der Zurückhaltung geſprengt.

Nachdem an dem Unglücksabend die Kleine verbunden und im Schlafe dalag, der Arzt und die Nachbarinnen ſich zurückgezogen, forderte Ibeles eine Aufklärung von Kathrinchen über das, was ſie denn zu bekennen habe. Es ſchien ihr nun, da das Unglück leichter abgelaufen war als ſie gedacht hatte, wieder leid geworden zu ſein, und ſie wollte nicht mit der Sprache heraus. Dorothea hatte ihr auf das dringendſte eingeſchärft, die Kleinen nicht einen Augenblick allein zu laſſen, und nun brachte ſie den nichtigſten Vorwand, warum ſie ſich oben eingeſchloſſen. Die Hausfrau hatte ſchon ſeit Wochen bemerkt, daß das Mädchen zerſtreuter als gewöhnlich war, und hatte es aufs Heimweh geſchoben. Sie dachte ſich in die Lage des armen Geſchöpfs, das in der Fremde mit Niemanden als den kleinen Kindern plaudernd verkehren konnte, und hätte ihr gerne hier und da

ein ermunterndes Wort zugeredet. Aber der ewige Visitenstrom hatte sie selbst ja aus Rand und Band gebracht, und während der ungestörten Tageszeiten war so viel zu ordnen und zu schlichten, daß sie keine Muße hatte, nach den Stimmungen des Kindermädchens zu forschen. Sie hätte auch jetzt die Sache auf sich beruhen lassen, da Cillchens Fall ihre ganze Sorge in Anspruch nahm, wenn nicht einer der Knaben unbefangen gefragt hätte, warum Kathrinchen heute Nachmittag so viel Gepäck hinter dem Holz versteckt hätte. Das Mädchen wurde blutroth, und die Hausfrau, die bisher nie den leisesten Zweifel an der Ehrlichkeit dieser ländlichen Unschuld gehegt hatte, ward so frappirt von deren Stottern und dem ganzen räthselhaften Benehmen, daß ihr die Gedanken still standen. Sie konnte diesem runden Gesicht, dessen Mund sich eben wieder zu einem komischen Weinen wie das eines gescholtenen Kindes verzog, kaum etwas wie List oder Betrug zutrauen; Kathrinchen schien ihr geradezu zu dumm zu der mindesten Heimlichkeit. Sie fixirte sie einen Augenblick und sagte dann: „Komm mit mir herauf, ich will allein mit dir reden."

Als Frau und Dienerin unter vier Augen waren, fing die Letztere von neuem zu ſchluchzen an, und begann endlich das Geſpräch: „Ich weiß, Madam, Sie iſt gut, und will meinem Glück nicht im Weg ſein, und wenn Sie dem Herrn ein gutes Wort gibt, ſo wird er auch nichts dagegen haben!“

„Wenn du Heimweh haſt, ſo kannſt du ja ſprechen. Du biſt gern mit uns gegangen, und kein Menſch hat dich überredet. Jetzt, das ſiehſt du ein, wo durch deine Nachläſſigkeit unſer Kind ein Unglück gehabt hat, iſt es deine Schuldigkeit auszuhalten, bis die ärgſte Noth vorbei iſt. Sobald ich kann, will ich mich um eine andre Perſon bewerben, denn ehe ich immer ein unglückliches Geſicht um mich ſehe, bezahle ich dir lieber die Reiſe zurück, ſo ſauer es mir auch werden mag.“

„Ach nein, ich habe kein Heimweh, und ich verlange nicht nach Haus. Es hat mir jemand ſo ſchön zugeredet, und wenn ich nicht ſo attachirt an die Kinder geweſen wäre, ſo wäre ich ſchon vor vierzehn Tagen mitgegangen —“

„Wie, fortgegangen, ohne uns ein Wort zu ſagen?

— Zu was für Leuten denn? Ums Himmelswillen, wen kennst du denn hier außer uns?"

„Ich will Ihr alles sagen, als ob Sie mein Beichtvater wär'. Ich sehe ja, daß Sie es gut mit mir meint, und mich nicht zwingen will. Wenn die vielen vornehmen Leut' auf Visit' kommen, und wenn Sie den ganzen Nachmittag auf dem Kanapee sitzen muß, dann kömmt ein Mensch, der Deutsch sprechen kann, hinten zu mir an das Küchenfenster. Es ist ein sehr ordentlicher Mensch, das kann ich wohl sehn, gut gekleidt, und er spricht Hochdeutsch wie unser Herr. Er fing an, daß er mich fragte, wie viel Lohn ich bekäme, und da sagte ich es ihm, und da sagte er, hier in London bekämen die Mädchen viermal so viel; und dann sagte er — aber ich schäme mich —"

„Nun, nur heraus, du siehst ja, daß ich nicht böse werde."

„Er sagte, so ein hübsches Mädchen wie ich wäre zu gut für die rauhe Arbeit. Er könnte mir eine Condition schaffen, wo ich für schweres Geld nichts zu thun hätte, als seinen Damen aufzuwarten, und wo ich selber in seidnen Kleidern gehen sollte, und

mit Locken frisirt. Ich wollte es nicht glauben, aber er verschwor sich hoch und theuer, daß es wahr wäre."

„Kathrinchen! Kathrinchen! Das scheint mir keine reine Sache zu sein. Ein braver Mensch thut das nicht, daß er hinter dem Rücken der Herrschaft ein Dienstmädchen abwendig macht. Warum hast du denn diese Bekanntschaft so geheim gehalten? Hast du nicht versprochen, mir wie deiner Mutter zu folgen, wenn ich dich mitnähme?"

„Ich wollt' Ihr ja gleich alles sagen, aber das hat der Herr Fritzler mir verboten. Er sagte so: Mamsellchen, Ihre Herrschaft ist froh, daß sie ein solches Mädchen spottwohlfeil hat, das wie ein Pferd arbeitet, die Madam wird Sie nicht gutwillig ziehen lassen. Mir ist es selber so gegangen. Mich hat auch meine erste Herrschaft für ein Apfel und Stück Brod mit nach London gebracht, weil ich ein dummer Bauernjung' war. Wär' ich nicht fortgelaufen, so hätt' ich es nie zu was gebracht. Jetzt bin ich aber ein andrer Kerl, sagte er, und er zog eine Handvoll Gold aus der Tasche, als ob es Pfennige wären, und er zeigte mir seine goldne Uhr, da war eine so breite goldne Kette dran, und die hing ganz

voll Bommeln, und ein Petschaft mit einem Karmagnolstein."

„Was du mir da sagst, zeigt mir, daß du einen üblen Rathgeber gehabt hast. Du bist unerfahren, und ich fürchte, daß ein schlechter Mensch deine Leichtgläubigkeit mißbrauchen will."

„O nein Madam, ich bin lange nicht so einfältig, wie Sie meint. Ich habe auch in meinem Gebetbuch von der Verführung gelesen, und ich lasse mich nicht von Mannsleuten beschwätzen. Er mochte sagen was er wollte, ich sagte immer, ich glaubte nicht, daß er so eine Kondition für mich wüßte, bis ich die Herrschaft selber sähe. Darauf ist heute, wie Sie mit dem Herrn ausgefahren war, die Herrschaft selber gekommen. Zwei Damen in schweren seidnen Kleidern mit Hüten und Schleiern, ich kann Ihr sagen, daß keine Gräfin schöner aussehen kann, nur kam es mir vor, als ob sie zu arg geschminkt wären. Die eine konnte so gut Deutsch wie ich, und sie hat mir die besten guten Wort' gegeben, ich sollte gleich mitgehen. Ich sagte, ich thät' es nicht gern, daß ich die Kinder allein ließ, und ich wollte warten bis meine Herrschaft im Haus wär'. Ich mußt' ihr

aber in die Hand versprechen, daß ich nichts verrathen wollt', und dann haben wir abgered't, daß sie mich heut Nacht selber im Wagen abholen käm'."

„Also wolltest du dich wirklich fremden Leuten anvertrauen, die du nie gesehn hast, und du hast gar nicht bedacht, in was für Schande und Elend sie dich locken könnten?"

„Sie meinten es gewiß und wahrhaftig gut; sie haben mir ja das Handgeld gegeben, ein Stück Gold was sechs Thaler und zwanzig Groschen werth ist. Sieht Sie hier!"

Dorothee durchschaute bald, daß es dem schuftigen Agenten nicht bloß gelungen war, dem dummen Kathrinchen die Motive zu verdächtigen, aus denen die Warnungen ihrer Herrschaft flossen, sondern er hatte auch einen Eindruck auf das junge Herzchen gemacht. Die kleine frische Bäuerin war innerlich ganz überzeugt, daß der Herr Fritzler nur ihr Bestes wollte, und daß der Eigennutz aus ihrer Madam spräche. Hätte sie das Unglück mit dem Kinde nicht verschuldet, indem sie die Vorbereitungen zu ihrer Flucht machte, so wäre sie trotziger aufgetreten. So aber erschien ihr dieser Zufall als eine Strafe des

Himmels. Statt auf die Kinder zu achten, hatte sie sich vor dem Spiegel für den Eintritt in die vornehmere Condition sauber gemacht. Sie wollte nun ihre Sünde treulich abbüßen, indem sie sich doppelt plagte, so lange das arme Cillchen krank lag. Dann aber hielt sie sich nicht für verkauft an ihre Madam, und da sie der liebe Gott so wunderbar nach London geführt hätte, wo man mit Schrubben und Kehren über hundert Thaler im Jahr verdienen könnte, so wäre sie geck, wenn sie ihr Glück mit Füßen von sich stieße.

Ohngefähr so gingen ihr die Gedanken im Kopf herum, indeß Dorothea ihrem Mann die Geschichte mitzutheilen ging. Ibeles wurde so zornig über die Frechheit, mit der das Laster sich der Schwelle eines rechtschaffenen Hausvaters zu nahen wagte, daß er empört nach einem Stocke griff, um die beiden Weibsbilder sammt dem Herrn Fritzler durchzuprügeln, wenn sie sich nur am Küchenfenster blicken ließen. Die beiden Jungen, die von der verblümten Erzählung ihrer Mutter nur so viel verstanden, daß jemand das Kathrinchen in Gefangenschaft schleppen wolle, geriethen in eine kriegerische Aufregung, holten

Blasrohr und Flitzbogen herbei, und fragten ob sie eine Barrikade machen dürften.

Die Nacht verging unruhig genug. Dorothea und Kathrinchen wachten bei dem Kind, das kalte Aufschläge bedurfte, und in starkes Fieber verfiel. Ibeles lauerte dem Schurkengesindel auf, um ihnen die Lust zu vertreiben, ehrbare deutsche Bauernmädchen in die Falle zu locken. Einen Prügel, einen Eimer kaltes Wasser, und den von Kathrinchen zurückgeforderten Sovereign bei der Hand, den er ihnen ins Gesicht werfen wollte, lehnte er hinter der angelehnten Küchenthüre. Er wollte dem Geräusch von Rädern horchen, um sogleich bereit zu sein, seine Hausehre zu rächen. Aber Wagen auf Wagen rollten vorüber, und als es bei Briar Place ruhig zu werden begann, da hörte man noch das Brausen entfernterer Straßen wie einen fortwährenden Donner. Endlich gegen halb zwölf war es ihm, als hielte ein Cab dicht vor dem Gitter, das Briar Place von der größern Straße trennte. Wieder alles still — dann ward der Fußtritt eines einzelnen Mannes vernehmlich, der sich der Villa näherte.' Richtig, das wird der Spitzbube sein, dachte Ibeles, als er ihn

leiſe um das Haus herum ſchleichen, und auf die Küchenthüre zukommen hörte. Jetzt taſtete von außen eine Hand vorſichtig, um zu prüfen, ob die Thür offen ſei — da hielt Ibeles ſich nicht länger. Mit einer Fluth von deutſchen Kraftworten brach er wie ein Löwe aus ſeinem Verſteck hervor, und zog mit ſeinem Stecken dem Eindringling einen Gewichtigen über; aber derſelbe hatte ihn im nächſten Moment beim Halſe ergriffen, engliſche Flüche und Schimpfworte miſchten ſich mit ſeinen deutſchen, und er fühlte ſich von einem ſtarken Arm aus ſeinem eignen Hauſe heraus in den hellen Schein einer Gaslaterne gezerrt.

Sobald das Licht auf die Züge der beiden Ringenden fiel, ließen ſie einander verdutzt los, ſtarrten ſich an, und überboten einander in Entſchuldigungen wegen ihres Mißgriffs. Ibeles erkannte das gutmüthige Geſicht des Polizeimanns, der ihm vor ein paar Stunden die Botſchaft geſagt, daß ſein Kind nicht todt ſei, und ihm dann mit ſanfter Höflichkeit beigeſtanden, den Platz vor dem Hauſe von dem Mob zu ſäubern. Er hatte ihm zwei Schillinge Trinkgeld gegeben, und der Mann mißhandelte ihn nun

auf seiner eignen Schwelle! Was sollte er von englischem Recht und Gesetz halten!

Der Polizeimann, als er bemerkte, daß er sich an dem Hausherrn gegen die Habeas corpus Akte versündigt, entschuldigte sich durch folgende einfache Erklärung. „Es gehört zu unsern Pflichten nachzusehn, ob in dem Distrikt, den wir nächtlich durchwandeln, alle Thüren und Fensterladen ordentlich geschlossen sind. Ich sah schon von Weitem an dem breitern Schatten der Thürvertiefung, daß Ihre Küche offen stand, und da heute der Schrecken mit dem Kinde vorgefallen war, hielt ich es für verzeihlich, daß Ihr Hausmädchen diese Nacht vergessen möchte, ihre Schuldigkeit zu thun. Einer meiner Kameraden hat außerdem einen verdächtigen Charakter gestern und heute hier herumschleichen sehn, den wir schon in Verhaft genommen hätten, wenn das Signalement genauer stimmte, das uns unser Obere von ihm gegeben. Als ich nun so mörderisch angefallen wurde, konnte ich nicht anders glauben, als daß Diebe sich in Ihrer Küche verschanzt hätten und einen Ausfall machten."

Ibeles vertraute nun seinerseits dem Polizeimann,

warum Er so ohne weiteres zugeschlagen hätte, und bedauerte nochmals von Herzen seinen Irrthum. Der Polizeimann hingegen, als er genauer in die Umstände des vorliegenden Falles eingedrungen war, schien nicht sehr erbaut von dem heiligen Eifer des deutschen Gentleman, und fragte: „Meinen Sie wirklich mich glauben zu machen, daß Sie die Ladies wegprügeln wollten?"

„Nennen Sie solche schlechte Personen Ladies?" fragte Ibeles erstaunt.

„Allerdings," sagte ernsthaft der Polizeimann, „wenn sie wie Ladies gekleidet sind, und im Ton der Lady sprechen, genießen sie unsern Schutz wie jede andre Lady. Sie können dieselben vor Gericht citiren, weil sie Ihr Dienstmädchen zum Contractbruch verlocken oder zu schlimmen Praktiken verführen wollten, aber wenn Sie sich herausnehmen, sie wegzuprügeln, so muß ich Sie in Verhaft nehmen."

In diesem Augenblick hörte man die Raspel eines andern Polizeimanns in der Nähe ein Zeichen geben. Der Sprechende verließ rasch Ibeles, um seinem Kameraden zu Hülfe zu kommen, der außerhalb des Gitters, wo das Cab hielt, seiner bedurfte. Aus

innerer Aufregung, halb und halb aus Neugier auch einmal eine Londoner Nachtscene mit anzusehn, folgte Ibeles, nachdem er seine Thür hinter sich zugezogen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt hatte. Er kam noch eben zur rechten Zeit, um Zeuge der Gefangennehmung des Herrn Fritzler zu sein, denn kein andrer war der verdächtige Charakter, dessen Signalement durch eine kleine Ungenauigkeit die Polizei bisher irre geführt hatte. Der Polizeimann, der zuerst auf dem Platze war, hatte so heftig um Hülfe gerafpelt, weil die beiden Ladies, Fritzlers Mitschuldige, ihm das Gesicht zerkratzten. Ibeles hatte die Satisfaktion zu beobachten, wie sein zu Hülfe eilender College, der Schutzgeist von Briar Place, bei dieser Gelegenheit seinen Lifepreserver, die furchtbare Waffe seines Amtes hervorzog, und ohne viele Schonung die Steifröcke der Ladies damit fältelte.

Beruhigt, daß er wie in einem bürgerlichen Schauspiel das Laster gebührend bestraft gesehen, indeß die Moral mit einem blauen Auge davon gekommen war, ging Ibeles herein, und erzählte den Ausgang der Sache zum Triumph seiner Frau und zur Zerknirschung Kathrinchens. Dann trat er noch einmal

an das Bettchen des kranken Kindes, legte die beschwichtigende Vaterhand auf das heiße Köpfchen, und machte ein paar Späßchen, um es lächeln zu sehn. Damit meine Leserinnen nun auch noch zu guter Letzt die Tugend belohnt wissen, soll ihnen verrathen werden, daß Ibeles sich droben ein gutes Glas Wein einschenkte, und mit frisch erwachtem Appetit eine Portion trefflichen kalten Roastbeafs mit Pickles zu sich nahm, die er vorher aus Leidwesen nicht hatte anrühren mögen. Dann machte er sich noch eine gute Cigarre an, setzte sich ans offne Fenster, und sah in den Nachthimmel hinaus, der um diese Zeit, wenn aller Rauch sich verzogen hat, über London besonders klar und schön funkelt. Er wollte sich noch bis gegen Tagesanbruch wach halten, um im Falle der Noth bereit zu sein, den Arzt zu holen. Doch keine beängstigenden Zufälle traten ein, und da ihm das süße Töchterchen neu geschenkt war, fühlte er frischen Muth allen geringern Sorgen lachend zu begegnen.

Dorothea sah das Resultat dieses Tages in einem trübern Lichte. Ihr stand das Geschehene nicht als eine vereinzelte Begebenheit, sondern als ein fort-

dauernder Zuſtand vor der Seele. Eine lange ſchlafloſe Nacht vor dem Krankenbette erzeugt ohnehin düſtre Anſchauungen. Wie viel mehr in einem Falle, wo eine ſorgenvolle Ausſicht ſich über ein Leben hinzudehnen ſcheint. Die Vergangenheit ſtieg der ſinnenden Frau wie ein milder blauer Himmel herauf, über deſſen Grenze ſie jetzt in das Chaos geſchritten war, wo alle Farben durch einander geſchüttelt das farblos Dumpfe erzeugen. Aus den wechſelnden Eindrücken des Tages blieb ihr zuletzt nur das eine deutliche Bewußtſein: „Für dieſe Lebensart bin ich nicht gemacht. Einen abgeſchloſſenen Kreis von Pflichten verſtehe ich auszufüllen, aber in einer ewigen Wechſelwirkung mit dem weiten Ring der bunten Geſellſchaft verliere ich mich ſelbſt.“

Kathrinchen war ſo ſchlaftrunken, daß die Hausfrau nicht länger ihre Beihülfe in Anſpruch nehmen mochte. Sie fuhr allein mit den Umſchlägen fort, und als Cillchen gegen Morgen frei vom Fieber wurde und einſchlief, ſtreckte ſie ſich angekleidet auf das Sopha, wo ſie das Kind neben ſich athmen hörte, und überließ ſich ihren Gedanken noch eine gute Weile. Wir wollen ihrem ſtummen Selbſt-

gespräche folgen, wie es sich bald an diesem, bald an jenem Punkt anheftete.

„Hausfrau und Weltdame sind zwei unvereinbare Dinge in London. Wie saß ich immer auf Kohlen, wenn der müßige Schwarm geputzter Fremden mich auf dem Sopha festhielt, keiner Seele zum Nutzen, und mir selbst zur Langeweile. Da lagen alle die Geschäfte mir auf dem Gewissen, die ungethan blieben. Mit jeder Viertelstunde, die ich verplauderte, sah ich meinen Haushalt eine Stufe tiefer in die Verwahrlosung hinabsinken. Die Kinder verwilderten, und mußten in die Winkel geschoben werden, weil ihre Eltern ein Modeartikel in der Gesellschaft geworden waren. Kamen die armen Kinder zum Vorschein, und waren unbändig in Gegenwart von Gästen, sahen wüst und verwildert aus, so traf mich, die Mutter, allein der strafende Blick schnippischer Damen. Und doch durfte ich Keiner ins Gesicht sagen: „Die Kinder sind nur darum unartig und schmutzig, weil Ihr hier sitzt. Steht nur auf und geht nach Hause, so habe ich Zeit sie zu erziehen und ihre Sachen in Ordnung zu bringen.“ Und nun gar, am ersten Tage, an dem ich der geselligen

Pflicht genug thue und Gegenbesuche mache, stürzt mir ein Kind aus dem Fenster, und wird das Mädchen auf Abwege gelockt, für dessen Betragen ich mich bei seinem alten Vater verbürgte.

Ich stehe auf dem Boden, den ich daheim bei den Frauen der Hofschranzen verdammte. Alles Unheil kam dort von der Verwechslung der Zeitwörter *Können* und *Müssen* her. Frau von A. sagte: „Ich *kann* mich nicht um meine Kinder bekümmern, denn ich *muß* auf die Bälle gehn.“ Frau von B. sagte: „Wir *können* unsre Schulden nicht bezahlen, denn wir *müssen* Luxus machen.“ Frau von C. sagte: „Ich *muß* meinen Mann belügen, denn ich *kann* den Lieutenant D. nicht verschmähen“ — u. s. w., wo man einfach das Umgekehrte zu sagen hat; ich *muß* dieß, und darum *kann* ich jenes *nicht*. Was hindert mich zu erklären: „Ich *kann* kein Visitenleben führen, weil ich meine Mutter- und Hausfrauenpflichten erfüllen *muß*, und weil ich es *will*.“

Johannes wird mich freilich wieder vor der Gefahr warnen, mich zu enge abzugrenzen, in dem kleinlichen Wesen der Häuslichkeit unterzugehn, alle Bildungspfade abzuschließen — aber wenn es nun sein

muß? — Mit welchem Recht soll ich eine Lebensweise beanspruchen, auf die Madam Gerhard verzichten muß? Sie könnte wenigstens erwerben — ich kann nur durch Verwalten und Ersparen meines Mannes Leben erleichtern.

Unfreundlich darf ich den Besucherinnen nicht begegnen, aber statt die Unterhaltung weiterzuspinnen, will ich jedes Gesprächsthema aushungern. Ich will die Damen Mutebell an Langweiligkeit überbieten, damit Keiner, der uns aus Borwitz besucht, zum zweitenmal wiederkömmt.

Die nachbarliche Geselligkeit und innige Freundschaft mit Gleichgesinnten, wie wir sie in Deutschland pflegten, ist ja ohnehin hier unmöglich, wo man viele Meilen weit auseinander wohnt. Diese Entbehrung wird nicht einmal die härteste sein, die uns trifft. Soviel habe ich schon gesehn, daß selbst das Familienleben in dem Maße, wie es in Deutschland der ganze Mittelstand genießt, hier ein Luxus wird, den sich nur die bevorzugten Stände gönnen dürfen.

Fast däucht mir, als sei die idyllische Zeit unsrer Ehe mit dem Betreten dieses Bodens rettungslos in

die Vergangenheit geſunken. Wie leicht erwarb ſich daheim, was wir für unſer beſcheidnes Leben brauchten. Nur nach kurzen Stunden zählte ſich die tägliche Trennungszeit ab. War Johannes aus dem Hauſe, ſo kannte mein Auge den Punkt, wo es ſeine liebe Spur ſuchen konnte. In dieſer ungeheuern Stadt iſt mir, als ob meine Lieben von einem Sandmeer verſchlungen wären, wenn ſie den Fuß in die nächſte Straße geſetzt haben.

Ach, und die fiebriſche Haſt, mit der man alle Geſchäfte thun muß, da einem keine ungeſtörte Viertelſtunde gehört! Wo ſind die Sommernachmittage, wo ich in der Clematislaube unter dem duftigen Nußbaum mit meiner Arbeit ſaß, und Johannes ſich der Länge nach auf den Grasplatz ſtreckte, und die Kinder um ihn her ſpielten. Man geizte nicht mit einer Stunde, die in unſchuldigen Späßen verfloß. Und nun iſt alle Erholung in Ceremoniell aufgegangen, und das Vergnügen iſt eine härtere Plage als die Arbeit ſelber!“

Ohne Dorotheens Zuthun kam jetzt eine Friſt der Ruhe, denn die tolle Saiſon war den tollen Monaten gefolgt. So erquicklich dieſe Raſt indeß für

die nach Einſamkeit ſchmachtende Seele iſt, ſo troſt- und hoffnungslos iſt ſie dem Künſtler, beſonders dem Muſiker, der friſch in London angelangt ſich um einen Broderwerb bemühen muß.

Siebentes Kapitel.

Die vornehmen Proletarier.

Wir haben in den Schriften, welche kurz vor und nach der Revolution von 48 die Proletarierfrage besprachen, den ärmsten Stand der Gesellschaft nochmals in zwei Schichten abgetheilt gesehn. Unter dem eigentlichen Proletariat, als welches die Arbeiterklasse sich selbst bezeichnete, stand noch das Lumpenproletariat, nämlich die nicht arbeitenden Bettler und Vagabunden. Eine dritte, obere Schicht, die ich das vornehme Proletariat nennen möchte wurde nicht mitgezählt, und obschon sie eine der zugleich arbeitsamsten und geplagtesten Menschenklassen ist, wurde sie von den theoretischen Revolutionären so wenig anerkannt, daß sie sie vielmehr als ein Anhängsel der Aristokratie betrachteten.

Zu dem vornehmen Proletariat gehört in Deutschland eine Menge von Beamten, vor allem aber schreibt

der überreichste Theil des Volks, Gelehrte, Poeten und Künstler, seine Reihen. Gegen die letztern, besonders gegen die Musiker, herrscht ein Mißtrauen unter der Arbeiterklasse, als wäre es nicht denkbar, daß sie sich je zu Einem Ziel verbrüdern könnten. Man ruft ihnen zu: „Eure Beschäftigung dient nur den höhern Ständen, eure Arbeit ist keine Arbeit, sondern nur ein Spielwerk, ein geistiger Luxus, der nicht dem Volk, sondern der Aristokratie zu Gute kommt. Wie sollen wir glauben, daß ihr mit uns sympathisiren könntet! wie könnt ihr beanspruchen, daß wir euch zu den Unsern zählen sollen!"

Der vornehme Proletarier dürfte wohl antworten: „Welchem Stande dienen denn die Sammt- und Seidenweber, die Teppich- und Tapetenarbeiter? Das Volk bekalft sich so wenig mit kostbaren Teppichen als mit Klaviercompositionen. Dieselben Leute, die unsere Bilder, Compositionen und Gedichte bezahlen, kaufen auch eure Waaren. Wir haben alle denselben Brodherrn, wir seien geringe oder vornehme Proletarier: nämlich die Aristokratie der Geburt und des Geldes."

Der als Proletarier anerkannte Arbeiter hat

wenigſtens vor ſeinem gentilen Bruder das voraus, daß keine ſolchen Anſprüche an ihn gemacht werden, als ſie dieſem täglich das Leben verbittern. Die ſogenannten Ehrenausgaben für öffentliche und wohlthätige Zwecke pochen beſtändig an ſeine magre Börſe, und die andern Proletarier wollen individuell von ihm patroniſirt werden, von ihm, der oft mehr als *ſie* fremder Patrone bedarf.

Was würde der unverheirathete Arbeiter ſagen, der mit zehnſtündiger Handarbeit eben den nöthigen Lebensunterhalt gewinnt, wenn man ihm die Anforderungen ſtellen wollte, die dem die ſchwerere Arbeit des Gehirns thuenden vornehmen Proletarier zur Pflicht gemacht werden, wenn er mit der ſechsfachen Einnahme eine Familie von ſechs Perſonen ernährt, alſo jenem vollkommen gleich ſteht. Den Handarbeiter ſchützt auf der Straße ſeine rauhe Jacke vor den Bitten der Armuth; der Künſtler oder Lehrer, der ſich fein kleiden *muß*, wenn er überhaupt beſchäftigt werden will, wird um ſeines Rocks willen von allen Bettlern für reich und hartherzig gehalten. Und dieſer Rock iſt nicht ſelten der einzige Luxus, der ſeine Lebensart von der des untern Proletariats

unterscheidet, denn mehr als sich satt essen können beide nicht.

Die Listen für Ueberschwemmte und Verunglückte, für Beiträge zu Geschenken an populäre und unpopuläre Behörden gehen alle am handarbeitenden Proletarier vorbei in das Haus seines vornehmen Bruders. Wie oft mag der Maler, der ein Bild für eine Verlosung hergibt, der Musiker, der ein Concert für die Armen veranstaltet, die Nöthe nur zu wohl in seinem eigenen Hause kennen, denen er in andern abhelfen soll!

Die höhern Stände, die dem vornehmen Proletarier Brod geben, verlangen, daß sein Haus, das sie betreten, mit Anstand eingerichtet sei. Gleichviel ob ihm zierliche Tapeten und Vorhänge ein Bedürfniß sind, oder ob er lieber von irdener Schüssel äße, sich in Sackleinen kleidete, um nicht die Seele für den materiellen Tand zu verkaufen — er muß, denn das bischen Luxus der äußern Erscheinung ist ihm was dem Handwerksmann die Spiegelscheibe des Ausstellfensters für seine Waaren ist. Diese unvermeidlichen Ausgaben werden ihm aber von seinen Brüdern, deren gröbere Arbeiten einen solchen

Hintergrund nicht verlangen, als Einnahmen angerechnet. Je größer das Kapital iſt, das ſein Haus, Atelier, Bibliothek, Orcheſter oder ſonſtiges Handwerkzeug verſchlingt, um ſo mehr ſoll er hergeben.

Der berühmte Proletarier iſt eine beſondere Abart, bei welcher die Nöthe der eben beſchriebenen Claſſe noch geſteigert ſind. Alles Gute was das Publikum ihm je erzeigt hat, verlangt es hundertprocentig zurück. Wo ſich Tauſende mit Leichtigkeit vereinigt haben, um den Einen auf eine gewiſſe Stufe öffentlicher Theilnahme oder Bewunderung zu heben, da wird es dem Einen unſäglich ſchwer, ſich an den Tauſenden zu revanchiren. Und doch wird dieß von berühmten Proletariern ſo gebieteriſch verlangt, daß da wo ſie es nicht leiſten, ihr Charakter im Lichte der ſchnödeſten Undankbarkeit erſcheint.

Wer die Ehre höher liebt als das Geld, dem folgt zwar der Ruhm, aber auch die Armuth. Iſt es ein Gelehrter oder Künſtler, ſo ſchreibt und ſchafft er nicht was die Mode bezahlt, ſondern wozu ihn ſein Genius treibt. Je höher der Genius fliegt, um ſo kleiner iſt bei ſeinen Lebzeiten ſein pecuniärer Erfolg. Aber lange ehe er die Früchte ſeiner Arbeit

eingesammelt, noch während seines Ringens ist sein Name weit genug gedrungen, um diejenigen um ihn zu versammeln, die seine Fähigkeiten zu ihrem individuellen Nutzen verbrauchen wollen. Je wirkungsreicher eine Feder ist, desto mehr Hülflose verlangen, daß sie sich für ihre Interessen in Bewegung setzen soll; je talentvoller ein Lehrer ist, um so mehr armen Kunstjüngern soll er seine Zeit opfern, und ist er gar ein Poet, so soll er allen todtgeborenen Zeitschriften eine Blüthe aufs Grab streuen. Die Thätigkeit, die das Publikum einem einzigen berühmten Proletarier zumuthet, würde das Bureau eines höhern Beamten, oder das Comptoir eines großen Handelshauses hinreichend beschäftigen, und die Geldanforderungen, die das übrige Proletariat an ihn macht, übersteigen in ein paar Wochen seine Jahreseinnahme.

Die Stellung des vornehmen Proletariers, der einen öffentlichen Charakter mit nach London bringt, vereinigt alles zu einem Climax, was diesen ganzen ehrenwerthen Stand irgendwo in der Welt zur Verzweiflung bringt, und man kann es daher in dieser Stadt Keinem verdenken, der sich aus solcher

Brandung ſobald als möglich in den Hafen der Bourgeoiſie zu retten ſucht.

Die erſten Jahre, die Ibeles in dieſer Lage in London zubrachte, glichen dem Zuſtande eines geſchickten Schwimmers, um deſſen Glieder ſich eine Maſſe Ertrinkender klammern. So leicht es ihm bei freier Bewegung geworden wäre, das Ufer zu erreichen, er hätte rettungslos in die tiefſte Armuth ſinken müſſen, hätte nicht die Beiſteuer, die der gute alte Onkel v. Halen ſandte, ihn und die Seinen nothdürftig überm Abgrund erhalten.

Nach deutſchen Begriffen war dieſe Summe eine unmäßig generöſe, in London reichte ſie bei der ängſtlichſten Sparſamkeit nicht aus, um nur den erſten Lebensbedürfniſſen zu genügen. Unkunde der Verhältniſſe, Krankheit und kleine Unglücksfälle, und vor allem die Unbeſtimmtheit der nächſten Zukunft machten die erſte todte Saiſon und den darauf folgenden Winter, den unſer Flüchtlingspaar in der Weltſtadt erlebte, zu der ſchwerſten Erfahrung, die ihnen bisher geworden.

Während in Deutſchland die unzähligen kleinen demokratiſchen Zeitungen den zuverſichtlichen Glauben

an den Sieg der Freiheit eben hielten, sah der nach London geworfene Flüchtling schon jede Hoffnung scheitern. Die englischen Blätter, ohnehin dem Fortschritt Deutschlands ungünstig, hatten nur Spott oder Schmähung für den gewaltsamen Aufstand, der 1849 das Frankfurter Parlament retten wollte. Seltsam contrastirte mit der in London herrschenden Ansicht der Dinge die Begeisterung jedes frisch vom Kampfplatz anlangenden Vertriebnen, der von vorn herein die Ueberzeugung mitbrachte, daß nur für einen kurzen Moment die Uebermacht gesiegt habe, daß aber das triumphirende deutsche Volk ihn über Nacht zurückrufen werde. Viele der Flüchtlinge stritten schon unter einander um die Stellung, die sie nach ihrem siegreichen Einzug in dem von allen Fürsten gesäuberten Vaterland einnehmen wollten, und schalten diejenigen, die vorläufig die Armuth von der eignen Schwelle abzuwehren suchten, Abtrünnige und Laugewordene.

Ideles stand Anfangs ziemlich unangefochten zwischen den Fractionen, die sich innerhalb einer Partei bildeten, welche vor allem hätte zusammenhalten sollen. Man wußte, daß er persönlich für sich nichts wollte,

daß er Jeden, der für Freiheit und gegen Unterdrückung war, als Genossen betrachtete, aber daß sein künstlerischer Beruf ihm nie Zeit gelassen hatte, sich in sociale und politische Theorien zu versenken. Sein Haus galt also als ein halb und halb neutraler Boden und ward der Versammlungsplatz der Flüchtlinge. Nachdem Dorothea die müßigen Damen mit Ausnahme der Gräfin Blafoska aus ihrem Zimmer losgeworden war, füllten es jetzt die Herren, die halbe Tage lang Cigarren rauchend vor dem Kamin saßen.

Wenn Männer nicht mehr die Kette eines Amtes um ihren Fuß geschlungen fühlen, so überbieten sie im Umherlaufen und Zeitverplaudern die ärgste Kaffeeschwester. Statt des persönlichen Klatsches wird nur der politische durchgeschwatzt, und wo das Reden nicht zur That führt, da erschlafft es die Fähigkeit zum Handeln.

Dorothea fand leicht einen Vorwand, sich von der Männerversammlung fern zu halten, und legte sich lieber die Gêne auf, sich und die Kinder in der Küche oder auf den Schlafstuben zu beschäftigen, wenn ihr einziges geräumiges Wohnzimmer in

Beschlag genommen war. Ihres mußte Stand halten oder bei Zeiten das Haus räumen, damit der erste Besucher ihn nicht daheim erwische. Seine Abwesenheit störte nicht einmal die politischen Freunde, die sich mit größter Naivetät in seinem Hause Rendezvous gaben; bei der brüderlichen Stimmung, die damals alle Genossen des großen Schiffbruchs verband, sahen die Freunde, wenn Dorothea nicht zum Vorschein kam, keine Unbescheidenheit darin, dem Kathrinchen zu befehlen ihnen Thee zu bereiten.

Die Geldsendungen des Onkels wurden immer schneller verbraucht, und oft gab es Krisen, wo der letzte Pfennig verthan war, ehe Entsatz anlangte. Fremde können nur bis zu einem gewissen Punkt borgen, und selbst wenn ihr Credit ausgedehnter gewesen wäre, so hätte Dorothea nicht die Stirn gehabt sich dieses Vortheils zu bedienen. Es war ihr eine Pein an dem Hause eines Verkäufers vorbeizugehen, bei dem sie die Wochenrechnung nicht berichtigt hatte. Lieber versagte sie sich das Nöthigste, ehe sie es borgte, und hatte sie aus Liebe zu den Ihrigen das Princip überschritten, um diesen nicht ein Unentbehrliches zu versagen, so kannte man ihren

urſprünglich heitern Charakter nicht mehr wieder. Ein Mahnbrief konnte ſie melancholiſch machen; ſie blieb finſter und verſtimmt, bis ſie ihre bürgerliche Rechtſchaffenheit durch Abzahlen von dem großen Flecken einer ſchuldig gebliebenen halben Krone gereinigt hatte.

Mrs. Buſy und andere vertraute Bekannte, die die Noth der Familie wohl durchſchauten, boten in der ſchonendſten Weiſe Darleben an, aber dieſe wurden entſchieden ausgeſchlagen. Ibeles wollte ſeine Unabhängigkeit bewahren, und ſchon aus einem Gefühl von Nationalſtolz wäre es ihm unerträglich geweſen, einem Engländer ohne Gegenleiſtung eine Verbindlichkeit zu ſchulden. Der Schein der Hülfloſigkeit, das wußte er, iſt mehr als alles demjenigen im Wege, der in London einen Wirkungskreis anſtrebt; ſo biß er die Zähne zuſammen und beſchloß abzuwarten bis man ihm einen ſolchen antrüge.

Die Gutmüthigkeit der engliſchen Bekannten ließ ſich aber durch kein verſchloſſenes Weſen abweiſen. Dann war es ein Geſchenk an Wildpret und Fiſchen, die vom Lande gekommen ſein ſollten und die die Geberin verſicherte, in der eignen Familie nicht vertilgen

zu können, wobei es ordentlich als eine Gunst erschien, daß die sieben Kinder Ibeles dabei halfen; ein andresmal war es ein ganzes Stück überflüssiges Wollenzeug aus den Fabrikdistrikten, das aus Versehen geschickt sein sollte; wobei es denn abermals der Mrs. Ibeles als eine Gefälligkeit angerechnet wurde, wenn sie erlaubte daß es zu Röckchen und Mäntelchen für die kleine Schaar zugeschnitten wurde. So liebenswürdig diese Gaben gemeint waren, so zerpreßten sie den Empfangenden doch das Herz. Der Deutsche sieht in jedem Geschenk das Kränkende des Almosens; in England gibt und nimmt man viel unbefangener, da der Landessitte zufolge das Geschenk nicht als Demüthigung angesehen wird.

Ibeles, der sich vergebens bemüht hatte, eine ihm gemäße Stellung als Dirigent zu finden, sah sich nach mehr als einem Jahr des Harrens so eng von Noth und Sorgen umschnürt, daß er beschloß, jede sich ihm darbietende Thätigkeit in seinem Fach zu ergreifen, sie mochte noch so tief unter seinen Ansprüchen sein. Er hoffte durch irgend eine feste Berufspflicht der Tyrannei seiner Besucher zu entgehen, die seine Bedrängnisse bisher nicht bemerkten

oder nicht berücksichtigen wollten. Wenn er auch eine unverbrüchliche Zeit festsetzte, die dem Componiren bestimmt war, und es kam ein Bekannter, so nahm dieser es als Beleidigung, wenn er nicht seine Arbeit unterbrach. Obgleich in London alle Wege weit sind, glaubte doch Jeder sofort das Recht zu haben ihn von den wichtigsten Geschäften abrufen zu lassen, wenn er sagte: „Ich bin einen so weiten Weg hergekommen und soll nun den Bürger Ibeles nicht sprechen, obgleich er zu Haus ist?“ Alles das fiel weg, wenn er sich entschloß, Stunden zu geben. Ein harter Entschluß für den schaffenden Künstler, und dreifach hart in England, wo es oft eine Danaidenarbeit ist, gehör- und taktlose Individuen musikalisch zu machen. Indeß, wenn ihm seine Zeit doch nicht mehr gehörte, so wollte er sie wenigstens für das erste Freiheitsmittel verkaufen.

Diesem Entschluß waren einige Erfahrungen vorhergegangen, die tief auf ihn eingewirkt hatten. Noch während der ersten todten Saison, als seine Frau mit der Pflege Cillchens beschäftigt war, that er eine Menge von Schritten, um das musikalische

Terrain zu sondiren und sich da anzubauen, wo er es räthlich finden möchte.

In dem unschuldigen Glauben, daß in einer so ungeheuren Stadt jedes Talent Platz finde, ohne den Nachbarn zu beeinträchtigen, hatte er sich zunächst vertrauensvoll an seine Kunstgenossen gewendet. Die Ehrlichen darunter sagten ihm geradezu, daß sie sein Bleiben in London nicht gerne sähen. Einer setzte ihm den Stand der Dinge so auseinander: „Es hat uns Jahre des mühevollen Ringens gekostet, uns auf die Stellung hinaufzuschwingen, die wir jetzt einnehmen. Jeder Concurrent ruft uns zu: „ôte-toi de là, que je m'y mette!“ Nur eine kurze Frist ist uns gegönnt, um unsere Ernte fürs Alter zu schneiden, ehe wir aus der Mode kommen. Die bleibenden Stellen an den historisch gewordenen großen Anstalten sind längst besetzt, und wird eine vacant, so sind wir Alle bereit auf Tod und Leben mit unsern Rivalen darum zu ringen!“

Die unehrlichen Charaktere unter den Kunstgenossen Ibeles empfingen ihn höflicher; versprachen Alles für ihn zu thun, was in ihren Kräften stünde, forschten nach seinen Plänen und Aussichten, und

untergruben ſie. Man ſpricht viel von den Intriguen, die überall in der Künſtlerwelt herrſchen ſollen, und es geht die Sage, daß London nicht bloß die Hauptſtadt der Welt, ſondern auch der muſikaliſchen Cabale ſei. Ich halte es für mißlich dieſen Ruf zu beſtätigen.

Die kleinen Geiſter unter den Sängern und Componiſten behaupten immer, daß es nur das Werk weitverzweigter Intriguen ſei, wenn ſie oder ihre Werke nicht den erſten Platz auf den Bühnen einnehmen. Die Fähigkeit eines Künſtlers Großes zu ſchaffen, iſt gewöhnlich mit jener Seelenſtimmung verbunden, die von der Cabale unberührt bleibt, weil ſie ſie von ihrer Höhe herab gar nicht ſieht.

Ibeles gehörte zu den glücklichen Naturen, die von der kleinlichen Intrigue wenig geärgert werden, weil ſie in ſich ſelbſt keine Organe haben, ſie zu verſtehen. Legten ſich einmal ihre Schlingen ſo bemerkbar vor ihn hin, daß ſein Fuß ſich darin verfangen mußte, ſo trat er einfach darüber weg und ging dem Intriguanten künftig aus dem Weg, ohne ein Wort über ihn zu verlieren. Das Reden über die Cabale entwürdigt ſchon. Genug davon und keine

Details, aus denen schlechte Musikanten noch gar etwas lernen könnten.

Damals lebte noch Sir Harry, der bekannteste unter den eingebornen englischen Musikern. Ibeles achtete dessen Compositionen in ihrer anspruchslosen Reinheit und milden Gefühlswärme. Er suchte diesen Mann, einen der öffentlichen Charaktere der Hauptstadt, auf, und glaubte sich am besten einzuführen, wenn er eins seiner eignen bedeutendern Werke dem berühmten englischen Kunstgenossen zum Geschenk überreichte. Er hatte gehört, daß derselbe in jeder Saison ein Concert veranstalte, worin die ausgezeichnetsten Gesangskünstler mitwirkten, und welches von dem Hofe und dem höchsten Adel patronisirt würde.

Ibeles war überrascht, daß der in den Adelstand erhobene Künstler, dessen Ruhm schon ein halbes Menschenleben alt war, noch ärmlicher wohnte als er selbst, der arme Flüchtling. Die Teppiche des Sprechzimmers, in das er geführt wurde, mochten ehedem kostbar und farbenprächtig gewesen sein, jetzt waren sie bis zur Fadenscheinigkeit abgetreten. Auf dem Tische lag eine verblichene grüne Decke mit

vielen Tintenflecken, und alles Geräthe sah höchst verbraucht aus. Es mußte Etwas schon sehr hervorstechend sein, wenn es Ibeles auffiel, der nach Art der Musiker mehr in sich hineindachte als beobachtete was außer ihm vorging. Der Gedanke stieg ihm auf, ob er vielleicht wie damals als er den berühmten Mutebell im Oelkram aufsuchte, wieder in ein verkehrtes Haus gekommen sei, als Sir Harry eintrat.

Er war ein großer schlanker Mann mit schon ergrautem Haar, ernsten Gesichtszügen, und sein Wesen verrieth scheue Traurigkeit. Vielleicht war er inmitten seiner schaffenden Thätigkeit von diesem Besuche gestört worden und hatte nun Mühe aus dem innerlichen Reich der Töne in die Alltagswelt des Gesprächs zurückzukehren. Die ihm von Ibeles überreichte Partitur einer großen Symphonie durchblätterte er mit anscheinender Aufmerksamkeit, doch man sah, daß sein müdes blaßblaues Auge sich nur dazu zwang, und mit einem höflichen aber kühlen Dankeswort legte er bald das Notenheft nieder. Aus seinen schmalen zusammengepreßten Lippen rangen sich die Antworten spärlich los, und als Ibeles über

seine eignen Plane mit ihm sprach und ihn bat dieselben mit einem freundlichen Wort zu fördern, machte er eine steife Verbeugung, ohne eine Miene zu verziehen. Der Deutsche wußte nicht, ob die Kälte des Mannes aus Geringschätzung oder Abgestumpftheit herrührte. Daß es nicht Mißgunst war, verstand sich von selbst: Sir Harry nahm eine Stellung ein, die ihn einer so kleinlichen Regung weit überheben mußte. Abeles fühlte sich fast verletzt, daß dieser Mann, der doch beurtheilen konnte, was er werth war, kein Wort der Ermuthigung für ihn hatte; nachdem er ihn eben so vergeblich in ein lebhafteres Gespräch über allgemeine Kunstinteressen zu verwickeln versucht, wandte er sich zum Gehen.

Ins Haus eintretend, fand er Dorotheen in Thränen. Er wußte, daß seit gestern die Baarschaft bis auf wenige Schillinge zu Ende gegangen war, und vermuthete, daß irgend eine Verlegenheit oder Demüthigung sie außer Fassung gebracht habe. Und so war es auch. Statt des Wechsels, den sie sehnsüchtig von Hause erwartete, war ein unbekannter Herr mit einem Empfehlungsbrief eingetreten. Es

war ein deutſcher Virtuos, der aus Paris, wo er ſich ſeit der Februarrevolution nicht mehr ernähren konnte, nach London herübergekommen war. Er hatte in einem Wirthshauſe, wo ſich die deutſchen Flüchtlinge zu verſammeln pflegten, nach Ibeles Adreſſe geforſcht, und da er demſelben perſönlich unbekannt war, ſich jenen Empfehlungsbrief von Herrn Wildemann, einem Freunde deſſelben, ſchreiben laſſen. Er bat Dorotheen, in Abweſenheit ihres Mannes den Brief zu öffnen, da er äußerſt dringend ſei.

Sie wußte aus täglicher Erfahrung, was das hieß, und im Bewußtſein ihrer eignen Geldverlegenheit ward ihr glühend heiß. Es konnte noch ein paar Tage andauern, bis der Nothruf, den ſie an den Onkel hatte gelangen laſſen, ſeine Erwiedrung fand, und für wie viele Nothfälle mußten dann die paar Schillinge noch aufgeſpart bleiben. Indeß der junge Mann ſah ſo anſtändig aus, ſo ſtolz und vornehm, daß ſie wenigſtens den Brief durchfliegen wollte, ehe ſie eine Aeußerung machte.

Es war der gewöhnliche Styl von Anno 49, der von Jahr zu Jahr ſchüchterner geworden, ſich

jetzt wieder der altbergebrachten Bittschrift nähert, aber in seiner Ursprünglichkeit lautete wie folgt:

Bürger!

Dem Ueberbringer müssen Sie augenblicklich helfen. Er gehört zu unsrer Partei. Ich schicke ihn zu Ihnen, da ich mich ganz ausgegeben habe.

Wildemann.

Der Schreiber war ein Mann, der von Ihnen hoch geachtet wurde, weil er für die letzten Consequenzen, zu denen er sich als Revolutionär bekannte, ehrlich mit seinem Leben eingestanden hatte. Dorothea, obgleich sie unter seiner Rücksichtlosigkeit oft litt, schätzte ihn deßhalb auch, mehr als manche andre Parteigenossen, deren Charakter sie nicht unbedingt traute. Sie scheute sich, einen Mann, den er empfahl, abzuweisen, da sie wohl wußte, daß er selbst wirklich das Letzte für die ärmern Parteigenossen hingab. Freilich machte er, der als Junggesell lebte, sich nichts daraus, sobald seine Börse geleert war, sich bei einem andern Bekannten einzuquartieren. Dehors brauchte er nicht zu retten, denn er hatte weder Amt noch Geschäft mehr.

Dorothea entschloß sich nach kurzer Ueberlegung,

einen der wenigen geretteten Schillinge dem Fremden anzubieten, und ſollten auch Mann und Kinder darunter leiden müſſen. Sie trat roth vor Beſchämung und ängſtlicher Sorge über die möglichen Folgen ihrer Nachgiebigkeit vor den blaß und verſtört ausſehenden jungen Mann, aber kaum hatte dieſer den Schilling berührt, ſo ſchleuderte er ihn ihr im heftigſten Zorne vor die Füße, und ſagte:

„Halten Sie mich für einen Bettler, daß Sie mir eine ſolche Lumpengabe anbieten? Was kann mir ein Schilling helfen? Damit bezahle ich ja nicht die Fahrt hin und zurück. Das mindeſte, das die Partei von einem Hans wie das Ihre erwartet, iſt, daß Sie meine Wirthshausrechnung bezahlen, die ſich auf zwei Pfund Sterling beläuft.“

Dorothea war erſchrocken und verdrießlich zugleich; die Geduld ging ihr aus, und ſo peinlich es einer Frau ſein muß, einem Fremden den Stand ihres Vermögens darzulegen, ſo war ſie doch im Begriff, es zu thun, als der Fremde, ärgerliche Worte murmelnd, die Thüre zuſchlug und wegrannte.

Als ſie ihrem heimkehrenden Manne die Scene berichtete, brach der Verdruß über eine Reihenfolge

ähnlicher Erlebniſſe noch einmal friſch hervor. Abeles, über die Zurückhaltung ſeines hochgeſtellten Collegen eben ſo verſtimmt, wie ſeine Frau über die Grobheit des bedürftigen, ſah ſeine Lage als eine verzweifelte an. Man forderte nicht bloß das Geld, das er nicht hatte, man nahm ihm auch die Zeit weg, das einzige, das ihm blieb, um ſich aus dieſem Abgrund von Noth hinauszuretten.

Schon hatte Dorothea ein unfreundliches Wort über Sir Harry's kühles Benehmen auf den Lippen, der, ihrer Meinung nach, bei ſeiner feſtgegründeten Stellung einem Collegen leicht emporhelfen konnte, ſo wie ihr Mann in den Tagen des Wohlſtands ſtrebenden Kunſtgenoſſen ſeinerſeits die Hand geboten hatte. Aber eine Bemerkung Abeles über die ärmliche Wohnung des berühmten Mannes machte ſie nachdenklich.

„Täuſchen wir uns vielleicht nicht eben ſo ſehr über die Lage Sir Harry's," ſagte ſie, „als unſre Bekannte ſich über die unſre täuſchen? Wer weiß, ob irgend ein Schritt, den er aus collegialiſcher Gefälligkeit thun ſoll, um einem Kunſtgenoſſen auf eine beſſre Stufe zu helfen, ihm nicht ein grade ſo

großes Opfer auferlegt, als der Schilling, den wir mit einem Concurrenten theilen ſollen?“

Ibeles hielt das für unmöglich bei einem Manne, der einen ſo feſten Platz eingenommen habe.

Dorothea fuhr fort: „Ich will einmal annehmen, es ſei anders: könnte der Mann ſeinen Stolz ſo ſehr verläugnen, das Publikum ins Vertrauen zu ziehn? Thun wir es in unſrer Lage? Wenn jeden Abend ein halbes Dutzend Beſucher ſich ohne Arg bei uns einfinden, weil wir keine Umſtände machen, können wir's über die Lippen bringen, zu ſagen: „„Schon dieſe einfache Bewirthung, die einfachſte, die es gibt, ruinirt uns.““ Unſre Freunde ſchließen im Gegentheil aus der freien Geſelligkeit, die uns umgibt, auf unſern Wohlſtand. Wer wird da, wo die höchſten Intereſſen der Menſchheit durchgeſprochen werden, die Brod- und Butterrechnung in Anſchlag bringen! Man ſieht Künſtler immer nur in der Welt der Schönheit exiſtiren und denkt nicht daran, daß die Welt der Bedürfniſſe ſie umgibt, wie jeden andern.“

Da uns Sir Harry in dieſer Erzählung nicht wieder begegnen wird, denn er machte ſeinem deutſchen

Kunſtgenoſſen nie einen Gegenbeſuch, ſo wollen wir ſchon hier einſchalten, daß die nächſte Zukunft Dorotheens Vermuthung beſtätigte. Der allbeliebte Componiſt war in ſeiner Jugend von dem Adel hoch gefeiert worden und dann aus der Mode gekommen. Seine Compoſitionen, einſt die allerpopulärſten, verkauften ſich nicht mehr wie ſonſt. Das große jährliche Concert, von deſſen außerordentlicher Einnahme man Abeles erzählt hatte, wurde aus Pietät von ſeinen treuen Anhängern zwar immer noch zu Stande gebracht, aber die daraus gelöste Summe, groß wie ſie war, mußte für alle Bedürfniſſe eines ganzen Jahres ausreichen. Als Sir Harry in ſeine letzte Krankheit fiel und das Concert von Fremden für ihn gehalten werden mußte, da erſt erſcholl in der Preſſe der Nothſchrei für den darbenden Künſtler. Seine Verehrer ſammelten für ihn die Mittel zur letzten Pflege, denn ſeine ſtolzen Lippen blieben zuſammengepreßt, wie ſie Jahre lang ſtumm geſchwiegen, wenn er für reich und glücklich galt. Mit tiefer Erſchütterung vernahm auch der Deutſche ſeinen in Armuth und Jammer erfolgten Tod, der ihn eine genauere Kenntniß des vornehmen Londoner Proletariats

lebte. Er begriff nun, wie bei ſeinem erſten Beſuch dem Mann zu Muth geweſen ſein mußte, der, ſelbſt in Vergeſſenheit geſunken, aufgefordert wurde, einen Andern der Dunkelheit zu entreißen. Welche Entbehrungen mochte er heimlich ertragen haben, ehe die Welt einen Blick in das grauenvolle Elend that, an dem er zu Grunde ging.

Achtes Kapitel.

„Fürchte die Danaer, wenn sie Geschenke bringen."

An einem Nachmittag kam ein Bekannter und überredete Ibeles und seine Frau zu einem Spaziergang auf die Heide von Hampstead. Sie nahmen die größern Kinder mit, welche lustig vor ihnen her über die prächtigen Wiesen sprangen, durch die der Weg nach dem Hampsteader Hügel führt, und von wo aus man eine wundervolle Aussicht genießt. Die Stadt London liegt mit ihren Thürmen und Palästen unabsehbar am neblichten Horizont hingestreckt, und wenn man ihr den Rücken wendet, so grüßt Einen bewaldetes Hügelland, Thäler, in denen dunkles Nadelholz und wie mit schimmerndem Gold übergossene Ginstersträuche mit dem bläulich-grünen Hintergrund scharf contrastiren. Das sanfteste Lila färbt die Linien der entferntesten Hügel, und übt

eine beſchwichtigende Kraft auf die Seele des Beſchauers aus, der bieher fliebt, um dem ſchwarzen London, vor dem das bunte Schattenſpiel nie ſtillſtebt, zu entgeben.

Wie lange batten unſre Deutſchen den Anblick der Natur entbehrt, und wie weh ward ibnen ums Herz, als ſie ſich im Schatten einer Baumgruppe niederließen. Das Bewußtſein, zu dem man im Wirbel des raſtloſen Londoner Lebens nicht kömmt, drängte ſich ibnen bier erſt recht klar auf, nämlich daß ihr Zuſtand ein unglücklicher ſei. Die Momente der Sammlung und ruhigen Genuſſes ihres Daſeins waren allzu ſelten. Kam ein ſolcher Moment, ſo lockte er Thränen beraus, und die Welt erſchien Einem wie ein freudloſes Arbeitshaus, durch deſſen vergitterte Fenſter nur der Wipfel eines grünen Baums hereinnickt, und von der Seligkeit des Waldgrundes erzählt.

Die Wanderer hatten vor der Abenddämmerung heimzukehren verſprochen, aber der Bekannte, der ſie begleitete, drang darauf, daß ſie bis zur Dunkelheit oben verweilen müßten, um den Anblick des erleuchteten Londons bei Nacht aus der Ferne zu genießen.

Es war in der That zauberhaft, als über den Conturen des nahen Gebüsches erst einzelne Lichter zu funkeln begannen, und sich dann am ganzen Horizont entlang eine Feuerstraße über der Stadt abzeichnete.

Wenn die milden Farben der fernen Heide vorher die Seele zu einer weichen Trauer gestimmt hatten, so übten die rothen Lichter, die die schwarzen Umrisse des modernen Ninive umgaukelten, eine fast berauschende Wirkung. Der Zauberbann Londons machte sich geltend; und ob man diese Stadt hassen oder lieben mag, keiner kann sich abläugnen, daß sie für das Eiserne im Menschengeiste der Magnet ist. Der Liebe zum Großen, ja zum Ungeheuerlichen opfert das Menschenherz zuletzt willig seine Behaglichkeit, um nur im Centrum der Welt klopfen zu dürfen.

Als die Spaziergänger in ihre Villa traten, ward es ihnen deutlich, warum sie heute mit so auffallender Dringlichkeit überredet worden waren, zusammen auszugehn. Während ihrer Abwesenheit war ihnen eine frohe Ueberraschung bereitet worden. An der Stelle des scheußlichen, gemietheten, alten

Tafelclaviers, mit dem ſich Ibeles bisher beholfen hatte, ſtand ein vorzügliches Pianino, juſt den kleinen Raum füllend, der in der engen Wohnung einem Inſtrument zugemeſſen werden konnte.

Die kleinſten Kinder und Kathrinchen wußten nichts über die Geber. Die Leute, die das Pianino gebracht, ſagten, ſie hätten Auftrag, das alte ſeinem Eigenthümer, einem in der Nachbarſchaft wohnenden Clavierſtimmer, zurückzutragen, welches Kathrinchen gern geſchehn ließ, da ſie ſah, wie viel ſchöner das neue war. Es hatte viele Vergoldungen, und unter dem Schnitzwerk des Vordertheils ſchimmerte helle, rothe Seide hervor. Ibeles griff ein Paar Accorde, und fand den Ton, worauf es ihm allein ankam, ſehr lieblich und ſo ſtark, als es bei einem Pianino überhaupt möglich iſt. Er hätte ſich glücklich gefühlt, wenn er ſich das Inſtrument ſelbſt erworben gehabt hätte, oder wenn er wenigſtens darüber beruhigt geweſen wäre, von welcher Seite ein ſo werthvolles Geſchenk komme.

Dorothea, obwohl ſie ein beſchämtes Gefühl überwinden mußte, freute ſich, daß dieß erſte Bedürfniß eines Componiſten nun ihrem Mann nicht mehr

fehlte. Sie vermuthete, daß entweder die reichen Familien, an die sie empfohlen waren, oder einige Kunstfreunde der Hauptstadt gemeinschaftlich das Instrument angeschafft, welches, einem darin liegenden Zettel in englischer Sprache zufolge, der berühmte verbannte Componist als sein Eigenthum ansehn möchte. Dieser Ansicht widersprach Ibeles, der die Unwahrscheinlichkeit hervorhob, daß sich mehrere einander fremde Personen an einer gemeinsamen Gabe betheiligen sollten. Die Sache blieb ihnen ein Räthsel, bis nach einigen Tagen, als die gewöhnlichen Besucher des Hauses sich zahlreicher als sonst eingefunden hatten.

Alle Eintretenden machten irgend eine Bemerkung über das neue Clavier, mit einziger Ausnahme der Gräfin Blaſoska, die Shawl und Hut darauf hinlegte, aber lächelnd that, als ob sie den auffallenden Tausch gar nicht sähe. Ibeles erröthete, als er einige bedeutsame Winke zwischen dem Freund, der ihn auf die Promenade nach Hampstead gelockt, und der Gräfin gewahrte, und Dorotheen ward es kalt und heiß, als ihr die Möglichkeit auftauchte, daß diese die Geberin des sonst so erwünschten Geschenks sein möchte.

Von keiner Hand hätte ihr und ihrem Manne eine Wohlthat dieser Art unwillkommener erscheinen können, als von der der Gräfin, die sich ohnehin längst nicht mehr in den Schranken einer besuchenden Freundin hielt. Sie kam drei bis viermal in der Woche, blieb politisirend oder von Persönlichem redend halbe Tage lang sitzen, und wenn Dorothea ihrem Beschluß getreu die Höflichkeit gegen den Besuch den häuslichen Pflichten aufopferte, so nahm die Gräfin nur um so ausschließlicher die Unterhaltung des Hausherrn in Anspruch. Sie befolgte zuletzt nicht einmal mehr die Form, nach der Dame des Hauses zu fragen, sondern ging ohne Weiteres auf das Arbeitszimmer ihres Freundes und Mitverbannten, wie sie Ibeles nannte.

So sehr es in des Hausherrn Interesse lag, Muße und Einsamkeit zu gewinnen, so sehr bemühte sich die Gräfin, die Gesellschaft zusammenzuhalten, die sich durch die Macht der Gewohnheit in der Villa einzufinden pflegte. Sie geberdete sich wie die Frau des Hauses, wenn Gäste erschienen, und es machte ihr immer königlichen Spaß, wenn sie wirklich von Unbekannten dafür gehalten wurde. Dorothea fand

ihre Situation nicht beneidenswerth, als ſie nach einem ſolchen Mißverſtändniß einmal vor einem ausgezeichneten Fremden in einem kattunenen Hausüberrock erſcheinen mußte, und die zierliche, immer äußerſt elegante Gräfin die Gelegenheit benützte, eine ihrer zärtlichſten Freundſchaftsſcenen zum Beſten zu geben. Sie betrug ſich wie ein naives Mädchen gegen die aus der Kinderſtube herbeigezerrte Frau, erzählte ihr vor den Anweſenden noch einmal die komiſche Verwechslung, und nahm dann einen Ton der Ehrfurcht gegen ſie an, um zu zeigen, daß ſie durch übertriebne Rückſicht Dorotheens mißliche Stellung gütigſt vor ihrem Manne und deſſen Freunden verhüllen wollte.

Und nun ſollte die Kette, die bisher nur aus Höflichkeit getragen worden war, durch Rückſichten der Dankbarkeit zu einer unauflöslichen geſchmiedet werden! Es war Ibeles, als ob ihm ein Joch auf den Nacken gelegt würde, und Dorotheen brachen faſt die Thränen des Unmuths hervor. Das Paar blieb ſtill und verlegen den ganzen Abend; die Gräfin ſuchte wie gewöhnlich ein Thema auf die Bahn zu bringen, das ſich eignete, ihren Enthuſias-

mus daran zu knüpfen, und die anwesenden Bekannten amüsirten sich, ohne zu merken, wie der Boden unter den Füßen ihrer Wirthe brannte.

Als Alle heimgegangen waren, sagte Ibeles: „Bin ich denn wirklich ein so undankbares Gemüth, daß die Güte dieser Frau mir mehr Pein als Freude macht? Ich war doch von Jugend auf gewohnt, von Andern zu empfangen, und vor unserm Onkel, dem ich meine ganze Bildung und damit Alles verdanke, habe ich mich nie gedrückt gefühlt. Aber damals arbeitete ich, um die Wohlthat zu verdienen, und hier soll ich mich durch Müßiggang dankbar bezeigen. Das geht gegen meine Natur!“

Dorothea hätte am liebsten das Geschenk sofort aus dem Hause transportiren lassen, wenn eine solche Verletzung aller Artigkeit nicht als tödtliche Beleidigung angesehen worden wäre. Sie fand es qualvoll, daß man für Geldeswerth mit seiner Person bezahlen solle, und doch ist ja dieß das Loos, dem die vornehme Armuth nicht entgehen kann, sie mag sich versehen oder sträuben.

Das Pianino stand einmal da, und Ibeles mußte darauf spielen, wenn er nicht, ein zweiter Scävola,

seine Hand abbrennen wollte. Der Gräfin abstoßend zu begegnen war ohnehin schwer, da sie einmal den klagevollen, ein andresmal den scherzhaften und endlich den begeisterten Ton anstimmte, aber immer denjenigen, der dem Ton des mit ihr Sprechenden entgegengesetzt war. Brachte Dorothea das Gespräch auf praktische Thätigkeit, so sprach sie mit Enthusiasmus von dem Märtyrerthum für die Freiheit. Ließ Ibeles mit kluger Ironie sie fühlen, daß ihre unlogischen Behauptungen ihn in humoristische Laune versetzten, so gab es unversehens eine Thränenexplosion, und sie hatte nur darum so verwirrt geredet, weil irgend ein unnennbares Gefühl ihr Herz bis zum Zersprengen überfüllte. Hatten beide Eheleute sich vorgenommen ihr mit steifer Achtung zu begegnen und sie so zum Maßhalten zu nöthigen, so mochten sie sich darauf gefaßt machen, daß sie irgend einen Dritten in Späße verwickelte und die ganze Gesellschaft zu einer possenhaft burschikosen Stimmung fortriß.

Am fatalsten machten sich diese Streiche fühlbar, wenn Engländer zugegen waren. Der Styl des Umgangs bei dieser Nation verträgt sich mit den

Formen jeder gesitteten continentalen Gesellschaft, aber die Gräfin schien zu glauben, daß das Nichtbeachten der Landessitten unter allen Umständen genial sei.

Zwischen ihr und Mrs. Beak war eine völlige Antipathie heraufgewachsen, und wenn diese Dame und ihre Töchter mit der Gräfin zusammentrafen, so hatten zwar die anwesenden Gäste großen Spaß, aber die Hauswirthe einen schweren Stand.

Wer kennt nicht den unschätzbaren Werth guter Nachbarn! In unsrer Heimath, inmitten aller Verwandtschafts- und Freundesbande sehen wir es schon als eine Schicksalsgunst an, wenn wir mit unserm nächsten Thürnachbarn vertraulich verkehren können. Wie viel mehr beglückt es denjenigen, dem in einer Wüste von fremden Gesichtern täglich aus dem Fenster gegenüber gutmüthige Augen den Morgengruß zunicken. Die Damen Beak waren nicht musikalisch und hatten also nicht das gräßliche Foltermittel in Händen, womit dilettirende Nachbarinnen eines Componisten sanfte Seele mit giftigem Haß erfüllen. Das Aeußerste was sie ihm anthaten, war daß sie ihn einmal baten ihnen eine Polka seiner Composition zu spielen, und auf sein Bekenntniß, daß er

nie eine solche verfaßt habe, ihn verwundert fragten: wozu denn Musik diene, wenn man keine Polkas mache! Die Ehrenkränkung seiner Componistenwürde hatten sie aber tausendfach an ihm als Menschen wieder gut gemacht, denn sie übten jene anspruchslose Gefälligkeit, die aus Achtung für den Freund und aus innerer Güte zugleich hervorgeht.

Für Dorotheens Bedürfniß war ein Haus wie das der Mrs. Beak recht auserwählt, denn hier konnte sie in einer Mußestunde sich erholen, ohne ihre Kinder aus den Augen zu verlieren. Die Nachbarinnen lebten in ökonomischen Verhältnissen wie sie selbst, waren arbeitsam und einfach, also ihr in vielen Punkten sympathisch. Sie brauchten einander keinen Zwang anzuthun, wenn sie zusammenkamen, und mutheten sich nichts Unmögliches zu; darum war ihr Umgang ihnen eine wirkliche Erquickung.

Ganz das Gegentheil fand im Verkehr mit der Gräfin Statt. Sie hatte, wie alle reichen müßigen Damen, gar keinen Maßstab für das, was in einer bürgerlichen Haushaltung möglich ist. Sie lud sich ungenirt zu einer Tageszeit ein, wo es ihren Freunden ganz unmöglich war, etwas zur Verbesserung

der Bewirthung zu thun. Auch brachte sie nicht selten Landsleute oder andre Freunde mit, denen sie durchaus ihren Freund und Mitverbannten zeigen mußte, und versicherte, daß gar keine Umstände nöthig seien, da diese Herren, um sich nicht von ihr zu trennen, lieber vorlieb nehmen als in ihr Hotel zurückkehren wollten.

Bei solchen Gelegenheiten fehlte es denn manchmal nicht bloß an passenden Speisen, sondern an Geschirr, Geräthe und Allem in der Flüchtlingswirthschaft. Dorothea, die so viel wie möglich den äußern Anstand zu retten suchte, setzte dann die Mahlzeit eine Stunde hinaus und arbeitete mit Kathrinchen zusammen am Feuerherd, zitternd vor Eile und Anstrengung. Im Moment wo der Tisch gedeckt werden sollte, fiel es wohl der Gräfin ein, Kathrinchen schnell zum nächsten Papierladen zu beordern, um eine Zeitung zu holen, in der sich ein Artikel befand, den sie vorlesen wollte. Während Dorothea remonstrirte, drückte die Gräfin dem Kathrinchen schon eine halbe Krone in die Hand, worauf diese rasch weglief und versicherte in zwei Minuten zurück sein zu können. Dorothea mußte dann unter-

dessen das kleinste Kind auf den Arm nehmen, die Töpfe am Feuer beaufsichtigen, die Hausthüre öffnen, wenns schellte, und zuletzt nach allen diesen Aengsten und Plagen mit heitrer Miene an dem Tische präsidiren.

Die Gräfin merkte von all diesem in ihrer Unschuld gar nichts. Von Jugend auf hatten ihr Dienstboten in Ueberfluß zu Gebot gestanden, und wenn ein außergewöhnlicher Fall vorkam, so wurde zum nächsten Hotel um ein paar Schüsseln geschickt. Sie befahl, und die Dinge geschahen, denn sie war reich und verschwenderisch. Das einfache Leben in Ibeles Hause reizte sie durch den Contrast den es mit ihren frühern Gewohnheiten bot, und sie war entzückt über manchen Behelf, gerade wie verwöhnte Stadtkinder in eine Bauernhütte gehen, um auf hölzernen Bänken im Genuß des Schwarzbrods und der sauern Milch zu schwelgen. Hatte sie es durch plötzliches Durchbrechen der Hausordnung Dorotheen unmöglich gemacht, ein leidliches Mahl in der Hast herzustellen, so dachte sie höchstens, daß Frau Ibele im Grunde doch eine ungeschickte Hausfrau sein müsse, wenn ihr eine so einfache Bewirthung mißlinge.

Manchmal waren Mrs. Mutebell und ihre Töchter, die von Zeit zu Zeit die ihnen empfohlene deutsche Familie besuchten, mit der Gräfin zusammengetroffen, und dann bildeten diese wortkargen Damen die Folie zu der Beredtheit der letztern. In solchen Fällen versöhnte sich Ibeles immer im Stillen mit der Gräfin, deren Eintritt wie das Wehen einer frischen Brise nach todter Windstille empfunden ward. Die Mutebells waren langweilig und brav, und brachten sie Einen durch die erstere Eigenschaft zur Verzweiflung, so hinderte Einen das Achtungswerthe, das sie besaßen, ihnen mit Grobheit zu begegnen. Hier kam die Rücksichtslosigkeit der Gräfin dem Musikdirector recht zu Hülfe, sie führte das Wort und hänselte zuweilen die steifen Töchter Mutebell ganz ergötzlich.

Sie hatte gewittert, daß Ibeles ein bischen Schadenfreude bei solchen Anlässen empfand, und nun glaubte sie alle Engländerinnen seien ihr preisgegeben, die diese Villa betraten. Mit gelungener Taktik hatte sie Harriet und Lucy Beak den männlichen Besuchern der Villa lächerlich gemacht, und nun arbeitete sie daran, der alten Mrs. Beak das Terrain

zu verleiden. Es war der Gräfin unerträglich, wenn ſie mit dem Hausherrn eben über ſich ſelber reden wollte, daß die Nachbarin herüber kam und von ſeiner Frau ſprach. Aber ſo oft ſie verſuchte Mrs. Beak ihre Geringſchätzung fühlen zu laſſen, erfuhr ſie eine indirecte Zurechtweiſung, indem Ibeles ſogleich mit der größten Hochachtung das Wort an die alte Dame richtete.

Bei einem Anlaß dieſer Art hatte Mrs. Beak ſich in die Kinderſtube begeben, wo Dorothea bei einem kleinen Patienten verweilte, indeß die Gräfin mit Ibeles im Beſuchzimmer zurückblieb. Kaum ſah ſich dieſe unter vier Augen mit ihrem Mitverbannten, als ſie ſich ausließ:

„Wie können Sie dieſen langweiligen Beaks mit ſolcher Schonung begegnen? Wenn dieſe unbedeutenden Mädchen und die ſteife alte Frau nicht fühlen, daß ſie in unſern Kreis nicht gehören, ſo muß man es ihnen zu verſtehen geben. Wollten Sie mich nur gewähren laſſen, mein Freund, ſo machte ich daß Sie ſie los würden, ohne ſich zu compromittiren.“

Ibeles erwiederte mit finſterer Stirne: „Ich

achte dieſe Damen, und meiner Frau ſind ſie als Freundinnen werth und lieb. Ich möchte ſie um keinen Preis in meinem Hauſe gekränkt ſehen, denn wir ſind ihnen vielfach Dank ſchuldig geworden."

Die Gräfin fiel ihm lebhaft ins Wort: „Alſo von dieſen Leuten nehmen Sie Freundlichkeit an und halten ſich an ſie gebunden, und ich, die ich mich wie Ihre Schweſter betrachte, ſtelle Ihnen mein ganzes Vermögen zur Verfügung, und Sie verſchmähen jede Hülfe von meiner Hand. Wenn Ihre gute Frau gerne mit Mrs. Beak verkehrt, ſo iſt das eben nicht unbegreiflich; ſie werden Haushaltungsſachen mit einander verhandeln, wie Nachbarsfrauen pflegen. Aber Sie, der geniale Künſtler, der Patriot, was ſind Ihnen ſolche Weſen, daß Sie ein Wort an ſie verlieren! Dieſe Räume, wo Helden ſich verſammeln, die ins Rad der Weltgeſchichte gegriffen haben, ſollten gar nicht von Nullen profanirt werden!"

Ibeles antwortete: „Ohne mich auf die andern Punkte Ihrer Rede einzulaſſen, will ich hier nur als Ritter der Damen Beak auftreten. Ich gebe zu, daß keine derſelben durch Geiſt ausgezeichnet iſt, aber alle Drei ſind es durch Redlichkeit des Charakters.

Der Gesichtskreis der Töchter ist freilich noch sehr eng, aber innerhalb dieser Schranken wissen beide deutlich was sie wollen. Die Mutter hat einen kerngesunden Verstand, und trotz ihrer nationalen Vorurtheile und einiger kleinen Lächerlichkeiten sehr viel Herz. Die wackere Frau hat nie mit einer Fingerspitze an's Rad der Weltgeschichte gerührt, aber sie hat zu Stande gebracht, was wenige unsrer Helden nur versucht haben!"

„Und was denn?" fragte die Gräfin.

„Sie hat ihr Haus bestellt!"

„Welch ein Philister spricht aus Ihnen!" lachte die Gräfin. „Wie würde sich die reactionäre Bourgeoisie Ihres Vaterlandes freuen, wenn sie wüßte, daß der wilde Musikdirector so schnell gezähmt worden!"

„Mißverstehen Sie mich nicht mit Willen! Wenn ich die ganz gemeinen bürgerlichen Tugenden dieser Frau hervorhebe, so will ich nur anerkannt haben, daß sie immer das geleistet hat was ihrer Lage und dem Moment gemäß war. Zu großen Wagnissen war sie nicht berufen. Als ihr Mann starb, hatte sie die Aufgabe, ihren Kindern Vater und Mutter

zugleich zu ſein. Aus den kleinſten Mitteln ſchuf ſie durch Arbeit eine gemüthliche Häuslichkeit, gab den Töchtern eine gute Erziehung, und daß ſie ihren Pflichtenkreis nicht auf ihre vier Wände beſchränkt, haben wir erfahren. Wenn ein jugendkräftiger Mann, von großem Weltblick und ſeltnem Verſtand, ſich nicht auf denſelben Thätigkeitskreis beſchränken will, weil ihm der Weg zu höherm Thun offen ſteht, ſo iſt das gerecht. Ehe ich aber müßig die Hände in den Schooß legte, weil das Rad der Weltgeſchichte auf andern Bahnen rollt als da wo ich mit angreifen kann, möchte ich lieber ein Spinnrad drehen."

„Soll das eine Anſpielung auf den Beruf der Frauen ſein?"

„Keineswegs, denn große Momente in der Geſchichte durchbrechen ſowohl den Frauenberuf als jeden andern. Ich habe jene patriotiſche Conteſſa in Sicilien bewundert, die ihr Pianoforte vom Balken herab auf die andringenden Schweizerſoldaten ſchleudern ließ. Ich preiſe die Frauen, die während des Freiheitskampfs den Brüdern die friſchen Patronen zum Schuß reichen und die Barricade vertheidigen helfen. Vor der Begeiſterung einer großen Stunde

ſchweigen die kleinen Rückſichten auf das Geſchlecht. Aber ich haſſe das Dilettiren in der Revolution, wie ich's in der Kunſt haſſe. Der furchtbare Sturm der Weltgeſchichte, der den Tod im Gefolge Herz vom Herzen reißt, über Civiliſation und Alles, das dem Menſchengeiſt heilig iſt, verheerend dahin brauſt, der iſt kein Spielzeug, um die Converſation beim Theetiſch zu würzen. Für die Freiheit ſterben kann ich, aber unfruchtbares Reden darüber halt' ich nicht aus."

Wildemann trat eben herein und freute ſich die Gräfin anweſend zu finden, der er eine Mittheilung machen wollte. Sie ſchien aber unluſtig länger zu bleiben und forderte ihn auf, ſie nach Hauſe zu begleiten, da ſie gerne bei der ſchönen Mondnacht zu Fuße wandern möchte, eine Einladung, die er freudig annahm.

Während Ibeles ſo ritterlich die Mrs. Beak vertheidigt hatte, ſaß dieſe oben bei Dorotheen und machte ihrer Mißbilligung gegen die Gräfin Luft. Es muß zur Ehre der Engländerinnen überhaupt anerkannt werden, daß ſie viel weniger mediſiren als continentale Damen. Indeß hatte das Benehmen

der Gräfin etwas ſo herausforderndes für die an große Zurückhaltung gewohnten engliſchen Frauen, daß wir es der Mrs. Beak wohl verzeihen müſſen, wenn ſie einen Tadel ausſprach.

„Wie ganz anders muß doch die Sitte auf dem Continent ſein,“ fing ſie an. „Hier in England würde man es ſehr auffallend finden, wenn eine Dame einem Herrn ſo intim begegnete, wie die Gräfin thut.“

Dorothea erwiederte: „Die Revolution hat alle Gemüther in Aufregung verſetzt, und das äußert ſich auch im geſelligen Verkehr.“

Mrs. Beak ſagte: „Es wäre aber zu bedauern, wenn die Revolution auch die guten Sitten der Frauen afficirte.“

„Die deutſchen Frauen halten nicht minder ſtreng darauf wie die Engländerinnen, glauben Sie mir das. Der Ton dieſer Polin würde zwar auch in Deutſchland auffallen, aber er würde nicht ſo verletzen, da wir an lebhafte Geberden gewohnt ſind.“

„Aber würden Sie je eine ſolche Geberde vor fremden Männern machen?“ Und hiermit ſetzte ſich die corpulente Mrs. Beak in eine der ſchmachtenden

Positionen, die der schlanken Figur der schwarzgelockten Polin so hübsch anstanden, richtete das Stumpfnäschen mit der Brille darauf schwärmerisch empor und verdrehte die kleinen grauen Augen. Man sah, sie hatte eben so scharf beobachtet, wie die Polin das Wechselspiel der schwarzen Augen und der deckenden Wimper gleich einem Fächer zu gebrauchen verstand, als die Art wie sie die Hände des mit ihr Sprechenden plötzlich im Feuer der Rede zu ergreifen pflegte; aber von der bejahrten schwerfälligen Dame nachgeahmt, kam die Coquetterie so grotesk heraus, daß Dorothea herzlich lachen mußte.

Ernsthaft und wohlmeinend fuhr nun Mrs. Beak fort: „Sie sollten lieber nicht lachen und meiner Erfahrung glauben, daß solche Ladies viel Unheil anstiften und in einer christlichen Familie nicht geduldet werden sollten. Ich zweifle nicht, daß Ihr guter Mann ein musterhafter Gentleman ist, aber je höflicher ein Mann ist, je wehrloser ist er den Finten solcher durchtriebenen Damen gegenüber."

„Aber halten Sie denn wirklich die Gräfin für absichtlich? Ich denke, sie ist bloß exaltirt und überlegt nicht was sie thut!"

„Sie nicht überlegen was sie thut? Wenn ein vierzehnjähriges Mädchen sich so geberdete, so möchte man es ihrer Unschuld verzeihen. Aber eine verheirathete Frau, die Kinder hat, lehnt sich nicht aus Naivetät einem fremden Manne auf die Schulter, und streift mit ihren Wangen seinen Bart, wenn sie mit ihm flustert. Ich finde es herrlich und wünsche nicht, daß meine Töchter es mit ansehen."

Dorothea schickte ihre eignen Töchterchen schnell ins Gärtchen hinunter, nicht weil sie von dem Beispiel der Gräfin für ihre Sitten etwas fürchtete, denn sie spielten noch mit der Puppe, sondern um des Princips willen, daß in Gegenwart von Kindern nie ein bösartiges Urtheil über Personen ausgesprochen werden sollte. Der jüngste Knabe, der krank in seinem Bettchen lag, spielte mit seinem Hanswurst, und verstand nichts von dem Gespräch.

Dorothea gestand der vertrauten Nachbarin, daß auch ihr der Ton fatal sei, den die Polin in ihrem Hause eingeführt habe. Sie sagte: „Die Frau würde gewiß empört sein, wenn ich ihrem Salon meine Art und Weise zum Gesetz aufdrängen wollte. Mit welchem Recht erlaubt sie sich denn Eingriffe

auf meinem Grund und Boden? In jedem Haus bildet sich ein gewisser Styl der Geselligkeit, der von den Familienhäuptern ausgeht, die Gleichgesinnten wohlthuend anzieht, und die fremdartigen Elemente, die den Hausfrieden stören, ausstößt. An unsrer Statt hat nun diese Frau, ehe wir in diesem neuen Leben den passenden Ton für unser Hauswesen feststellen konnten, ihren Umgangsstyl meiner Wohnstube aufgezwungen, und uns erst recht eigentlich heimathlos gemacht."

„Und warum dulden Sie denn das, und warum läßt Ihr Mann diese Beleidigung seiner Lady zu?"

„Warum ich es dulden muß, wissen Sie aus frühern Gesprächen. Sie hat mich in ein Netz von Gefälligkeiten eingesponnen, die erst so unscheinbar waren, daß es affektirt von mir gewesen wäre, sie zurückzuweisen. Und was meinen Mann angeht, so ist er ebenfalls Schritt vor Schritt zum Freund und Vertrauten gemacht worden. Eine galante Dame kann ein tugendhafter Ehemann scheu mit Derbheit abfertigen, aber mit was für Ausdrücken soll er eine sogenannte Freundin im Zaum halten?"

Mrs. Beak schlug die Augen seufzend empor, und

ſagte: „Ganz daſſelbe hat mir mein ſeliger Mann oft geſagt! Er war auch ein ſehr ſchöner Gentleman und ein Doktor der Medicin! O, was könnte ich Ihnen für Geſchichten erzählen! Die kranken Damen haben unſre Nachtruhe nicht halb ſo oft geſtört, als die geſunden!“

„Ein prächtiges Geſtändniß,“ rief Dorothea, „welches mir verräth, daß nicht bloß die continentalen Damen Ihnen Aergerniß gegeben haben. Ich hoffe, der ſelige Herr Doktor iſt glorreich aus allen Verſuchungen heimgekehrt.“

„Er war ein Mann von Grundſätzen, und wenn er den Puls ſeiner Patientinnen nicht recht traute, ſo verſchrieb er ihnen recht bittre Arzneien.“

Das Geſpräch gerieth nun auf den harmloſen Boden des Scherzes, und von da auf Haushaltungsſachen, wie es unten die Gräfin vorausgeſagt hatte.

Als Dorothea allein war, bemächtigte ſich ihrer eine recht peinliche Empfindung; ſie hatte ſo lange ſchon an ſich gehalten, ihrem Unmuth über die Pekin keine Worte zu geben, und nun war ſie doch zu einer Aeußerung fortgeriſſen worden. Sie fühlte, daß von

dieser Stunde an das Verhältniß erst unerträglich wurde, weil sie ihre innerste Gesinnung darüber ausgesprochen hatte. Sie hätte in der Nachbarin Gegenwart nie mehr die Gräfin freundlich begrüßen können, weil sie sich selber falsch vorgekommen wäre. Wenn schon die Reinheit unsrer Beziehung zu guten Freunden getrübt vor unsrer Seele dasteht, wenn wir sie einmal vor einem Dritten nur beurtheilt haben, so ist der Zustand unsres Gewissens um so qualvoller, wenn wir von unlieben Menschen hinter ihrem Rücken geredet. Das Unrecht gegen den Freund suchen wir schnell wieder gut zu machen; indeß unsre Ehrlichkeit uns verleitet, den Unfreund trotzig in einen Feind zu verwandeln.

Dorothea hörte Wildemann hereinkommen und bald darauf mit der Gräfin das Haus verlassen. „Nun heute," dachte sie, „werden wir doch einen Abend unter uns bleiben!" Ibeles kam schon die Treppe herauf, da zog es wieder an der Hausschelle, ein Klang, der seit lange den ruhebedürftigen Bewohnern durch alle Nerven schnitt. „O weh, noch ein später Besuch!" dachten beide, aber eine altbekannte Stimme, die fragte, ob der Herr Musik-

direktor Zbeles hier wohne, erregte ihnen eine fröhliche Ueberraschung.

„Ist es möglich! Sind Sie es, liebster Stern! Wo kommen Sie her? Sie sind frei! welche Freude!“ Mit diesen Worten umhalsten sich Zbeles und sein alter Freund, den er seit der Barrikadennacht nicht gesehn, und der sich den letzten Nachrichten zufolge noch in verlängerter Untersuchungshaft befand.

Ein treues Gemüth aus der Heimath war auch der Hausfrau ein willkommener Gast, und der Angekommene wurde mit Fragen nach den dortigen Verhältnissen und den alten Freunden bestürmt, wußte aber weniger von der Außenwelt, als sie selbst. Er war in enger Haft gehalten worden, und auf dem Transport nach einem Nachbarstaat, wo er mit einem andern politischen Angeklagten vor Gericht confrontirt werden sollte, glücklich entschlüpft. Nach dem Abendbrode erzählte er seinen Freunden die Fluchtgeschichte, die wir im nächsten Kapitel mit seinen eignen Worten mittheilen.

Neuntes Kapitel.

Dr. Stern erzählt.

Ich saß, wie ihr wißt, wegen Umsturztendenzen in jenem scheußlichen Thurm, mit der Aussicht auf die hohe Stadtmauer und ein paar Schilderhäuschen, wo der Oberst v. Radnagel mich von den allertreusten Soldaten bewachen ließ. Die Correspondenz mit meinen Verwandten ging durch die Hände des Oberaufsehers, und sie beschränkte sich nur auf erlaubte Mittheilungen. Meine Vettern und Basen sind nicht sehr erfinderisch, und wären sie es auch gewesen, so war die Sorge, mit der ich bewacht wurde, zu kleinlich genau, um geheime Verbindungen mit der Außenwelt möglich zu machen. Das Brod oder andre Eßwaaren, die mir meine alte Tante zuweilen zustellen ließ, wurden zerbröckelt und durchwühlt, um die Behörden sicher zu stellen, daß keine Feile mit hinein

gebacken war. Ich kannte außerdem meine Verwandten als viel zu feig, als daß sie politischen Freunden erlaubt hätten, in die gestattete Correspondenz verdeckte Heimlichkeiten mit einzuschmuggeln.

Hundertmal verwünschte ich es jetzt, daß ich aus Angst vor Weiberlisten ein Junggeselle geblieben, denn hätte ich eine Ehefrau gehabt, so hätte sie gewiß eine List gefunden, um mir aus dem Thurm zu helfen.

Vergebens trug ich darauf an, mir während der Untersuchungshaft meine gewohnten Studien zu gestatten. Weder philosophische noch geschichtliche Werke wurden mir geliefert, und statt der Zeitungen brachte man mir Missionsberichte und Traktate. Ich wurde so ingrimmig über den Unsinn, daß ich dem Pfaffen, der mich besuchte, mit der bittersten Ironie begegnete, und meinen Kerkermeistern keine freundliche Miene mehr gönnte. Mein obstinates Wesen diente nicht, meinen Zustand zu verbessern, und ich habe nachher manchmal bereut, daß ich mich nicht aus Klugheit auf einen bessern Fuß mit meinen Schergen setzte. Das Lächeln des Menschenauges kann man so wenig entbehren, wie das Sonnenlicht, und ein freundlicher

Blick ſelbſt des mürriſchen Pfoffen hätte mir einen Schimmer in dieſe todte Oede geworfen. Aber Er hatte mich mit ſeinen Bekehrungsprätenſionen bei meiner Logik gepackt, und ſollte ich nicht für die Einheit Deutſchlands fechten, ſo wollte ich wenigſtens für den Satz, daß zweimal zwei vier macht, zum Märtyrer werden.

Da kam der groſse politiſche Proceß im Nachbarſtaat aufs Tapet, und ich ſollte mit darin vernommen werden, um die Evidenz gegen einen andern Angeklagten zu completiren, den ſie um jeden Preis ins Verderben reiten wollten. Ich konnte der Sache gar nicht entgehen, und ich dachte mit Entſetzen an die Kreuz- und Querfragen des Unterſuchungsrichters. Irgend ein Ja oder Nein, das ich in einem anſcheinend ganz unbedeutenden Falle mir entlocken ließ, konnte eine Beſtätigung der Anklage oder ein Dementi der Vertheidigung enthalten, und mich unbewußt zum Verräther an meinem Parteigenoſſen machen.

Ich durchſchaute die ganze Bosheit der Reaktion, welche mich juſt darum zum Werkzeug erwählte, um die Rache der Volkspartei von ſich ab auf einen der

treueſten Liberalen zu werden. Und bei einem Haar wäre es ihnen gelungen.

Seht mich nicht ſo entſetzt an, liebe Freunde; nicht jeder iſt ein Abtrünniger, der vor Gericht ſeine Complicen in Noth bringt. Seit ich wußte, daß ich vorgeladen ſei, dachte ich meine Situation unaufhörlich durch, und ich gewahrte mit Staunen, wie tief das einſame Grübeln ſo vieler Monate mich umgewandelt hatte. Meine Ueberzeugungen hatten nicht gewankt, bei der ewigen Wahrheit nicht, aber das ſpecielle Parteigefühl war abgeſchwächt.

Wer Tag und Nacht einſam iſt, fühlt ſich zuletzt nur noch als ſein eigner Freund. Mit dem Gewiſſen in Frieden zu ſein, die Würde des eignen Charakters zu retten, dünkt ihm das erſte Bedürfniß. Meine eigne Gegenwart wäre mir in der langen Kerkerhaft, die mir noch bevorſtand, unerträglich geworden, wenn ich als überführter Lügner aus dem Proceß hervorgegangen wäre.

Bei der Revolution iſt mir immer als das Härteſte vorgekommen, daß das Parteiweſen uns als Menſchen unläugbar demoraliſirt. Vom Parteimann wird eine Form der Ehre und Tugend gefordert,

die, genau wie bei der militärischen Ehre, nicht mit dem abstrakten Begriff dieses Worts übereinstimmt. Es ist eine Schande die Wahrheit zu bekennen, wenn man die Parteiinteressen damit gefährdet. Die Kriegslist wird zur Tugend, das Läugnen zur Pflicht.

Solch ein Conflikt läßt sich leicht verarbeiten, wenn man inmitten der kriegführenden Parteien lebt, die Noth des Moments uns zwingt, das Resultat uns rechtfertigt. Aber wehe dem, der mit sich allein sein muß, wenn er die Reinheit seines Charakters für irgend einen Zweck geopfert, der ihm weit aus den Augen gerückt liegt, während nur das concentrirte Ich ihm gegenwärtig geblieben ist.

Neben dieser trüben Consideration hatte meine Reise aber auch ihre heitre Seite. Ich sollte die Sommerpracht, wenn auch nur auf wenige Stunden genießen, ich sollte Menschen sehen, in das sumpfige Kerkerleben sollten die Wogen frischer Aufwallungen hineinschlagen. Sogar an die Möglichkeit des Entkommens dachte ich, doch schien mir das, wie ein Spiel der Phantasie, und ich verbannte alle Pläne als tollkühn und hoffnungslos.

Der Tag der Abreise kam heran, von zwei

Gensdarmen escortirt wurde ich in einer gewöhnlichen Kutsche vor Tagesanbruch an die nächste Eisenbahnstation gefahren, die viele Meilen entfernt an der Grenze unsres Ländchens vorbeistreift. Meine beiden Häscher nahmen mich in die Mitte, damit ich ihnen vom Perron nicht etwa entwischen könne.

Sonderbar, daß ich mich, selbst in dieser Lage, wie von einem wunderbaren Glück angehaucht fühlte. So lange hatte ich nichts von Farben gesehn, und nun entzückte mich der bloße Anstrich der Wagen, die umherstanden. Die Lokomotive schien wild aufzuathmen, und sich ihres lustigen Umherrennens durch allerlei Herren Länder zu rühmen. Was aber meinen Blick am längsten fesselte und mich zu Thränen rührte, war unfern des Perrons das Häuschen des Bahnwärters, das mit Geisblatt umzogen war, und neben dem auf einem schmalen Streifen Feld der Mann mit Kresse den Namen der Station gezogen hatte. In der Hausthür stand eine Frau mit einem Kind auf dem Arm; der ehrliche Wärter deutete auf unsre Gruppe, und sie sah mitleidig zu dem Gefangenen herüber.

Ein andrer Bahndiener machte sich in meiner

Nähe beständig zu schaffen; die Oelkanne, mit der er die Räder einschmieren sollte, setzte er dann hinter meinen Sitz, dann holte er sie wieder hervor, so daß die Gensdarmen selbst bemerkten, der Mensch müsse schrecklich dumm sein, weil er auf dem weiten Bahnhof grade den Platz für seine Oelkanne wähle, wo er die Fremden plage.

Als man zur Abfahrt bereit war, wurde uns ein besondres Coupée angewiesen, der erste Gensdarm stieg ein, ich sollte folgen; da drängte sich der Mensch mit der Oelkanne nochmals an die Wagenthür und zugleich hörte ich, wie einer der Beamten dem Gensdarmen hinter mir eine Cigarre anbot. Mürrisch schlug er sie aus, doch war seine Aufmerksamkeit für eine Sekunde abgelenkt worden, und just in dieser Sekunde steckte der Oelmensch mich barsch zurückdrängend mir ein Papier in die Hand, und sagte im brummenden Ton: „Gebt doch Acht, wohin Ihr tretet, wenn Ihr ausglitscht, so rutscht Ihr zwischen das Wagenrad und schmeißt mir meine Oelkanne um.“

Die plötzliche Ahnung, die mich durchzuckte, brachte momentan ein so heftiges Zittern hervor, daß ich wirklich den Wagentritt verfehlte. Mit einem Fluch

ſchob der hinter mir ſtehende Gensdarm die Oelkanne mit dem Fuß zurück, drängte mich in das Coupée, und folgte ſelbſt nach. Von außen wurden die Wagen zugeſperrt, und nun ging es erſt langſam, dann raſch und raſcher in die prächtige Morgenluft hinaus.

Ich hielt das Papier krampfhaft in der linken Hand, und wagte nicht dieſelbe zu bewegen, aus Angſt, das leiſeſte Knittern könne meinen geheimnißvollen Schatz verrathen. Doch ging alles gut; ich beruhigte mich, obgleich mein Herz noch heftig pochte. Die Gensdarmen überzeugten ſich, daß die Wagenthüren verſchloſſen waren, und überließen ſich dann dem Schlaf. Sie waren gewiß froh, nachdem ſie ſo früh aus dem Nachtſchlaf geſcheucht worden, nun endlich ihren Arreſtanten an einem ſo ſichern Ort zu haben, von dem keiner, der ſich nicht in einen Vogel zu verwandeln verſteht, entwiſchen kann.

Anfangs öffneten ſie dennoch inſtinktmäßig von Zeit zu Zeit die Augen, als ob ſie ſich verſichern müßten, daß ich noch da ſei. Mein Blick war immer forſchend auf ſie gerichtet, und das ſchien ſie zu beunruhigen. Nun ſtellte ich ſelbſt mich ſchlafend, und ließ das Haupt dann rechts, dann links zur großen

Störung und Unbequemlichkeit meiner Reisegefährten denselben auf die Schulter fallen.

Einer streckte sich nun auf die leere Bank gegenüber der Länge nach hin, wodurch ich einen Eckplatz erhielt. Ich that, als ob ich schnarchte, und hatte den Triumph bald die Gensdarmen mit einstimmen zu hören. Sobald ich mich überzeugt hatte, daß sie fest schliefen, begann ich das Papier zu entfalten und zu lesen. Obenan standen die Worte:

„Der Schlüssel, welcher Ihnen auf dem Bahnhof in die Rocktasche gesteckt wurde, öffnet die Wagenthür die gegen Osten gekehrt ist. Wenn Sie durchs Fenster greifen, ist das Schlüsselloch links, der Schlüssel muß nach rechts umgedreht werden —"

In diesem Augenblick erscholl ein gellender Pfiff der Lokomotive, und beide Gensdarmen fuhren aus dem Schlaf und rieben sich die Augen. Ehe ihr Blick mich suchte, hatte ich das Papier zusammengeknittert und verborgen. Ich ahmte ihre eignen Geberden genau nach, als ob ich auch durch den Pfiff erwacht sei, und drückte mich dann wieder in meine Ecke und schloß die Augen. Wir hielten vor einer Zwischenstation, und trotz meines Schnarchens brauchten meine

Begleiter die Vorsicht, jeder den Platz bei einer der Thüren zu occupiren.

„Was soll mir der Schlüssel?“ dachte ich. „Wenn der Zug hält, so lassen die verfluchten Häscher mich nicht aus den Augen, und während des Fahrens herauszuspringen, möchte mir wohl den Hals kosten.“

Wieder pfiff die Locomotive, und dampfend und rasselnd ging es unter einem Tunnel durch. Ich benutzte die Dunkelheit, um in meine Tasche zu greifen — richtig, der Schlüssel war da. Er mußte mir unversehens hineingeglitten sein, während wir auf der Bank, nahe bei des Bahnwärters Gärtchen, gesessen hatten, und nun begriff ich, warum der Oelmann seine Kanne hinter mich gestellt.

Hätte ich nur weiter lesen können! Aber als wir aus dem Tunnel hervorkamen, blieben die Gensdarmen hell wachend und begannen über die Ortschaften zu discouriren, die links und rechts an uns vorbeiflogen. Mir war alles Interesse an Feld und Wald genommen, auf die ich mich noch gestern so gefreut, und mit Verzweiflung sann ich hin und her, wie ich das Papier unvermerkt durchstudiren möchte.

Die Sonne war hoch gestiegen und bestreifte jetzt

mit blendendem Strahl das Fenster, an dem ich saß. Mein Auge, durch lange Dämmerung verwöhnt, schmerzte und ich nahm ein braunseidnes Taschentuch hervor und hing es über mein Gesicht. Einer der Gensdarmen bot mir einen Sitz im Schatten an, aber ich wollte mich nicht von der östlichen Thür entfernen, an die mich der Zufall so günstig postirt hatte. Auf einmal kam mir ein glücklicher Einfall, und ich schalt mich innerlich, daß ich nicht sogleich darauf verfallen. Ich nahm meinen Hut ab und befestigte das Foulardtuch wie einen Schleier darum, so daß es vorne lang herabhing. Nun stellte ich mich wieder schlafend; indeß ich die von der Sonne beschienenen Gensdarmen durch die dünne, braune Seide genau beobachten konnte, blieb mein Gesicht ihnen undurchdringlich verhüllt.

Jetzt manövrirte ich langsam das Papier unter die Hülle und es gelang mir, es ungefährdet bis zu Ende zu lesen, und nachdem ich es auswendig wußte zu verbergen. Der Fluchtplan, den es enthielt, war folgender:

„Zwischen der Station Weidenkrönchen und der Stadt Gallenheim geht die Eisenbahn über

eine bedeutende Strecke ansteigenden Bodens, und hier pflegt der Führer so langsam zu fahren, daß ein Mensch ohne Gefahr hinabspringen kann. Bald nachdem Sie die Station Weidenkrönchen passirt haben, werden Sie durch das westliche Fenster aus einem Gartenhaus mit rothem Dach einen starken Rauch steigen sehn. Es ist lange vorher sichtbar, und durch eine Allee hoher Pappeln kenntlich, die sich dahinter bis an die Umzäunung der Eisenbahn strecken. Lenken Sie die Aufmerksamkeit Ihrer Gensdarmen auf das Gartenhaus und den starken Rauch.

Hier ist die Stelle, wo Sie den Sprung durch die östliche Thür wagen müssen. Brauchen Sie die Vorschrift, nach derselben Richtung zu springen, nach welcher der Zug sich bewegt, damit der Stoß auf den Boden minder heftig erfolge. Die Subalternen der Eisenbahn sind Alle Demokraten und werden Ihnen jeden Vorschub leisten. Laufen Sie augenblicklich über die Schienen in's freie Feld. Nur ein ganz unbedeutender Chausseegraben ist zwischen Ihnen und dem Acker. Jenseits des Ackers sehn Sie eine Feldschützenhütte und Leute davor in blauen Kitteln.

Auf diese laufen Sie zu, es sind Ihre Freunde, die Ihnen weiter helfen werden. Muth!"

Der Plan sieht sehr wohl aus, dachte ich, aber die Leute, die ihn gemacht haben, möchten ihre eignen gesunden Glieder schwerlich daran wagen. Ich riß das Schnupftuch von den Augen und blickte hinab auf die fliegenden Sträucher, die nur einen langen, grünen Strich über dem gelblichen Sandstreifen hinzogen. Wie unsinnig schnaubte und rasselte die Locomotive über den metallgegürteten Boden, und ein Stein, über den unser Rad zufällig aufstieß, erschütterte uns schon peinlich auf den hölzernen Sitzen. Von Zeit zu Zeit rollten Züge in entgegengesetzter Richtung auf denjenigen Schienen an uns vorbei, die ich unmittelbar nach dem Sprung laufend kreuzen sollte. Ich erwog die ungeheure Gefahr des Mißlingens und sagte mir dabei, daß ich nicht Leben um Leben aufs Spiel setzte, sondern vielleicht zum Krüppel würde, um ein paar lumpigen Jahren Gefangenschaft zu entgehen. Dann schämte ich mich auch wieder der Feigheit, das dargebotne Rettungsmittel nicht zu ergreifen.

Es war ein himmlisch schöner Tag. In der

blauen Luft schwammen große weiße Wolken vom Ostwind gejagt. Das Korn wogte, die Bäume schaukelten ihre Aeste, und Alles schien mich zu höhnen, daß ich in meinen Käfich zurückkehren wollte. Ich wag's, ich springe! sagte ich zu mir selbst.

Noch ein paar Stationen hatte ich zu passiren, ehe das Dorf Weidenkrönchen kam. Einmal gestatteten die Gensdarmen mir, auszusteigen und eine Erfrischung zu nehmen, aber nie gingen sie mir von der Seite, und nur wenn der Zug in voller Schnelligkeit über die Bahn schoß, pflegten sie der Rast. Mein Herzpochen nahm zu, je näher wir der entscheidenden Stelle kamen, aber ich dachte jetzt der Nothwendigkeit, ein Gespräch mit den Gensdarmen anzuknüpfen, um nicht zu auffallend mit meiner Bemerkung über das rauchende Gartenhaus hervorzutreten. Meine Versuche, mich angenehm zu machen, wurden indeß sehr kühl von ihnen aufgenommen.

„Station Weidenkrönchen!" rief der Bahnwärter, und mir ging es wie ein Schlag durch alle Glieder. Ich sah den Namen der Station nochmals auf einer Tafel in großen Buchstaben neben dem

Gebäude stehen und wußte also, daß ich nicht mißverstanden hatte. Ein Gensdarmen-Officier stand auf dem Perron; meine Wächter grüßten den Vorgesetzten, er trat an das Fenster, warf einen Blick auf mich und fragte: „Spitzbub?“ „Nein, Demokrat, zu Befehl, Herr Hauptmann!“ antworteten jene, worauf er sagte: „desto schlimmer,“ und dann in ein Coupé nahe bei dem unsern stieg.

Der ersehnte Pfiff erscholl, und ich sah bald rechts, bald links spähend in die Gegend hinaus. Die Schnelligkeit der Auffahrt verminderte sich merklich, und bei einer Curve der Bahn wurden die bezeichneten Pappeln sichtbar. Ich bog mich vor und sagte: „Der Tausend, da brennt es!“

„Wo?“ fragte der Gensdarm.

„I, sehn Sie nicht die Rauchwolke über dem rothen Dach dort? Da schlägt ja die Flamme schon zu den Fenstern heraus.“

„Ich sehe keine Flamme!“

Der andere Gensdarm schob sich vor mich und sagte: „Gott straf' mich, das ist wahr. Der Rauch kömmt dick aus allen Fenstern.“

Beide streckten nun die Köpfe heraus, und schauten

unverwandt auf das Dach, um die Flamme wahrzunehmen, die aber nicht ſichtbar wurde, indeß der Rauch dicker und dicker aufſtieg. Die letzten Worte, die ich hörte, waren: „Na, das kann ein tüchtiger Brand werden bei dem ſtarken Wind. Gut, daß das Haus allein ſteht.“

Ich hatte unterdeſſen leiſe die entgegengeſetzte Wagenthür geöffnet und bereitete mich zum Sprunge. „Zum Teufel!“ hörte ich neben mir rufen und ſah den Kopf des Officiers von vorhin, der vom benachbarten Fenſter aus plötzlich meine Procedur wahrnahm. Von den Alarmzeichen, die er ſich zu geben bemühte, ward ich zur Tollkühnheit geſpornt, und trotzdem, daß unſre vorſichtig anſteigende Locomotive mir noch immer raſcher als ein Vierſpänner im geſtreckten Galopp zu laufen ſchien, ſprang ich hinab.

Es gelang mir, noch ein paar Schritte im Laufen zu bleiben, dann aber ſtolperte ich über die Schienen und fiel. Ich hatte Geiſtesgegenwart genug, mich in den Graben hinab zu wälzen, damit ich im Falle des Nachſetzens momentan den Augen meiner Verfolger entzogen würde. Doch der Zug hielt nicht,

und als ich mich von der ersten Betäubung erholt hatte, hörte ich seinen Pfiff in beträchtlicher Ferne.

Vor dem Feldschützenhäuschen wurde ich mit Händedruck und jubelnden Freudenbezeugungen empfangen. „Kennen Sie mich noch, Herr Doctor?“ rief mir ein junger Mensch zu. „Ich war Hausknecht im schwarzen Adler, wie Sie die Volksversammlung hielten. Ich hab' Ihnen und dem Herrn Director Zbeles und dem Bäcker Butzmann damals eine Flasche bayrisch Bier gebracht. Wissen Sie noch?“

Ein ältlicher Mann fiel ihm ins Wort: „Hier ist keine Zeit zu verlieren. Wir haben dich mitgenommen, weil du der einzige unter uns bist, der den Herrn Doctor von Angesicht kennt. Nun halt' uns nicht auf; von der Station Gallenheim ist keine halbe Stunde bis hieher, und sobald der Zug ankömmt, haben wir die reitende Gensdarmerie auf dem Halse. — Kommen Sie sich gefälligst umkleiden, Herr Doctor. Hier im Häuschen ist alles parat.“

Ich erhielt einen vollständigen Bauernanzug, und während ich mich umkleidete, versammelten sich wohl an zwanzig Menschen um das Häuschen, so daß ich

mich schon verloren glaubte. Doch mein unbekannter Begleiter beruhigte mich und sagte: „Es sind Leute vom Arbeiterverein, die als Patrouillen alle Feldwege in der Runde bewacht haben, um unberufene Störung abzuwehren. Nun gut, daß Alles so herrlich abgelaufen ist. Hier ist eine topographische Karte, hier sind ein paar Adressen von den Demokraten in den Dörfern hier herum, die Sie weiter schaffen werden. Sie müssen zu Fuß fort, denn in dieser Gegend ist ein Wagen zu auffallend, und würde durchsucht werden. Als Fußgänger werden Sie von Niemanden beachtet. Hier mein Knecht bringt Sie auf einen Rain, der zwischen dem hohen Korn nach Weidenkrönchen zurückführt; dort ist ein Versteck für Sie parat. Halt, wo ist die Kappe?"

„Wer hat die Kappe?" riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Gebt mir die erste, beste," sagte ich, „damit ich fortkomme. Es brennt mir unter den Füßen."

„Das sollte schön sein!" sagte der Mann; „ohne Geld kämen Sie nicht drei Meilen weit, ehe die Polizei Sie als Landstreicher aufgegriffen hätte. In der Kappe sind zweihundert Thaler eingenäht, die

die Partei für Sie zusammengebracht hat. Nun, wer hat sie? Ist sie da?" rief er nochmals.

Athemlos kam ein Mann in einer zerrißnen Jacke herbeigelaufen, nahm seine alte Tuchklappe vom Kopf und setzte sie mir auf; sie sah nicht anders aus als ein Dutzend anderer Klappen, die ich auf den Köpfen der umherstehenden Arbeiter gesehn. „Das ist die rechte," sagte er, „ich kenne sie an dem blauen Lappen im Futter." Alles drängte mich fort, der Hausknecht, welcher gleich mir wie ein ordinärer Feldarbeiter gekleidet war, führte mich zwischen den hohen Kornfeldern bis in die Hecken und Obstgärten von Weidenkrönchen, und von einer Anhöhe zurückblickend sah ich noch, wie der Schwarm meiner Retter sich auf verschiedenen Feldwegen zerstreute, und wie in der Ferne der weiße aufsteigende Dampf die Ankunft des Bahnzugs in Gallenheim bestätigte.

„Was ein curioser Einfall," sagte ich zu dem Hausknecht, „das Geld in die Klappe zu nähen! Warum thatet Ihr es nicht in eine Brieftasche?"

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Doctor! Wir wußten nicht accurat, mit welchem Zug Sie trans-

portirt werden sollten, und darum wechselten die Leute vom Arbeiterverein mit der Wache hier im Felde ab. Die Kappe ist seit vier Tagen von Kopf zu Kopf gegangen, denn eine Brieftasche mit vielem Geld ließ sich nicht so ungefährdet auf der Straße Einem mitten in der Flucht zustecken, als man ihm eine Kappe über den Kopf stülpt. Wir mußten ja gewärtig sein, daß Ihnen nachgesetzt wurde, und dann konnten wir nichts besseres thun, als Alle mit nachlaufen, als ob wir Sie fangen helfen wollten! Die Kappe war ganz sicher verwahrt, denn wir wußten ja Alle, was drin war!"

Unterdeß waren wir von hinten durch eine Lücke in der Hecke in einen Bauernhof gekommen. Der Eigenthümer schaufelte Mist auf einen Karren, und sein Junge, ein fünfzehnjähriger Bursch, half ihm dabei. Mein Begleiter gab dem Alten einen Zettel und winkte ihm blinzelnd zu. Ohne eine Miene zu verziehen, sagte der Bauer: „Sagt eurem Meister, es wär' gut. Es braucht kein' Antwort." Dann zu seinem Jungen gewandt befahl er diesem, mit der Arbeit fortzufahren und fügte hinzu: „Ich muß noch einen Gang herausthun, sag' der Mutter, ich käm'

vor Abend nicht wieder." Und wie er ging und ſtand nahm er mich über die Straße durch Haus, Hof, und Baumgarten eines Nachbars, durch Feldwege und Buſchwerk zu einem andern, weit von der Heerſtraße entlegnen Dorf. Wir ſahen in einiger Entfernung die Pappelallee und das Gartenhäuschen, welches ganz unverſehrt mit ſeinem rothen Dach in der Sonne glänzte. Der Rauch hatte aufgehört.

Der Nächſte, dem ich zur Beförderung übergeben wurde, war ein Gutsbeſitzer, der einen Kornwagen befaß. Dieſer kutſchirte mich ſelbſt dem Gebirg zu, das wir mit Wald bedeckt am Horizont liegen ſahen. Hier nahm mich der Gaſtwirth eines kleinen Orts auf, und ich durfte eine Nacht raſten. Trotz der Angſt vor Verfolgung und der Anſtrengung des Tages war die Reiſe ſeelenvergnügt, denn die Geſpräche meiner Führer zeigten mir, wie tief die demokratiſchen Ideen ins Volk gedrungen und von ihm begriffen worden waren.

An das Geheimniß der Kappe hatte ich über den neuen Eindrücken nicht mehr gedacht; als ich aber allein auf meiner Schlafſtube war, fiel es mir ſchwer auf's Herz, durch wie viel uncontrolirte Hände ſie

während der vier Tage gegangen war. Ich ertappte mich auf dem alten eingewohnten Argwohn, der uns von Kind auf gegen zerrissne Jacken anerzogen ist. Ich konnte der Neugier nicht länger widerstehen und begann die Fäden loszureißen, mit denen der blaue Lappen über das Futter genäht war. Ein preußischer 25-Thalerschein war das Erste, das zum Vorschein kam, und darunter war vorsorglich die Kappe mit Treforscheinen verschiednet Gattung durchaus gefüttert. Ich zählte und fand die zweihundert Thaler unversehrt darin enthalten.

Während vieler Tage stellte sich meinen Wanderungen nicht die mindeste Schwierigkeit entgegen. Man hatte mich als Feldmesser umgekleidet, und mit Hülfe meiner topographischen Karte durfte ich mich sogar zuweilen ohne Führer vorwärts wagen. Aber unterdeß war ein Steckbrief gegen mich erlassen worden, und nun näherte ich mich einer Gränze. Hier hatte mein letzter Wirth mich einem Doctor empfohlen, der diesseits wohnte.

Dieser wackre Mann nahm mich wie einen Freund auf, aber als er meine Lage klar durchschaute, stellte er mir die Schwierigkeiten vor, die sich meiner Fort-

schaffung ins Nachbargebiet in den Weg stellten. Er legte mir eine reactionäre Zeitung vor, in welcher ein boshafter Artikel meiner Verfolgung erwähnte. Es wurde darin behauptet, die demokratische Partei habe nur darum mit allen Kräften mein Entfernungsgesuch gefördert, weil sie gefürchtet, daß ich in dem bevorstehenden Proceß durch meine Anklagen eine Menge Personen compromittiren möchte, die sich noch auf freiem Fuß befänden.

Der Doctor sagte: „Sie mögen sich verstellen, wie eifrig jetzt auf Sie gefahndet wird. Es ist nothwendig, daß Sie sich noch eine Weile bei mir verborgen halten, bis wir eine gute Gelegenheit finden, Sie herüber zu schaffen." Ich hatte also abermals Arrest und durfte meine Hinterstube nicht verlassen, weil die Nachbarschaft sonst hätte errathen können, daß ein Gast in des Doctors Hause beherbergt werde, der nicht auf dem Polizeibureau angemeldet war.

Meine Flucht mußte bis zu dem Zeitpunkt verschoben werden, wo der Doctor eine Patientin auf dem jenseitigen Landesgebiet zu behandeln bekam. Er hatte eine ziemliche Praxis daselbst, da sein Wohnort nur eine halbe Stunde von der Grenzlinie lag.

Eine Frau Bürgermeiſterin that mir den Gefallen, meinen Beſchützer zu ihrem Helfer in den ärgſten Nöthen zu erwählen, und der Herr Gemahl ſandte ein Certificat mit, daß die Grenzbehörden um Gotteswillen den Herrn Doctor nicht mit Paßformalitäten aufhalten möchten.

Es war mitten in der Nacht, als ein zweiſpänniger Wagen vorfuhr und die Glocke gezogen wurde, als ob das Haus in Flammen ſtünde. Der Bürgermeiſter hatte ſich expreß eines Polizeidieners für dieſe Botſchaft bedient, und derſelbe hörte gar nicht auf zu ſchellen, eingedenk der Eile, die ihm die oberſte Behörde empfohlen hatte. Als der Doctor vom Fenſter aus den Rock der heiligen Hermandad erkannte, glaubte er, wir ſeien verrathen; doch der Poliziſt erklärte ihm mit wenigen Worten, daß das fröhliche Familienereigniß früher als man erwartet eingetroffen ſei, und daß Er, um allen Aufenthalt zu vermeiden, den Herrn Doctor über die Grenze begleiten ſolle.

„Hm, Hm!“ ſagte der Doctor, „das iſt ein ſonderbares Zuſammentreffen. Ich ſoll Morgen früh einem Concilium medicum in Dingskirchen beiwohnen, wegen einer gefährlichen Operation — ich

kann da nicht fehlen — das seht Ihr — hm, hm, hm — was ist da zu machen!"

„Aber, bedenken Sie Herr Doctor, die Frau Bürgermeisterin in diesen Nöthen! das geht doch vor Alles!"

Der Schalk von Doctor stellte sich nochmals zweifelhaft und sagte dann: „Ich sehe Rath. Ich will meinen Collegen, den Herrn Medicinalrath, wecken, der hier im Hause schläft, um mit mir auf das Concilium zu fahren. Er kann der Frau Bürgermeisterin Hülfe leisten, und ich bediene mich sogleich dieses Wagens um weiter zu fahren."

Der Polizist remonstrirte und sagte, die Frau Bürgermeisterin wolle sich Niemanden anvertrauen, als ihrem erprobten Arzt, und ob nicht lieber der Herr Medicinalrath allein zum Concilium fahren möchte. Als der Doctor endlich darauf einging, machte er keine weitern Schwierigkeiten, und setzte sich ruhig nieder, bis der Doctor vollends in den Kleidern war.

Ich war durch den Lärmen erweckt worden, und hatte athemlos horchend oben am Treppengeländer im Dunkeln stehend die Verhandlung nicht so bald

begriffen, als ich ebenfalls mich reiſefertig machte. Ich ſpielte den Medicinalrath mit großer Würde, und gelangte mit Hülfe des Certificats eines der reactionärſten Bürgermeiſter, und von der Polizei in Perſon beglaubigt über die Grenze, und wurde noch eine gute Strecke weiter in des Bürgermeiſters eignem Wagen befördert.

Unſer Vaterland iſt leider von vielen Grenzlinien durchſchnitten, und ſo mußten noch mehrmal Scharfſinn und Zufall ſich vereinen, um mir hinüber zu helfen. Es koſtete einige Wochen, ehe ich vor der belgiſchen Grenze anlangte, und dieſe, die entſcheidende, am ſtrengſten bewachte, war die leichteſte zu paſſiren. In einer rheiniſchen Stadt wurde mir ganz offen vom Gaſthofkellner mitgetheilt, daß ſeit dem vorigen Jahr die Nachfrage nach falſchen Päſſen ſo ſtark geworden, daß ſie von den Subalternen des daſigen Bureaus zu fünfundzwanzig Thalern per Stück verkauft würden. Keine Seele kannte mich; und ſo wagte ich's, ſicher durch den bisherigen Erfolg, mir unter dem Vorwand, daß ich meinen Paß verloren, einen neuen vom Kellner für fünfundzwanzig Thaler abholen zu laſſen. Ihr ſeht, mit dem Verlaſſen der

klösterlichen Einsamkeit meiner Zelle und dem Wiedereintritt in die Kämpfe der Welt, hatte meine Gewissenhaftigkeit Schiffbruch gelitten. Der Polizeistaat erschien mir nur noch als eine Räuberhöhle, aus der ich mich um jeden Preis befreien durfte.

Mit Ausnahme einer seltsamen Bekanntschaft, die ich gestern zwischen Brüssel und Ostende auf der Eisenbahn machte, und woran sich noch ein kleines unbedeutendes Abenteuer knüpfte, begegnete mir nichts Besonderes mehr, bis ich heute in London ankam, wo ich vor der Hand zu bleiben gedenke.

Zehntes Kapitel.

Ein neues Jeu d'esprit. und der grüne Mann.

Der Erzähler war von ſeinen Freunden nur ſelten mit einem Ausruf oder einer Frage unterbrochen worden; jetzt, nachdem er geendet, ſchlug Ibeles vor, die Geſundheit der wackern Leute zu trinken, die ihm ſo treulich geholfen. Nachdem dieſer verſtändige Vorſatz ausgeführt worden, fragte Dorothea, was denn das für ein Abenteuer geweſen, das dem Dr. Stern auf der Herreiſe begegnet ſei. Sie hoffe, es ſei ein Liebesabenteuer, das ihn, den Hageſtolzen, bekehrt habe, künftig beſſer von ihrem Geſchlecht zu denken.

„Ach nein," ſagte Stern lachend, „es iſt kaum ein Abenteuer zu nennen, und ich hätte es ſchon vergeſſen, wenn nicht meine Brieftaſche mich daran erinnert hätte. Wie geſagt: zwiſchen Brüſſel und Oſtende machte ich im Wagen die Bekanntſchaft eines

vornehmen Russen, der sich mit mir über die Revolution unterhielt, und gar kein so extremer Absolutist war, als wir uns diese Nation vorstellen. Er erzählte mir von der Gemeindeverfassung, die sie dort in den Provinzen haben, und die in mancher Hinsicht liberaler als unsere eigene ist. Er moquirte sich über die Russenfurcht, die unter den Gebildeten in Deutschland vorherrsche, und uns zu Sklaven unserer Kleinstaaterei mache, während wir nur durch einen direkten Anschluß an Rußland zu einer großen Nation werden könnten. Er spottete über den Druck, den sich das Genie von deutschen Regierungen gefallen ließe, um nur deutsch zu bleiben, indeß deutsche Wissenschaft nirgends höher belohnt und gefeiert sei, als just in Rußland. Er machte mich darauf aufmerksam, daß die Verweisungen nach Sibirien am häufigsten die Aristokratie träfen, die sich gegen den überwältigenden Einfluß eben dieses deutschen Geistes am Petersburger Hofe empöre. Ich erstaunte über den Patriotismus, der aus diesem Manne sprach, denn ich hätte es gar nicht für möglich gehalten, daß ein denkender Mensch sich für Rußland begeistern könne.

Gern hätte ich bloß der Merkwürdigkeit wegen

unſre Unterhaltung fortgeſetzt, als ich nach der Ueberfahrt ihm in Dover wieder begegnete, aber dort wartete ein ſchnurrbärtiger Menſch am Landungsplatz auf ihn, der muthmaßlich Geſchäfte mit ihm zu verhandeln hatte. Der Ruſſe vermied mit mir ins ſelbe Coupé zu kommen, und da wäre es aufdringlich geweſen, ihn nochmals anzureden. Ich ſtieg alſo eine Thür unterhalb der ſeinen, wo ich ganz allein blieb, ein, und da ich ſeekrank geweſen war, ſo legte ich mich ſtill in meine Ecke.

Es mußte eine Ritze unter dem Tuchüberzug ſein, denn ich hörte das Sprechen im Nebencoupé, als ob keine Wand dazwiſchen ſei. Ich hatte anfangs weder Intereſſe noch Abſicht zu lauſchen, auch klangen die Worte während des ungeheuren Raſſelns unſres Zugs nur wie ein tiefes Geſumme, aber wenn der Zug hielt, hörte ich abgeriſſene Sentenzen, wobei ich die mir bekannte Stimme des Ruſſen von dem Schnurrbärtigen genau unterſchied.

Die beiden Leute ſprachen auf einer Station von Frauenzimmern, und auf einer andern von Politik, und dieſe aneinander gereihten Geſprächsbruchſtücke machten ohngefähr den Effekt, den wir als Knaben

in luſtiger Geſellſchaft bewunderten, wenn wir die Zeitungsſpalten grade durch laſen. Ich amüſirte mich einige derſelben zu ſtenographiren, denn wenn man keine Lectüre und keine Geſellſchaft hat, ſo verfällt man nachgerade auf allerlei kurioſen Zeitvertreib."

Stern blätterte in ſeiner Brieftaſche, und las folgendes Duodrama ab:

Station Folkeſtone.

Fremde Stimme. — — immer dagegen gearbeitet, unſere Fonds an unbedeutende Subjekte wegzuwerfen. Nur die Führer ſind uns etwas werth.

Auſſenſtimme. Kann dennoch nicht ſchaden. Wie ſollen wir an die Führer ſonſt herankommen? Wir bedürfen der Popularität. Die Verbindung mit dieſen Leuten beglaubigt uns bei den oberſten Leitern.

Fremde Stimme. Sehr umſtändlich. Sehr kleinliche Mittel!

Auſſenſtimme. Mit derſelben Umſtändlichkeit und denſelben Mitteln wurden uns die beſten Provinzen errungen. Alles muß zuſammen wirken, Diplomatie und Schwert, Intrigue und —

Lokomotive. Hui, Rrrrrr. — — —

Chorus von Eiſenbahnſchreiern. Aſhford Junction, Aſhford Junction, Aſhford Junction. (In der Ferne verhallend.)

Ruſſenſtimme. So, alſo ſchon wieder eine Liebſchaft!

Fremde Stimme. Ich kann es nicht feſt behaupten, doch hat es den Anſchein.

Ruſſenſtimme. Ein ſchöner Mann?

Fremde Stimme. Die Gräfin ſagt ſo. — Damenlaune! — Durchaus nichts Militäriſches in der Haltung. Uebrigens ein gebildeter Mann. Zum Glück iſt er verheirathet.

Ruſſenſtimme. Was hat er für eine Frau? Iſt ſie eine angenehme oder unangenehme Perſon?

Fremde Stimme. Eigentlich keins von beiden. Eine bloße Null.

Ruſſenſtimme. Alſo kein Hinderniß. Wir müſſen zunächſt —

Lokomotive. Hui, Arrrrr. — — —

Chorus wie oben. Staplehurſt, Staplehurſt, Staplehurſt.

Fremde Stimme. — Offenbar den kaiſerlichen Inſtruktionen entgegen. Wenn ich mich der

demüthigen Rolle, die mir zugetheilt ist, ferner unterwerfen soll, muß ich geschicktere Partner erhalten. Auf die Weise, wie wir das letzte halbe Jahr agirt haben, gewinnen wir kein Resultat.

Russenstimme. Lassen Sie uns dennoch geduldig dieselbe Politik verfolgen, die wir in Wien und Paris durchführten. So lange es gährt, ruhig zuschauen, die leitenden Ideen erforschen, die handelnden Personen beobachten. Die neutralen Elemente sind alsdann auszuscheiden, die wichtigen müssen für uns gewonnen werden.

Fremde Stimme. Die Letztern sind leider unbestechlich.

Russenstimme. Vielleicht dem Gelde gegenüber. Man kann sie durch andere Interessen ablenken, und zerstreuen. Man verwickelt sie erst in Liebschaften, und verhilft ihnen dann zur Amnestie. Auch gibt es Parteiungen, die sich benützen lassen, um —

Lokomotive. Hui, Rrrrrr. — — —

Chorus wie oben. Tunbridge, Tunbridge, Tunbridge.

Fremde Stimme. — In meinem letzten Bericht schon als unbrauchbar erklärt.

Ruſſenſtimme. Trauen Sie meiner Erfahrung. Wir bedürfen dieſes unbefangenen Enthuſiasmus, der an ſich ſelber glaubt. Keine berechnete Klugheit könnte beſſer für uns wirken.

Fremde Stimme. Haben Sie vergeſſen, wie ſie uns in Wien compromittirt hat?

Ruſſenſtimme. Damals waren es die Diplomaten, die ihr alle Geheimniſſe herauslockten. Bei den grünen Politikern der Revolution iſt das nicht zu fürchten. Nach ein paar Lehrjahren —

Lokomotive. Hui, Rrrrrr. — — —

Chorus wie oben. Reigate, Reigate, Reigate.

Ruſſenſtimme. Ganz richtig. Jetzt erinnere ich mich des Mädchens. Sie war Gouvernante in Brüſſel bei der engliſchen Familie im Hotel — wie heißt es doch? und von dort nahm meine Schwägerin ſie mit.

Fremde Stimme. Die nämliche Perſon.

Ruſſenſtimme. Ich hielt ſie für durchaus harmlos; doch ſoll ſie entlaſſen werden, wenn Sie glauben, daß ſie Sie beobachtet.

„Iſt das Alles?“ fragte Dorothea, als Stern die Brieftaſche einſteckte.

„Ja wohl," ſagte er. „Bei der Station, wo ich zuletzt notirte, ſtieg eine Familie mit Kindern ein, und die machten ſo viel Unruhe, daß ich nichts weiter vernahm. Doch wir dürfen nicht vergeſſen, daß es ſpät geworden iſt, und ich noch einen weiten Weg zurückmachen muß. Wann ſehen wir uns wieder? Laßt es bald ſein, denn ich brauche Rath und Freundeshülfe, um mir hier eine Exiſtenz zu gründen. Ich rechne vor allem auf euch, denn ihr ſeid nun über ein Jahr hier, und könnt als eingebürgerte Londoner mich gewiß über die Verhältniſſe belehren."

Ibeles wollte ſeinem Freunde nicht mit Achſelzucken entgegentreten, und den Schein der Ungefälligkeit auf ſich laden; er unterließ alſo die Bemerkung, daß ein Jahr in London in Hinſicht auf Einbürgerung etwa einem Monat in Deutſchland gleichſtehe. Dorothea kam mit dem Vorſchlag zu Hülfe, daß Stern übermorgen am Sonntag bei ihnen eſſen, und nach Tiſch eine gemeinſchaftliche Promenade gemacht werden ſolle.

„Herrlich," rief Ibeles, „ich habe meinen Knäblein und Mägdelein lange verſprochen, mit ihnen

zu dem grünen Mann zu gehen, und die Mutter wird ſich ebenfalls losmachen, und mit uns wandern."

„Zum grünen Mann?" ſagte Stern, „das klingt ja mährchenhaft. Iſt das ein Waldbruder?"

„Nein, nur das Schild eines Biergartens," berichtigte Ibeles. Stern ſagte zu, und Dorothea freute ſich wie ein Kind auf einen Tag der Fröhlichkeit und Erholung im Freien.

Am Sonntag Morgen zogen viele graue Wolken herauf, und die Hausfrau dachte beſorgt an die Kleidchen und Schühchen, die dem Verſprechen zulieb preisgegeben werden müßten. Ein Aufgeben der Promenade war außer Frage, ſo lang es nicht Mühlſteine regnete. „Der Menſch iſt durch ſo vieles gebunden, ſoll er ſich nun auch noch vom Wetter tyranniſiren laſſen?" pflegte Ibeles zu ſagen. Fritz und Karl, nebſt den Schweſterchen Milla und Nanna, welche mitgehen durften, indeß die Kleinen zu Hauſe bleiben mußten, erſchöpften ſich in Verſicherungen, daß es ſich aufheitern werde, und der Vater beſtätigte, daß in London daſſelbe Wetter nie einen Tag lang andaure. Als es nun

gegen neun Uhr Morgens tüchtig zu regnen begann, waren alle Chancen für einen schönen Nachmittag da.

Die Hoffnung täuschte nicht. Noch während des Tischdeckens ward es heller und heller, Freund Stern erschien mit vergnügtem Gesicht und ward von den Kindern lustig begrüßt.

„Kommt, laßt uns schnell uns zu Tisch setzen," ermahnte die Hausfrau, „damit wir einen recht langen Nachmittag vor uns haben."

Die Familie nahm die Plätze ein, und Ibeles begann den dampfenden Sonntagsbraten zu zerschneiden. Da rollte ein Cab heran, und heraus stiegen die drei Kinder der Gräfin Blafoska, nebst der deutschen Gouvernante und der französischen Bonne. Die Letztere überreichte Dorotheen ein Billet, worin stand:

Liebe Freundin!

Mein Schwager ist unvermuthet hier angekommen, und ich habe Vieles mit ihm zu besprechen. Wir wünschen, recht ungestört allein zu sein, und darum schicke ich Ihnen die Kinder und Bonnen zum Besuch, denn nirgends können meine Kinder

beſſer aufgehoben ſein, als bei Ihnen. Mit dem liebevollſten Vertrauen in Ihre gewohnte Güte,

Ihre Julia.

Fräulein Braun, die Gouvernante, ſagte freundlich: „Erſchrecken Sie nicht, wir bringen unſern Proviant mit, wie bei einem Piknik. Dieſer Korb enthält zwei Flaſchen Champagner, eine Portion Ananaserdbeeren, und weit mehr Zuckerwerk, als wir aufeſſen können. Die Frau Gräfin meinte, wenn wir das Deſſert ſtellten, dürften wir ungenirt die Hausmannskoſt decimiren. Alſo, verzeihen Sie unſre Freiheit.“

Die Sprecherin ſah treuherzig und verlegen zugleich aus, und Dorothea konnte es nicht über ſich gewinnen, ſie die Ungelegenheit fühlen zu laſſen, die der Ueberfall ihr machte. Am Sonntage ſind in London alle Läden geſchloſſen, und ein Bäcker ließe eher einen Kunden Hungers ſterben, ehe er ihm ein Brod verkaufte. Eine tüchtige Portion Weck mit dem Zubehör von Milch und Butter würde alſo an dieſem Tage Dorotheen zehnmal wünſchenswerther als Champagner und Deſſert geweſen ſein. Doch mußte ſie ſich in die Umſtände fügen.

Indeß die Bonne dem Comteßchen und den kleinen Knaben Haar und Toilette zurechtſtrich, und Ibeles das Zuſammenrücken der Teller und Stühle, wie das Ueberſiedeln einiger Kinder an den ſogenannten Katzentiſch anordnete — eine Beſtimmung, die als vermeintliche unverdiente Beſtrafung ein lautes Weinen Cillchens veranlaßte — nahm Dorothea die vier größten Kinder allein und verſprach ihnen reichen Erſatz an Erdbeeren und Zuckerwerk, wenn ſie ſich des Brods und Gemüſes diesmal enthalten wollten. Dies war eine Moral, die mit allen gewohnten Lehren der Mutter in ſo unerhörtem Widerſpruch ſtand, daß die Kinder ſie zwar nicht begriffen, aber dennoch blinden Gehorſam beim Vertilgen des Zuckerguts verſprachen. Fritz machte nur die einzige Gegenbemerkung, daß die Kinder aber dann zur Belohnung auch ein Gläschen Champagner mitbekommen müßten.

Die Mahlzeit ging leidlich vorüber, nur ſah Dorothea, daß ſie auf den Spazierzang zu verzichten hatte. Die gräflichen Kinder waren an keine Fußmärſche gewohnt und ſahen ſehr verſtimmt aus, als ſie hörten, daß ihre Spielkamerädchen, auf die ſie

ſich gefreut, für den ganzen Nachmittag weggehen würden. Das älteſte Comteßchen ſagte, mit den kleinen Kindern möchte ſie nicht ſpielen, wenn Milla und Nanna nicht dablieben. Hier griff Dorothea entſchieden durch und wollte die vier Aelteſten die geſunde Bewegung in friſcher Luft nicht für das erhitzende Spiel in einer überheizten Stube vertauſchen laſſen.

Ibeles redete ihr nochmals heimlich zu, die Bonnen und Kinder ihrem Schickſal zu überlaſſen und ſich den Nachmittag nicht zu verderben, auf den ſie ſich Alle gefreut. Doch ging es nicht wegen der Menge der kleinen Hinderniſſe. Es mußte ein ſorgſam waltender Ueberblick im Hauſe ſein, um die fehlenden Bedürfniſſe zu ergänzen. Die franzöſiſche Bonne hatte Erlaubniß von ihrer Herrin, den Nachmittag frei auszugehn, und ſie hatte ſich gleich nach dem Eſſen abſentirt und dem Kathrinchen hinterlaſſen, daß ſie um neun Uhr die Kinder abholen werde. Die deutſche Gouvernante mit den kleinen Blaſoska's nach Hauſe zu ſchicken, wäre grauſam geweſen, weil die Gräfin vorhatte, nach Tiſch mit ihrem Schwager nach Richmond zu fahren, alſo möglicherweiſe das Haus zugeſchloſſen war.

Stern ſchlug ſich jetzt in's Mittel und ſagte: „Ihr Kathrinchen und das andre deutſche Frauenzimmer werden doch wohl ſechs Kinder regieren können, ohne daß Sie daheim bleiben müſſen.“ Doch Dorothea erwiederte: „Ich kenne das junge Frauenzimmer nicht und darf alſo meine Verantwortung nicht auf ſie abwälzen. Sie könnte ein Buch nehmen und leſen, oder ſie könnte mit Kathrinchen plaudern, und dann iſt kein Auge über den Kindern. Ich würde auf dem Spaziergang doch keine Seelenruhe haben, wenn ich daran dächte, was die eigenſinnigen kleinen Polen in unſrer Abweſenheit anrichten könnten. Wenn die von der Gouvernante zu bändigen wären, ſo hätte ihre Mutter ſie nicht hieher geſchickt.“

Es blieb dabei, und mit verſtimmtem Gefühl trennte ſich die Familie.

Der Weg zu dem grünen Mann liegt in der Richtung nach Harrow zu, welches uns Deutſchen durch Lord Byrons Aufenthalt ſo werth geworden iſt. Es iſt eine Gegend von wunderbar anmuthiger Schönheit, und Stern konnte ſich nicht enthalten, wacker auf die Londoner zu ſchelten, als er hörte,

daß Unzählige der gebildeten Claſſe dieſen Weg nie in ihrem Leben beträten.

„Iſt es möglich,“ rief er aus, „daß der ganze Continent von reiſenden Engländern ſchwärmt, welche ſich tauſenderlei Unbequemlichkeiten ausſetzen, um da und dort eine mittelmäßige Gegend anzuſtaunen, wenn ſie ſolche Schönheiten dicht vor den Füßen haben! Kein Menſch hat mir je davon geſprochen, daß ſolche idylliſche Reize London umgeben. Daheim ſtellte man ſich dieſe Stadt nur als einen Wald von Paläſten und Kaufhäuſern vor. Nie habe ich ſolch ein Wieſengrün, nie ſolche majeſtätiſche Bäume geſehn!“

Ibeles ſagte: „Was Einen hier ſtört, wird Ihnen auch ſchon auffallen. Dieſe Natur ſelbſt erſcheint wie ein künſtliches Reſultat gewaltiger Reichthümer. Nur die herrſchenden Beſitzverhältniſſe konnten ſolche weite Fluren zu einem Garten umſchaffen, ſolche coloſſale Waldpartien unverſehrt erhalten. Sehen Sie, wie Hecken nach jeder Richtung geradlinig die Ebene durchſchneiden, wie jedes Gebüſch von Gehägen umſchloſſen iſt. Man wird überall erinnert, daß die Erde, die man betritt, eines Vornehmen Eigenthum iſt.

Das Abschweifen in Feld und Busch, das Erklimmen eines Berges, um ein träumerisches Plätzchen zu finden, ist hier vergebens. Dem Publikum ist die breite Heerstraße genau vorgezeichnet, die es zu wandeln hat. Nur mit dem Wiesengras ist man verschwenderisch, da man seinen reichen Wuchs nicht so zu schonen braucht, wie in unserm Klima.

Wären die Parks lieber etwas minder künstlerisch angelegt, auf daß die Leute frei hindurch gehen dürften! Sie sind aber verbotene Paradiese für Jeden, der nicht durch Vergünstigung eindringt. Hinter diesen Brettermauern gibt es köstliche Blumenpartien und seltne Gewächse, die man natürlich schützen muß, und so sehn wir oft meilenlang nur die Baumkronen, wenn unser Fahrweg zu beiden Seiten eingeschlossen ist.

Und haben Sie schon bemerkt, daß keine Feldblume den mindesten Duft hat? Und wie ist die Ferne mit Grau gemischt!"

„Welch ein unzufriedner Mensch sind Sie geworden," sagte Stern, „daß Ihnen bei solchen Schönheiten ein Mangel störend auffällt. Ich kenne Sie ja gar nicht wieder. Haben wir etwa die Nasen

getauſcht? Mich ſieht London ſo hoffnungsreich an, und darum entzückt mich Alles!“

Ibeles vertraute nun ſeinem Freunde manches ſeine perſönlichen Verhältniſſe Betreffende, die Schwierigkeiten ſeiner Lage, deren er noch nicht Herr geworden war, und zuletzt kamen ſie auch wieder auf den Beſuch zu ſprechen, der Dorotheen ihres Spaziergangs beraubt hatte. Stern begriff nicht recht, wie ſeine Freunde ſich von geſellſchaftlichen Rückſichten bis zu dem Grade abhängig machen konnten, um nicht mehr Herr in ihrem eignen Hauſe zu ſein.

„Wenn wir uns ariſtokratiſchen Launen fügen wollten,“ ſagte er, „ſo brauchten wir gar nicht im Exil zu ſein. Haben wir darum unſre Heimath verlaſſen, die Partei des Volks gegen das Fürſtenhaus genommen, das uns Brod gab, um uns von einer vornehmen Dame als Unterthanen behandeln zu laſſen? Ibeles, Ibeles, warum legen Sie ſich ein ſolches Joch auf?“

Ibeles hob die Solidarität hervor, die bis dahin unter ſeinem politiſchen Freundeskreis beſtanden, und verſicherte Stern, daß ſelbſt Wildemann und ſeine Genoſſen, die doch zu den entſchiedenſten Demokraten

gehörten, großen Werth auf die Verbindung mit der patriotischen Polin legten.

Stern hatte von jeher ein Vorurtheil gegen emancipirte Frauen; diesem machte er nun durch einen Ausfall Luft. Er rief:

„Alle Weiber, die sich nur der Revolution angeschlossen haben, schadeten unserer Sache, indem sie Frivolität oder leeren Enthusiasmus in unsre Reihen brachten und uns dem Spott der Gegenpartei aussetzten."

Ibeles erwiederte: „Ich muß Ihnen da widersprechen. Die Frauen, welche jetzt der geschlagenen Partei in Deutschland Hülfe bringen, die Verwundeten pflegen, die Gefangenen zu befreien suchen, gehören auch zu den Unsern."

„Nun wohl, als barmherzige Schwestern kann man sie wirken lassen, aber wenn sie uns in die Schlacht begleiten, so hindern sie unsre freie Bewegung, und wo sie gar mitconspiriren, da ist von vornherein Alles verloren!"

„Nun spricht einmal wieder der eingefleischte Weiberfeind aus Ihnen. Sie werden es sehen, an der Frauenemancipation kommen wir nicht vorbei,

und daß eine Frau frei ſein will, das macht ſie nicht gefährlicher. Es kommt nur darauf an, wie ſie ihre Freiheit anzuwenden beſitzt. Bisher ekelten uns die Emancipirten an, weil nur diejenigen ſich vordrängten, die für ihre perſönlichen Launen Zügelloſigkeit verlangten. Sind ſie erſt Alle emancipirt, ſo treten die ernſten Naturen in den Vordergrund, die nach einem höhern Pflichtenkreis trachten."

„Und gehört Ihre Polin zu dieſen?"

„Was die Prätenſion angeht, vielleicht ja. Aber es fehlt ihr die Befähigung. Sie will um jeden Preis die Hände mit im Spiel haben, mitſprechen, aber ich fürchte, ſie könnte nicht — mitſchweigen."

„Dann wird ſie Euch ruiniren!"

Die Kinder waren vor den Sprechenden hergeſprungen und kamen jetzt in vollem Lauf zurück, um anzukündigen, daß am Ende des Hohlwegs eine Tafel ſtehe, worauf „the green man" zu leſen ſei. Die Männer lenkten nun wieder ihre Aufmerkſamkeit auf die nächſten Umgebungen und wurden durch den Anblick einer Zigeunergruppe überraſcht, die an der Seite des Wagens um ein Feuer ſaß. Schon ſeit einer geraumen Strecke waren von Zeit zu Zeit

schwarze Brandspuren im Grase wahrzunehmen gewesen, die von einer solchen wandernden Familie herrührten.

Stern rief aus: „Zigeuner im freien Feld, ein paar Meilen von London! Wenn das kein romantisches Land ist, Ibeles, so sollen Sie Hans heißen!“

Das heimathlose Gesindel hatte einen Karren mit Tuch überspannt als einzige Wohnung, um im Falle, daß irgend ein Eigenthümer es von seinem Grund und Boden vertriebe, sogleich zur Weiterreise fertig zu sein. Ein magres Pferd nagte an den Hecken, auf denen hier und da einzelne Strohhalme und Heubüschel hängen geblieben waren. Ein Kessel-flickerapparat und einige Reste zerrißner Decken lagen an der Erde, und einige schwärzliche Kinder mit wildherabhängenden Haaren streckten die Händchen nach Almosen aus. Was die Alten über dem Feuer brieten, wozu sie das Reisig aus allerlei Abfall auflasen, konnte man nicht enträthseln; jedenfalls war der Duft nicht sehr einladend. Die Physiognomien des braunen Völkchens führten Ibeles auch nicht eben Bilder aus C. M. v. Webers Preciosa herauf, sondern er begriff, warum der Eigenthümer des

benachbarten Parks ſeine Bretterumzäunung ſo wohl im Stande hielt.

Am Eingange des Gartens zum grünen Mann hielten eine Menge kleiner Wägelchen, welche unlängſt voller geputzten Damen an ihnen vorüber gerollt waren. Mit Verwunderung ſah Stern, daß Namen und Adreſſe der Eigenthümer mit goldnen Buchſtaben auf der Außenſeite jedes Gefährts zu leſen waren.

„Hab' ich doch immer über die Abgeſchloſſenheit engliſchen Familienlebens und der Schwierigkeit, Zutritt zu den Damen zu erlangen, von den Deutſchen klagen hören!“ ſagte er. „Mehr kann doch ein Familienvater nicht thun, wenn er Frau und Töchter ſpazieren fährt, Namen und Hausnummer dem ganzen Publikum zum Beſten zu geben.“

Ibeles lachte ihn herzlich aus und berichtigte: „Trotz der ſeidnen Kleider und der eignen Equipage iſt dies noch lange nicht die ſchöne Welt von London. Dies ſind dieſelben Karren, auf denen Metzger und Spezereihändler und alle übrige kleine Bourgeoiſie während der Woche die Waaren den Kunden ins Haus liefern. Sonntags fahren ſie ihre Frauen-

zimmer darin spazieren. Sehn Sie, hier steht unter dem Namen auch der Titel: Milch- und Buttermann, Käsekrämer, Brod- und Biscuitbäcker. Sie wissen also vorher den Stand der jungen Damen, wenn Sie sich denselben vorstellen lassen wollen, und können nicht wie im Berliner Colosseum von einer Schneidermamsell, die sich für eine Hofrathstochter ausgibt, betrogen werden. Halt, da steigen eben ein paar hübsche Mädchen aus, laß sehn, weß Zeichens sie sind!"

„Frische Pasteten, gutes Speck," fing Carlchen an, von dem Wagen abzulesen, der die Schönen gebracht hatte und auf dem noch ein weitres Register von Leckerbissen verzeichnet war, mit dem Zusatz, daß Alles als ächt garantirt sei.

Sie traten in den Garten ein, in dem eine bunte Gesellschaft in Lauben und auf Rasenplätzen vertheilt war. Die schreienden Farben, in welche die untern Classen sich in London zu kleiden lieben, machten die Scene unglaublich munter. Das Volk scheint zu fühlen, daß der nebelgraue Himmel der Belebung durch diese tolle Staffage bedarf. Was uns im Zimmer vernichtete, wenn wir unser Auge darauf

ſollten raſten laſſen, roſa mit feuerroth, müſſen wir auf Blumenbeeten ertragen, wenn es einer Roſe einfallen ſollte, in der Nachbarſchaft eines Geraniums aufzublühen. Ebenſo unſchuldig putzen ſich die Engländerinnen der ungebildeten Stände, und ſo lange Eine nicht alle exiſtirenden Farben zugleich an ihrem Leibe trüge, würde ſie ſich kaum für geſchmückt halten.

Ueber das Tulpenfeld von rauſchender Seide hinweg that ſich der beruhigende Ausblick auf den Hügel von Harrow mit ſeinem ſchattigen Kirchhof und blaugrünen Triften auf. Die Stimmung, die über dieſem weiten holdſeligen Gefilde liegt, iſt ſo wohlthuend, daß man das Auge lange nicht auf die nächſte alltägliche Umgebung zurücklenken mag.

Der Zauber wurde durch den Wirth gebrochen, der von Ibeles Kindern unterſtützt an die Nothwendigkeit mahnte, etwas irdiſche Labſal zu beſtellen. Nachdem er ein ſchäumendes Ale eingeſchenkt, befragte ihn Ibeles nach den Zigeunern draußen. „Ach,“ ſagte er, „in dieſem Zeitalter, wo alles degenerirt iſt, gibt es auch keine rechten Zigeuner mehr. Dieſe Tramps, die noch von der alten Race abſtammen,

sind so in ihrem Charakter herunter gekommen, daß sie nicht einmal mehr Hühner zu stehlen verstehen. Sie geben sich für Kesselflicker aus, und bleiben bettelnd in einem Fuhrweg, bis die Nachbarschaft sie austreiben läßt. Dann fahren sie weiter durchs Land, was keine Polizei ihnen wehren kann, bis sie wieder ein passendes Plätzchen ausgewittert haben. Da bleiben sie, bis sie durch die Brandspuren im Gras entdeckt und von neuem zur Weiterreise genöthigt werden."

Der Wirth kehrte zu seinen Geschäften zurück, und die Freunde besahen sich den Garten, über dessen dekorative Elemente sie laut auflachen mußten. Von den nach und nach gesammelten Austerschalen hatte der erfindungsreiche Wirth eine Grotte austapezirt, und zu einer Art Triumphbogen hatte er die Hälse der im Lauf der Zeiten zerbrochenen Bouteillen verwendet. Diese grünen Flaschenhälse waren so in den Mörtel eingemauert, daß sie wie Thurmzinnen über dem Felsrücken des Triumphbogens emporstanden.

Auf einem großen Rasenplatz in der Mitte spielten Gruppen von Kindern; um Tische, die unter schattigen Bäumen aufgestellt waren, vergnügte sich je

eine Familie, und ein Theil des Gartens war expreß in dichte winzige Lauben abgetheilt, deren jede für ein liebendes Pärchen bestimmt schien. Es saßen auch richtig inmitten des grünen Rahmens immer je eine Miß und ein ehrsamer Junggeselle, die zuweilen an einem Glase Bier nippten. Doch dem außen Vorübergehenden erschien diese Partie des Gartens wie eine Wachsfigurenausstellung, da die Feierlichkeit des Sonntags nur stumme Empfindungen erlaubte.

„Nun haben wir einen Zug des englischen Volkslebens gesehen," bemerkte Ibeles, in welchen die gebildete Londoner Welt nie einen Blick thut. Nur diese Klasse der kleinen Bürger gönnt sich Sonntags die Excursion nach den umliegenden Biergärten, wo es sehr unpassend für unser eins wäre, betroffen zu werden. Ich gehe aber gar zu gern hieher, da mich dieser Garten zum grünen Mann mehr als irgend ein Platz hier herum an deutsche Dorfschenken mahnt."

Die Kinder hatten unterdeß eine Schaukel ausgefunden, die der Wirth zum Vergnügen der Jugend hatte errichten lassen. Bald fanden sich auch einige Knaben und Mädchen ein, die streng genommen nicht mehr zu den Kindern zählten, und nahmen die

Schaukel mit Unbilligkeit gegen die kleinern Spielkameraden ausschließlich in Beschlag. Die letztern beklagten sich nicht sobald darüber, als ein junger Mann aus den Umstehenden hervortrat, und die Partei der „Babies“ gegen die Großen vertrat. Auf seinen Vorschlag wurde sogleich eine Reihe gestellt, und nach einer geregelten Ordnung beim Schaukeln verfahren, wie es eines an Gesetz und Selbstregierung von Kind auf gewohnten Publikums würdig ist.

Auf dem spätern Heimweg bedauerte Ibeles nochmals seine gute Frau, die sich so innig ergötzt haben würde. Er erwartete sie sehr übermüdet und gelegt zu finden, aber das war nicht der Fall. Die Fremden hatten eben das Haus verlassen, als die Wanderer heimkehrten, und Dorothea hatte noch einige Erfrischungen für sie übrig. Sie erzählte, daß sie in der deutschen Gouvernante ein sehr nettes Mädchen entdeckt und sich gut mit ihr verständigt habe.

„Denke nur,“ sagte sie zu Ibeles, „als heute die Kinder bei ihrem Abendbrod saßen, hat mir diese Meta Braun Aufschlüsse über einen mir ganz neuen Lebenskreis gegeben. Eigene und fremde Erfahrungen aus der Sphäre der deutschen Gouvernante in

London, von denen ich mir nicht hätte träumen laſſen. Ich ſagte, das ſei ja der Mühe werth, ſolche Geſchichten aufzuſchreiben, und ſie antwortete, daß ſie das ſchon gethan hätte. Sie trug das Manuſcript bei ſich, weil ſie bei günſtiger Gelegenheit noch etwas beizufügen gedachte. Ich bat ſie, mir es anzuvertrauen, um dir einiges daraus mitzutheilen. Sie erlaubte es gern, und wenn du nicht zu müde biſt, ſo wollen wir es noch heute Abend mit einander durchleſen, damit ich es ihr ſobald als möglich zurückgeben kann. Das arme Mädchen muß ſich ja die Minuten ſtehlen, um eine Zeile zu ſchreiben."

Sobald die Kinder zu Bette waren und Ernſt ſich empfohlen hatte, ſetzte unſer Paar ſich aufs Sopha, und blätterte gemeinſchaftlich Meta Brauns Heft durch.

Eilftes Kapitel.

Die deutsche Governeß. (Manuscript.)

Meine vier Brüder hatten so viel an Erziehung gekostet, daß ich, die zehn Jahre nach dem jüngsten Knaben zur Welt kam, die Mittel des Haushalts schon etwas erschöpft fand. Doch zum Glück für meine Eltern war ich ja ein Mädchen, und brauchte vorläufig nicht viel. Mein Vater pflegte zwar oft zu sagen, als ich älter wurde, es sei Schade um mich, daß ich ein Mädchen sei, denn ich hätte mehr Talent zum Studiren als alle meine Brüder. Einige derselben hatten nur mit Widerwillen studirt, und hätten viel lieber ein Geschäft gelernt; doch erlaubte das der Gelehrtenstolz meines Vaters nicht. Er wollte seine Söhne viel lieber dumme Professoren als gescheite Handwerker werden lassen:

Nachdem ich das nothdürftigste von weiblicher

Bildung in der Schule erhalten hatte, wurde ich zu weiblichen Arbeiten angehalten. Diese waren mir von Natur zuwider, und ich suchte ihnen zu entgehen, indem ich verstohlen meines Vaters Bücher durchlas. Meine Eltern verboten mir dies, und behaupteten, daß ein gelehrtes Frauenzimmer seine Bestimmung verfehle. Man gab mir nun Campes väterlichen Rath für seine Tochter und ähnliche Erziehungsschriften in die Hand, welche ich eine Zeitlang beherzigte, bis mir der Gang meines eigenen Lebensschicksals zeigte, daß es eine große Anmaßung der Männer ist, uns unsere Bestimmung, nur von ihrem Standpunkt aus, vorzuzeichnen.

Zuerst empörte sich meine Vernunft gegen die Bestimmung „weiblicher Arbeiten." Es gibt meiner Ueberzeugung nach keine männlichen und weiblichen Arbeiten, sondern es gibt mechanische Arbeiten und Arbeiten der Intelligenz. Wenn man die Stärke oder Schwäche eines Geschlechts in Anschlag bringen wollte, so dürfte man auch nicht dulden, daß starke Männer Schneider würden, und daß schwache Frauen Haus- und Feldarbeit thun müßten. Warum dumme Jungen zum Studiren genöthigt und talentvolle

Mädchen davon abgehalten würden, sah ich keinen haltbaren Grund.

Mein Vater sagte: das Weib ist bestimmt, Gattin und Mutter zu werden. Er selbst hatte Aufsätze über die Pflichten des Weibes geschrieben, und war ein Haupbeförderer der Anstalten, worin weiblicher Ueberbildung entgegen gearbeitet werden sollte. In Folge dieser Nebenthätigkeit, mit der er seine Freistunden überbürdete, versäumte er leider ein guter Hausvater zu sein. Doch fiel es nie meiner Mutter ein, ihrerseits dahin zu wirken, daß die Jungen zu bessern Hausvätern herangebildet würden. Sie war in aller Bescheidenheit eine Gattin und Mutter wie Campes Buch sie fordert, aber sie dachte nicht daran, das andere Geschlecht zu reformiren.

Ich war schnippisch genug die Frage aufzuwerfen, ob es denn auch der erste Beruf der Jungen sei, Gatten und Väter zu werden? Mir schien es billig, daß die Pflichten der Männer gegen uns nicht ganz ignorirt würden, wenn wir bloß für unsere Beziehungen zu ihnen voraus erzogen werden sollten. Meine Erfahrungen hatten mich, seit ich erwachsen war, in unserem Bekanntenkreise noch immerhin mehr

treffliche Hausmütter als musterhafte Ehemänner kennen gelehrt. Auch fand ich, daß die Mädchen, die für ihren Beruf erzogen waren, gar nicht darum mehr geliebt oder geheirathet wurden, als solche, die gar um entgegengesetzter Eigenschaften willen gefielen. Unter zwanzig Mädchen, die sitzen blieben, wären gewiß neunzehn wackere Hausfrauen geworden. Wie kann also ein Stand die Bestimmung des Weibes sein, den es nicht in ihrer Macht steht, anzutreten?

Ich bin das Opfer dieser männlichen Anmaßung geworden, dem Weibe seine Bestimmung vorzuzeichnen. Weder hübsch noch vermögend, ist es mir nicht gelungen, die Eigenschaften geltend zu machen, die in meiner Seele verborgen liegen, und die mir vielleicht Liebe hätten gewinnen können.

Als meine Eltern starben, war ich mit einer sehr mangelhaften Bildung auf meine eigene Arbeit angewiesen. Die Brüder kämpften selbst mit häuslichen Verlegenheiten, und konnten nichts für mich thun. Ich beschloß als Gouvernante nach London zu gehen, ein Unternehmen, das mir als sehr lukrativ und angenehm geschildert worden war.

Es ſind erſt einige Jahre, ſeit ich Deutſchland verlaſſen, aber ſie dünken mir die doppelte Zeit, durch die vielfach verſchiedenen Verhältniſſe, in die ich hineingeſchaut, und durch die bittern Täuſchungen, die ich erfahren habe.

Wenn man in einer Londoner Geſellſchaft ein ſittiges deutſches Mädchen ſieht, die ſich ihren Landsmänninnen vorſtellen läßt, und vor der nach einer Stunde überall ein leerer Raum gelaſſen wird, ſo mag man ſchließen, daß ſie friſch aus Deutſchland herübergekommen eine Stelle als Governeß ſucht. Der Name erregt eine unwillkürliche Flucht, weil jede Wiſſende vorausſieht, was für Plage ſich an eine ſolche Bekanntſchaft knüpft. Damals begriff ich die erſchrockenen Geſichter der Damen nicht, die anfangs meine Anrede freundlich erwiedert hatten, und die ſich ſofort in eine andere Ecke der Stube zurückzogen, wenn ich zu verſtehen gab, daß ich hoffte, ſie würden mir durch Empfehlung zur Erlangung einer Stelle behülflich ſein. Die Schwierigkeiten, die man mir vorhielt, ſah ich nur als Vorwände an, mich los zu werden, und erſtaunte über eine ſolche Ungefälligkeit und Gemüthloſigkeit.

Vor den Agenten und den Zeitungsannoncen hatte man mich gewarnt, und die wenigen Personen, an die ich Empfehlungsbriefe hatte, versicherten mich, es sei viel besser, wenn ich auf dem Wege persönlicher Bekanntschaft eine Stelle in einem respektabeln Hause fände. Man erzählte mir entsetzliche Geschichten, wie unerfahrene fremde Mädchen unter dem Vorwand eine Lehrerinnenstelle zu finden, in verworfene Höhlen gelockt worden seien, und da meine Baarschaft vorläufig noch ausreichte, wollte ich abwarten, bis sich mir eine recht brillante Aussicht aufthäte.

Dieß geschah bald über meine kühnsten Erwartungen hinaus. Von einer Herzogin wurde eine deutsche Governeß für ihr noch ganz kleines Kind gesucht, und da ich mich ihr vorstellte, versprach sie sogleich mich zu engagiren. Sie sagte, sie sei im Begriff auf vierzehn Tage nach Paris zu gehen, und könne erst nach ihrer Rückkunft unsern Contract feststellen. Noch vor Ablauf dieser Frist erhielt ich eine neue Offerte von einer andern hochadlichen Dame, die mich mit nach Canada nehmen wollte, wohin die Bestimmung ihres Mannes sie auf einige Jahre führte. Das letztere Anerbieten reizte mich sehr. Als

Familienmitglied eines großen Staatsmanns einen andern Welttheil zu besuchen, war eine Aussicht, auf die ich nur mit Schmerz verzichtete.

Um sicher zu sein, ging ich noch einmal zu der herzoglichen Wohnung, und hörte, daß ihre Gnaden zwar den Aufenthalt in Paris noch um eine Woche verlängern wollten, aber Auftrag gegeben hatten, mich, falls ich nachfragte, zu versichern, daß es bei unserer Abrede bliebe. Erst als die Familie des Staatsmanns nach Canada abgesegelt war, erhielt ich einen kurzen Brief, daß die Herzogin ihren Sinn geändert habe, und eine Reise nach Italien zu unternehmen gedenke. Das Kind sollte mitreisen, und da sie erst in einigen Monaten auf ihren Landsitz zurückzukehren gedächte, so entbinde sie mich aller Verpflichtungen.

Ich war empört über dieß Verfahren, denn ich hatte ihr den Antrag, der mich nach Canada berief, schriftlich mitgetheilt, und sie hatte mich durch mündliche Versicherungen festgehalten so lange es ihr bequem war, und schüttelte mich nun ohne Entschuldigung noch Entschädigung ab. Aber wie wenig Umstände man mit deutschen Lehrerinnen in London macht, sollte ich noch öfter erproben.

Ich hörte abermals von einer Stelle in einem vornehmen Hause, und man nannte mir einen Tag, an dem ich die Dame sprechen könne. Eine sehr verdrießliche Kammerjungfer empfing mich mit der Weisung, daß ich warten müsse, bis vier andere deutsche „Personen" vorgelassen und besichtigt seien, die vor mir eingetroffen. Die Dame hatte nämlich diesen Tag zu einer Generalbesichtigung disponibler deutscher Gouvernanten bestimmt, aus denen sie sich die geschickteste und dabei wohlfeilste aussuchen wollte. Die Kammerjungfer war des Anmeldens schon müde, und empfing jede Neukommende mit größerer Unart. Mir stieg das Blut ins Gesicht, als ich noch einige meiner Landsmänninnen anlangen sah, während meine Vorgängerinnen eine nach der andern die Treppe hinabkamen und abzogen.

Wir sind leider keine schöne Nation, und in England, wo die äußere Erscheinung so über Alles gilt, trägt dieser Umstand viel dazu bei, uns in Schatten zu stellen. Wie ich unsre Gruppe meist klein gewachsener, ziemlich verkümmert aussehender, höchst anspruchlos gekleideter deutscher Mädchen beisammensah, und uns mit der eleganten, vornehmthuenden

Kammerjungfer verglich, da begriff ich, warum so ein gepuderter Ochs von englischem Livreebedienten uns als den untersten Dienstboten des Hauses behandelt. Eben schellte es wieder, und diesmal war's eine schlanke und sehr hübsche junge Dame, die sich nach der Stelle erkundigte. Ihre Kleider waren von einem Regenschauer durchnäßt und sie schien zu frösteln. Herablassend bot ihr die Kammerjungfer an, mit in die Küche zu kommen und sich zu trocknen, wobei sie sie wirklich wie Eine ihres Gleichen: „my dear" titulirte.

Der Dame des Hauses muß ich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie mich bei weitem anständiger grüßte, als ihre Dienerin. Indeß die Stelle bekam ich nicht, da ich nicht Musik, Malen, Tanzen, Italienisch nebst einigen andern Fächern außer Deutsch und Französisch lehren konnte.

In ähnlicher Weise ging es mir noch mehrmals, so daß ich meine Ansprüche immer tiefer herabstimmte. Meine Bekannten sagten mir, ich würde leichter eine Stellung finden, wenn ich einmal in einem englischen Hause ein Jahr gelebt hätte, und darum ergriff ich endlich mit beiden Händen die Aufforderung, Governeß ohne Honorar zu werden.

Selbſt hier wurden mir noch vor dem Eintritt in eine ziemlich mühſame Stellung allerlei Bedingungen geſtellt. Die erſte Frage war, wie gewöhnlich, nach der Religion, die zweite, ob ich aus guter Familie ſei. Da ich mich als Proteſtantin auswies, und den Stand meines Vaters angab, auch mich auf einen bekannten Banquier in der City und einen „Reverend“ berufen konnte, ſo ſicherte ich mir endlich das erſehnte Unterkommen.

Die Familie wohnte auf dem Lande, war reich an Töchtern und wünſchte für geringe Koſten denſelben eine ſtädtiſche Erziehung zu geben. Die Mutter pflegte gegen Mitte des Sommers, wenn Inſtitute Ferien halten und die Vornehmen auf Reiſen gehn, unter der Schaar entlaſſener Governeſſes ſich eine recht wohlempfohlne auszuſuchen, und dieſe als Gaſt bis zur nächſten Saiſon zu behalten. Wer die engliſchen Verhältniſſe kennt, weiß ein ſolches Anerbieten wohl zu würdigen, und Manche hätte ſich an meiner Stelle glücklich geſchätzt. Ich war aber noch Neuling und brachte, wie alle friſchen Ankömmlinge meines Berufs, die Erwartung mit: für möglichſt hohen Lohn eine angenehme Stellung mit wenig Pflichten

und viel Freiheit zu finden. Leider herrscht unter den Engländerinnen der entgegengesetzte Gesichtspunkt vor: nämlich für möglichst geringen Lohn die ausgedehntesten Ansprüche an die Vollkommenheiten und an jede Minute Zeit ihrer Governesses zu machen. Da nun unsre Zahl ganz unverhältnißmäßig die der Stellengebenden überschreitet, so setzen diese natürlich ihre Anforderungen durch.

In meinem Falle wurde ich zwar mit der Rücksicht eines Gastes behandelt, weil ich kein Honorar erhielt, aber es verstand sich von selbst, daß ich den ganzen Tag mit Vorlesen, Lehren, Aufgabencorrigiren und Beaufsichtigen der jüngern Kinder beschäftigt wurde. Hätte ich eine Geldzahlung bekommen, so wären mir meine Pflichten in Form eines Befehls vorgezeichnet worden. So wurde ich höflich um die Gefälligkeit gebeten, von neun bis zehn dies, von zehn bis eilf das und so weiter durch alle Tagesstunden etwas Andres zu thun. Abends aber nahm ich Antheil an den geselligen Zusammenkünften der Familie, welches nicht geschehen wäre, wenn ich Honorar erhielt. Sehr amüsant war der Theetisch auf dem Lande nicht, doch ganz trostlos wäre die

Kinderſtube geweſen, von der meine rückſichtsvolle Stellung zu den Damen des Hauſes mich nun befreite.

Der Hausherr hatte mich am erſten Abend aufgefordert, zu ſingen und zu ſpielen, und als ich mich entſchuldigte, weil ich nicht muſikaliſch ſei, hatte er erſtaunt gefragt: „Aber Sie ſind doch eine Deutſche?“ So tief iſt bei den Engländern die Meinung eingewurzelt, daß wir eine ganze Nation von Muſikanten ſeien. Bei andern Fragen, z. B. nach dem Zeichnen, mußte ich ebenfalls verneinend erwiedern, und mit Beſchämung ſah ich, daß es viel mehr Dinge gab, die ich nicht gelernt, als die ich wußte. Die Leute blieben aber fortwährend gütig und freundlich gegen mich, nur machten ſie den vortheilhafteſten Gebrauch von den wenigen Kenntniſſen, die ſie bei mir ausgeforſcht. So mußte ich denn außer dem Deutſchen die Anfangsgründe des Franzöſiſchen ein paar kleinen Jungen beibringen und die Hausmutter fand es wünſchenswerth, ihre Töchter auch die „weiblichen Arbeiten“ recht gründlich lernen zu laſſen. Sie ſagte aufrichtig, daß ſie zwar mehr Werth auf die Künſte lege, mit der

eine junge Dame ſich in Geſellſchaft produciren könne, daß ſie aber nachſichtsvoll für die Dauer unſres Zuſammenſeins ſich nach den Umſtänden richten wolle.

Ich hatte das Bewußtſein, für die Gaſtfreundſchaft dieſes Hauſes mehr als ein Aequivalent zu leiſten. Ich plagte mich von Morgen bis Abend, hütete mich, Jemand zu geniren, und doch fühlte ich mich nicht recht geachtet, ja von der Familie mit einer gewiſſen Zurückhaltung, von den Dienſtboten gar mit Rückſichtsloſigkeit behandelt. In Folge deſſen ward ich oft recht melancholiſch, und um mein Herz zu erleichtern, ſchrieb ich lange Briefe nach Hauſe oder an meine neuen, in London gewonnenen Bekanntinnen.

Die Dame, welcher ich meine jetzige Stellung verdankte, war mir von Allen am freundlichſten geweſen. Ich wußte, daß ſie mich mit großer Wärme empfohlen hatte und auch ſpäter, als ich ihr einen dankenden Brief ſchrieb, hatte ſie mir ſogleich geantwortet und manchen guten Rath gegeben. Sie empfahl mir unter Anderm, meinen Aufenthalt in einer ſo geachteten Familie dazu zu benützen, mit dem größten Eifer die engliſche Sprache und die

herrſchenden Sitten zu ſtudiren und keine Gelegenheit zu verſäumen, wo ich eine Verbindung mit engliſchen Damen anknüpfen könnte. Da ſie mir ſo viel Antheil gezeigt hatte, ſo betrachtete ich ſie wie eine langjährige Freundin. In der Fremde iſt Einem ja die hülfreiche Hand der Landsleute unſchätzbar, und das Herz ſchließt ſich heißer an Jeden, der unſre Mutterſprache ſpricht. Aber die Antworten der Dame wurden immer kürzer und kühler und blieben endlich ganz aus.

Ich erkannte ihre Handſchrift auf einer Adreſſe an die Engländerin, bei der ich wohnte, und da ich bald darauf die Aufkündigung des bisherigen Verhältniſſes erhielt, ſo bildete ich mir irrthümlich ein, dieſe Umſtände möchten untereinander eine Verbindung haben. Wir deutſchen Kleinſtädterinnen denken dann gleich, es müſſe hinter unſerm Rücken eine Verläumdung geſchmiedet worden ſein. Ich weinte heimliche Thränen über die Verkennung meines Charakters und beſchloß endlich, im Bewußtſein meiner Unſchuld einen würdevollen Brief an die Londoner Freundin zu verfaſſen und ſie wegen ihres Abbrechens der Correſpondenz zur Rede zu ſtellen.

Diesmal erhielt ich eine Antwort, und ich bewahre sie als ein Document zur Warnung für meine Schicksalsschwestern auf. Hier ist sie.

„Mein werthes Fräulein!

Man hat Sie weder bei mir verläumdet, noch weise ich aus Gemüthlosigkeit die warme Freundschaft zurück, die Sie mir antragen. Der Antheil, den ich Ihrem Schicksal gezeigt, wird von allzu vielen jungen Damen in Anspruch genommen, die sich mit Ihnen in gleicher Lage befinden, als daß ich mit Jeder eine fortwährende Correspondenz oder gar ein Freundschaftsverhältniß fürs Leben anknüpfen könnte. An ein weitbekanntes, längstgegründetes Kaufmannshaus in der City, wie das unsre ist, sendet jeder Handelsfreund aus Deutschland seine Empfohlnen. Mit jedem Monat vermehrt sich meine Liste der stellensuchenden deutschen Gouvernanten, und hätte ich die Anciennetät bei meinen Bemühungen zur Norm gemacht, so wäre wohl manches Jahr vergangen, ehe Sie an die Reihe kamen. Nur weil ich ein wirkliches Interesse an Ihrer Persönlichkeit nahm, und weil Sie mir von besonders werthen Freunden aus der Heimath empfohlen waren, setzte ich meine

dringendſten Geſchäfte hintan, um für Sie zu wirken. Sie ahnen wohl nicht, daß es mir genau gezählt vierzehn Briefe gekoſtet hat, um Ihnen die Stelle zu verſchaffen, in der Sie ſo unzufrieden ſind. Das letztre rechne ich Ihnen nicht als Undank zu, denn Jeder, der hier aus Gutmüthigkeit ſich zum Vermittler zwiſchen Ladies und Gouvernantes macht, weiß aus Erfahrung, daß ſolche Verhältniſſe zehn gegen eins zu gegenſeitiger Unzufriedenheit ausfallen. Wir Amateur-Agentinnen müſſen die Vorwürfe von beiden Seiten über getäuſchte Erwartung hinnehmen. Ich bin die Einzige in meinem ganzen Kreiſe, die trotzdem ſchwach genug iſt, die alte Erfahrung bei jedem reuenden Falle zu wiederholen. Doch beſchränke ich mich darauf, meinen Schützlingen den erſten Schritt in eine gewiſſe Thätigkeit zu ermöglichen. Wer den zweiten dann nicht ſelbſtſtändig zu thun vermag, der taugt für England nicht. Mit dem Zeugniß, das Sie aus der vorigen Stelle mitbringen, müſſen Sie ſich die nächſte erobern. Ich mahne Sie noch einmal daran, daß Kenntniſſe und Pünktlichkeit allein in England Niemand fördern, wenn er nicht auf die Landesſitten Rückſicht nimmt.

Ihrer Pflichtvergessenheit hat man in dem Hause, wo Sie aufgenommen wurden, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit Hochachtung ꝛc.

Wie gerne hätte ich von neuem eine Explication über die verhüllte Andeutung am Schluß des Briefs verlangt! Es mußte also eine Klage über mich ausgesprochen worden sein; aber wo ich die Sitten verletzt haben konnte, war mir ganz unbegreiflich. Erst nach langer Zeit erfuhr ich durch die dritte Hand, wie viel Anstoß ich meinen englischen Gastfreunden unwissentlich gegeben. Ich hatte mit der rechten Hand die Gabel gehalten, mit dem Messer einen Fisch zerlegt, in ein Butterbrod hergehalt gebissen, statt ein Stückchen davon abzubrechen, eine Frage hatte ich aus der Hand gegessen, statt sie mit Messer und Gabel auf dem Dessertteller zu zerschneiden und einmal, als der Bediente, der beide Hände voll hatte, von einem überladnen Teller eine große Erdbeere fallen ließ, bückte ich mich rasch, sie aufzuheben, damit er sie nicht auf dem Teppich zertreten möchte. Diese und eine Menge andrer Dinge, die mich unbewußt in Kleidung, Haltung und Manieren von den Engländerinnen unterschieden, galten als anstößig.

und man ſchloß daraus, daß ich unmöglich die Tochter eines Gentleman ſein könne. Man beklagte ſich brieflich bei meiner Beſchützerin in London, und nahm es dieſer ernſtlich übel, daß ſie in ein Haus, das gute Geſellſchaft ſähe, eine Perſon eingeſchmuggelt habe, die keine Lady ſei.

Meine anſpruchloſe Haltung hat mir noch oft Schaden gethan, und ich ſehe ein, daß ich anſtatt meine Kenntniſſe durch Studium zu vermehren, vortheilhafter meine ganze Beobachtung auf das Nachäffen pretentiöſer Manieren gelenkt hätte. Die Engländerinnen ſind einmal Sklavinnen der Comödie, die ſie ladymäßiges Betragen nennen. Bei einer ſpätern Gelegenheit wurde mir eine Perſon, die nicht orthographiſch ſchrieb, und die redend mir und mich verwechſelte, vorgezogen, weil ſie für eine perfect lady galt. Sie war Dienſtmagd bei einer preußiſchen Obriſtin geweſen und hatte dieſer ihre eigenthümliche Grandezza im Commandiren abgeguckt.

Als ich aus meiner erſten Stellung entlaſſen worden, verſchaffte mir das Zeugniß, das ich mitbrachte, wenigſtens die Aufnahme in eine ſogenannte Governeſſes-Inſtitution. In dieſen Anſtalten werden

nur Gouvernanten aufgenommen, die ſchon eine Stelle in England gehabt haben, und ſie müſſen eine Empfehlung von der Familie, die ſie entlaſſen hat, an die Behörde der Anſtalt nachweiſen. Hier kann man für eine Zeitlang gegen geringe Vergütung Schutz und Obdach finden, doch muß man ſich verpflichten, von der Stelle, die man durch Vermittlung der Inſtitution etwa erhält, eine beſtimmte Abgabe zu zahlen. Es iſt eine wohlthätige Einrichtung, die ſchon vieler Noth abgeholfen hat, und eigentlich der einfachſte Weg zu einer Stelle zu gelangen, da der Platz wie ein öffentliches Bureau von den Ladies beſucht wird, welche hier Gouvernanten in Maſſe zur Auswahl beſichtigen kommen. Dennoch halten Manche von uns die Inſtitution für einen letzten Nothanker der Verzweiflung. Jede glaubt einzeln auf dem Wege der Gunſt und der Ueberredung mehr zu erlangen, als wenn ſie wie auf dem Sklavenmarkt mit ihren Concurrentinnen in Einer Reihe zur Schau ſteht.

Es waren unſrer eine ziemliche Anzahl beiſammen, und wir erzählten einander unſre Schickſale während der Wochen des Harrens und Hoffens.

Stellen in Mädchenſchulen wurden uns häufig angeboten, aber dazu waren die Meiſten zu gewitzigt. Es hieß immer: „Alles, lieber Scheuerfrau, aber nicht deutſche Governeß in einer engliſchen Mädchenſchule!“ Es ſoll ein völliger Sklavenzuſtand ſein, und mit allem Kehrigt des Gehirns, den kein Lehrer im Hauſe ausfegen will, ſoll ſich die deutſche Governeß befaſſen. Vielleicht iſt dieß Urtheil übertrieben, aber die Ausnahmen mögen ſehr rar ſein.

Unter den Anekdoten, die mir meine Genoſſinnen in der Inſtitution erzählten, finde ich die folgende charakteriſtiſch genug, um ſie aufzubewahren.

Fräulein v. Wilkens, eine Offizierstochter aus Schleſien, erhielt einen Verweis, während ihrer erſten Governeßſtelle, weil ſie an der Hausſchelle rechts zu ziehen pflegte, und wurde von der Dame des Hauſes bedeutet, daß die Governeß ſich der Dienſtbotenſchelle links zu bedienen habe.

Nachdem ich einige Wochen auf einen Antrag gehofft hatte, kam eine ältliche Dame, die mir vorſchlug, Wartung, Beaufſichtigung und Unterricht ihrer ſämmtlichen Töchter, groß und klein, zu übernehmen. Das Honorar ſtand etwa dem Lohn einer Köchin

gleich, aber ſie machte geltend, daß ein beſonderer Vortheil mit meiner Stellung verbunden wäre, indem ſie ſelbſt der Governeß unentgeltlich Unterricht im Hebräiſchen zu geben geneigt ſei, falls dieſelbe ſich dieſer Auszeichnung würdig mache. Ich ſchlug den Antrag, der mir ganz verrückt vorkam, aus, aber die Matrone der Inſtitution ſchüttelte den Kopf über meine Unklugheit, und verſicherte mich, daß die Kenntniß des Hebräiſchen ſchon zuweilen von Gouvernanten verlangt worden wäre. Ich habe dieſe Behauptung beſtätigt gefunden, da manche Engländerinnen einen Werth darauf legen, die Bibel in der Urſprache geleſen zu haben.

Von allen, die mit mir in die Inſtitution eingetreten waren, blieb ich am längſten ohne Stelle, weil ich nicht muſikaliſch war. Endlich kam der Tag der Gnadenwahl auch für mich. Ein Geiſtlicher der Hochkirche ſuchte eine deutſche Geſellſchafterin für ſeine Töchter, und hatte nur eine Hauptſorge: nämlich, daß ich keine heimliche Katholikin ſein möchte.

Zum Glück beſaß ich noch mein ſelbſtverfaßtes Glaubensbekenntniß, unter welches der Paſtor, der mich confirmirt hatte, einige Worte geſchrieben, welche

mich als Exprotestantin ausweisen. Im Protestiren bin ich überhaupt immer stark gewesen. Jetzt war ich durch langes Harren, durch Noth und Demüthigung indeß hinreichend mürbe geworden, um die Stelle bei dem geistlichen Herrn durch keinen Widerspruch zu verscherzen.

Ich that meine Schuldigkeit bei seinen Töchtern, und plagte mich redlich, diesen über alle Begriffe weltlichen jungen Damen einen Sinn für ernste Studien beizubringen. Das Kirchengehen und die Betstunden gingen mir sehr wider die Haare, aber ich betrachtete sie als einen Theil der Aufopferungen, die ich übernommen.

Nach einem halben Jahr kam der Sohn des Hauses aus Cambridge, um seine Ferien auf dem Lande zuzubringen. Er war viel gescheidter als die ganze übrige Familie, und deßhalb zu einigen leisen Zweifeln am Autoritätsglauben durchgedrungen. Aber, kaue einmal ein deutscher Verstand dem englischen Zweifel! Der Student aus Cambridge hatte kaum Lunte gewittert, daß sich mit mir ein vernünftigeres Wort reden ließ, als mit seinen Schwestern, als er mich auf Spaziergängen und bei andern Gelegenheiten

zu Controversen nöthigte. Ich verstand nicht, daß er seine Zweifel nur brauchte, um die Macht der Gegenbeweise daran zu demonstriren, sondern glaubte, daß er bona fide ein Wahrheitsuchender sei. Einem solchen wäre es Sünde gewesen nicht Rede zu stehen, und durchfröstelt, wie ich selber war, von all den gehirndurchnässenden Predigten und Betstunden, erwärmte ich mich im Disputiren an einem langen Nachmittag, wo er und ich allein das Haus hüteten.

Die Folge war, daß die Zweifel des Studenten plötzlich in ihr Gegentheil umschlugen, und er sich für verpflichtet hielt, mich zu bekehren. Die Langeweile des Landaufenthalts während eines besonders regnerischen Sommers mag bei diesen Bestrebungen mit im Spiel gewesen sein, und der aufregende Reiz, den das Geheimnißvolle unserer gegenseitigen Beziehungen für uns beide hatte. Er schrieb mir einen Brief so lang wie eine Dissertation, worin er Punkte des Zweifels zugab, um seinen Menschenverstand vor meinem Urtheil zu retten, aber doch zuletzt die Bretterwand des Bibelglaubens im Allgemeinen zu retten suchte, mit der einem jungen Engländer die Welt des Geistes zugenagelt ist. Ich Unglückselige ließ

mich verleiten zu antworten, und darauf gab ein Brief den andern, bis endlich die Familie unſere Correſpondenz auswitterte.

Noch heute glaube ich nicht, daß der junge Menſch, der ein ſonſt unſchuldiger und achtungswerther Charakter ſchien, mich der Rache ſeiner Angehörigen denunciren wollte. Wahrſcheinlich hatten die heimlich gewechſelten Briefe und unſere langen Geſpräche uns in den Verdacht eines Liebesverhältniſſes gebracht. Um mich von der Schmach und ſich ſelbſt von der Lächerlichkeit einer vermeinten Intrigue zu reinigen, holte der naive Peter meine Aufſätze hervor, welche allerdings nicht mehr den Geiſt meiner Confirmandenperiode athmeten. Die Folge war, daß ich augenblicklich ohne Entſchädigung von dem erzürnten Vater des Hauſes verwieſen, und mir ſogar die Auszahlung eines bedeutenden Rückſtandes verweigert wurde.

Meine Lage würde verzweifelter als je geweſen ſein, wenn ich nicht unterdeſſen in der Kenntniß der Landesſprache und der Geſetze einen großen Fortſchritt gemacht hätte. Alle Uebelſtände und Vorurtheile dieſes Landes finden ihre Heilung in der Oeffentlichkeit und der freien Preſſe. Unzähligemal

hatte ich bei Tiſch den Refrain gehört: „Ich ſchreibe an die Times,“ wenn irgendwo etwas Verkehrtes geſchehen war, wofür die Polizei und der nächſte Magiſtrat keine Aushülfe geben wollten. Ich wußte, daß mein Hausherr ſich durch ſchwere Maßregeln gegen arme Ueberſchreiter der Sonntagsgeſetze oft unpopulär gemacht hatte, und ſo ſchrieb auch ich einmal an die Times.

Mein Fall kam einer politiſchen Partei eben gelegen, und ich erhielt von einem reichen Diſſenter die Zuſicherung, vor Gericht vertreten zu werden. Der Geiſtliche war höchſt erſtaunt, als die arme deutſche Governeß es wagte, ihn einzuklagen. Er brachte meinen Confirmandenaufſatz in Abſchrift und meine Briefe an ſeinen Sohn mit, um aus deren Widerſprüchen den Beweis zu liefern, daß ich die Stelle erſchlichen. Er klagte mich des Polizeivergehens an, „unter falſchen Vorwänden Geld zu erhalten geſucht zu haben,“ und läugnete deßhalb, ſeinerſeits eines Contractbruchs ſchuldig zu ſein.

Mein Advokat brachte dagegen Zeugen aus der Governeßinſtitution vor, welche bekräftigten, daß der ehrwürdige Geiſtliche ſich vor meinem Eintritt in ſein

Haus nur verſichert habe, daß ich nicht katholiſch, ſondern proteſtantiſch ſei. Die Vertheidigungsrede hob außerdem hervor, daß mit dem deutſchen Proteſtantismus meine Anſichten ganz vereinbar ſeien — eine Behauptung, die einigen Anweſenden ziemliches Grauen einzuflößen ſchien — und daß man von keiner Ausländerin erwarten könne, daß ſie in der anglicaniſchen Kirche erzogen ſei. Ich erhielt eine bedeutende Entſchädigung, da die Gerichtsperſonen mir offenbar wohlwollten, und ich hatte die Genugthuung, in der nächſten Woche meinen geiſtlichen Widerſacher als Carricatur im Punch abgebildet zu ſehen.

Der Diſſenter, der mein Erſcheinen vor Gericht vermittelt hatte, verſchaffte mir eine recht angenehme Stelle als Geſellſchafterin bei einer ihm verwandten Familie, die lange in Deutſchland gelebt hatte. Dießmal hoffte ich zu recht vorurtheilsfreien Leuten zu kommen, aber das war nur auf religiöſem Gebiet bis zu einem gewiſſen Grade der Fall, während das Beſtreben in allem Thun und Laſſen, höchlich gentil zu erſcheinen, auch hier die Freiheit des Benehmens ängſtlich beſchränkte.

Die Schweſter des Hausherrn, der ich als ſtete

Gefährtin zugewiesen war, erschien schon sehr über die erste Jugend hinausgeschritten, obgleich sie hübsch und wohl conservirt war. Evelyn, so hieß meine gereifte Schülerin, war eine gutmüthige Natur, die weit unbefangener eine große Hinneigung zur Zärtlichkeit verrieth, als Engländerinnen gewöhnlich zu äußern pflegen. Sie hatte nur Lehrerinnen und gar keinen Lehrer, was mich wunderte, da ich schon oft ein starkes Vorurtheil gegen weiblichen Unterricht von englischen Müttern hatte aussprechen hören. Sogar auf den Prospekten mancher Londoner Schulen steht auf der Preisliste angemerkt: Clavierunterricht von einem Meister, eine Guinea die Stunde, von einer Dame nur fünf Schilling. Ich fragte bei einer solchen Gelegenheit, ob es sich nicht spaßhaft ausnehmen würde, wenn eine Sängerin, wie die Grisi oder die Malibran, nach demselben Maßstab unter irgend einem Mr. John Smith taxirt würde, weil dieser ein Künstler und jene nur Künstlerinnen seien; aber die Gefragte versicherte, daß ein für allemal ein Mann besseren Unterricht gebe, als eine Frau.

Hinsichtlich der Musik habe ich einen großen Zweifel, ob dies allgemeine Urtheil wahr sei. Ich

kann nicht glauben, daß eine männliche Intelligenz ersten Ranges ſich im neunzehnten Jahrhundert zum Clavierlehrer hergeben möchte. Männer, die ſich mit Sängeln und Klimpern begnügen, können unmöglich die Befähigung zu einem großen Lebenszweck in ſich fühlen; hingegen einer Frau bleibt außer der Ehe kein höherer Wirkungskreis übrig, als Künſtlerin oder Lehrerin zu werden. Ich denke mir alſo, daß die ſtarken weiblichen Geiſter mit den ſchwächeren männlichen auf dieſem Gebiete ringen. Doch, da ich nicht muſikaliſch bin, mag ich vielleicht den Ernſt und die Wichtigkeit des Claviergeklimpers nicht einſehen.

Als ich der Schwägerin meiner Evelyn dieſe Meinung ausſprach, zuckte ſie die Schultern, und gab zu verſtehen, daß ganz andere Gründe in ihrer Familie die Verbannung aller Lehrer veranlaßt hätten. In einer vertraulichen Stunde ſagte ſie mir, ich würde die Strenge ihres Mannes, welcher nach der Eltern Tode die Familienehre oben zu erhalten hätte, wohl gerechtfertigt finden, wenn ich hörte, welch eine Schande die ältere Schweſter Evelyns über ſein Haus gebracht.

Ich ſchlug die Augen nieder in der Erwartung,

etwas Furchtbares zu hören; die Dame zog ihr Schnupftuch hervor, trocknete die Augen und sagte mit schmerzhaft zuckender Lippe: „Meine andere Schwägerin hat ihren Clavierlehrer geheirathet.“

Ich wendete mich ab, um das Lachen zu verbergen, und die Dame fuhr fort: „Ich empfange sie trotzdem in meinem Hause, und wir begegnen auch ihrem Manne mit Höflichkeit, wenn gleich mit geziemender Zurückhaltung. Indeß ist es doch eine große Gêne für uns, daß wir zur Zeit eines solchen Besuchs unsern Verkehr nur auf nahe Bekannte beschränken müssen, damit wir nicht in die Verlegenheit kommen, unseren Schwager einem Fremden vorstellen zu müssen. Hinsichtlich Evelyns haben wir seit der Zeit unsere Vorsicht verdoppelt, denn sie hat auf dem Continent etwas zu freie Ansichten eingesogen. Sie erzählt sogar von einer Busenfreundin, einer Baronesse Dorothea de Wald, die auch ihren Clavierlehrer geheirathet habe, und nicht deßhalb aus der Gesellschaft der Residenz verbannt wäre. Wer aber möchte die Stellung des continentalen Adels mit der englischen Gentry vergleichen! Eine Mesalliance bleibt es immer.“

Es ſchien wunderlich, daß Miß Evelyn ſich dieſer Tyrannei des Bruders und der Schwägerin fügte, doch ich ſah bald, daß das Syſtem, das die engliſche Geſellſchaft zuſammenhält, gerade ſo gewaltig iſt, wie das, welches die europäiſchen Staaten an einander bindet. Keine Bureaukratie iſt ſtärker organiſirt als eine Familienclique, die ſich durch eine ganze Kette von Vorurtheilen gegen die Anſprüche des einzelnen Individuums verſchanzt hat.

Dennoch hatte ich recht angenehme Tage in dieſem Kreiſe, und Miß Evelyn gewann mich ſo lieb, daß ihre deutſche Freundin Dorothea wohl hätte eiferſüchtig werden können, wenn ſie nicht von Adel geweſen wäre. Aber hier zeigte ſich Evelyn in ihrer ganzen Schwachheit; das dritte Wort, wenn ſie einem Fremden von Deutſchland erzählte, war immer ihre intime Bekanntſchaft mit jener Baroneß de Wald. So weit ich die nähern Verhältniſſe dieſes Frauenzimmers von Evelyn erfragen konnte, muß ſie höchſtens ein ganz einfaches Landfräulein geweſen ſein, die nie den Titel einer Baronin beanſprucht hat.

Den Winter brachten wir in Brüſſel zu, und dort trafen wir alte Bekannte der Familie. Ein ſehr

reicher bejahrter Herr, der immer eine Vorliebe für Evelyn gehabt hatte, näherte ſich ihr auffallend, und ich bemerkte, daß eine Heirath im Plane war. Ich vermuthe, daß man ungenirt und unbeobachtet von mir zu ſein wünſchte, denn unter einem ganz leichten Vorwand wurde das Studium des Deutſchen plötzlich eingeſtellt. Uebrigens ward die Auflöſung unſeres Verhältniſſes mit möglichſter Rückſicht gegen mich betrieben, und den Empfehlungen des muthmaßlichen Bräutigams der Miß Evelyn danke ich indirekt meine jetzige Stellung.

Die Haushaltung der Gräfin Blaſoska iſt die ſonderbarſte und myſteriöſeſte, in die ich je hineingeſchaut. Die Dame gibt vor, ihre Kinder grenzenlos zu lieben, und hat nie eine Minute Zeit für ſie übrig. Sie ſagt, ſie lebe und webe nur in politiſchen Intereſſen, und kein Menſch kann aus ihrer Thätigkeit weiſſagen, welches politiſche Princip ſie eigentlich vertritt. Sie gibt vor, die bewegende Feder eines weit in einander greifenden Uhrwerks zu ſein, aber wenn man nach dem Zweck der ewigen Unruhe fragt, ſo weiß ſie weder über ihre Ziele, noch über ihre Mittel klare Auskunft zu geben.

Der Bediente, den ſie vor den Leuten Iwan nennt, ſteht in einem unbegreiflichen Verhältniſſe zu ihr, und man würde Arges von ſeiner Herrſchaft über die Gräfin denken, wenn ſie ſich nicht immer ſo heftig in ruſſiſcher Sprache ſtritten. Oft kömmt es mir vor, als ob dieſer Iwan höhern Standes, als er vorgibt, und von der Familie der Gräfin beſtochen ſei, ſie zu überwachen. Warum ſie ihn aber nicht abſchafft, da ihr offenbar ſeine Mentorſchaft läſtig iſt, kann ich nicht enträthſeln. Der Iwan und ich beobachten einander gegenſeitig, obgleich wir zu verhehlen ſuchen, daß wir uns beobachten. Was wird daraus werden? Ich fürchte, daß meines Bleibens in dieſer ſchwülen Atmoſphäre nicht lange ſein wird, und habe ſchon die Flügel der Seele weit ausgeſpannt.

Zwölftes Kapitel.

Eine ungelehrige Diplomatin.

Dorothea hatte das Leſen des Manuſcripts mit einem lauten Ausruf unterbrochen, als unerwartet ihr eigner Name darin vorkam, und Ibeles gratulirte ſich, daß die vielbeſprochene Freundin Evelyn nicht jetzt in London anweſend war. „Gut, daß ich das beizeiten erfahre,“ rief er aus, „nun ſoll keine Gewalt mich in einen Kreis ziehen, der ſo niedrig die Künſtler behandelt.“

Die Gräfin Blaſoska ſtieg ſofort in ſeiner Schätzung, weil ſie ſich wenigſtens niemals adelſtolz gezeigt hatte. Die Schreiberin des Manuſcripts nannte er einen ſpitzigen Charakter, indeß ſeine Frau Meta Braun mit einiger Vorliebe in Schutz nahm.

An demſelben Sonntag, als Ibeles mit ſeinen Kindern und Dr. Stern in dem ſehr bürgerlichen

Theegarten zum grünen Mann eingekehrt war, hatte die Gräfin mit ihrem Schwager im vornehmſten Hotel von Richmond den Nachmittag zugebracht. Zwar recognoscirte, ob keine unberufenen Bekannten das tête à tête zu ſtören kämen, und wandelte zwiſchen der Laubé, in der man ſpeiſte, und den anſtoßenden Gängen auf und ab. Er war wie ein Privatmann gekleidet und ſchien ganz in's Leſen vertieft, wenn Fremde in die Nähe kamen.

Graf Blafoski, der Schwager der Gräfin, war ein großer, ſtarker Mann mit recht ſchönen Zügen, denen nur die dicken Wangen und etwas zu kleinen Augen Abbruch thaten. Er benahm ſich mit väterlicher Zärtlichkeit gegen die Gräfin und ſetzte ihrem unruhigen Weſen die höchſte Geduld und eine feine Galanterie entgegen. Er hatte ganz das Weſen eines alternden Franzoſen angenommen, und ſtatt die Suada der Gräfin nach ruſſiſcher Weiſe zu überſchreien, brachte er ſie endlich zum Schweigen und Anhören, indem er ſie, ſo oft ſie ihm in die Rede fiel, durch plötzliches Verſtummen beſchämte.

Sie hatte ihm ein Langes und Breites von den Verſuchungen erzählt, denen ſie von verſchiedenen

Seiten ausgeſetzt wäre, und hatte eben beſchrieben, wie ſie mit edler Entrüſtung den Communiſten Wildemann niedergeſchmettert, als er ſich geſtern zu einer allzuſtürmiſchen Erklärung hatte hinreißen laſſen.

Liſtig lächelnd fragte der Schwager ſie, ob ſie nicht den ehrlichen Wildemann aus Kriegsliſt ſeinem Zorn preisgebe, damit er nicht den Punkt ausfindig mache, von wo aus ihrem Herzen wirklich Gefahr drohe.

„Ich weiß, wen Sie meinen," erwiederte die Gräfin haſtig. „Das iſt keine Herzensſache, ſondern eine Ehrenſache. Es iſt unanſtändig und ſchadet meinem Ruf als unwiderſtehliche Frau, daß dieſer Mann ſich meinetwegen nicht compromittirt."

„„Geben Sie dies Spiel lieber auf, beſte Julie! Sie könnten im Ernſte über dieſen Beſtrebungen Ihren Blick zuletzt durch Leidenſchaftlichkeit verdunkeln, und ſo viel iſt uns die Bedeutung des Mannes nicht werth. Ueberhaupt vergeſſen Sie nicht, daß einer Diplomatin die Leidenſchaft nie Selbſtzweck, ſondern nur Hebel ſein darf. Ich fürchte, Ihr Herz iſt im Spiel, ſo ſehr Sie es ſich abläugnen mögen.""

„Und wenn ich ein Herz hätte, wäre ich darum unliebenswürdiger?"

„„Gewiß nicht, aber dann muß ich im Intereſſe Ihres Mannes und Ihrer Kinder fordern, daß Sie die Segnungen der Gemüthlichkeit Ihrem Hauſe erhalten. Sie kennen die Bedingungen, unter denen wir Ihnen die Freiheit zu reiſen gönnen.““

„Ich ſollte mich der gemüthlichen Langweiligkeit des Alltaglebens opfern, mit dem angebornen Trieb, Großes zu leiſten? Meinen Namen will ich in die Weltgeſchichte einſchreiben, ſo oder ſo.“

„„Ihre ſchöne Begeiſterung erkennen wir an, beſte Julie, aber am Petersburger Hofe iſt nicht der Boden dafür. Dort konnten wir Ihrem Ehrgeiz kein Feld geben, weil beſonnenere Frauen Sie an Wachſamkeit überboten. Sie hätten uns in Deutſchland unſäglich nützen können, wenn Sie Ihr Herz im Zaum zu halten verſtünden. Aber wie können wir auf Sie bauen, wenn Sie ſich in die Perſonen verlieben, auf die Sie einwirken ſollen? Das iſt das Mißliche bei weiblicher Diplomatie; an der Feinheit Eurer Intrigue wäre nichts auszuſetzen, wenn Ihr nicht immer damit aufhörtet, denjenigen, den ihr liebt, die Fäden aus Gewiſſensſcrupel aufzudecken, mit denen ihr ihn umſpinnen wolltet.““

„Sie reden, als ob die Liebe den männlichen Diplomaten nie einen Streich gespielt hätte. Soll ich Sie an Ihren eignen Wiener Aufenthalt erinnern, von dem ich mehr weiß, als Sie ahnen?“

„„Spotten Sie nur meiner Abenteuer; die haben mich nie von der Bahn gelenkt, sondern im Gegentheil die Zwecke meines Kaisers gefördert. Glauben Sie, ich erkenne die bewegende Kraft der Leidenschaft nicht an? Sie ist einer der mächtigsten Impulse, deren wir uns zur Erreichung großer Erfolge bedienen müssen. Was ein Weib nie verrathen würde, das verräth sie dem, der sie zu erregen versteht. Die Leidenschaft macht die trägen Frauen energisch und die scharfen Beobachterinnen träumerisch; wir müssen also die Liebe oder doch den Schein der Liebe gebrauchen, um die Frauen unsrer Gegner uns nützlich oder unschädlich zu machen. Wir Männer der Politik aber wissen, wie weit wir zu gehn und wo inne zu halten haben, um das Resultat nicht zu gefährden. Ich habe nie eine Leidenschaft provocirt, mit der ich nichts anzufangen wußte, und um eines Romans willen keinen Plan um eine Linie verrückt.““

„Wenn Sie so mit der Leidenschaft spielen

konnten, ſo haben Sie nie das Glück heißer Empfindungen gekannt. Ich könnte ohne dieſen Gluthſchimmer, der mir das Alltägliche mit Zauberfarben malt, gar nicht leben. Wie grau und trüb ſind die wenigen Wochen eines Interregnums mir immer dahingeſchlichen! Die Geſellſchaft gleichgültiger Menſchen, die trocknen diplomatiſchen Berichte, die kleine, miſerable Aufgabe des Zuſehens und Vermittlens, des Anknüpfens und Abreißens von tauſend unnützen Fäden widert mich an, und ich beneide dann ſelbſt ein Weſen auf der Stufe der deutſchen Hausfrau. Wie anders, wenn eine neue Liebe wieder die holde Magie heraufbeſchwört, und alles Thun und Laſſen eine Bedeutung hat.“

„„Sind Sie noch nicht dieſes zweckloſen Spiels müde? Wir dachten, Sie hätten es längſt ausgenoſſen, in Täuſchungen zu ſchwärmen. Ihre Erfahrung hat Ihnen gezeigt, wie gleichgültig Ihnen alle die Menſchen hinterher geworden ſind, die Sie einſt mit ſo viel Gefühlsaufwand anregten, oder ſich von ihnen anregen ließen.““

„Die Liebe iſt immer dieſelbe, ob auch die Gegenſtände wechſeln. Wer mir dieſe hohe und einzige

Empfindung erwecken kann, der kann kein unbedeutender Mensch sein.“

„„Diese Logik, schöne Julie, würde mich zweifeln lassen, ob Sie zu der großen Sphäre berufen wären, in der Sie wirken wollen. Es kann nicht Ihr Ernst sein, daß Sie die Menschen und Ereignisse nach den Empfindungen taxiren wollen, die Sie Ihnen erregen, anstatt die Leidenschaften zu verwerthen, je nachdem sie Weltgeschichte machen. Was ist die Liebe? Eine Betrunkenheit des Geistes, die uns ganz unbedeutende Personen als Ausnahmen des Menschengeschlechts und die ordinärsten Zustände als colossal wichtig erscheinen läßt. Und um sich eine solche Stimmung zu schaffen, von der man vorausweiß, daß sie vorübergeht, will eine Frau von Ihrer Gesinnung das Ziel aus den Augen verlieren, an dem Generationen gearbeitet haben?““

„Wenn ich den Widerstand Eines menschlichen Willens nicht besiegen kann, wie soll ich dann den Widerstand einer ganzen Nation brechen können?“

„„Das Letztere ist leichter, weil Sie Verbündete haben. Panslavismus gegen Germanismus! Der junge Riese gegen einen trägen, abgelebten Greis,

der ſich in dieſem tollen Jahr 48 zum letztenmal galvaniſirt hat und den Schein der Verjüngung annimmt. Nicht Einen dummen Deutſchen an Ihren Siegeswagen zu ſpannen, ſondern dem Einheitsſchwindel der ganzen Nation den Gnadenſtoß zu geben, iſt die Aufgabe, würdig, daß meine Freundin dafür athme.““

„Laſſen Sie mich Ihnen geſtehn, daß ich die Begeiſterung für deutſche Einheit nicht mehr für einen bloßen Schwindel halte. Es gibt Männer unter dieſen deutſchen Flüchtlingen, die dafür ſterben wollten.“

„„Das beweiſt nichts. Für was ſtirbt nicht ein confuſer Kopf!““

„Wohl! Laſſen Sie uns die confuſen Köpfe übergehn, die ſogleich die Flinte in die Hand nehmen; nebenbei geſagt ſind dieſe die liebenswürdigſten. Es gibt eine Sorte von Deutſchen, die um Alles nicht Soldat werden möchten, aber deren Stubengelehrſamkeit mir ſeltſam imponirt. Ich habe zwar die Taktik, einen Denker nie zu Worte kommen zu laſſen, treulich befolgt, aber meine eigne Geſinnung iſt dennoch durch Manches erſchüttert, das ſich meinem Gefühl wider Willen aufgedrängt hat.“

„„Vor der deutschen Professorenberedsamkeit haben wir sie gewarnt: Sie schwuren, daß alle Parlamente Sie nicht ins Schwanken bringen sollten.““

„Die deutschen Parlamente haben uns Polen anständiger behandelt, als der Petersburger Hof.“

„„Und glaubt ihr, die Deutschen, die von dem Wahnsinn einer Gleichheit aller Stände durchdrungen sind, würden je der alten polnischen Adelswirthschaft zum Auferstehn verhelfen, von der euch eure Ammen das ewige Liedchen an der Wiege singen? Die Deutschen, die die Einheit wollen, sind die Nämlichen, die die bürgerliche Tugend, die Arbeitsamkeit und die langweilige Gemüthlichkeit auf den Thron heben wollen. Meine Freundin, meine stolze Julie, nicht dies ewige Schwanken von einer Ansicht zur andern, je nachdem eine Stimmung oder Vorliebe für eine Person Sie bewegt. Entweder, Sie müssen bei der Rolle verharren, die sie übernehmen, oder zurückkehren.““

Hier brach die Gräfin in Thränen aus, faßte sich aber rasch und erklärte ihrem Schwager, daß sie nie Petersburg wieder zu betreten hoffe. Den leidenschaftlichen Ausfällen gegen ihre dortigen Ver-

wandten folgte eine Apologie des uns bekannten Musikdirectors, den sie als das Ideal der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit beschrieb, worauf der Schwager kalt erwiederte, daß der moderne Despotismus es sehr gerne sehe, wenn der gemeine Mann bei den bürgerlichen Tugenden bliebe. Wir übergehen die lange Rede der Gräfin, in der sie den Eindruck schilderte, den der phantasievolle, für seine Freiheitsidee begeisterte Flüchtlingskreis ihr im Gegensatz zu den Diplomaten gemacht, die nur trockene politische Combinationen berechneten. „Euch bin ich mit meinem glühenden Herzen immer nur ein Werkzeug gewesen," rief sie aus, „aber den Demokraten bin ich ein Gegenstand der Verehrung und der Bewunderung!" Sie schloß mit der Klage: „Ich fühle mich elend unter der Fessel, die meine Verhältnisse mir auferlegen und ich glühe vor Scham, wenn in meiner Gegenwart von Jesuitismus in der Politik oder von Tartuffes und Spionen geredet wird."

Lächelnd sagte der Graf: „„Worte, nichts als Worte, vor denen Sie nicht erschrecken dürfen. Die politische Agentin, die durch den leisen Einfluß ihrer Persönlichkeit auf die Gemüther wirkt, einen Salon

für die Discussionen der Parteien eröffnet, steht über dem Spion wie der Erzbischof über dem gemeinen Popen. Doch abgesehen davon ist der Spion ein nützlicher, oft gar ein verehrungswürdiger Charakter. Im Kriege ist er ein Held, der für seine Partei sein Leben wagt, mehr als der Soldat in Reihe und Glied. Alfred, jener englische König, der mit der Cither das feindliche Lager besuchte, verschmähte die Rolle des Spions nicht. Nur wenn der politische Agent zwei Parteien dient, wird er verwerflich. Es gibt Eine Charaktermaske, die von allen Parteien verworfen wird, und das ist der Tartuffe. Diese Figur ist aber nicht mit dem puren Jesuiten zu verwechseln, denn der Tartuffe steht auf seinem Egoismus, Er allein gegen Alle und Alle wider *seine* Maske verschworen, während der Jesuitismus in unserer Zeit ein allgemeines Princip geworden ist. So sehr Ihre Idealisten den Namen Jesuit schmähen mögen, der Jesuitismus durchdringt in anderer Form unsere Gegenpartei wie die unsere. Der Spion heißt bei ihnen Emissär, und der Communist ist ihr Jesuit.““

„Wie paradox,“ rief die Gräfin. „Die letzte Behauptung können Sie nicht vertheidigen!“

„„Wir wollen Beiſpiele ins Auge faſſen,““ ſagte der Graf. „„Jeder, dem Ein Princip die Berechtigung jedes Andern ausſchließt, wird nothwendig Jeſuit. Der heimliche Katholik, der die Töchter ſeines proteſtantiſchen Wohlthäters ins Nonnenkloſter lockt, hat kein undankbares ſchlechtes Herz; er iſt überzeugt eine gute That zu begehen. Die Verpflichtung, die er gegen ſeine Kirche übernommen hat, ſteht ihm höher als Freundſchaft und Vertrauen eines Menſchen. Der große Dichter ruinirt zuweilen ſyſtematiſch einen weiblichen Charakter ſeiner Umgebung, um an deſſen Agonie die Zuckungen zu ſtudieren, die er in einem unſterblichen Drama ſchildern will. Er liebt ſie vielleicht, doch die Poeſie ſteht ihm höher als ein Weib. Sie ſelbſt, meine Freundin, verſchmähen es nicht, mit einer Ihnen gleichgültigen oder gar verhaßten Frau eine intime Freundſchaftsrolle zu ſpielen, wenn Sie Einfluß auf deren Ehemann gewinnen möchten. Warum wollen Sie denn im Ganzen und Großen vor den Mitteln zurückbeben, die Sie um eines bloßen romantiſchen Zeitvertreibs willen anwenden? Nun zu den Communiſten, die das Extrem der Demokratie genau ſo

vertreten, wie der Jesuitismus die letzten Consequenzen des Christenthums. Der Communist hält jedes Mittel für erlaubt, das seinen Utopien zum Siege verhilft. Von welcher Partei gehen die giftigsten Stiche gegen die Einheitsschwärmer in Deutschland aus, von der sogenannten Reaction oder von der Communistenpartei?“

Die Gräfin sagte, sie müsse dies zugestehen, und erzählte sogar einen Beleg dazu, welchen Wildemann ihr anvertraut hatte. Dieser wollte einen Emissär nach Berlin schicken, als eben die Mrs. Mutebell in Abwesenheit ihres Mannes sich an Ibeles gewandt hatte, um Erkundigungen wegen eines deutschen Hofmeisters einzuziehen, der ihren ältesten Sohn auf Reisen begleiten solle. Ibeles hatte ihr treuherzig denjenigen aus seinen Bekannten ausgesucht, der nicht politisch compromitirt war und die erforderlichen Eigenschaften besaß, um einen Engländer in den Flegeljahren auf dem Continent vor Ungelegenheiten zu hüten. Wildemann aber drang in den Musikdirector, diese unersetzliche Gelegenheit nicht zu versäumen, unter falschem Paß seinen Emissär, einen communistischen Schneider, ins Land zu schmuggeln.

Ibeles weigerte ſich entſchieden, weil er der Mrs. Mutebell ſein Wort gegeben, ihr einen ſtillen ſoliden Mann aufzutreiben, der Latein und Mathematik in Freiſtunden mit dem Knaben fortüben könne. Wildemann fand es abſurd, daß die Intereſſen eines engliſchen Mutterſöhnchens vor einer Parteiangelegenheit berückſichtigt werden ſollten, und er entzweite ſich auf längere Zeit mit dem Künſtler durch die Erklärung: „Wer nicht für die Partei lügen will, der iſt ein Verräther, und den können wir nicht brauchen.“

„„Da haben Sie den Jeſuitismus in ſchönſter Blüthe,““ ſagte der Graf.

Die Erzählerin kam aber wieder darauf zurück, daß Ibeles eine Ausnahme ſei, wie denn immer diejenigen Frauen, die ſelbſt ihr Lebenlang Rollen ſpielen, am wärmſten ihr Herz an ganz unverſtellte Naturen hängen. Sie klagte, wie ſie ſich ſelbſt als ein Phantom erſchienen, ſo lange die politiſchen Ideen nur gleichſam durch ihr Weſen hindurchgegangen ſeien, und wie ſie erſt jetzt wieder ihren Zuſammenhang mit der Natur und dem menſchlichen Herzen empfinde, ſeit ſie ſich liebend für eines

Menſchen Schickſal erwärmen könne. Noch viele Perſonen des Flüchtlingskreiſes kamen auf dem Heimweg zur Sprache, und deren Richtungen wurden genau ſecirt. Zuletzt, als man zu Hauſe angelangt war, warf die Gräfin noch die flüchtige Frage auf: „Nun, und wie lebt denn mein Gemahl?“

Worauf der Schwager antwortete: „„Die Franzöſin iſt noch im Palais.““

„So iſt er ja wohl aufgehoben!“ lachte die Gräfin.

„„Daran erkannte ich zuerſt, daß Sie eine große Seele haben,““ ſagte der Graf, „„daß die kleinliche Regung der Eiferſucht Ihnen fremd iſt. Sie werden auch Meiſter anderer ſchwächlichen Empfindungen werden und die Herrſchaft des Kopfes über das Herz zugeſtehen. Sie haben mir noch nicht geſagt, was für eine Art Frau Ihr deutſcher Freund hat.““

Das Angeſicht der Gräfin verfinſterte ſich; ſie wollte ihre Miene beherrſchen, aber der verrätheriſche Muskel ſeitwärts der Oberlippe fing an zu zucken. Ohne ſich lange zu beſinnen, ſagte ſie: „Sie wiſſen, daß unbedeutende Frauen von jeher meine Antipathie waren. Gegen dieſe habe ich nichts Beſonderes, denn ſie iſt harmlos.“

„„Alſo eben ſo wenig ein Gegenſtand der Eiferſucht als die Franzöſin?““ fragte der Schwager.

„Warum ſoll denn jede mißbilligende Regung einer Frau gegen die andere dieſen odiöſen Namen haben?“ fiel ihm die Gräfin ins Wort. „Ich bedaure nur meinen Freund, und ich wünſche ihm ein höheres, poetiſcheres Glück als ein philiſtröſer Hausvater zu ſein. Doch nun genug. Da kömmt Mamſell Meta mit den Kindern nach Hauſe. Ich muß hören, wie ſie den Tag in Briar Place zugebracht haben.“

Graf Blaſoski hielt ſeine Schwägerin nochmals auf und bat ſie ihm Gelegenheit zu geben, die Geſinnungen der Gouvernante zu prüfen. Er ſagte, daß es ihm nicht gleichgültig ſein könne, mit was für Perſonen ſeine Schwägerin ſich umgebe, da er dafür verantwortlich ſei, wenn falſche Einflüſſe auf die Kinder ſeines Bruders einwirkten. Die Gräfin ſchellte und ordnete an, daß Mamſell Meta den Thee einſchenken möchte, ſobald es Zeit ſei.

Meta Braun half oben den älteſten Knaben entkleiden, was eigentlich nicht ihres Amtes war, aber die franzöſiſche Bonne wußte es immer zu fügen,

daß ein Theil ihrer Geschäfte mit auf die Gouvernante fiel. Der andere Knabe lag schon in seinem Bettchen und warf das Comteßchen mit einem kleinen Büchlein, das in Juchtenleder eingebunden war.

„Ist das nicht das Gebetbuch, nach dem die Frau Gräfin heute früh so lange gesucht hat?“ rief Meta. „Gebt es mir her!“

„Das ist kein Gebetbuch,“ antwortete das Comteßchen, „es stehen allerlei sonderbare Stückchen darinnen.“ Und hiermit nahm sie das kleine Buch, und fing an einen Satz russisch abzulesen.

„Was für eine kuriose Sprache,“ sagte Meta, „das geht immer: wutschi, wutschi, wutschi! Kannst du denn das verstehen?“

„Ich habe es sehr verlernt, seit meine russische Amme weg ist. Als wir nach Deutschland kamen, sprach ich nur Russisch und Französisch. Ich mag jetzt lieber Deutsch sprechen.“

„Sage mir zu Gefallen nur ein paar russische Worte, damit ich höre wie es klingt!“

„Ich weiß nichts.“

„Sei nicht so träge! Uebersetze mir wie man

guten Morgen ſagt, oder ſonſt die erſten beſten Worte.“

Statt deſſen las das Comteßchen die Seite des vermeintlichen Gebetbüchleins vollends herunter und fing dann an in gebrochenem Deutſch zu überſetzen.

„Dieſer Parfum wird mit der weiß-en Schminke vermiſcht, und ſein Duft be-wirkt auf alle, die nahe ſte-hen, einen ſüßen Rauſch, ähnlich dem Magnet-iß —“

„O genug, genug!“ rief Meta. „Welch dummes Zeug!“

Hier kam die franzöſiſche Bonne herein und riß dem kleinen Mädchen raſch das Buch aus der Hand, indem ſie ausrief: Vous savez que maman vous a defendu de prendre quelque chose de sa toilette; elle a cherchée partout son petit brévier!“ Dann wandte ſie ſich zu Meta und erklärte ihr, daß dies Buch eine ſeltene Koſtbarkeit wäre. Es ſeien Toilettengeheimniſſe, deren Recepte von einer vertrauten Kammerfrau der Kaiſerin Catharina herrührten, und nur wenige Exemplare dieſes Büchleins ſeien in die Hände des höchſten Adels

gekommen. Die Franzöſin beklagte ſehr, daß ſie nicht ruſſiſch genug verſtünde, um das ganze Buch durchzuſtudiren.

Meta lachte ſie aus, und ſagte, das ſei ja als ob man an Zaubertränke glauben ſolle, wie man ſie in alten Hexengeſchichten leſe. Die Disputation konnte aber nicht weiter geführt werden, weil der Thee angekündigt war, und Meta im Drawingroom erſcheinen ſollte.

Dort dampfte die Thee-Urne, und die Gouvernante übernahm ihr Geſchäft, indeß der Graf auf dem offenen Balcon eine Cigarre rauchte, und die Gräfin im Lehnſeſſel neben dem Kamin ausgeſtreckt ruhte. Meta mußte berichten, wie der Nachmittag zugebracht worden, und die Gräfin bedauerte ſehr, daß ihre Kinder ſich gelangweilt hatten, weil ſie in Briar Place nur die drei jüngſten Kinder Ibeles' zum Spielen vorgefunden. Meta bemerkte, daß es Schade ſei, daß die gräflichen Kinder ſo früh durch aufregende Amuſements verwöhnt worden, weil die franzöſiſche Bonne ſie abwechſelnd einen Tag in den Bazar, dann in die Muſeen, dann ins Coloſſeum oder nach Vauxhall geführt, und es nun faſt

unmöglich geworden ſei, ſie mit einfachen Spielen zu befriedigen. Sie ſchilderte die Genügſamkeit der Kinder in Briar Place, die ſich aus jedem Steinchen und Stöckchen ſelber ein Spiel zu machen verſtünden, und denen Obſt und Brod auf Puppentellerchen ein königliches Feſt erſchienen. Die Gräfin fragte, ob denn ihre Kinder nicht in Verſtand und Wiſſen ſehr vor Ibeles' Kindern voraus ſeien, da dieſe armen Geſchöpfe wenig von der Welt geſehen, und ohne Bonnen und Gouvernanten nur auf das bischen Erziehung beſchränkt ſeien, das die eigene Mutter leiſten könne.

Meta Braun gerieth in Verlegenheit, wie ſie hierauf antworten ſollte, denn im Lernen waren die gräflichen Kinder ſo ſtumpf, als ſie im Spiel lärmend und unbändig waren. Sie hatte die Schreibebücher der Kinder Ibeles' durchblättert, und dieſe bedeutend vor ihren Zöglingen fortgeſchritten gefunden. Sie verſuchte ihrer Herrin die Wahrheit ſo ſchonend als möglich beizubringen, indem ſie ſagte: „Es würde mir nicht wohl anſtehen, meine Vorgängerinnen zu verdächtigen, aber wenn Ihre Kinder nicht von Natur dem Lernen abgeneigt ſind, ſo

müſſen ſie von denjenigen verwahrloſt worden ſein, deren Pflicht es war, ihre Faſſungskräfte zu wecken. Sie begreifen ſchwer und wollen ſich nicht anſtrengen. Sie dürfen mir aber vertrauen, Frau Gräfin, daß ich darauf ſtudire, wie ich die Unterrichtsſtunden Ihren lieben Kindern angenehm machen kann. Ich habe bemerkt, daß es am ſchwerſten hält, Kinder, die an Zerſtreuung gewohnt ſind, bei Einem Gegenſtande zu feſſeln; darum habe ich mir zum Geſetz gemacht, ſofort zu einer Abwechslung überzuſpringen, wenn meine Zöglinge anfangen zu gähnen."

Dies war buchſtäblich wahr, nur verſchwieg Meta, daß dieſer Zuſtand alle zehn Minuten eintraf. Die arme Gouvernante ritzte ſich wie der Pelican gleichſam die Bruſt auf, um mit ihrem Lebensblut den vom frühen Genuß des Luxus blaſirten Kindern das Leſen, Schreiben und Rechnen intereſſant zu machen. Das Comteßchen ließ gelangweilt das bleiche Köpfchen hängen, wie ein welkes Maiblümchen, und die jungen Gräflein ſetzten allen Eintrichterungsmethoden paſſive Renitenz entgegen.

Die Gräfin verſicherte, daß ſie gerne glaube, daß

Mamſell Braun ſich alle Mühe gäbe, aber daß ſie bisher leider nur gefühlloſe Miethlinge bei den Kindern gehabt. Sie gab zu, daß es ein Unglück ſei, daß ihre vielen Verbindungen und die Anſprüche der Welt ihr nicht erlaubten, eine ſo zärtliche Mutter zu ſein, als ſie wohl möchte. Dennoch ſchien es ihr unbegreiflich, wie Frau Ibeles, die doch ſelbſt die Haushaltung führe, noch Zeit finden könne, ſich mit den Kindern zu befaſſen.

Meta erklärte dies damit, daß bei bürgerlichen Leuten die Kinder nicht ſo getrennt von der Mutter aufwüchſen, als da, wo ein hoher Rang die Kinderſtube von dem Geſellſchaftsſaal ſcheidet. Sie ſagte: „Es iſt nicht das frühe Lernen, was Kinder klug macht, ſondern daß ſie immer in der Atmoſphäre der Intelligenz ſich entwickeln. Die Frau Directorin hat bei jeder Arbeit die kleinſten Kinder um ſich her, und beantwortet ihnen alle Fragen. Sie hat die Beobachtungsgabe in ihnen ausgebildet, und aus dieſer iſt die Wißbegierde entſtanden. Bei Kindern, die einfach leben und wenig Spielſachen haben, iſt das Lernen Genuß und höchſter Reiz des Lebens. Die ältern Geſchwiſter, die in die Schule gegangen

ſind, helfen ſchon jetzt der Mutter die jüngern erziehen, ſeit ſie ſelbſt leider oft Abhaltung hat —“

Hier ſtockte Meta, um nicht zu verrathen, daß Frau Ibeles über die Verwirrung geklagt hatte, in der ihr Familienleben unterging, ſeit ihr Haus in ein Forum verwandelt worden war. Sie fuhr nach einem Moment des Beſinnens fort, und erwähnte, daß die Frau Directorin geſagt habe, ſie fühle oft großes Verlangen etwas zu leſen, das ihrem Alter gemäßer ſei, als bloße Schulbücher, aber ſie ſehe ein, daß eine Frau, die viele Kinder habe, ſich an die kommende Generation aufzugeben verpflichtet ſei, und daß jede Belehrung, die ſie den Kleinen verſchaffe, von größerm Nutzen für die Welt ſei, als wenn ſie noch an ſich ſelbſt bilde.

Der Graf, der unterdeß ſeine Cigarre ausgeraucht hatte, kam nun herein und ſagte ſpöttiſch: „Ei, die Perſon, von der die Rede iſt, ſcheint ja ein wahres Muſter von Entſagung zu ſein!“ Worauf die Gräfin erwiederte: „Es ſcheint mir dennoch nur ein feinerer Egoismus darin zu liegen, wenn jemand ſeine eigne Schuldigkeit thut. Der höchſte Grad von Edelſinn liegt meiner Meinung nach darin,

wenn man ſogar auf den Genuß verzichtet, ſeine Pflicht zu thun, und ſie lieber mit ſchmerzhafter Aufopferung verſäumt, um für höhere Ideen zu wirken. Wie kann man Andere zu hohen Thaten anfeuern, wenn man ſelbſtgenügſam nur mit ſeinem Gewiſſen in Frieden zu leben ſucht! Große Menſchen haben keine perſönlichen Pflichten, ſondern erkennen nur allgemeine Pflichten."

Dies Argument, das übrigens nicht von der eignen Erfindung der Gräfin, ſondern von den Wildemann'ſchen Einflüſſen herrührte, ſchien doch auch dem Grafen zu ſehr die Füße in die Luft zu ſtrecken, um darauf zu erwiedern. Er ließ das Thema fallen, und fragte die Gouvernante, was ſie von den jetzigen deutſchen Zuſtänden halte. Sie lehnte aber jedes eigne Urtheil ab, indem ſie bemerkte, daß ſie ſchon manches Jahr aus der Heimath abweſend ſei, und überhaupt nie Antheil an Politik genommen habe. Der Abend verſtrich in gleichgültigem Hin- und Herreden, ohne daß Meta ſich zu irgend einer weitern Aeußerung verlocken ließ, die ihre Stellung gefährden konnte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Theilung der Arbeit.

Wieder war es Winter geworden; nicht was man in Deutschland Winter nennt, sondern ein Ausnahmezustand, der nirgend in der weiten Welt außer in London zu erblicken ist. Ibeles' Kinder schauten vergebens nach den bereiften Bäumen aus, die ihre versilberten Aeste daheim in die kalte klare Bläue streckten, und warteten sehnsüchtig auf Schnee und lustiges Schellengeläut der Schlitten. Statt dessen kamen Nebel, greifbar dick, gelbbraun, alles verhüllend, in der verschlossenen Stube halberstickend auf den Athem wirkend. Sank eine solche Dunstmasse nieder, allen Rauch von etwa einer Million Kamine mit sich hinabführend, so stimmte Ibeles Händels Chor aus Israel in Egypten an: „Er sandte dicke Finsterniß über all das Land!" und Dorothea

antwortete mit der Schöpfung von Haydn: „Es werde Licht, und es ward Licht!“ Kathrinchen wußte schon, daß sie auf dies Zeichen einige Talgstümpfchen anzuzünden hatte, mit denen man sich behalf, bis draußen ein runkelrübenfarbiger colossaler Mond den Nebelschleier durchdrang, von dem selbst das leichtgläubige Cillchen sich nicht weiß machen ließ, daß er wirklich prätendire, die Sonne von England zu sein. An manchen Tagen erschien nicht einmal dieser Tröster, und die Luft war so kleistermäßig dick, daß alle Fuhrwerke auf Polizeibefehl stillstehen mußten. Wer gegen Abend unabweisliche Geschäfte außer dem Hause hatte, ging mit einer brennenden Fackel in der einen, und einem tüchtigen Stecken in der andern Hand über die Straße. Bei solchen Gelegenheiten sind alle Geschäftsleute in Verzweiflung, mit Ausnahme von einigen zwanzigtausend professionellen Dieben, die die herrlichste Ernte machen, wenn sich plötzlich die City verdunkelt.

Eine noch unangenehmere Ueberraschung als die zeitweilige Verfinsterung um die Mittagsstunde giebt es für Deutsche, wenn sie entdecken, daß die massiv aussehenden Häuser keinen Schutz gegen den Durchzug

der äußern Luft gewähren, und daß die Windesroſe ſich auf offener See nicht ſchöner entfalten kann, als in einer freiſtehenden Villa. Die ſonderbaren Eigenthumsverhältniſſe Englands ſind Schuld daran, daß nur wenige Beſitzer ihre vier Pfähle mit ſolidem Mauerwerk umgeben können. Der Boden gehört dem Adel, und das Gebäude, das darauf ſteht, dem Entrepreneur. Der erſtere leiht ſeinen Grundbeſitz nur unter der Bedingung her, daß ihm die Straßen, die darauf gebaut werden, nach einer Reihe von Jahren als Eigenthum zufallen. Der Entrepreneur baut alſo möglichſt locker, und preßt ſo viel Miethe aus ſeinem ephemeren Beſitz, als er kann, ſo daß derſelbe meiſt nur als Ruine in die Hände des Grundeigenthümers zurückkehrt. Die Schlachtopfer dieſer Uebereinkunft ſind dann die Einwohner ſolcher Kartenhäuſer.

Fritzchen und Karlchen hatten gleich anfangs die Entdeckung gemacht, daß die beiden Säulen und eine Baluſtrade, die anſcheinend aus ſchweren Hauſteinen beſtand, nichts mehr noch weniger waren als mit Waſſer und Lehm vermiſchter Straßenkoth. Mit ein bischen Zerbröckeln gelangten die kleinen Finger der vorwitzigen Knaben bald auf den Grund der

pompöſen Bauwerke, die unter ähnlicher Verkleidung manche von Reiſenden angeſtaunte Palaſtſtraße darſtellen. Die Säulen hatten eine Unterlage von ganz gemeinen Backſteinen, die Baluſtraden der Terraſſen und Gartenanlagen waren nur im Innern durch Brettchen oder wie Ziegel gebrannte Töpfe geſtützt, und mit den oben genannten edlen Urelementen, Staub und Waſſer, übertüncht. Als Kathrinchen in einer Wand der oberſten Stube einen Nagel einſchlagen wollte, fiel ſofort der Bewurf unter der Tapete ab, und es enthüllte ſich ein luftiges Geflecht von Reiſern unter dem Riß. Erſchrocken lief ſie zu der Hausfrau, um ihr anzuzeigen, daß das höchſte Stockwerk nicht Arbeit des Maurers, ſondern des Korbmachers ſei.

Das Mauerwerk der untern Räume erlaubte ebenfalls den Novemberſtürmen durch manche Lücken in die Zimmer zu blaſen, wie man an den flackernden Lichtern und den immer bewegten Gardinen ſehen konnte. Saß eine Dame nahe dem Fenſter, ſo flatterten die Bänder ihres Huts wie Schiffswimpel. Die unerträgliche Kälte, die aus den Ritzen des Fußbodens aufſtieg, hatte die Hausfrau ſchon im vorigen

Jahr belehrt, daß in diesem feuchten Klima der Teppich kein Luxus, sondern ein Lebensbedürfniß sei. Selbst als der schwerwollene Kidderminster festgenagelt dalag, sah man ihn bei starken Windstößen sich wellenförmig aufsteigend bewegen, als ob er gegen alle continentalen Ansprüche demonstriren wolle, daß England nichts mit dem Festland gemein habe, und nur mit dem schwankenden Meerschiff verbrüdert sei.

Alle diese Dinge bewirkten, daß unsere Exilirten sich in dem Lande, welches den Comfort erfunden hat, mehr und mehr uncomfortabel fühlten; die Krankheiten hörten gar nicht auf, und die Folgen langer Erwerblosigkeit, die man ohne Miserabilität nicht detailliren kann, waren aufs Höchste gestiegen.

Ibeles hatte sich im Stillen den Neujahrstag von 1850 als Frist gesetzt, um einen definitiven Entschluß zu fassen. Er sah, daß bei der Gestalt, die die deutschen Verhältnisse angenommen hatten, für ihn an keine baldige Rückkehr zu denken war. Auf die Hoffnung, sich als Componist oder Dirigent durchzusetzen, hatte er resignirt, und so überraschte er an diesem Tage seine Freunde mit der öffentlichen Anzeige, daß er Musikstunden geben wolle. Seine

engliſchen Bekannten, die ihm längſt dazu gerathen, fanden dieſen Entſchluß ganz vernünftig; Stern, welcher ſelbſt als Hülfslehrer in ein großes Knabeninſtitut eingetreten war, und außerdem Privatſtunden in deutſcher Sprache gab, gratulirte ebenfalls Dorotheen, daß das Proviſorium nun ein Ende nehme, und erwartete den beſten Erfolg. Aber Wildemann, der dieſe Thätigkeit für einen Compromiß mit der Ariſtokratie erklärte, überhäufte ſeinen Freund mit Vorwürfen, und lief raſch zur Gräfin Blaſoska, um mit ihr zu überlegen, wie man den Schritt des Muſikdirectors rückgängig machen könne.

Wildemann war nämlich in einen geheimen Plan der Gräfin eingeweiht worden, der, ſeiner Ausführung nahe, durch die Anzeige des Muſikdirectors gekreuzt wurde. Bald nach der Abreiſe des Grafen Blaſoski hatte die Gräfin ein großes Haus gemiethet, zu deſſen Einrichtung ſie beſtändiger Conferenzen mit Wildemann bedurfte. Sie wollte eine Art Phalanſterium im kleinen Maßſtabe ins Leben rufen, zu dem der für communiſtiſche Grundſätze ſchwärmende Verehrer ihr die erſte Idee gegeben. Als ſie dieſes Plans gegen ihren Schwager Blaſoski erwähnt hatte,

ſagte der zu ihrer Verwunderung, daß er weit entfernt ſei, ſie zu hindern, ihr im Gegentheil gerne die nöthigen Fonds dafür zur Verfügung ſtellen wolle, denn ein beſſeres Mittel, die demokratiſche Partei zu blamiren, habe man ſelbſt in Paris nicht ausſinnen können.

Wildemann ſah natürlich den Entſchluß der Gräfin mit Entzücken reifen. Ihre praktiſche Aufnahme ſeiner Ideen ſtempelte ſie zur idealen Frau, und gerne glaubte er nun ihren Andeutungen, daß nicht Abneigung, ſondern Pflichtgefühl ſie leite, wenn ſie ſeine Leidenſchaft in Schranken halte. Eins nur war ihm fatal, daß die Gräfin unter die Bewohner des Phalanſteriums vor allen Ibeles zählen wollte. Wildemann wandte ein, daß die Arbeiter und nicht die Künſtler die erſten Segnungen des Communismus erfahren müßten. Aber die Handwerker ſeiner Partei, für deren mehr avancirte Richtung er ſich verbürgte, gefielen der Gräfin nicht, und ſie erklärte, daß der Zutritt ihres Freundes Ibeles die Bedingung ſei, ohne welche ſie die ganze Sache fallen ließe.

Wildemann hatte aus dieſer Urſache die wachſenden Verlegenheiten des Muſikers nicht ungern

geſchen, und die Gräfin ſtimmte von Herzen in die Behauptung Dorotheens mit ein, als dieſe, während drei Kinder zugleich krank lagen, ausſprach: „Jede Hausfrau müſſe zuletzt Socialiſtin werden, weil immer Fälle eintreten, wo ſie weder allein die ihr obliegenden Pflichten erfüllen, noch in ihrem Hauſe alle Familienbedürfniſſe vereinigen könne.“ Was Wildemann über die Theilung der Arbeit und das leichtere Beſchaffen der Lebensmittel in einer Aſſociation geſagt hatte, leuchtete ihr wohl ein, nur erregte ihr die Störung des Familienlebens, die ſie dabei für unvermeidlich hielt, die äußerſte Scheu.

Jetzt ſah die Gräfin, daß der Moment gekommen war, Dorotheen beim Wort zu nehmen. Als Wildemann ihr Ibeles Anzeige in der Times vorlegte, eilte ſie augenblicklich mit ihm nach Briar Place zurück, wo ſie die Hausfrau in Ibeles' Abweſenheit mit dem Aſſociationsplan zu überrumpeln gedachte. Lange war ſie nicht ſo voll ſtürmiſcher Zärtlichkeit der bedächtigen Dorothea begegnet. Dieſe war zu erſtaunt, um ſogleich eine zuſtimmende oder abwehrende Aeußerung zu machen, ſondern ſuchte ſich

erſt innerlich zurecht zu finden, indem ſie die Gräfin ununterbrochen ihren Vorſchlag entwickeln ließ.

Nachdem die adelige Priorissin die Einrichtung und Vertheilung der Räume für die Zwecke des Miniatur-Phalanſteriums geſchildert hatte, hob ſie die Punkte hervor, welche Dorothea unwiderſtehlich für den Plan gewinnen ſollten.

„Jedem wird die Arbeit zugewieſen," ſagte ſie, „die ſeinen Kräften und Neigungen am meiſten entſpricht. Sie werden der Küche und Kinderſtube vorſtehen, und ich werde im Salon für die Bedürfniſſe des Geiſtes und Gemüthes der Männer ſorgen. Sie werden im Großen die Stellung der Hausfrau par excellence vertreten, die Sie bisher im kleinen Kreiſe ſo würdig ausfüllten. Sie werden den Handwerkerfrauen, die ſich der Aſſociation anſchließen, ihre Thätigkeit anweiſen, denn Sie haben just die Energie und den praktiſchen Ton, um mit ſolchen Perſonen zurechtzukommen. Ich werde mich an die Spitze des Leſecabinets ſtellen, wo auch die politiſchen Diſcuſſionen ſtattfinden müſſen; ich hoffe, daß die beſtändige Gegenwart ſeiner geſitteter Weiblichkeit den allzu herben Zuſammenſtoß der Parteien mit

zarter Hand ausgleichen wird. Wenn ich Ihre extreme mütterliche Sorgfalt ſonſt manchmal ſcherzhaft behandelt habe, ſo war das nur, weil dieſe Sie zu ſehr auf Ihr eignes Haus beſchränkte. Ich dachte, wie Schade iſt es, daß Frau Ibeles nur ſieben Kinder und nicht ſiebenundzwanzig unter ihre Flügel nehmen kann! Die Natur weiſt uns ja darauf an, daß der Brutbenne, die das Symbol der Mütterlichkeit iſt, die Küchlein der emancipirten Hühner mit untergeſchoben werden. Ich werde mich keinen Augenblick ſcheuen, Ihnen auch meine Kinder anzuvertrauen, und Ihnen die franzöſiſche Bonne für die äußere Eleganz und die deutſche Gouvernante für den Elementarunterricht als Gehülfinnen zur Verfügung zu ſtellen. Soweit ich die Zahl der Bewohner des Phalanſteriums bis jetzt überſchaue, werden höchſtens neunzehn Kinder dabei ſein, Ihre und meine eingerechnet.

Hier fiel Wildemann ein, und ſagte: „Dies iſt zwar ein kleiner Anfang, aber die Sache wird ins Grenzenloſe wachſen; vielleicht iſt es der erſte Keim einer Bewegung, die das ganze deutſche Element in London zum Communismus fortreißt.“

Die Gräfin unterbrach ihn: „Das Beiſpiel der

Deutſchen wird unaufhaltſam das ganze England nach ſich ziehen. Ein Chartiſt hat mich verſichert, daß das engliſche Volk längſt für dieſen Wechſel reif ſei, und wenn wir den erſten Impuls geben —"

„So bleibt die ſociale Revolution bei England nicht ſtehen," rief Wildemann aus. „Europa wird folgen; die ganze Welt — —"

Dorothea, die auf heißen Kohlen geſeſſen, weil das Geſpräch den ganzen Nachmittag wegzuzehren drohte, ſuchte nun zu Worte zu kommen, und äußerte beſcheiden, daß Beitritt oder Wegbleiben ihrer Familie bei einem ſo großartigen Unternehmen nicht in die Wagſchale fallen könnten. Wildemann aber polterte ſogleich damit heraus, daß gerade dies conditio sine qua non ſei, daß die Gräfin Alles ſchon mit beſonderer Rückſicht auf ſie eingerichtet habe, und ſie nur mit dem fertigen Phalanſterium habe überraſchen wollen. Ibeles' Anzeige in der Times ſei wie ein Blitz aus den Wolken gefallen, denn bei ſeinem Widerwillen gegen Dilettantismus hätte ihn die Partei nie im Verdacht gehabt, daß er ſo plötzlich in das Philiſterthum umſchlagen werde.

Dorothea ſagte: „Die Partei wird doch meinem Manne nicht den Lebensberuf vorzeichnen wollen?“

Die Gräfin fiel ein: „Wir wiſſen, wie lange Ihr Mann ſich geſträubt hat, eine Stellung unter ſeiner Würde zu ergreifen. Er thut es nur um ſeiner Familie willen, und wenn Sie ihn lieben, ſo dürfen Sie ein ſolches Opfer nicht annehmen. Wenn für ſeine Kinder im Phalanſterium geſorgt wird, ſo wird er ſogleich zuſtimmen. Ihm ſelbſt werden wir den künſtleriſchen Wirkungskreis anbahnen, den die Muſik der Zukunft dem Componiſten eröffnet.“

Wildemann las in den Zügen Dorotheens etwas, das nicht wie ſanfte Ergebung ausſah. Er ſtellte ſich hoch aufgerichtet vor ſie hin, ſah ſie drohend an und ſagte feierlich: „Bürgerin, ich erwarte von Ihnen, daß Sie keine Familien-Excluſivität geltend machen, wenn es gilt, eine Verbrüderung der Partei zu erreichen. Anſtatt Schwierigkeiten zu machen, ſollten Sie Ihren Mann noch überreden.“

„Warum ſollte das überhaupt nöthig ſein?“ fügte die Gräfin hinzu. „Die Theilung der Arbeit haben Sie ja längſt als ein vernünftiges Princip erkannt; ich will ſie bis zu den letzten Conſequenzen durch-

führen. Ibeles wird sich beseligt fühlen, wenn Hausfrau und Freundin, jede in der ihr gehörigen Sphäre, für ihn und das Ganze wirken. Nicht wahr, Sie begreifen Ihre Stellung neben mir und meinem Freunde, und werden Ibeles nicht abrathen?"

Dorothea sagte entschlossen: „Mein Mann mag frei handeln, aber ich werde ihm abrathen."

„Auch wenn ich dies als Freundschaftsbruch ansähe?" sagte die Gräfin erglühend.

„„Ja.""

Nach diesem scharf und rasch ausgesprochenen Wort ließ sich Dorothea kein zweites mehr abpressen. Wildemann war aufgefahren, und hätte vielleicht eine rohe Bemerkung gemacht, wenn nicht die Gräfin, die es nicht unheilbar mit dem Hause verderben wollte, ihn zum Weggehen genöthigt hätte. Nach dem Abzug der Beiden athmete Dorothea auf, denn sie hoffte nun auf Erlösung aus vieler Plage; doch nach einigem Grübeln fiel es ihr schwer aufs Herz, ob sie wohl der Zustimmung ihres Mannes in allen Fällen noch so gewiß sein möchte wie ehedem, wo sie immer Ein Herz und Eine Seele waren. Ihre Lebenskreise waren seit lange gewaltsam geschieden worden, und

daß dieſer Zuſtand nicht ohne Einfluß auf die innerſte Gemüthsrichtung bleiben konnte, ſchien ihr faſt gewiß. Andere Grundſätze und Meinungen als diejenigen, die ſie ſeit einem halben Leben mit einander getheilt, wurden ſeit Jahr und Tag vor Ibeles verfochten, und beherrſchten unaufhörlich ſein Ohr, nachdem ſie ſich in den engen Bezirk ihrer häuslichen Pflichten zurückgeflüchtet hatte. Der Ton der Gräfin gegen ſie erſchien ihr ein Thermometer deſſen, was ſie ihren Umgebungen galt. Anfangs prätendirte die Hausfreundin nur im Bunde die dritte zu ſein, jetzt wollte ſie die erſte ſein. Wenn ſie von Ibeles ſprach, ſo ſagte ſie nur Er, als wenn Jedermann vorausſetzen müſſe, daß ſie zu ihm in einem beſondern Ausnahmeverhältniß ſtehe. Sagte ſie Wir, ſo war ſie ſelbſt und ihr Freund gemeint, wie ſich verſtand, und ſeiner Frau wurde nur als einer dritten Perſon erwähnt. Hatte Johannes die Gräfin zu dieſem Ton berechtigt, oder nicht? Das war für Dorotheen die Lebensfrage in dieſem Augenblick.

Er blieb an dieſem Abend ungewöhnlich lange, und ſchon fürchtete ſie, daß Wildemann ihm aufgelauert und ihn für den Vorſchlag der Gräfin

gewonnen, ehe *ſie* ihn geſprochen habe. Dies war aber nicht geſchehen, denn er war, wie er ſcherzend ſeinen Knaben geſagt hatte, auf den Schülerfang ausgegangen, und nach einer Reihe von Beſuchen von Mrs. Mutebell zum Mittageſſen feſtgehalten worden. Er kam in fröhlicher Stimmung nach reichlich genoſſenem Haute Sauterne heim, und erzählte, daß ihm ſo eben die erſten Schülerinnen angetragen worden ſeien. „Das iſt ein gutes Omen," rief er, „welches unermeßliches Gelingen verheißt: am Tage der Anzeige ſogleich zwei Schülerinnen!"

Es waren die Töchter Mutebells, welche recht hübſche Stimmen hatten und leidlich Clavier ſpielten. Die Mutter hatte ihn gebeten ſie zu prüfen, und erſt als er ihr Talent anerkannte, hatte ſie rückſichtsvoll gefragt, ob er ſie für würdig halte ſeine Schülerinnen zu werden. Die gute Dame hatte ihm verſprochen in weiten Kreiſen für ihn zu wirken, und hatte ihn verſichert, man habe nur nicht den Muth gehabt, einem ſo bedeutenden Meiſter Anfänger anzubieten. Jetzt machte ſie ihm Hoffnung, daß die Stufenleiter raſch zurückgelegt ſein werde, die keinem ſich in England anſiedelnden Künſtler

erſpart werde. Man rechnet nämlich in London drei Jahre auf das bloße Herumreden, bis ein Lehrer bekannt iſt. Hier war die halbe Friſt hinreichend, weil der Wunſch in der Geſellſchaft rege war, dieſen Mann als Lehrer zu feſſeln, ehe er ſelbſt ſich dazu hergeben mochte.

Dorothea ſchürte das Kaminfeuer nochmals, rückte den Seſſel herbei und bat Ibeles ſich bequem zu machen, ehe ſie ihm das Ereigniß des Nachmittags berichten wollte. Er zog vor, ſich auf den Teppich vor dem Feuer hinzuſtrecken, und den Kopf an ihr Knie zu lehnen, während ſie den Seſſel einnahm. Dieſe Raſt hatten ſie ſich lange nicht gegönnt, und es mahnte ihn der Abend an die Heimath, wo ſie in dieſer Stellung manch vertrautes Dämmerſtündchen zu verplaudern pflegten.

Dorothea berichtete einfach das Factiſche zuerſt, ohne ein Für oder Wider auszuſprechen, weil ſie über ihres Mannes Auffaſſung im Klaren ſein wollte. Ibeles brach in herzliches Lachen aus, und ſagte: „Von der Blaſoska ſollte Einen keine Extravaganz mehr überraſchen, aber dieſe neue Tollheit iſt doch zu erhaben. Von allen Perſonen in der Welt wäre

ſie die letzte, um ein Unternehmen zu leiten, das ſolche Ausdauer und Selbſtverläugnung fordert.“

„„Alſo du denkſt nicht daran, auf den Vorſchlag einzugehen?““

„Unter keiner Bedingung. Oder möchteſt du es?“

Nun erzählte Dorothea den ganzen Verlauf des Geſprächs, die Rollenvertheilung wie ſie die Gräfin beabſichtigte, und den Bruch, den ihre Verneinung mit dieſer und Wildemann hervorgebracht. Eine Laſt fiel von ihrer Bruſt, als Johannes ſich mit ihr einverſtanden erklärte, und ſeine eigene Geſinnung ſo ausſprach: „Glaube mir, meine Getreue, daß ich keine liebere Freundin als dich will. Die Ehefrau iſt immer die beſte Freundin des Mannes, denn ſie allein hat gemeinſchaftliche Intereſſen mit ihm. Jene Frau will berühmt werden, und dieſer Chimäre opfert ſie Alles, Ruf und Vermögen, Heimath und Kinder. Niemand läugnet, daß weibliche Ruhmſucht zuweilen auch etwas Gutes hervorbringt, aber das wiegt nie das Unheil auf, das Frauen anſtiften, um Senſation zu machen. Das Spiel, das ſie jetzt mit dem gezähmten Bären, dem Wildemann, treibt, iſt ein Beweis davon. Ich glaube nicht, daß ſie es bloß

thut, um andere zu reizen; es ist dies: sie findet das Leben nur als ein Ballet mit Metamorphosen entzückend. Uns beglückt es nur, wenn wir ein abgerundetes Kunstwerk daraus machen können. Ihre Theorie von der Theilung der Arbeit ist ganz absurd, da sie dir die Hefen und sich den süßen Schaum zuweist. Ihre ganze Thätigkeit besteht in der Manifestation ihrer Empfindungen und Launen, und die kann ich nicht als Arbeit gelten lassen."

„„Deine Ansicht,"" sagte Dorothea, „„beruhigt mein Gewissen. Dir und den Meinen zu lieb übernahm ich jede Pflicht, und schnitt meine Bildung in der Mitte des Lebens ab. Aber wahrlich, nicht aus Trieb mache ich mich zum Aschenbrödel. Ich lasse mich nicht aus der Ueberzeugung herausdrängen; daß die Frau, die alle Aufopferungen und Beschwerden der Ehe zu tragen hat, auch deren poetische Seite genießen soll.""

Es war nicht das erstemal, daß ein fremder Eingriff die Harmonie in dem Hause des Künstlers zu stören versuchte, aber die tiefe Liebe und das unerschütterliche Vertrauen, das beide Gatten aneinander band, hatte immer den Sieg davon getragen.

Ibeles war am Hofe gewitzigt worden, und hütete sich vor Mausefallen, in welcher Gestalt sie auch aufgestellt waren. Jetzt, nach der neuesten Erfahrung des verflossenen Tages, recapitulirten die beiden Gatten manche tragikomische Geschichte aus ihrem frühern Leben. Hätte ein Comödienschreiber sie belauscht, er hätte vielleicht gesagt, wie thöricht es sei, daß man den letzten Act da schließe, wo das Liebespaar zur Trauung gehe, denn in der Ehe finge ja das interessanteste Drama erst an. Hätten aber gar die Verehrerinnen des berühmten Künstlers unsichtbar zugehört, die sich wohl zuweilen geschmeichelt, daß sie seinem Herzen unruhige Stunden gemacht, sie hätten beschämt gesehen, daß kein böser Zauber an dem Herd einer guten verständigen Ehefrau noch Gewalt behält. Dorothea war die vertraute Freundin ihres Mannes, nicht bloß weil sie die Mutter seiner Kinder war, sondern das heimathliche Band hatte sich in der Fremde fest und fester um ihre Gemüther geschlungen. Sie sprachen Einen Dialekt, sie hatten einerlei Jugenderinnerungen, und kein Verhältniß hätte Ibeles Spaß gemacht, wenn er nicht mit seiner Frau davon hätte reden können.

Wir wollen das Regiſter der idolſüchtigen Hofdamen nicht aufzeichnen, die vor der Gräfin Blafoska, Dorotheen unbewußt, Attentate auf deren Hausfrieden gemacht, ſondern lieber zum Nutzen und Frommen aller braven Ehefrauen eine allgemeine Betrachtung aufſtellen, die ſich an das vertraute Geſpräch der beiden Eheleute knüpft, welche ſich jetzt eben in beſter Eintracht zu ihrer ehrſamen Ruheſtätte zurückgezogen haben.

Grundton und große Terz geben eine reine, ſehr angenehme Harmonie, und die übermäßige Sekunde denkt: wie ſchön wäre es, da mit einzuſtimmen. Aber es iſt nur ſo lange Harmonie, als die Diſſonanz herausbleibt. Ganz ſo iſt es, wo ein Paar in Liebe und Frieden lebt. Ein fremdartig organiſirtes Individuum, das ein unbefriedigtes Daſein ſpürt, wähnt, durch Eindrängen zwiſchen beide, mit in deren Harmonie aufzugehen; ſtatt deſſen wird Alles in Mißklang verkehrt.

Der Hausfreund der berühmten Frau iſt im neunzehnten Jahrhundert glücklicherweiſe aus der Mode gekommen, aber ein anderes Geſchlecht droht in heutigen Tagen der Fluch der berühmten Männer und ihrer

Ehehälften zu werden, und das sind die Hausfreundinnen.

Wenn eine wackere Frau einen Künstler geheirathet hat, der noch nicht zu der gebührenden Anerkennung durchgedrungen ist, wie gern versagt sie sich selbst alle höheren Ansprüche, um nur dem Genius des Geliebten keine Bürde aufzuerlegen. Sie räumt alle kleinliche Prosa aus seinem Wege, ohne zu bedenken, daß sie vielleicht ihre eigene Zukunft dabei in Frage stellt. Der Zauber ihrer Erscheinung verblaßt, da die arbeitsame Hand nicht immer aufgelegt ist, spielend die Locken des geliebten Mannes zu schlichten, wenn er einmal seine trägen Launen hat. Was sie durch trockene Thätigkeit an Phantasie einbüßt, das kömmt ihm an Muße für künstlerisches Schaffen zu Gute. Die Welt sieht das nicht, sondern verwundert sich nur, daß der geniale Mann eine so prosaische Frau hat.

Dies ist das Stadium, wo sich die unbefriedigten Frauenzimmer von nah und fern der Ehefrau als Freundinnen anhängen, um vermittelst dieses Verhältnisses intim mit dem berühmten Manne zu werden.

Die Hausfreundin ist in den meisten Fällen ein

leidlich platoniſches Weſen, oder behauptet doch es zu ſein. Sie will nur auf geiſtigem Gebiet die Mängel der Ehefrau ergänzen. An Alles von Abſchreiberei, Ueberſetzung, Citaten-Aufſtöbern und wozu ſonſt Künſtler, Schriftſteller und Politiker willige Handlanger brauchen, drängt ſich die Freundin heran, da die Hausfrau neben dem Koch- und dem Waſch-Departement keine Zeit dazu findet. Hat jene ſich ſo Schritt für Schritt in der Familie unentbehrlich gemacht, ſo verlangt ſie zur Belohnung zuletzt wenigſtens nur die Seele ihres Freundes.

Dieſes iſt eine ebenſo große Beleidigung für die Ehefrau, als ein ſogenanntes unreines Verhältniß, denn zu welcher Stufe ſinkt ſie herab, wenn die Seele des Mannes ihr untreu geworden! Und iſt ein ſolches Concubinat des Geiſtes etwa minder erſchlaffend für einen männlichen Charakter, als flotte Abenteuer? Wenn berühmte Künſtler die Zeit, die ſie weihrauchſtreuenden Verehrerinnen widmen, darauf wendeten ihre Angehörigen zu ſich empor zu ziehen, ſo würden ihre Frauen nicht ſo oft in niedriger Beſchäftigung geiſtig verkommen, und ihre Kinder nicht verdummen oder mißrathen.

Darum offener Krieg gegen jede Emancipirte, die einen andern Pflichtenkreis als ihren eigenen aufsucht. Wo ein Weib mit dem andern ein solches Schachspiel anfängt, da will sie ihr auch den König matt machen. Die Emancipirten mögen sich an ihrer Freiheit genügen, aber ihren Schwestern, die sich demüthig und gehorsam dem Joch der Ehe gefügt haben, die Liebe und das ganze Herz ihres Mannes lassen.

Wir kehren nach Briar Place zurück, wo am andern Morgen ein neues Leben begann. Die Arbeit ging ein paar Tage leicht von Statten, dann legte sich eine trübe Wolke auf die Stirne des Hausherrn. Der Wechsel war zu plötzlich eingetreten, als daß er nicht eine Leere empfunden hätte. Seine politischen Freunde blieben mit Ausnahme von einigen wenigen alle weg, und das dumpfe Gefühl einer feindseligen Aechtung legte sich über das Haus. Wildemann zürnte Dorotheen, und die Gräfin wartete vergebens, daß Zbeles kommen und seine Frau desavouiren werde. Eine ziemlich starke Partei ließ sich von dieser Mißstimmung beeinflussen, und es entstand eine stillschweigende Verschwörung, dem Musikdirector und

ſeiner Frau von nun an das Leben ſauer zu machen.

Die ärmern Parteigenoſſen, die ein vages Gerücht von einem Bündniß vernommen hatten, das ihrer Noth ein Ende machen ſollte, wurden von Wildemann gegen Ibeles und deſſen wenige treugebliebene Freunde unter dem Vorwand gereizt, daß derſelbe durch Hinneigung zur Bourgeoiſie an der Spaltung Schuld ſei. Alle Müßiggänger waren empört, daß der Eigenſinn Einer Familie ihnen eine ſolche Goldgrube verſchlöſſe, als wofür die bodenloſe Börſe der verſchwenderiſchen Gräfin galt. Man fürchtete, der Bruch mit ihrem Freunde werde ihre völlige Trennung von deſſen Anhang mitveranlaſſen, wenigſtens hatte ſie zu verſtehen gegeben, daß ihr London nun langweilig geworden, und ſie wahrſcheinlich nach Paris überſiedeln werde. Jeder beeiferte ſich alſo, dem armen Hauſe von Briar Place, deſſen Gaſtfreundlichkeit man ſo lange mißbraucht, noch einen Fußtritt zu geben, um ſich dadurch in der Gunſt der Gräfin ſicherer zu ſtellen.

Dorothea ſah von jeher als einzige Retterin aus geiſtiger und leiblicher Noth die Arbeit an, und

jedem Genoſſen des gemeinſamen Schiffbruchs ſuchte ſie nach Kräften dazu zu verhelfen. Von da an aber, wo die Gräfin mit Almoſen in ihren Kreis eingriff, war die Energie, ſich ſelbſt zu helfen, aus den meiſten Flüchtlingen gewichen. Als Ibeles und Dorothea am Ende des Jahres ihre Briefe ordneten, fingen wenigſtens ein Dutzend derſelben mit der ſtereotypen Redensart an: „Beim beſten Willen iſt es mir unmöglich geweſen, Ihnen die verſprochene Arbeit zu liefern!“ Und mit ſolchen Leuten ſollte ſie ſich aſſociiren, von der man nur ſagen konnte, daß ſie ſtatt der Vergnügungsſucht mit einer eher ins Extrem gehenden Arbeitsſucht behaftet war!

Wenn leichtfertige Junggeſellen einen braven Ehemann zu einem dummen Streich überreden wollen, ſo drohen ſie ihm mit dem Ruf eines Pantoffelhelden, wenn er nicht mitmache. Eine Frau wird in ähnlicher Weiſe zu dem Verkehrteſten genöthigt, indem man ihr Eiferſucht vorwirft. Die Gräfin Blaſoska und ihre dienſtbaren Geiſter befolgten dieſe Taktik und erreichten wenigſtens dadurch, daß Ibeles und Dorothea die alte Unbefangenheit des Betragens vor der Welt verloren. Wie viel Thorheiten haben

nicht ſchon Eheleute begangen, um der Lächerlichkeit zu entgehen, die an ſolchem Spott haftet. Und doch zeigt es vor Allem eine geſittete Seele, wenn der Mann ohne Uebertreibung dieſelbe Rückſicht ſeiner Frau zeigt, die er, ohne ſklavenhaft zu werden, keiner Dame verſagen dürfte. Eine ebenſo falſche Scham iſt es, wenn eine Frau ſich gegen die Beſchuldigung der Eiferſucht wehrt. Jeder Mann und jede Frau, die einander ehelich lieben, ſind auf die Ausſchließlichkeit dieſer heiligſten Empfindung eiferſüchtig, und nur das Extrem macht dieſes, wie jedes natürliche Gefühl, zur Carrikatur.

Dr. Stern, der als langjähriger Bekannter des Künſtlers ſich an deſſen Charakter nicht irre machen ließ, und Dorothea aufrichtig ſchätzte, war unter den wenigen Flüchtlingen, die dem Paar treue Freunde blieben. Seit ſeinem erſten Auftreten im Salon der Gräfin, wo Ibeles ihn eingeführt hatte, war er dem ganzen Anhang der emancipirten Dame mißliebig geworden, und das war ganz natürlich, wenn man den Contraſt ſeiner Natur mit jener Clique verglich.

Es gibt eine Sorte von Revolutionären, die

nicht auf dem Wege des Nachdenkens, ſondern aus bloßer Zügelloſigkeit zu dem Reſultat gekommen ſind, daß die beſtehenden Schranken erweitert oder umgeriſſen werden müßten. Dieſe füllten den Salon der Gräfin und nannten den Dr. Stern, der alles ſehr gründlich nahm, einen Pedanten. Es kam zwiſchen ihm und Wildemann zu einer äußerſt humoriſtiſchen Disputation. Der Letztere hatte ſich durch den ſteten Verkehr mit den Arbeitern eine Art populärer Beredtſamkeit angeeignet, die dem Dr. Stern ebenſoſehr ein Gräuel war, als Jenem der Katheder-ton. Stern wollte ſich nicht bieten laſſen, daß Wildemann Sprüchwörter als Beweiſe gegen logiſche Behauptungen gebrauchte. Wildemann ſchwur darauf in einer ſchäumenden Rede, daß er, ſobald er Dictator des Arbeiterſtaats ſein werde, alle Doctrinärs und Profeſſoren köpfen laſſen wolle. Er ſchloß mit den Worten: „Glauben Sie mir, ich werde meinem Princip durch Dick und Dünn folgen, und Sie werden ſehen, daß Sie mit all ihrer Profeſſorenweisheit keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken!“

Stern ſchob die Brille zurecht, und erwiederte gleichmüthig: „Es iſt durchaus nicht meine Tendenz,

Hunde hinter dem Ofen hervorzulocken. Aber ich möchte fragen: was verſtehen Sie unter dem Dicken, und was unter dem Dünnen?"

Iwan, der einige Erfriſchungen hereinbrachte und neben dem Buffet ſtehen blieb, erregte damals Sterns Aufmerkſamkeit. Dieſe ward noch geſteigert, als er denſelben einige Worte an die Gräfin richten hörte, und er erwähnte gegen Ibeles, daß ihm deſſen Figur und Stimme bekannt vorkäme, obſchon er ſich nicht erinnern könne, wo er dieſem Menſchen begegnet ſei.

Am folgenden Tage hatte die Gräfin Ibeles geheimnißvoll zugeflüſtert, daß ſie Stern für einen Spion halte, ein Argwohn, den Ibeles aus allen Kräften widerlegte. Er war dennoch froh, als Stern ihn jeder ferneren Explication durch die Erklärung überhob, daß er keine Luſt habe ſeinen Beſuch bei der Gräfin zu wiederholen. Er ſagte: „Der ganze Ton des gräflichen Salons iſt ein Widerſpruch gegen die Demokratie, und wenn die Flüchtlinge Heiſchranzen werden wollten, ſo hätten ſie nicht darum ins Exil zu gehen brauchen. Haben wir darum der Fürſtin Roſalinde das Schauſpielhaus angeſteckt, um

hier die Marionetten einer eitlen Dame zu werden? Wildemanns Communismus und die Diplomatie der Polin sind eine tolle Mesalliance. Traut nie denen, die sich mit aristokratischen Traditionen der Arbeiterpartei anschließen!"

Vierzehntes Kapitel.

Von den Gräuelthaten der Dilettanten.

Es gibt pädagogiſche Naturen unter den Muſikern, die ſich beim Lehrerberuf wahrhaft glücklich fühlen können, und den Kampf gegen die falſchen Noten als eine ebenſo ernſte Lebensaufgabe anſehen, als ein Paſtor den Kampf gegen die Sünden der Welt. Ibeles gehörte nicht zu dieſen, und die kleinliche Seite des Clavierlehreramtes war ihm gründlich verhaßt. Er hatte wie alle tiefern Componiſten ſehr reizbare Nerven, und ſein muſikaliſches Gehör war ſo empfindlich, daß ſchrille Töne und unreine Harmonien ihm einen phyſiſchen Schmerz verurſachten, der bis zu krankhaften Zufällen geſteigert wurde, wenn eine Ohrenmarter lange anhielt. Nur der gebieteriſche Zwang ſeiner Verhältniſſe konnte ihn dahin bringen, dieſen Zweig der Künſtlerthätigkeit zu erwählen.

Stern ſagte neckend, es ſei ſehr begreiflich, daß man ſeinem Freunde keine Dirigentenſtelle bei einer öffentlichen Kunſtanſtalt anvertraue, denn die Engländer würden ſich fürchten, er möchte ihnen Drurylane und Coventgarden ſammt Her Majesty's Theatre in die Luft ſprengen. Aber er meinte, vom Componiren müſſe doch ein ſolches Genie wie er leben können. Ibeles wandte ein, daß ein in Deutſchland gegründeter Ruhm in London immer erſt neu erworben werden müſſe, und daß die hieſigen Verleger kaum ſeine Werke zu kennen ſchienen. Zu den Claſſikern wollten ſie ihn noch nicht zählen, und zu modiſchen Fadaiſen möge er ſeine Feder nicht hergeben. Er wiſſe wohl, daß er jede Zeile, die er ſchreibe, in Deutſchland verkaufen könne, aber es ſei unmöglich für deutſche Preiſe zu arbeiten, wenn man ſeine Bedürfniſſe nach Londoner Preiſen bezahlen müſſe. Nicht einmal lieſſen ſich Lehren und Componiren hier wohl vereinigen, denn der Schaffende brauche Ruhe und Einſamkeit, aber der Lehrer müſſe einen unbegrenzten Bekanntenkreis haben, wenn er im Londoner Concurrentenmeer mitſchwimmen wolle.

Ein paar Tage nach dieſem Geſpräch kam Stern

triumphirend mit einem Notenheft, worauf eine Portraitvignette in bunten Farben prangte, zu ſeinem Freund. „Kennen Sie dies?“ rief er aus. „Schauen Sie her, Ihr Glück iſt gemacht.“ Ibles betrachtete verdutzt den Titel des Notenhefts, der es als allerfashionableſte Favoritarie des Tages bezeichnete, und das Portrait der Primadonna, die es mit unerhörtem Beifall in mehr als hundert Concerten ſollte geſungen haben. Wie erſtaunt war er, als er eine ſeiner eigenen Arien erkannte, die er der ehemaligen Hofſängerin Madame Gerhard gewidmet, derſelben, die jetzt in London lebte. Es war eine Jugendcompoſition, auf die er ſonſt keinen beſondern Werth legte, und die man hier in engliſcher Ueberſetzung ohne ſeinen Namen verkaufte.

„„Mein Eigenthum darf ich nehmen, wo ich's finde,““ ſagte er. „„Daß ich unter den beſtehenden Geſetzen den Nachdrucker nicht verfolgen kann, weiß ich zwar, aber wer hindert mich auf eigene Koſten das Lied zu verbreiten, das einen ſo ungeheuern Abſatz haben ſoll?““

Geſagt, gethan. Ein Lithograph unter den Flüchtlingen ſtellte ſogleich einige hundert Exemplare des

wurde her, und Abeles steckte freudig Alles, was er vom Geld beischaffen konnte, in diese Spekulation. Die rechtmäßigen Abdrücke waren kaum an den Schaufenstern eines bekannten deutschen Musikladens gesehen worden, als Commissionär, Lithograph und Compromiß wegen Nachdrucks vor Gericht citirt wurden. Abeles trat im Gefühl seines guten Rechts stolz vor den Richter, der noch stolzer in einer Allongeperücke von Roßhaar ihm gegenüber saß. Er setzte die Sachlage auseinander und wies sich als den Compromissen dieser Arie, die schon vor zehn Jahren in Deutschland populär war, aus, wobei Stern und Herr Gerhard ihm als Schutzengen zur Seite standen. Nichtsdestoweniger ward er zum Schadenersatz und in die Prozeßkosten verurtheilt, worüber sich der Richter so vernehmen ließ:

„Das strittige Eigenthum, wegen dessen die Herrn hier erschienen sind, besteht nur im Geldeswerth, der in Papier, Platten und Druck verbunden ist. Wer das Tibeldudel Tibeldudel dazu erfunden hat, acht uns nichts an. Das kann jeder machen, aber das Capital ist etwas Reelles, das ein Mann in eine solche Spekulation hineinsteckt. Der erste

Verkäufer des Lieds hat daſſelbe durch die auffallende Vignette und durch Annoncen in Mode gebracht, und ſein Patent dafür bezahlt. Er hat uns bewieſen, daß er im Jahr wenigſtens auf 50 Pfd. Sterling den Schaden anſchlage, den Sie ihm thun würden, wenn Sie das Stück mitverkauften."

Ibeles hätte knirſchen mögen, doch er mußte dem Nachdrucker noch dankbar ſein, als dieſer einen Vergleich vorſchlug und die übrigen Exemplare von ſeinem Commiſſionär übernahm.

Mrs. Mutebell hatte einen andern Vorſchlag gemacht, um Ibeles der Nothwendigkeit zu überheben, ſich ausſchließlich mit Dilettantenunterricht zu befaſſen. Sie erzählte von den Concerten, die der höchſte Adel während großer Feſte von berühmten Künſtlern ausführen läßt, und die den letztern an Einem Abend mehr Gold bringen, als wochenlanges Stundengeben. Durch ihren Mann konnte ſie Ibeles drei tonangebende Herzoginnen als Patronesses auswirken, und war er dort als Leiter der Tafelmuſik erſchienen, ſo folgten die adlichen Mäcene von ſelbſt.

„Nein, nein," riefen Ibeles und Dorothea wie aus einem Munde bei dieſem Vorſchlag, der für

einen Deutſchen etwas ſo tief Demüthigendes hat, das der ſeine Ariſtokratie vergötternde Engländer gar nicht faſſen kann.

Bei dieſer Gelegenheit kam eine Anekdote zur Sprache, die Mr. Mutebell vor vielen Jahren in einer der höchſten adlichen Geſellſchaften als Gaſt miterlebt hatte. Ein Lord hatte ein großes Feſt auf ſeinem Landſitz bei London veranſtaltet, und zur Erhöhung des Vergnügens ſeiner Gäſte, diejenigen Sänger und Sängerinnen engagirt, die gerade am meiſten in der Mode waren. Es war in der Blüthenzeit einer damals weltberühmten Sängerin, und er bot eine große Summe auf, daß dieſe ſich zu drei Arien verpflichten möge. Der Sitte gemäß war im Saal eine zierliche Barriere angebracht, hinter welcher die Muſiker und Sänger Platz nahmen.

Nachdem alle göttlich geſpielt und geſungen, und die Primadonna die Palme des Abends davon getragen, ſetzten ſich die hohen Herrſchaften zur Tafel, und der Künſtlergruppe ward ein ödes Zimmer im Unterhaus angewieſen, wo ſie bei ziemlich ſpärlicher Beleuchtung einige Erfriſchungen aufgeſtellt erhielten. Die lebhafte Primadonna rief ihren Kunſtgenoſſen

zu: „Sollen wir uns denn hier langweilen, ohne irgend einen Genieſtreich zu machen?“ Die andern ſagten, ſie ſeien Alles zufrieden, was die Primadonna vorſchlage. Da rief dieſe einen der Bedienten herbei, und explicirte ihm ihr Anliegen:

„Guter Freund, wir Muſikanten ſind oft genug unter uns, und möchten uns gern in muntrer Geſellſchaft ein bischen Veränderung machen. Wie wär's, wenn wir zu euch Domeſtiken in die Küche hinunter kämen? Wir wollen euch gerne eure Gaſtlichkeit mit etwas Geſang belohnen.“

Der ſteife gepuderte Bediente wußte erſt nicht recht, was er zu dieſer artigen Aufforderung ſagen ſollte, doch der feinen vornehm ausſehenden Sängerin mochte er keinen Korb geben. Er antwortete, die Herren und Damen von der großen Oper möchten nur in die „Servant's Hall“ kommen, wenn es ihnen da comfortabler wäre, und ſomit wanderte die ganze Geſellſchaft ins Souterrain.

Es war dieß eine Muſterküche, denn der reiche Engländer ſetzt ſeinen Stolz darein, die Dienerſchaft ſplendid zu behandeln. Ein mächtiges Feuer flackerte auf dem Herd, und auf einem ſauber gedeckten Tiſch

ſtand ein Abendbrod und eine Batterie Flaſchen, nebſt Proben von allen Delikateſſen, welche droben den Herrſchaften aufgetiſcht wurden. Man ſah, daß die Aufwartenden ſich nichts abgehen ließen, und daß der Kellermeiſter den Grundſatz ehrte, daß wer das Kreuz in der Hand hält ſich damit ſegnet.

Die Köche und Hausmädchen waren von dem Wein, den ſie hier und da genippt hatten, ſchon genügend begeiſtert, um den Bruch der Etiquette zu verzeihen, und machten willig Platz für die unerwarteten Gäſte. Dieſe betrugen ſich ſehr freundlich und jovial gegen ihre Wirthe in Livree, und nachdem man gegenſeitig Geſundheiten getrunken hatte, ſchlug die Primadonna vor, eine Opernſcene aufzuführen. Die Anweſenden ſchloſſen einen Kreis, und ein Chor begann, deſſen Oberſtimme, von den kryſtallenen Tönen der unvergleichlichen Sängerin getragen, durch alle Hallen des Schloſſes vibrirte.

„Was iſt das? Wo kommen dieſe Klänge her?“ fragten ſich die Gäſte, die oben in ſtummer Feierlichkeit rückhaltsvoll ihr Souper verzehrten. Die Bedienten waren einer nach dem andern aus dem Saal verſchwunden und gaffend in der Küche ſtehen

geblieben, über dem ungewohnten Schauſpiel Herrſchaften und Alles vergeſſend. Einige der jüngern Gäſte, von den Zaubertönen gelockt, folgten ebenfalls, und endlich erſchien ſogar der Hausherr auf dem Schauplatz, ſchmunzelte ſehr gnädig, und gab zu verſtehen, daß es ihm gar nicht unlieb ſein würde, wenn die Künſtler das hübſche Stück oben im Geſellſchaftsſaal zu Ende ſpielen wollten. Dazu wollte ſich aber die Primadonna durchaus nicht verſtehen; mit witzigen Ausreden ſpann ſie die Scene ſo lange fort, bis die hochadliche Geſellſchaft von Vorwitz geplagt ſich in die Küche hinabverfügte.

Dieſe mirakulöſe Geſchichte, ſo ſehr ſie auch zur Glorie der genialen Sängerin abgelaufen war, wirkte dennoch als ein Abſchreckungsmittel auf unſern Tonkünſtler, und noch mehr auf deſſen Frau. „Ich würde es nicht ertragen, ſagte ſie, als ſie allein waren, wenn ich dich mir denken ſollte, für Geld in einem adlichen Salon hinter der Barriere abgeſperrt, muſicirend, während die andern Gäſte plaudernd dir den Rücken wendeten. Verſprich mir, daß keine Noth dich je dahin bringen ſoll, ein ſolches erniedrigendes Bänkelſängeramt anzunehmen.“

Traurig ſagte Ibeles: „Wer weiß, zu was einen Hausvater noch die Noth treibt! Man hat Frau und Kinder doch einmal lieb, und muß ihnen außer dem Brod noch manche Dinge ſchaffen. Auch frage ich mich ſelbſt nach Gründen, warum das bezahlte Muſiciren zur Beluſtigung einer Privatgeſellſchaft erniedrigender ſein ſoll, als Dirigiren eines öffentlichen Concerts oder Unterrichten. Du weißt, ich gebe nichts auf den vagen Ausdruck: mein Gefühl iſt gegen dies oder das!“

„„Wohl!““ ſagte Dorothea. „„Warum machteſt Du neulich dein Gefühl geltend, als ich ſchwankte, ob ich das Diamanten-Herz mit der ächten Perle, dein Liebesgeſchenk bei der Geburt unſres älteſten Sohnes, verkaufen ſollte? Wir wiſſen auch keinen Grund, warum wir uns von dieſem Talisman unſeres Eheglücks nicht trennen wollen, und doch iſt ein Geſchmeide mir jetzt weniger nütze, als Geld für die Hausmiethe.““

„Rede nicht davon, denn du weißt wie es mich außer mich bringt,“ ſagte Ibeles. „Es mag ſein, daß der Künſtlerſtolz ein ſolcher Talisman iſt, der Einen bewahrt in die Gemeinheit des bloßen Geld-

machens hinabzusinken. Als Führer des Orchesters empfand ich mich wie ein Priester, den Cultus des Schönen dem Volke vermittelnd. Als Lehrer kann ich ehrenhaft als Gleicher mit Gleichen verkehren, wenn ich im Mittelstand wirken und auf den Verkehr mit der Aristokratie verzichten will. Aber zwischen dem Geschwätz und Geklapper von Tellern und Tassen unter auf- und abrennenden Bedienten mich zum maître de plaisir hergeben, ist eine Vorstellung, die mir das Blut in die Wangen treibt, das gestehe ich."

„„So gieb mir die Hand darauf,"" wiederholte Dorothea ihre Bitte, „„daß du mir und dir nie, unter keiner Bedingung, die Pein einer solchen Situation anthun willst.""

„Hier ist meine Hand," sagte Ibeles, „und wenn du mich je in einem aristokratischen Salon für Geld musiciren hörst, so darfst du das demantne Herz mit der Perle weggeben."

Nach einigen Monaten war unser Künstler willig oder unwillig in seinen neuen Beruf vertieft, und anstatt wie ehedem durch das bloße Schwingen des Dirigentenstabes die reiche Harmonienwelt des

Orcheſters zu beleben, ſtudirte er auf Mittel, die holden Weſen, welche immer Kreuze und Been zu vergeſſen pflegen, aus Automaten zu denkenden Geſchöpfen umzubilden. Seit Jahrzehnten haben die Etüden von Czerny den engliſchen Clavierunterricht beherrſcht, und der Beifall, den ſie finden, rührt von der Aehnlichkeit her, den ſie mit der Spieluhr haben. Eine junge Dame, die dieſen Componiſten ausſchließlich während ihrer Lernzeit ſtudirt, wird zu einer lebendigen Drehorgel. Seine ſogenannte „Schule der Geläufigkeit“ treibt alles von muſikaliſchem Gefühl aus der Seele einer Spielerin, und läßt nur geſchwinde Finger übrig. Ibeles wollte das Generalbaßſtudium als Gegengift einführen, aber während der Saiſon einer jungen Londonerin den Contrapunkt beibringen, iſt ein Unternehmen, als ob man während eines Wirbelwindes aus Bettfedern eine Cathedrale bauen wollte.

Da war Miß Dull, welche jede Nacht bis zwei Uhr getanzt hatte, die, von Erinnerungsträumen umgaukelt, regelmäßig den Baßſchlüſſel mit dem Violinſchlüſſel verwechſelte, und die ſo müde war, daß ihr beim Solfeggiren die Energie zum Aus-

ſprechen des mi fa fehlte. Ihre holdgeöffneten Lippen wollten ſich nicht zu dem mühſamen Zuſammenpreſſen anſtrengen, das zu einem m oder f unumgänglich nöthig iſt, drum ließ ſie es mit lächelnder Indolenz bei einem wiwa bewenden, ſo oft Ibeles ihr auch mi fa vorſang.

Die Mama des Fräuleins gehörte zu den praktiſchen Damen, die ein Trio mit den Inſtrumentalſtimmen zuſammen einbinden laſſen, damit man immer alles recht hübſch auf Einem Platz beiſammenfindet. Sie hatte ein halbes Leben hindurch nur Roſſini und Bellini geübt, und wollte nun in ein paar Stunden den philoſophiſchen Geiſt der deutſchen Kunſt erfaſſen, weil die Claſſiker eben Mode waren. Sie verſuchte eine edle einfache Arie von Gluck zu ſingen, und ſchlug ſogleich in Triller und Schnörkel um, weil ihrer tremulirenden Stimme jeder getragne Ton verſagte. Die Miß, welche zuhörte, ſagte, es ſei doch wunderbar, was man aus ſo ſimpler Muſik machen könne, wenn man ſie ſo zu verzieren verſtünde, wie ihre Mama.

Mutter und Tochter ſangen auch zuweilen Duette, und da ſie beide hohe Stimmen hatten, ſo wählten

ſie Stücke, die für Sopran und Tenor beſtimmt waren, wobei natürlich Ober- und Unterſtimme immer Purzelbäume ſchlugen. Ibeles ſuchte ſie vergebens zu überzeugen, daß bei einer ſolchen Verſetzung des Tenors in eine höhere Octave alle Quarten zu Quinten würden, und daß jede charakteriſtiſche Contour der Melodie verloren gehen müſſe, wenn einmal die eine und dann die andre Partie das oberſte zu unterſt kehre.

Seltſame Erfahrungen machte der Meiſter, wie die muſikaliſchen Autoritäten der Weltſtadt zu lehren pflegen. Die Gründlichen darunter richteten jahrelang nur das Gerüſt ſtatt des Gebäudes auf, und es gab talentvolle Schülerinnen, die mit Tonleiterſpielen und Kalkbrenneriſchen Handleitern, mit Stimmbildung und Solfeggiren den größten Theil der Lernzeit ausgefüllt hatten. Dieſelben Vorbereitungen, die ein Virtuos oder Opernſänger braucht, um für einen Lebensberuf Finger und Kehle geſchickt zu machen, waren Dilettantinnen aufgebürdet worden, die nie einen weiten Raum mit ihrer Stimme zu durchdringen brauchten, und die als Reſultat des ungeheuern Zeitverluſts zuletzt nur ein paar Salonſtücke mit in den Eheſtand nahmen.

Die ungründlichen Lehrer hatten das andre Extrem ergriffen. Da wo man aus Prahlerei nicht nach dem beſten, ſondern nur nach dem theuerſten Lehrer fragte, ſtreckte ſich ſo ein Modevirtuos neben das Clavier, ließ ſich Portwein und Mandelkuchen vorſetzen, knuſperte daran, während er die Schülerin ſeine eignen Compoſitionen hinabwürgen ließ, und ſpielte ihr höchſtens hier und da eine Paſſage daraus vor, ohne viel Worte zu machen.

Unſer gewiſſenhafter deutſcher Meiſter war noch ſo ſehr Neuling in dieſer Sphäre, daß er als Reformator aufzutreten ſich verpflichtet hielt. War ihm doch die Kunſt Religion, und er glaubte an ihre heiligende Kraft, wenn man ſie im Geiſt und in der Wahrheit anbetete. Er verwunderte ſich noch immer, daß es Leute gab, die Einem die Piſtole auf die Bruſt ſetzen, um ein ehrliches Kunſturtheil zu erpreſſen, und die ſich dann bitter gekränkt fühlen, wenn man ſeine Meinung ſagt. Die officielle engliſche Kritik, die aus Regiſtern und Citaten beſteht, beleidigt freilich niemanden, aber den Beweis, daß er keine Ohren habe, haßt der Dilettant überall.

Mit dem frommen Mr. Chapel kam Abeles durch

seine jetzige Thätigkeit nun wieder häufiger in Berührung. Außer daß derselbe das Psalmensingen in den Armenschulen beförderte, und sich dabei des Künstlers Rath einholte, hatte er zuweilen irgend einen musikalischen Job für denselben. Job ist ein unübersetzbares Wort, und bezeichnet irgend ein Stück Arbeit, das außer dem Zusammenhang mit seiner geregelten Thätigkeit einem Sachverständigen übertragen wird, wie der Zufall es eben fügt. Beispiele werden die Sache am besten erläutern.

Erster Job.

Mr. Chapel war mit dem Verkauf einer Pfarrstelle auf dem Lande beauftragt, die so einträglich sein sollte, daß er sie gern seinem eignen Bruder verschafft hätte. Der Squire aber, und seine zahlreichen Verwandten waren übereingekommen, daß sie nur denjenigen Candidaten erwählen wollten, der zugleich ein wackrer Jäger und guter Sänger sei. Es war mit unter den besondern Vortheilen der Pfarrstelle angegeben, daß sie in einer sehr jovialen Nachbarschaft liege und dem Seelenhirten manches gesellige Vergnügen verspreche. Dafür wollte nun

auch der Squire, der über die Wahl zu entſcheiden hatte, einen luſtigen Jagdgefährten, und ſeine Damen einen guten Sänger an ihm haben.

Mr. Chapel der jüngere hatte ſich nun zwar bei Fuchsjagden mehr ausgezeichnet als im Studium der heiligen Kirchenväter, aber er kannte keine Note und wußte nicht eigentlich ob er eine Stimme hätte, und was für eine. Dies zu unterſuchen war der Job für Mr. Ibeles, und falls er dem hoffnungsvollen jungen Manne einige Arien einleiern könnte, mit denen dieſer ſich bei ſeinem Patron die Stelle erſänge, war ihm ein annehmbares Honorar zugeſichert.

Ibeles ging ans Werk. Der junge Engländer hatte einige rauhe Baßtöne, und wenn man ſtark accompagnirte, ſo hielt er leidlich Ton. Nach einigen Wochen konnte er „God save the Queen“ leidlich vortragen. Darauf ſchlug Ibeles die populäre Melodie: „O Sanctissima“ vor, aber der Candidat wollte als guter Proteſtant durchaus nicht die heilige Jungfrau beſingen, und bat ſich die Arie Saraſtro's aus: „O Iſis und Oſiris, welche Wonne!“ Ibeles war boshaft genug ihn zu fragen, warum er ſich

denn nicht schäme die ägyptischen Gottheiten anzu rufen, an die er doch gewiß ebensowenig glaube, als an den Mariennythus?

Der junge Mann bekam die Stelle, und unser Musikdirector einen

zweiten Job.

An einem frühen Morgen hielt ein Wagen vor Briar Place, und eine alte Kammerjungfer verlangte den deutschen Musikdirector zu sprechen. Sie fragte, ob er heute ein paar freie Stunden habe, und als er erwiederte, daß er nur bis zwölf Uhr frei sei, forderte sie ihn auf, sogleich mitzufahren, um ihrer Gebieterin Unterricht zu geben. Sie berief sich auf Mr. Chapels Empfehlung und zeigte die von seiner Hand geschriebene Adresse vor, sonst hätte Ibeles kaum eingewilligt, da ihm die Person mit ihrer unerklärlichen Eile fast verdächtig vorkam. Sie bat ihn so rasch als möglich Toilette zu machen, da die Dame, die ihn erwarte, noch heute London verlassen müsse.

Die Kinder sahen mit Erstaunen zu, wie ihr Vater von seinem nur halb genossenen Frühstück so

plötzlich entführt wurde. Der Wagen rollte davon, quer durch London, über eine der Themsebrücken, bis er endlich an einem eleganten Hause des südlichsten Stadttheils hielt. Unterwegs hatte die alte Person, die dem Anschein nach eine sehr confidentielle Stellung bei ihrer Dame einnahm, ihrem Gefährten mitgetheilt, daß ihre Herrschaft auf ein Paar Monate aus Indien zum Besuch bei der Schwiegermutter in London gewesen sei. Sie habe die Kinder zur Erziehung nach England gebracht, wie es Sitte bei allen gentilen Familien sei, und kehre nun nach der Präsidentschaft Madras zurück, wo ihr Haus eins der allerersten sei.

Ibeles ward in ein großes reichmöblirtes Zimmer geführt, wo die Dame, die er unterrichten sollte, in phantastischer Tracht auf einem Sessel saß, indeß ein Maler vor der Staffelei stand und sie portraitirte. Sie war eine interessant aussehende, aber schon sehr verblühte Frau, und äußerst hastig in Sprache und Geberden. Sie hielt dem Künstler gleich bei seinem Eintreten statt aller Begrüßung ein Notenheft entgegen, das sie in der Hand hatte, und fragte: „Haben Sie je dies Stück gesehn?" „„Das ist die

Ouverture zum Fidelio,"" erwiederte ohne ſich zu beſinnen Ibeles, der die wohlbekannten Notenfiguren auf drei Schritte Entfernung leſen konnte. Die Dame ſah um ſich her, und nickte ihren Schweſtern, Töchtern und Nichten, alle ſehr ſchöne Frauen und Mädchen, triumphirend zu.

„Können Sie dies Stück ſpielen?" war die zweite Frage.

„„Warum nicht?"" ſagte Ibeles, und da die Damen einmal den kurzgefaßten Ton angeſchlagen hatten, ging auch Er, ohne um Erlaubniß zu fragen, zum Flügel, den er im Nebenzimmer offen ſah. Er ſpielte unter lebhaften Beifallsbezeugungen der Damen die Ouverture auswendig herunter, und verſtand von der Disputation, die ſein Auditorium nachher führte, ſoviel, daß man ſich geſtern vergebens bemüht hatte, dies curioſe Stück zu enträthſeln; daß die Spielerinnen es als einen verwünſchten Humbug endlich weggeworfen, und daß ihr Vetter Mr. Chapel verſichert, daß er ihnen den rechten Mann ſchicken wolle, der ſolche abſonderliche Muſik leſen könne.

Ibeles hatte unterdeſſen ſeine Umgebung gemuſtert, und noch mehr Staffeleien mit halbvollendeten

Bildern umherſtehen ſehen, in welchen er die Portraits der anweſenden Damen erkannte. Dieſelben Geſichter waren ihm ſchon unten in einem prächtig gemalten Speiſeſaal aufgefallen, wo er hineingeſchaut, als er ſeinen Hut ablegte. Dort waren ſie alle als Heilige auf Goldgrund gemalt, während ſie hier in belebten Attitüden und Phantaſietrachten nachgebildet wurden. „Die ſcheinen ſich einen Maler erpreß zu beſolden," dachte er, „der ihre Schönheit in allen Geſtalten auf die Nachwelt bringt. Nun, der Mühe werth iſt es ſchon."

Die ältere Dame war unterdeß aufgeſtanden, und nachdem ſie mit dem Maler abgeredet, wie er die Staffelei ſtellen ſolle, damit er während der Clavierſtunde ſein Werk nicht zu unterbrechen brauche, ſagte ſie zu Ibeles: „Lehren Sie mich dies Stück ſpielen."

Ibeles hielt eine kleine Vorrede und ſagte: „„Ich ſetze voraus, daß Sie ſchon andere Beethoven'ſche Stücke kennen, ſonſt würden Sie große Schwierigkeiten finden, dieſe Ouverture vom Blatt zu ſpielen, um ſo mehr, da ſie nicht für Clavier, ſondern für Orcheſter geſchrieben iſt."

Jetzt wurde die Dame plötzlich so gesprächig, als sie vorher lakonisch gewesen war. Sie rief aus: „Just deßhalb schickte ich nach Ihnen, weil Mr. Chapel mich versicherte, Sie seien der rechte Mann, dem nichts dergleichen Schwierigkeiten mache. Als ich vor zwanzig Jahren nach Indien ging, hatte ich nie von Sebastian Botsch noch Lewis Bibthoven gehört, von denen man jetzt so viel Wesen macht. Ich konnte zwei Stücke spielen, das eine war von Herz und das andere von Czerny. Es waren die beiden fashionabelsten Stücke der damaligen Zeit, Variationen über di tanti palpiti und ein Potpourri aus der Italienerin in Algier. Es sind wundervolle Stücke, weit brillanter als jenes da; indeß da ich nun seit zwanzig Jahren nichts anderes gespielt habe, möchte ich gerne etwas neues mit nach Indien nehmen, aber versteht sich: das allermagnificenteste, das es nur giebt. Mr. Chapel sagte mir, von keinem Meister würde jetzt so viel geredet, als von diesem Bibthoven. Man soll ihn bei seinen Lebzeiten nicht verstanden haben, und erst nach seinem Tode soll er recht in die Mode gekommen sein. Das würde allerdings zeigen, daß er etwas ganz Außerordentliches sein

muß. Ich erkundigte mich darauf, welches denn das allersuperbste Stück von diesem Componisten sei, und da wurde mir der Fidelio genannt. Diese Ouverture nun will ich lernen und sonst nichts, denn da ich von Indien expreß hierher gekommen bin, so will ich auch von Allem, was es in London giebt, das schönste, beste und modischeste mitnehmen."

Von dem Effekt der folgenden beiden Stunden auf Ibeles Ohren wollen wir schweigen; die bloße Vorstellung wird jedem musikalischen Leser eine Gänsehaut machen, wenn er sich erinnert, daß der fraglichen Ouverture das vierte Kreuz ominös vorgezeichnet ist. Das Erstaunlichste aber dabei war, daß die Dame sich mit den Fortschritten, die sie in den zwei Stunden gemacht hatte, ganz zufrieden erklärte, und versicherte, sie werde sich nun allein mit dem Einüben der schweren Passagen helfen können, sobald sie nach Madras käme, wenn sie nur während der langen Seereise das vierte Kreuz nicht wieder vergäße.

Als Ibeles das nächstemal mit Mr. Chapel zusammentraf, fragte dieser ihn nach den musikalischen Talenten seiner Cousine. Der Musiker schlürfte mit

Aalgeschmeidigkeit über diese verfängliche Frage weg, und sprach statt dessen eine Anerkennung über die vielen großen Schönheiten aus, welche er in deren Hause bewundert.

„Nur Speise für die Würmer, Speise für die Würmer!“ erwiederte Mr. Chapel mit zum Himmel gewendetem Blick.

Trotz der Gewohnheit des frommen Herrn, alles Weltliche in dieser Weise zu behandeln, blieb Ibeles in gutem Vernehmen mit ihm, weil Ein Berührungspunkt sie immer wieder zusammenführte, und das war die alte Kirchenmusik. Die ächte Kunstliebe gleicht alle Parteien aus, und ist immer und überall ein Element der Versöhnung zwischen den verschiedensten Menschen geworden. In Rom sind es die Raphaelischen Madonnen, die den protestantischen Maler mit dem Katholicismus versöhnen, in London ist es der Cultus Händels, der den deutschen Freidenker gegen die kirchliche Partei duldsam erhält. Wenn Mr. Chapel seine Beweise von der providentiellen Weisheit mit der allen Frommen eigenen Logik vorbrachte, als z. B.: „den Gottlosen geht's immer schlecht, das ist göttliche Gerechtigkeit“ — oder: „den

Gottloſen geht es oft gut und den Frommen ſchlecht, das iſt der Lauf der ungerechten Welt, und der Herr züchtigt den er lieb hat!“ oder wenn er gar zum hundertſtenmal das Faktum erzählte: „Als bei jenem Schiffbruch ſo viele große Männer untergingen, hat die über meinem Hauſe beſonders waltende Vorſehung einzig meinen Hanspeter gerettet“ — dann ſagte wohl Ibeles einmal ſpöttiſch: „Ja, die ewige Weisheit und Güte hat auch die Fröſche den Störchen zum Futter gegeben; aber was ſagen die armen Fröſche dazu?“ Dann gab es aber wieder Aufführungen in Exeter Hall, wo man Händel hörte wie nirgends in der Welt, es gab ſeltene Manuſcripte im britiſchen Muſeum, die über dunkle Perioden der Muſikgeſchichte Licht verbreiteten, es gab die Bach-Geſellſchaft und noch viele verborgene Brunnen zum Stillen des Wiſſensdurſtes, zu denen Mr. Chapel mit unermüdlicher Gefälligkeit dem armen Künſtler Zutritt zu ſchaffen wußte.

Eines Tags erſchien der alte Herr voller Freude, denn er hatte dem Künſtler die Lehrerſtelle in einem großen Damencollegium verſchafft; dieſes war kein bloßer Job, ſondern ein wirklicher Rettungsanker für

die Familie, weil eine ſolche Stelle jahraus jahrein Brod und Kredit brachte. Für den äußeren Vortheil hätte Ibeles alſo wohl dankbar ſein ſollen, obgleich er ſein künſtleriſches dem bürgerlichen Ehrgefühl opfern mußte.

In den Stunden, welche dieſes Inſtitut dem muſikaliſchen Unterricht preisgegeben hatte, ſchienen alle Diſſonanzen der Hölle losgelaſſen zu ſein. In einem Zimmer ſangen die jungen Damen Tonleiter, im andern daneben, nur durch eine dünne Thür getrennt, accompagnirte jemand eine um einen Viertelton zu tief geſtimmte Harfe mit einer Flöte, indeß aus dem untern Stockwerke diverſe Accordiums heraufſchallten. Alle übrigen Claviere des Hauſes waren mit Etuden übenden Schülerinnen beſetzt, welche einander ablöſten, bis ſie an die Reihe kamen, Herrn Ibeles vorgeführt zu werden. Es herrſchte die Regel auch hier vor, die aus Oekonomie in vielen Londoner Erziehungsanſtalten eingeführt iſt, daß muſikaliſche Gouvernanten das Ueben der Schülerinnen für ein kleines Salair überwachen, und daß ein Lehrer erſten Ranges ein paarmal in der Woche die Fortſchritte controlirt und der Unterlehrerin ſeine Weiſungen ertheilt.

Abeles war höchlich erſtaunt, als nach einer Viertelſtunde, während der er ſich kaum mit ſeiner unbekannten Schülerin verſtändigt hatte, dieſelbe aufſtand und einer andern Miß Platz machte. Am Ende von fünf Stunden hatte er zwanzig ſchwarze, blonde, braune und fuchſige junge Damen geſehen, deren Individualitäten wie die Farben eines Tulpenfeldes vor ſeiner Erinnerung ſchwankten. Zum Glück für ihn waren manche reine Singſtimmen und einige fortgeſchrittene Spielerinnen darunter, mit denen eine Viertelſtunde ſchon ganz angenehm zu verbringen ſchien, wenn nur das Muſiciren aus allen Tonarten zugleich in den Nebenzimmern zu übertönen möglich geweſen wäre.

Die Gewohnheit, Muſikſtücke widerſprechenden Inhalts ineinander überfließen zu hören, hatte bei den jungen Damen alles rhythmiſche Gefühl ertödtet. Wenn ſie zuſammen zu ſingen verſuchten, ſo machte der Chor den Eindruck einer Photographie mit verwiſchten Contouren, wobei der Gegenſtand unruhig geſeſſen hat.

Im Alterthum kannte man den Sklaven an ſeinem unrhythmiſchen Gang. Es iſt ſeltſam, daß die

freieste moderne Rasse, die englische, keinen Rhythmus im Blute haben soll. Dem Mangel an Taktgefühl sucht man in diesem Lande durch lautes, wahrhaft fanatisches Zählen abzuhelfen, und verschlimmert die Sache nur dadurch. Ibeles hatte Mühe, sich ernst zu halten, als in der letzten Viertelstunde zwei Zwillingsschwestern ein leichtes Stückchen zu vier Händen nicht zu Stande bringen konnten, und blutroth voll Verzweiflung immer lauter zählten: „one, two, three, four! one, two, three, four!“ Die Gouvernante, deren Ehre als einübender Schutzgeist auf dem Spiel stand, stimmte in einem hohen näselnden Ton mit ein: „one, two, three, four! one, two, three, four!“ und nachdem die Vorsteherin der Anstalt mit einer baßähnlichen Contrealtstimme vergebens zur Verstärkung des one, two, three, four! eine Zeitlang beigetragen hatte, erinnerte sie Herrn Ibeles, doch gefälligst mitzuzählen.

Gegen diese Unvernunft beschloß er zunächst seine musikalischen Reformpläne zu richten, und er entsetzte alle Anwesende durch die runde Erklärung, daß er das Zählen ganz und gar abzuschaffen gedächte.

Hätte er das Clavierſpielen als ein unweſentliches Accompagnement zu dem one, two, three, four abgeſchafft, und das bloße Zählen beibehalten, die Gouvernanten hätten nicht ſo erſtarrt geſtanden, als über dieſe frevelhafte Neuerung. Ibeles las in allen Mienen, daß ſeine Stellung auf dem Spiel ſtand, und um nicht ganz paradox zu erſcheinen, verſtand er ſich zu folgender Explikation, die eine Art Compromiß enthielt.

„Das Zählen iſt bei complicirten Stellen zuweilen ein gutes Hülfsmittel, um die Taktverhältniſſe ein für allemal feſtzuſtellen, auch dient es bei langen Pauſen, um das zu frühe Einfallen zu verhindern. Aber als eine fortdauernde Begleitung zu einem gleichartigen Rhythmus etwa von vier Viertelnoten, die ſich ſelbſt den Takt ſchlagen, iſt es ganz überflüſſig. Niemand wird von ſeinem eigenen Zählen im Tempo erhalten, denn man kann ſowohl taktlos zählen als ſpielen. Die jungen Damen haben eben den Beweis *gegen* den Nutzen des Zählens geliefert, indem ſie damit inne hielten, ſo oft eine ſyncopirte Stelle kam, wo ſie zweifelten, unter welche Noten das eins, zwei, drei, vier gehörte. Da alſo,

wo es allenfalls eine Richtſchnur ſein könnte, da verſtummt es immer, aber ſobald die vier Viertel wieder ihren einfachen geregelten Gang gehen, pflegen die Schülerinnen unwillkürlich das laute Zählen anzuſtimmen.

„Wenn es, wie Sie Alle mich verſichern wollen, eine gebieteriſche Nothwendigkeit wäre, ohne die niemand Muſik lernen könnte, wie ſollten dann die Sänger und die Spieler von Blasinſtrumenten zurecht kommen?

„Der Lehrer zählt dem Anfänger vor, wie man beim erſten Schreibunterricht dem Kinde ein liniirtes Blatt gibt, damit es gerade ſchreibe. Aber ebenſowenig als dem Kinde krumme und ſchiefe Linien helfen würden, die es ſelber aus freier Hand unter ſeine Buchſtaben zöge, ebenſowenig hilft Ihnen, meine Damen, Ihr einmal raſches, einmal langſames Zählen. Es iſt ſogar noch in anderer Hinſicht ſchädlich, da raſches ſtarkes Clavierſpielen ohnehin die Bruſt angreift, und das athemloſe Sprechen dazwiſchen Ihre Stimmen heillos ruiniren muß."

Der letzte Geſichtspunkt wirkte, und die ſonſt verſtändige Vorſteherin der Anſtalt verſprach dem

neuen System des Mr. Jbeles für eine Zeitlang freie Hand zu lassen. Seine Methode stellte er so hin: „Zum Takthalten ist eine Aufmerksamkeit des Ohrs nöthig, die man sich anerziehen kann, wie man durch Beobachtung das Augenmaß bildet. Was dem Blick die symmetrische Eintheilung des Raums ist, das ist dem Ohr die rhythmische Eintheilung der Zeit. Anschlagen und Pausiren sind Akte des Entschlusses und der Selbstbeherrschung; man wirke also, statt mit dem physischen Zwang eines Metronoms, lieber auf die Geistesgegenwart seiner Schüler."

Die Losungsworte: Liberté, egalité, fraternité waren also vorläufig in Melodie, Rhythmus und Harmonie umgewandelt worden, und die Hand, die am Schwert gelegen hatte, mußte geduldig wieder den Takt schlagen. Jeder wackere Mensch thut ordentlich was er thut, es mag ihm dabei stolz oder klein zu Muthe sein.

Hans Ibeles

in London.

Ein Familienbild aus dem Flüchtlingsleben.

Von

Johanna Kinkel.

(Aus ihrem Nachlaß.)

Zweiter Band.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1860.

Das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

	Seite
Fünfzehntes Kapitel. Das excentrische Burgfräulein	1
Sechzehntes Kapitel. Wie ein neuer Zug auf dem Schachbrett die Stellung aller Figuren ändert	33
Siebenzehntes Kapitel. Die Kinder und die Haushaltung	60
Achtzehntes Kapitel. Der Sklavenmarkt und die freien Töchter Albions	95
Neunzehntes Kapitel. Die stummen Gäste und die aufgeregte Gesellschaft	116
Zwanzigstes Kapitel. Der teuflische Hagestolz	147
Ein und zwanzigstes Kapitel. Die Liebessonne hinter der Wolkenhülle	184
Zwei und zwanzigstes Kapitel. Tischrücken und Geisterklopfen	202
Drei und zwanzigstes Kapitel. Der Wurm unter der grünwangigen Apfelschale	229
Vier und zwanzigstes Kapitel. Das Kaleidoscop wird geschüttelt	255
Fünf und zwanzigstes Kapitel. Der Talisman	284
Sechs und zwanzigstes Kapitel. Schluß	337

Fünfzehntes Kapitel.

Das excentrische Burgfräulein.

Seit die Gräfin Blaſoska Briar Place nicht mehr beſuchte, kam Meta Braun zuweilen Abends zu Dorotheen. Ihre Herrin hatte ihr ausdrücklich geſagt, daß ſie um ihretwillen nicht verbunden ſei, deren Haus zu meiden. Es ſchien ſogar aus der Dringlichkeit, mit der Mamſell Braun an dieſe Erlaubniß erinnert wurde, daß es der Gräfin nicht unlieb war, zuweilen zu erfahren, was im feindlichen Lager vorging. Meta's Sympathieen neigten zu fühlbar nach der Seite ihrer deutſchen Landsleute hin, als daß dieſe eine Doppelzüngigkeit gefürchtet hätten. Dorothea hatte das Mädchen aufrichtig lieb, und Ibeles, dem ſie zwar etwas herb und unweiblich vorkam, achtete ſie trotzdem wegen ihrer Geradheit. Dr. Stern, der zuweilen mit ihr zuſammengetroffen

war, liebte es, mit ihr zu disputiren, und Ibeles, der sich des heimischen Sprüchworts erinnerte: „Was sich liebt, das neckt sich," erwähnte einmal gegen seine Frau, daß die Beiden kein übles Paar sein möchten. Dorothea aber wollte nicht den Schatten ehestifterischer Gedanken dulden, und schwur, daß in ihrem Hause jeder Junggeselle sicher sein müsse, nie mit Heirathsvorschlägen behelligt zu werden.

An einem Abend, als beide Personen zufällig wieder in Ibeles Hause zusammengetroffen waren, kam ein schwarzversiegelter Brief, in den der Hausherr kaum hineingeblickt hatte, als er einen Laut der lebhaftesten Ueberraschung ausstieß. „Was ist es," rief Dorothea. „Doch kein Unglück, ich hoffe?"

Ibeles antwortete: „Der längst erwartete Sterbefall ist eingetroffen, und Hulda ist schon auf der Reise hieher!"

„Hulda kömmt nach London?" rief Dorothea erstaunt. „Wenn das nur kein Schwabenstreich ist!"

„Wer ist denn diese Hulda, deren Ankunft euch so in Anfregung bringt?" fragte Stern.

„Wohl, das sollen Sie erfahren. Es ist die Dame, die mich nach der Barricadennacht versteckte,

und mir zur Flucht verhalf. Jetzt ist die Sache kein Geheimniß mehr."

Meta klatschte jubelnd in die Hände, und sagte: „Nun müssen Sie Wort halten, und uns die Geschichte endlich erzählen. So oft wir danach fragten, vertrösteten Sie uns auf die Frist, wo die einzige dabei compromittirte Person in Sicherheit sein würde."

Stern verstärkte die Bitte der Freundin, und Ibeles begann seine Erzählung, indem er zuerst das Wort an seinen Schicksalsgenossen richtete: „Sie erinnern sich des Moments, wo wir das Detaschement Soldaten abschlugen, als eben das brennende Dach einstürzte. Ich blutete an der Hand und verließ Sie an der Seite Neffbaums. Ihre letzten Worte hörte ich noch, nämlich, daß für jetzt die Bürger den Sieg hätten, daß man aber recognosciren müsse, ob kein Hinterhalt jenseits des Hügels stehe. Ich wendete mich schnell nach jener Richtung, und sah beim Schein der Flammen eine mährchenhafte Erscheinung den Hohlweg herauf schweben. Als ich näher ging, erkannte ich eine Dame, die ich oft in den Hofconcerten in der ersten Reihe meinem

Dirigentenpult dicht gegenüber gesehen hatte. Sie kam in einem weißen Morgengewand, worüber eine schwarze Mantille geschlagen war, das Haar im Winde flatternd, und hielt in einer Hand einen Dolch und in der andern eine Gießkanne voll Wasser."

Laut auflachend unterbrach ihn Stern: „Halt, die Dame kenne ich. Ist es nicht eine kleine, zarte, elfenhafte Figur, mit hellblondem seidenweichem Haar, und sehr rosigem Teint? Das kann nur diese Dame sein, als deren bescheidnen Verehrer ich mich sogar in der Ferne bekennen muß. Bei Hofe hatte sie den Spitznamen: das excentrische Burgfräulein."

Ibeles fuhr fort: „Richtig! Also diese Dame begegnete mir in einem Aufzug, der mich errathen ließ, daß sie, ohne sich lange zu besinnen, dem ersten Impuls gefolgt war, löschen zu helfen wo es brannte. Ich hielt sie auf und bat sie um Gottes willen nach Hause zu gehn, da oben auf dem Schloßplatz unter dem Gedränge der empörten Masse ihres Bleibens nicht sein könne. „Bedenken Sie doch," redete ich ihr zu, „welchen Gefahren Sie sich aussetzen! Sie können keiner Partei helfen, aber sehr

hinderlich werden, weil Sie uns Kämpfende zu Rückſichten nöthigen."

„„Ich bin nicht unbewaffnet,"" ſagte ſie, und wies auf ihr Stilett hin, deſſen koſtbar eingelegter Griff zeigte, daß es aus einer Raritätenſammlung in der Eile aufgegriffen war.

„Und mit Ihrer Gießkanne da wollen Sie den Brand löſchen?"

Das Fräulein, welches in ſeiner leichten Tracht durch nur augenblickliches Stehen auf dem naſſen Graſe von der Nachtluft ſehr ſchnell abgekühlt worden, fing an zu fröſteln, und ihre Miene verrieth, daß ſie gutem Rath in dieſem Moment zugänglich war. Es kam nur darauf an, ihr den Rückzug ehrenvoll zu machen. Zu dem Ende zeigte ich ihr meine von einem Bajonett leicht verwundete Hand, und fragte ſie, ob ſie ein Obdach in der Nähe wiſſe, wo ich einen Verband erhalten könne. Was eigne Gefahr nicht bewirkte, brachte fremde Noth augenblicklich zu Wege. „„Kommen Sie mit mir nach Hauſe,"" ſagte ſie, „„ich will Ihnen jede Hülfe leiſten."" Sie brachte mich auf einen buſchigen Fußpfad, der den jenſeitigen Hügel hinanführte.

Dort vom Gipfel aus hatten wir noch einmal einen grandiosen Ausblick über die Flammen, welche weithin Stadt und Umgegend tageshell beleuchteten. Jetzt ging es abwärts ins Thal, wo das Burghaus der Saintfords lag, von dessen oberstem Stockwerk aus das Fräulein den Feuerschein gesehen und das Schießen gehört hatte.

Das Gartenpförtchen, das nach dem Busch führte, war noch angelehnt; ein Zeichen, daß Niemand sie draußen gesucht hatte. Sie verschloß es jetzt mit großer Vorsicht, und führte mich durch allerlei labyrinthische Pfade des verwilderten Burggartens, in das Mausoleum, das ich zu meiner Verwunderung ganz wohnlich eingerichtet fand, als sie einen der Candelaber anzündete. Sie verband mich mit vielem Geschick, und da mich nach dem Blutverlust und der schlaflosen Nacht ein Schwindel befiel, bot sie mir die dem steinernen Grabmal gegenüber eingemauerte Nische an, die mit Kissen bedeckt, schon öfter als Ruhestätte mußte gedient haben. Sie ging weg, kam aber nach etwa zehn Minuten mit warmen Decken und einem Körbchen Speise und Trank zurück, und als sie so wie ein Schutzengel für mich gesorgt hatte,

küßte ich ihr dankbar die Hand, und sie verließ mich, von außen abschließend.

So war ich denn in bester Form lebendig begraben, wie eine Vestalin die ihr Gelübde gebrochen hat; doch ließ ich mich von meiner schauerlichen Situation so wenig anfechten, daß ich einschlief, und nicht erwachte bis die Sonne hell durch die Glasfenster der Kuppel auf mein Gesicht schien. Das Fräulein mußte schon auf den Zehen schleichend nach mir gesehen haben, denn ein geschriebener Morgengruß lag auf meiner Decke, und ein Glas Milch nebst einigem Zwieback stand auf den Stufen des Grabmals.

Kaum hatte ich mich geregt, so glaubte ich Orgeltöne zu vernehmen, und wirklich erkannte ich die letzten Accorde des De Profundis von Clari, die aus dem Grabe mir gegenüber zu steigen schien. Ich näherte mich dem Platz, fuhr aber zurück, als eine weiße geisterähnliche Erscheinung aus dem Boden aufstieg."

Hier fuhr Meta Braun, die bis jetzt der Erzählung des Musikdirektors gespannt zugehört hatte, empor, und sagte: „Sie sind ein rechter Schalk, daß

Sie unsre Leichtgläubigkeit mit einer solchen Geschichte auf die Probe stellen wollen!"

Statt aller Betheuerungen wandte sich der Erzähler zu Stern, und bat ihn dem sceptischen Fräulein zu sagen, was er von dem Mausoleum des Burghauses wisse.

Stern berichtete nun ehrlich, daß wirklich unweit der bewußten Residenz ein solcher Ort sich befinde, von dem die Bauerweiber behaupteten, daß der alte Herr v. Saintford darinnen spuke, und daß Leute, die den Hasen und Amseln im Busch je zuweilen Schlingen gestellt hätten, um Mitternacht die Kuppel vom Wiederschein des Fegefeuers erleuchtet gesehen, und den bußfertigen Gesang der armen Seelen vernommen hätten. Der gute Herr war ein gemüthlicher Sonderling gewesen, der sich nur etwas zu spät aus der Hofatmosphäre des alten Regime zurückgezogen und sich verheirathet hatte. Seine Liebhaberei war der prächtige Garten mit dem Burghaus, dessen höchster Erker sich ganz in den Kronen von zwei gewaltigen in einander verschlungenen Linden verbarg. Dort pflegte er im Lenz zu sitzen, und sich des Blüthenduft's, Geschwirres der Käfer und des

Nachtigallengesanges zu erfreuen. Dies war die Erinnerungsperiode, während welcher er auch alle Stämme frisch bekränzte, in deren Rinden er liebe Namen eingeschnitten. An Sonntagen war der Garten dem Landvolke zum Besuch erlaubt, und für diese Gelegenheit hatte er für Moral und Humor zugleich gesorgt: für die Erstere durch zahlreiche Sittensprüche auf Gedenktafeln, für den Humor durch allerlei Attrappen. Da war z. B. eine Einsiedlerhütte, an der ein Glöckchen befestigt war, dessen Strick recht einladend herunterhing. Kein Bauermädchen, das zum erstenmal den Burggarten besuchte, konnte sich enthalten, einmal an dem Glöckchen zu läuten. Aber der Strick stand mit einem Gefäße in Verbindung, in welches die Dachrinne abträufelte, und sobald die Glocke sich bewegte, spritzte jenes seinen Inhalt der vorwitzigen Glöcknerin in's Gesicht. Hr. v. Saintford lachte immer herzlich mit, wenn er von fern den Klang seines Glöckchens hörte, dem regelmäßig der Aufschrei der Begossenen, und dann ein Spottgelächter der Umstehenden folgte.

Wenn der kalte November kam, bereute der alte

Herr dieſe und andere minder unſchuldige Späſſe ſeiner Jugend, und gedachte derjenigen düſtern Zukunft, wo ſein ganzes Leben würde Vergangenheit geworden ſein. Für ſolche Stimmungen hatte er im abgelegenſten Theil des Gartens, mitten in ein Labyrinth von Taxusgängen, das er das Symbol ſeiner Lebensgeſchichte nannte, ſein Mauſoleum aufbauen laſſen. Das Geheimniß der verſchlungenen Laubgänge, die hineinführten, kannte nur Er ſelbſt, und den Schlüſſel vertraute er Niemanden an. Ein Tauſendkünſtler aus einem benachbarten Dorf war der einzige Menſch, der unter ſeiner Aufſicht Reparaturen in ſeinem Heiligthum machen durfte.

Seinem offnen Grabe gegenüber war eine Niſche eingehauen, die ihm als Ruhebett diente, wenn er einſam über die Eitelkeit irdiſcher Dinge meditiren wollte. Uebrigens ſoll die Einſiedelei durchaus nicht ſo ſtoiſch eingerichtet geweſen ſein, als es den Anſchein hatte. Der alte Herr behauptete, der Keller ſei eigentlich der angenehmſte Aufenthalt, weil er im Sommer der kühlſte, und im Winter der wärmſte Ort wäre. Deßhalb hatte er ſich eine Art Krypte unter dem Mauſoleum aufgraben laſſen, deren Fundamente

angeblich noch aus der Heidenzeit herrührten, und die versah er mit den nöthigsten Bequemlichkeiten für Leib und Seele. Dies Souterain war sehr geräumig, hatte verschiedene Abtheilungen und einen verborgenen Ausgang. Es gab darin unter anderm Mobiliar eine kleine auserwählte Bibliothek, einen Flaschenkeller und ein Manuale.

Erst nach dem Tode des Hrn. v. Saintford kamen seine Freunde hinter diese Schliche, als er seinem letzten Willen gemäß feierlich in dem Mausoleum beigesetzt wurde. Damals bildeten die Sonderbarkeiten des eben Verstorbenen das allgemeine Stadtgespräch, und daher war Stern im Stande, Ibeles Schilderung auf diesem Punkt zu bestätigen.

Dieser fuhr nun fort: „Das Fräulein kam also sittsam durch die Fallthür herauf, nachdem sie ihre Gegenwart vorher durch Musik angezeigt hatte, was ihrem Zartgefühl alle Ehre machte. Sie zeigte mir den Gang, der abwärts hinter dem Grabe in das Souterrain führte, dessen Einrichtung, und das von außen mit Steinfarbe verkleidete und mit Epheu überhangene Pförtchen. Sie lud mich ein, vorläufig dort zu bleiben, da ihr Jemand, der heute aus der

Stadt gekommen ſei, erzählt habe, daß die Polizei überall nach den Anſtiftern des geſtrigen Straßenkampfs forſche, und daß es ihnen übel gehn ſolle, wenn man ihrer habhaft würde. Sie gab mir ihr Wort, daß keine Seele wiſſe, daß Jemand dieſe Nacht mit ihr hereingekommen ſei, und da außer ihr Niemand das Mauſoleum beträte, ſei ich vollkommen ſicher darin.

Aus ihren ſpätern Erzählungen erfuhr ich, daß ſie die einzige Frucht der ſpäten Ehe des Sonderlings, und daß ihre Mutter nach ihrer Geburt erblindet war. Sie erinnerte ſich noch, daß beim Tode des Vaters Niemand den künſtlichen Pfad nach dem Eingang des Mauſoleums hatte auffinden können, und daß die Leute, nachdem ſie wie toll zwiſchen den mannshohen Hecken umhergelaufen, endlich in roher Ungeduld mit Beil und Gartenſcheere ſich Oeffnungen in grader Richtung hindurchgebrochen hätten. Den Sarg mußte man unter den Zweigen vorwärts ſchieben, und der ganze Trauerzug war genöthigt geweſen theils kriechend, theils kletternd zu folgen.

Aus Pietät gegen den Verſtorbenen hatte man

ſpäter die Hecken wieder zuſammenwachſen laſſen, aber der kleinen Hulda ſtreng verboten, in das Labyrinth zu gehen, damit man nicht die Plage des Herausholens hätte. Erſt als ſie ſchon ziemlich herangewachſen war, fand ſie unter den Papieren ihres Vaters den Grundriß, den die Dienſtboten des Hauſes ebenſowenig als die blinde Mutter zu benutzen verſtanden. Es war die einfachſte Sache von der Welt, wenn man nur wußte, wie oft man rechts und wie oft links zu gehen hatte. Sie bat nun ihre Mutter um Erlaubniß, ſich das Lieblingsplätzchen ihres Vaters zum Studierſtübchen anciguen zu dürfen. Dieſes war die erſte Excentricität, welche von Mutter und Tanten mit großer Heftigkeit bekämpft, aber endlich dennoch zugegeben wurde. Hulda ließ ſich von dem alten Tauſendkünſtler die verwitterte Einrichtung wieder herſtellen, denn die Handwerker fühlten ſich gruſelnd an einem Orte, zu dem ſie ohne die leitende Hand des gnädigen Fräuleins nicht aus noch ein wußten.

Die verwittwe Frau v. Saintford war ihrer Blindheit wegen äußerſt menſchenſüchtig, und kam kein Beſuch, ſo mußte Hulda vorleſen, oder Kammerjungfer und Haushälterin mußten erzählen, was in der Stadt

vorging. Meiſtens aber kamen die Tanten und eine Menge anderer verſchollener Perſönlichkeiten aus der Reſidenz zu der geſprächigen Blinden, wenn nur das Wetter es zuließ, und an ſchönen Tagen ſummte das Schloß von Klatſchſchweſtern beiderlei Geſchlechts.

Bei ſolchen Gelegenheiten entſchlüpfte Hulda zu ihrem Verſteck, wo ſie ſich nach eigener Neigung beſchäftigte. Sie gewann dieſe Einſamkeit ſo lieb, daß ſie oft bis ſpät in die Nacht da verweilte, und auf dem Manuale phantaſirte.

Da man daran gewöhnt war, ſo ließ man das excentriſche Fräulein in ihrem Mauſoleum in Ruhe, und wirklich, ein ſichereres und angenehmeres Gefängniß hätte ich nicht finden können. Sie ſtellte Dorotheen einen Zettel von meiner Hand zu, der ſie über mein Verſchwinden beruhigte. Nach einigen Tagen holte ſie ſogar meine Frau zuweilen in der Dämmerung ab, und hieß ſie ſich mit eigenen Augen überzeugen, daß ich wohl aufgehoben ſei."

Dorothea bekräftigte hier die Worte ihres Mannes, und ſagte ſcherzend: „Ja, ja, wenn ich kam, um ihm friſche Wäſche zu bringen, ſo ſaß er wie ein Dompfaff in einem goldenen Käfich, und die

blonde Hulda verwöhnte ihn auf das Anmuthigſte. Was mag die Haushälterin gedacht haben, wenn ſie auf myſteriöſe Weiſe den Rahm von der Milch und die beſten Leckerbiſſen aus der Speiſekammer verſchwinden ſah, mancher Flaſche alten Rothweins nicht zu gedenken."

Ibeles fuhr fort: „Ich war auch anfangs ganz behaglich da; in täglicher brieflicher Verbindung mit meiner Frau, die mir alle Zeitungsnachrichten zuſtellte, und im Beſitz einer Menge amüſanter Bücher. Die vollkommene Ruhe that mir wohl, und das Manuale erheiterte mir manche Stunde. Die häufige Gegenwart des Fräuleins war zwar in dieſer Abgeſchloſſenheit der beſte Troſt, denn ſie war unterhaltend, beleſen, liebenswürdig, Alles was man nur wünſchen kann, wenn man einmal als Mönch und Nonne in einer Zweiſiedelei leben muß. Sobald es dunkelte, holte ſie mich zu einem ſchweigſamen Spaziergang ab, damit ich mich der Bewegung in friſcher Luft nicht zu ſehr entwöhnen möchte. Dann ſondirte ſie vorſichtig das Terrain, und war Alles ſtill, ſo wagten wir uns aus den Taxushecken heraus in die freieren Stellen des Gartens.

Nächſt meinem Brautſtand am Rhein iſt dieſes eine der poetiſchſten Epiſoden meines Lebens, an die ich immer mit reiner Freude zurückdenken werde. Hulda iſt eine durchaus geiſtige Natur, voller poetiſchen Empfindung, dabei durch viel einſames Studium in allen erdenklichen Gebieten unterrichtet. Aber vom Außenleben hat ſie etwas confuſe Anſichten, da ſie es nur aus den Poeten und aus den Klatſchgeſchichten der alten Hofdamen kennt. Beide Bilder zu verſchmelzen ſcheint ihr nicht möglich, und ſo ſteht die ſchwarze Welt der kleinen Reſidenz und die blendend weiße des Ideals unvermittelt in ihrer Vorſtellung. Wir hatten demzufolge in den erſten Wochen unerſchöpflichen Geſprächsſtoff, und ſelbſt, wenn dieſer nicht ausgereicht hätte, wäre uns die Muſik eine liebe Vermittlerin geblieben.

Nach einiger Zeit aber ward Hulda ängſtlich, und wollte mich nicht einmal mehr in's Freie laſſen. Sie flehte mich an, das Mannale in ihrer Abweſenheit nicht zu berühren, damit deſſen Klang mich nicht verriethe. Als Urſache ihrer geſteigerten Aengſtlichkeit berichtete ſie mir Folgendes: Das Fräulein v. Braunſtadel und viele andere tiefgekränkte Perſönlichkeiten

ſeien zum Beſuch bei ihrer Mutter geweſen, und hätten weinend und zitternd vor Wuth alle Unbilden detaillirt, die ſie von dem Pöbel erlitten. Man hatte Gift und Galle vor Allen über mich ausgegoſſen, weil ich mich unter ſolches Geſindel gemiſcht, nachdem die Fürſtin Aglaïnde mich ſo gnädig behandelt, und ſo viele Damen mich wie einen Cavalier ihres Gleichen ausgezeichnet hätten. Daß ich den Tod verdiene, darüber war die ganze Clique einig, nur über die Todesart ſtritt man ſehr leidenſchaftlich, obgleich man meiner noch nicht habhaft war. Die Vorſchläge des Fräuleins v. Braunſabel kamen ungefähr auf den Inhalt der großen Arie des Ömin heraus:

„Erſt gehenkt und dann gehangen,
Dann geſpießt auf hohe Stangen;
Dann verbrannt und dann gebunden,
Dann geſtaubt, zuletzt geſchunden u. ſ. w.“

Der kluge Herr v. Braunſabel bemerkte, daß die Adlichen hier, wo ſie nur unter ſich ſeien, zum Glück ungeniirt reden könnten. Er ermahnte aber ſeine Schweſter und Alle, in gemiſchter Geſellſchaft und vor den Domeſtiken, des verſchwundenen Schuft-

nie zu erwähnen, damit er in Sicherheit eingewiegt würde und aus seinem Versteck desto eher hervorkäme.

Alles dieses, was Hulda mir brühwarm berichtete, bestimmte mich so bald als möglich meine Beschützerin der Verlegenheit zu entreißen, in die meine längere Anwesenheit sie versetzen konnte. Aber wie einen Paß erhalten, wie aus der Gegend entfliehen, in der jedes Kind mich kannte? Alle Plane schienen unausführbar, bis endlich nach langem Harren uns der Zufall zu einer ganz ausgezeichneten Gelegenheit verhalf. Ein Schwager der Frau v. Saintford, Graf Pommerschild, Commandant einer österreichischen Grenzfestung, hatte sich den Sturz Metternichs so zu Herzen genommen, daß seine Familie für seinen ohnehin schwachen Verstand fürchtete. Aus Angst hatte die Gräfin ihre Fenster mit illuminirt, als die Nachricht kam, daß Metternich vom Volke weggejagt worden, aber ihren Vertrauten unter vier Augen mitgetheilt, daß an jeder Illuminationskerze eine blutige Thräne hinge. Dieß war ruchbar geworden, und die Straßenjungen hatten darauf vor der Commandantur eine Katzenmusik gebracht und ein paar Scheiben eingeworfen. Der Graf bekam

einen Anfall von Tobſucht, und ſeine Gemahlin beſchwor ihn, auf einige Wochen Urlaub zu nehmen, in eine nahe bei unſerer Grenze gelegene Kaltwaſſerheilanſtalt, und von da nach Oſtende zu gehen.

Gräfin Pommerſchild beſuchte ihre Schweſter, die Frau v. Saintford, und lud ſie nebſt Hulda ein, ein paar Tage bei ihnen zuzubringen. Die blinde alte Dame mochte ſich nicht entſchließen, ihr bequemes Burghaus zu verlaſſen, wo ſie umhertappend jeden Gegenſtand zu finden wußte, aber ſie drang in Hulda, endlich einmal ihr langweiliges Mauſoleum auf ein paar Tage zu verlaſſen, und ſich einen Ausflug zu gönnen. Hulda weigerte ſich unter den nichtigſten Vorwänden, dieſe Einladung anzunehmen, obgleich Gräfin Pommerſchild ihr vorſtellte, daß ihre Unterhaltungsgabe dem tiefſinnigen Onkel beſſer als jede Kur helfen werde. Plötzlich ſchien Hulda ein Gedanke durch den Sinn zu fahren; ſie lenkte ein und verſprach in einigen Tagen zu kommen. Nun bereitete ſie Alles zu meiner Flucht vor, die in einer Verkleidung vor ſich gehen ſollte, und ſchrieb dann der Tante, daß ſie ihr den Wagen ſchicken möchte, aber ſo ſpät wie möglich, da ſie ſich längſt

eine nächtliche Reiſe durch den Wald als ein poeti-
ſches Abenteuer gewünſcht habe. Von dem excentri-
ſchen Burgfräulein ließ ſich ein ſolcher Einfall ſchon
erwarten, aber der Graf Pommerſchild brach der
Romantik inſofern die Spitze ab, als er dem Wagen
einen militäriſchen Kutſcher und ſeinen bewaffneten
Courier mitgab, denn anders, behauptete er, dürfe
in dieſen Zeiten, wo die Demokraten die Landſtraßen
unſicher machten, ſeine Nichte nicht reiſen.

Das Fräulein fuhr nach neun Uhr aus dem ge-
wöhnlichen Hofthor weg, ließ aber dann den Hohl-
weg hinablenken und den Wagen am Fuß des Hügels
ſtillhalten. Hier befahl ſie zu warten, da ſie auf
dem nächſten Fußpfad nochmals zum Garten hinauf
müſſe, und verſprach in kürzeſter Friſt zurückzukehren.
Ich hatte ihrer Angabe gemäß Oberrock und Mantel
der dicken alten Frau v. Saintford angelegt; eine
blaue Brille und ein Augenſchirm unter der Kapuze,
worüber ein Schleier hing, verhüllten mich ganz und
gar. Zum letztenmal folgte ich meiner Ariadne durch
das Taxuslabyrinth und durch den Buſchpfad, auf
dem ſie mich damals hinaufgeleitet, und ſie ſchloß
das Pförtchen auf ewig hinter uns zu. Mit einer

Keckheit, die ich ihrer edlen Stirn gar nicht zugetraut hätte, sagte sie zu der Escorte: „Mama ist blind, helfen Sie ihr vorsichtig in den Wagen.“

In einer Stunde passirten wir die Grenzstation. Die Gensdarmen kamen an den Wagen, und als der Kutscher sagte: „Frau und Fräulein v. Saintford,“ leuchteten sie mit der Blendlaterne in den Schlag herein. Als sie meinen grünen Augenschirm und das wohlbekannte feine Gesichtchen meiner herablassend grüßenden Begleiterin sahen, zogen sie sich sogleich zurück, und Einer sagte: „Das ist die blinde gnädige Frau von der Burg drüben, der das Licht so weh thut.“

Ein schwererer Stand erwartete uns, als wir im Hotel nach Mitternacht anlangten. Das Fräulein war ebenfalls sehr still geworden, und schien erst jetzt der ganzen Fülle von Verlegenheiten bewußt zu werden, in die sie sich gestürzt hatte, falls die Tante nicht mehr auf war, und die Wirthsleute uns zumutheten die Rolle von Mutter und Tochter bis zum andern Morgen durchzuführen. Mir war, als hörte ich trotz des Rollens der Räder ihr Herz vernehmlich pochen, und ich selbst wußte vor Verlegenheit nicht was ich mit ihr reden sollte.

Zum Glück empfing uns die Gräfin noch vollständig angezogen, und als sie mich ansichtig wurde, fiel sie mir um den Hals und freute sich der Ueberraschung, die die blinde Schwester ihr gemacht. Ich ward sorgsam in einen Sessel befördert und das Licht wurde mit Rücksicht auf meine Augen verdunkelt, wobei ich nur unartikulirte Laute des verbindlichsten Dankes murmelte. Ehe wir zu Worte kamen, erzählte die Gräfin, daß sie ihren Mann beredet habe früh zu Bette zu gehen, da er heute so besonders aufgeregt gewesen. Die Leute hätten auf der Straße das deutsche Vaterland gesungen, als sie zu einem Scheibenschießen aufgezogen, und diese Scene habe schädliche Erinnerungen bei dem Patienten hervorgerufen.

„O weh, o weh!“ rief Hulda mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart aus. „Dann habe ich etwas gethan, was ich nicht vor Ihnen verantworten kann, beste Tante. Ich will Ihnen Alles beichten, denn Sie sind ein Muster von Besonnenheit, und werden mir beistehn, um dem lieben kranken Onkel jede gefährliche Scene zu ersparen.“

Erschrocken lief die Gräfin nach der Thür, um

zuzuſehn ob ihr Mann nicht etwa noch in der Nähe ſei, und ermahnte Hulda nur ja recht leiſe zu flüſtern. Die Schelmin gab nun myſteriöſe Winke, wie auch andere unpopuläre hohe Perſonen jetzt genöthigt ſeien, ſich den Beleidigungen des Pöbels zu entziehen, und deutete auf mich. Die Gräfin warf erſchrocken einen Blick auf mich, fuhr zurück und ſtieß einen unterdrückten Schrei aus. Darauf wandte ſie ſich zu Hulda, und ſagte leiſe: „Ich habe eine Ahnung! Dies iſt der Fürſt Metternich.“

Einen Augenblick ſchwieg Hulda betroffen, aber ſie mochte einſehen, daß eine Bekräftigung dieſer Ahnung mehr war, als ſie durchführen konnte. Darum ſagte ſie: „Den Namen darf ich nicht verrathen, liebe Tante, aber es reicht hin, wenn ich auf Ihr großes edles Herz das Schickſal eines politiſch verfolgten Mannes wälze, deſſen Leben Sie retten können. Sie müſſen ihm noch dieſe Nacht des Onkels Paß und Uniform verſchn und mit Extrapoſt nach Oſtende ſchaffen.“

„Kind, Kind, excentriſches Weſen, wo denkſt du wieder hin! Wie darf ich ſo etwas wagen! Laß mir doch eine Nacht Bedenkzeit!“

„Es iſt keine Zeit zu verlieren," rief Hulda: „und wenn Sie es nicht wollen, ſo wecke ich den Onkel. Der thut es ſogleich, wenn ich nur Ein Wort in ſein Ohr flüſtre. Aber freilich, die Folgen werden Sie zu verantworten haben!"

Die Kleine rannte ſchon nach der Thüre des Schlafzimmers, wo ſie den Patienten vermuthete, aber die Tante hielt ſie in Verzweiflung zurück: „Huldchen, Huldchen! Sei doch nicht unvernünftig — der Arzt hat dem Onkel jede Gemüthsbewegung unterſagt — warte — laß mich einen Augenblick zur Beſinnung kommen — vielleicht gibt es einen Ausweg!"

Hierauf verbeugte ſie ſich ſehr verbindlich gegen mich, und ſagte: „Wer Sie auch ſein mögen, ich ehre Ihr Incognito. Dürfte ich erwähnen, daß unſer Diener einen beſondern Paß hat, weil er als Courier nach Oſtende vorausreiſen ſoll. Ich weiß, es iſt eine unſchickliche Zumuthung — aber wenn Sie vor der Pöbelwuth flüchten müſſen, ſo iſt vielleicht eine ſolche Verkleidung ſichrer, weil minder auffallend als eine Uniform."

Die gute Dame war in das Schickſal, das ihren

Mann und deſſen Abgott Metternich betroffen, ſo vertieft, daß es ihren ganzen Ideenkreis ausfüllte. Daß ihre Hülfe für einen Flüchtling der andern Partei in Anſpruch genommen würde, kam ihr gar nicht in den Sinn. Wir wollten es nicht abwarten, daß ſie eine nähere Aufklärung verlangte, und ergriffen ihren Vorſchlag mit beiden Händen.

Aus dem Koffer, den Hulda mitgebracht hatte, wurde mein unſcheinbarſter Anzug, der auf alle Fälle eingepackt worden, herausgenommen. Das Signalement des Bedientenpaſſes ſtimmte zwar ſchlecht zu meinem Geſicht; aber da es ein öſterreichiſcher Paß war, und ich als im Dienſt ſeiner Excellenz des Grafen von Pommerſchild als Courier reiſend darin angegeben war, ſo lag es nicht in der Natur der Behörden mich durch langen Aufenthalt zu moleſtiren. Genug, wir ſchmiedeten das Eiſen da es heiß war, und vor Tagesanbruch brachte Extrapoſt mich zu der nächſten Eiſenbahnſtation. An Reiſegeld fehlte es mir nicht, denn Dorothea hatte mir lange vorher die erforderliche Summe zugeſendet, damit ich bei der erſten Gelegenheit mein Verſteck verlaſſen könne. Ich kam als Sepperl Staubhaimer unangefochten

nach Ostende, und schickte den Paß anonym mit vielem Dank an die Gräfin zurück, die bis heute nicht weiß, wem sie diesen Dienst geleistet hat."

Dr. Stern und Meta Braun waren neugierig zu erfahren, wie es dem excentrischen Burgfräulein seit der Zeit ergangen. Ibeles befriedigte ihre Theilnahme, indem er aus den Briefen des Fräuleins Auszüge vorlas, welche verriethen, daß auch sie auf den Lenz des Jahrs 1848 mit Begeisterung als auf die gehobenste Stimmung ihres Lebens zurückblickte. Hatte sie früher mit den Besuchern ihrer Mutter in einem gespannten Verhältniß gestanden, so war jetzt ein feindseliges daraus geworden, da sie offen die Revolution in Schutz nahm, eine Sympathie die ihre Umgebungen gar nicht begreifen konnten. Sie hatte zum erstenmal in ihrem Leben eine freie und männliche Sprache gehört, und einmal die frische Atmosphäre einer bürgerlich gesunden Weltanschauung eingeathmet; von nun an däuchte ihr der Moschusduft des Höflingskreises unerträglich. Die wenigen Briefe, die sie von ihrem Mausoleums-Gefangenen erhielt, verschwiegen natürlich Alles was sich auf die kleinlichen Nöthe der bürgerlichen Existenz bezog,

und waren nur ein Echo der gewaltigen Plane und Hoffnungen, die damals den Kreis der Exilirten bewegten. Der Name der polnischen Gräfin schlang sich anfangs in die Schilderung der hervorstechendsten Persönlichkeiten, blieb aber später ganz weg, oder wurde nur nebenbei erwähnt. Das Fräulein erschien sich selbst in ihrer Abgeschlossenheit, als sei sie lebendigen Leibes an Mumien geschmiedet, und träumte von einem unendlichen Feld für ihren Thätigkeitstrieb jenseits des Canals, in den Reihen der patriotischen Verbannten.

Die ersten Tage nach ihrer Heimkehr ins Mausoleum waren trostlos einsam, und dehnten sich in endloser Langweiligkeit. Wie gerne wäre auch sie dem Freunde nachgezogen, an den sie sich während des seltsamen geheimnißvollen Zusammenlebens fester gewöhnt, als man sonst in vielen Jahren thut. Nichts als die Tochterpflicht gegen ihre blinde Mutter hielt sie zurück.

Mit dem nun erfolgten Tode der alten Dame, die ein ganzes Jahr gekränkelt hatte, fiel jeder innre Zusammenhang mit der Heimath für Hulda auseinander. Frau v. Saintford hatte man aus Rücksicht

für ihre Blindheit nicht aus der Wohnung vertreiben wollen, in der ſie jedes Eckchen kannte. Jetzt wollte der männliche Erbe des Stammguts daſſelbe nach ſeinem Geſchmack umbauen, und ſelbſt bewohnen. Hulda hatte das längſt vorausgeſehen, und da ihr Vermögen für ihre wenigen Bedürfniſſe ausreichte, machte ſie ihre überflüſſigen Habſeligkeiten zu Gelde, und theilte ihre Auswanderungsplane Niemanden mit, bis ſie ſich in Hamburg eingeſchifft hatte.

„Dem Brief zufolge muß ſie morgen ſchon eintreffen," ſagte Dorothea, „und ſie wünſcht, ſo nah wie möglich bei uns zu wohnen."

Ibeles ſagte: „Leider können wir ihr inmitten unſerer ſieben Lärmkanonen kein ſtilles Aſyl und auch kein unzugängliches Labyrinth in Briar Place anbieten. Der einzige Platz, wo ich ſie vielleicht behaglich einquartieren kann, iſt drüben bei Mrs. Beak, die ſich uns früher erboten hat, eine deutſche Dame in Koſt und Wohnung zu nehmen."

Stern, der ſich ſchon einige Neckereien gegen ſeinen Freund und deſſen Frau erlaubt hatte, fiel nun ein: „Wahrhaftig, wenn das blonde Fräulein nur zu mir ziehen wollte, ich nähme ſie trotz allen

Hutſchachteln, die ſie muthmaßlich mitbringt, in meine kleine Wohnung, was auch die alte Haushälterin dazu ſagen möchte. Aber freilich, ſo ein alter ehr- und tugendſamer Junggeſelle ich auch bin, mir trauen die jungen Damen nicht, und da dieſem verwöhnten Ehemann reiſen ſie nach wie einem wunderthätigen Propheten. Es braucht nur einer eine Frau zu nehmen, ſo hat er das Vertrauen des ganzen weiblichen Geſchlechts, als ob er ein Beichtvater mit einer Tonſur wäre. Ich wette, dieſer lockige Bürger Ibeles geht nie aus dem Damencollegium nach Haus, ohne daß eins der Backfiſchchen ihm einen Strauß oder ein paar Verſe in den Hut practicirt hat. Ich armer unſchuldiger Kerl werde nicht einmal mit einer Schülerin allein gelaſſen, wenn ich mit ihr declinire und conjugire. Immer ſitzt eine Mama mit einer Brille auf der Naſe oder eine Governeß dabei und bewacht mich, damit ich nichts mit den Dämchen reden kann, als was in Ahns Grammatik ſteht."

Ibeles wandte ſpöttiſch ein: „Die engliſchen Mütter thun das auch nicht um der Töchter willen, ſondern um durch ihre Gegenwart ſchüchternen Lehrern Schutz gegen allzu unternehmende junge Damen zu verleihen."

„Genug," ſagte Stern; „Sie ſollen ſich der ſchwärmeriſchen Verehrung des blonden Burgfräuleins nicht unangefochten erfreuen. Sein Sie meine Bundesgenoſſin, Frau Directorin, und verrathen Sie mir, was für Künſte ſo ein Muſikant anwendet, daß ihm die ſchönen Kinder folgen, wie dem Rattenfänger von Hameln."

Lachend verwies die Hausfrau den Philologen an Goethe's Spruch:

„Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt —"

Aber mitten im Recitiren brach ſie ab, und hielt dem Burgfräulein eine Lobrede, damit nur ja nicht der Schluß des Verſes irrthümlich auf ſie bezogen werden könnte. Sie ſagte: „Das Mädchen iſt einer der liebenswürdigſten Charaktere, die mir in meinem Leben vorgekommen ſind. Ich kenne ſie zwar mehr aus ihren Briefen an meinen Mann, als aus den wenigen Worten, die ich mit ihr gewechſelt habe, aber man braucht nur die edle weiße Stirne und die ehrlichen Augen zu ſehn, um gewiß zu ſein, daß dahinter keine Nebengedanken wohnen. Sie faßt Alles vom rein geiſtigen Standpunkt aus, und ich fürchte

nur Eins, daß unſer Zuſammenleben dem idealen Bild nicht entſprechen wird, das ſie ſich davon macht, und daß daran das allſeitige gute Vernehmen ſcheitern muß."

Ibeles beſtätigte das, und fügte noch hinzu: „Ich habe ſie ebenfalls davor gewarnt, ſich nicht durch ihren Idealismus in Täuſchungen zu verſtricken, die ihr nothwendig das Leben verbittern müſſen. Sie hat die Gewohnheit, ſich Perſonen und Verhältniſſe vermittelſt ihrer lebhaften Einbildungskraft zu conſtruiren, und dieſer ihrer Conſtruction zufolge behandelt ſie ſie, nicht wie ſie wirklich ſind."

„Nun ſo wollte ich," ſagte Stern, „daß ſie ſich in mir einen idealen Charakter conſtruirte, und mich demgemäß behandelte. Jedenfalls bin ich froh, daß unſer kleiner Kreis einen ſo holden Zuwachs erhält, der uns allen gefehlt hat!"

Alle lachten über die Aufregung, in die ſich Stern durch die Erinnerung an die blonde Hulda hatte verſetzen laſſen; das Ehepaar herzlich, Meta Braun etwas gezwungen, und ein ſcharfer Beobachter hätte wohl aus ihrer Miene leſen können, daß ſie

an dem Abend einen Stich ins Herz bekommen hatte, den ſie ſo züchtig wie möglich zu verhüllen ſuchte.

Man brach auf, und Stern, der ſonſt wohl eine Strecke mit Meta zu gehen pflegte, brachte ſie diesmal zum nächſten Omnibus, half ihr herein und ſtieg dann ſelber zum Kutſcher auf den Bock. Es mochte bloßer Zufall ſein, aber ihr ſchien es, daß er ihre Gegenwart ſo ſchnell als möglich abſchüttelte, um ſich einem anmuthigern Bilde in Gedanken hingeben zu können. Er bemerkte nicht einmal, daß ſie vor dem Ende der Route ausſtieg, und eilig in eine Seitenſtraße ſchlüpfte.

Sechzehntes Kapitel.

Wie ein neuer Zug auf dem Schachbrett die Stellung aller Figuren ändert.

Meta war ſich vor dieſem Abend nie bewußt geworden, daß eine wärmere Neigung ſie zu Stern hinzog. Sie hatte ſich in Ibeles Hauſe, wo ſie denſelben öfters zu treffen pflegte, immer höchſt befriedigt gefühlt, während die Abende, wo ſie bei der Gräfin den Thee vor deren Gäſten einſchenkte, ihr recht peinlich waren. In Briar Place war ſie meiſt die einzige jüngere Dame, die lebhaft an der Unterhaltung Antheil nahm, und an die deßhalb die Männer gern das Wort richteten. Die engliſchen Damen, die zuweilen hinkamen, redeten gar nicht, und die Töchterchen des Hauſes waren noch Kinder. Dorothea, als echte deutſche Hausfrau, bewunderte nur den lieben Ehemann, und die ganze

übrige Herrenwelt war für ſie bloßes Publicum. Die Beſucher witterten es ſehr ſchnell aus, daß ihr der Sinn für Galanterie fehlte, und da ſie jeder Schmeichelei gegenüber den Ton der Matrone annahm, ſo behelligte Niemand ſie damit. Aufmerkſamkeiten, die den jungen Mädchen gebühren, nahm Meta Braun in Empfang, und es that ihr wohl, wenigſtens in Einem Kreiſe für eine Art Centrum zu gelten. Stern hatte ſie beſonders ausgezeichnet, ſie hatte ihn darum unbewußt lieb gewonnen, und auch ihm ſchien es wohlzugefallen, daß das kluge Mädchen bei allen Disputationen ſeine Partei hielt. Zur Schwärmerei hatte ſie aber nie weder ihn noch einen andern Mann hingeriſſen, weil ihrem Geiſt jeder Zauber fehlte, der die Phantaſie in ihrer Abweſenheit ſo beſchäftigen konnte, daß man darüber vergaß, daß ſie nicht hübſch war. Im Blaſoska'ſchen Salon nannte man ſie ſogar häßlich, und die Rückſichtsloſigkeit, mit der man ſie das fühlen ließ, hatte ihre trotzige Herbigkeit noch vermehrt.

Jetzt wandelte ſie durch die gasbeleuchteten Straßen heimwärts, und inmitten des Menſchengewühls, das um ſie her wogte, grübelte ſie in ſich hinein,

als ob ſie in der einſamſten Kammer eine ſchlafloſe Nacht durchwachte. Sie ſagte ſich mit einem bittern Seufzer: „Alſo war auch das wieder ein Traum, daß ich einem Manne werth ſein könnte, der Zeit hatte, mich kennen zu lernen. Kaum weiß ich was bittrer iſt, mit Haß und Widerwillen von einem Manne behandelt werden, oder ihm ſo gleichgültig ſein, als ob man gar nicht mitzähle!“

Es war gewiß, daß die Harmloſigkeit, mit der Stern in Meta's Gegenwart ſich auf die Ankunft Hulda's gefreut hatte, jener weher gethan hatte, als alle Nadelſtiche der Feindlichgeſinnten. So lange ein häßliches Mädchen auch nur Einen Verehrer hat, iſt ſie vor der Gefahr geſchützt, zu verſauern. Sie iſt ihm unſäglich dankbar für jede kleine Artigkeit, die eine an allgemeine Bewunderung gewohnte Schöne gar nicht beachten würde. Der Stolz hält dem Neid die Wagſchale, und ſie traut ihrem Verehrer einen ungleich höhern Verſtand zu als der blöden Maſſe, die der Schönheit nachjagt, weil Er allein ihre Seele durch die unfreundliche Hülle hindurch zu würdigen verſtand. Seine Anerkennung iſt der Panzer, der ſie gegen jede fremde Mißachtung wappnet, und wird

ſie daran irre, ſo iſt der erſte Keim zum Groll gegen das Menſchengeſchlecht gelegt, der die alten Jungfern in ſolchen Verruf gebracht hat.

Man glaubt gewöhnlich, der Neid der Häßlichen attaquire zuerſt die Schönen; dies iſt aber nicht der Fall, denn kein Mädchen weiß, daß ſie häßlich iſt, bis der Uebermuth und die daraus entſpringenden poſitiven Beleidigungen der Schönen ſie deſſen belehren. Nun erwacht zuerſt ihr Selbſtgefühl, und ſie ſieht den Werth ihrer andern Eigenſchaften in ſo hellem Licht, daß ſie die äußere Anmuth ihrer Mitſchweſtern darüber unterſchätzt. Erſt die Mißachtung des Mannes, den ſie im Stillen verehrt, demüthigt ſie und macht ſie gegen jeden Blick und Ton Fremder mit empfindlich.

Meta ſchämte ſich ihres eigenen Verdruſſes, und hätte ihr ein andrer geſagt, ſie ärgre ſich, weil eine lieblichere Erſcheinung von nun an den Platz einnehmen werde, den ſie bisher unbeſtritten beſaß, ſie würde ihn für einen gemeinen, niedrigen Charakter gehalten haben. Ihr fielen jetzt alle Ungerechtigkeiten wieder ein, mit denen man ſie von jeher überhäuft hatte, und ſie fühlte ſich in die Verſtellung

hineingedrängt, um dem Vorwurf der Bosheit zu entgehen.

Wenn die Gräfin das Widersinnigste sagte, so bewunderten alle Gäste den feinen Geist der eleganten Dame; hatte aber Meta die treffendste Bemerkung in ein allgemeines Gespräch geworfen, so hatte man weiter geredet, ohne nur darauf zu achten. Wildemann hatte ihr einmal grob gesagt, daß sie gemüthlos und egoistisch sei, weil sie sich in Freistunden die Unterhaltung der plauderstüchtigen französischen Bonne vom Leibe hielt, um lesen zu können. Er pries ihr bei dieser Gelegenheit die Seelengüte der Gräfin, die sich aufopfernd herabließe, der armen Bonne die Langeweile zu vertreiben, indem sie stundenlang mit ihr von Putz und Fraubasereien schwatzte. Man nannte Meta ungezogen, weil sie direct tadelte, während ihre schöne Herrin das feige, unedelste Mittel der Anspielungen zu gebrauchen pflegte, und darum schonend genannt wurde.

Heute kehrte sie doppelt wund auf den Schauplatz der Dienstbarkeit zurück, da ihr das letzte Asyl vergällt zu werden drohte, wo sie etwas gegolten hatte; aber sie beschloß, durch keine Miene

zu verrathen, daß ihr ein Kummer auf dem Herzen lag.

Am andern Morgen veranlaßte die Gräfin wie gewöhnlich durch eine seitwärts hingeworfene Frage, daß Meta erzählen mußte, was in Briar Place vorging. Sie hatte bisher immer vermieden, Sterns Namen auszusprechen, und heute war sie weniger als je in der Stimmung, es zu thun. Um die zweite Frage abzulenken, wer da war, stürzte sie sich sogleich in den Bericht von der Ankunft einer Dame aus Deutschland, die mit Ibeles in einem innigen Freundschaftsverhältniß und Briefwechsel gestanden hätte, und ihm nachgereist sei. Sie stockte und erröthete, weil sie nicht wußte, in wiefern sie zum Verschweigen der nähern Beziehungen verpflichtet sei.

Die Gräfin mißverstand das und glaubte, Meta wollte *ihre* Gefühle schonen: „Also darum," dachte sie, „die Zurückhaltung des spröden Herrn! Nun erklärt sich mir Alles!" Die Diplomatin pflegte nämlich alle räthselhaften Erscheinungen, die ihre Plane kreuzten, nur vermittelst des Ehrgeizes oder der Liebschaften zu erklären, da sie keine andern

Motive verſtand. Ihr nachdenkliches Verſtummen und die plötzlich verdüſterte Stirne zeigten der Gouvernante wie durch einen Blitz, daß nun der Moment gekommen war, wo auch ſie die rückſichtsloſe Herrin verwunden konnte, und ſie war grauſam genug, ſich dieſe Gelegenheit nicht entgehen zu laſſen. Alle Pein, die Sterns Worte ihr gemacht, übertrug ſie nun in die Bruſt der eitlen Frau, indem ſie ihr Ibſens Ausſpruch wiederholte, daß nächſt ſeinem Brautſtand mit Dorotheen das Verhältniß zu ſeiner Freundin die poetiſcheſte Epiſode ſeines Lebens ſei.

Nach einer Weile fragte die Gräfin: „Was ſagt ſeine Frau dazu? Wird die Freundin im Hauſe wohnen?“

Meta erzählte hierauf, daß man in Verlegenheit ſei, wo man das Fräulein v. Saintford in der Eile unterbringen könne, und daß ſie wahrſcheinlich zu Mrs. Beak ziehen werde.

Die Gräfin zog ſich zurück, um über die veränderte Lage der Dinge zu meditiren. Sie hatte den Gleichmuth, mit dem der Muſiker ihr plötzliches Wegbleiben aufgenommen hatte, wie eine unauslöſchliche Beſchämung empfunden, und ſtellte ihn

deßhalb nur als einen unter dem Zwang häuslicher Verhältniſſe duldenden Märtyrer dar, wenn nach ihm gefragt wurde. Das große Haus hatte ſie gleich nach dem Freundſchaftsbruch bezogen, aber ſtatt einer Arbeiterafſociation glich es mehr einer Redoute zum geſelligen Vergnügen. Mit dem Schwager Blafooli war ſie ſeither in unabläſſiger Correſpondenz, und es ſchien, als ob ſie ſich ſeinen Rathſchlägen fügen wollte, denn die Parteiführer, die er als die bedeutendſten bezeichnet hatte, ſtrebte ſie für ihren Kreis zu gewinnen. Bildemann und die Seinigen nahmen ſich ſpaßhaft genug aus, wenn Eine der großen Hummeln einmal durch das Netz, in dem ſie zappelten, hindurch ſummte, und nicht mehr wieder kam. Der Kreis bedurfte einer Auffriſchung durch eine neue Attraction, und die ſchien der Gräfin jetzt gefunden. Sie wollte dem Freund, der ſie verletzt hatte, beweiſen, daß ſie größer dächte, als das Alltagsweib, deſſen Eigenſinn er ihr Bündniß geopfert hatte. Es kam ihr jetzt weniger auf die Huldigungen des berühmten Künſtlers, als auf die Demüthigung ſeiner Frau an. Sie glaubte ihrer ganzen Umgebung keinen eclatanteren Beweis von Seelenſtärke

geben zu können, als indem ſie nichts eine geiſtige Verbindung fordere, bei der ſie ihre eigenen Gefühle verläugne. Ganz im innerſten Abgrund der Bruſt verborgen lachte aber ein Dämon des endlich aufgegrabenen Zaubermittels, das Adele für die Zukunft nöthigte, ein Haus zu beſuchen, das Dorothea nie betreten konnte.

Sie forderte Meta zu ſich ins Schlafzimmer, und fragte ſie nochmals nach dem Namen und den Verhältniſſen der Erwarteten. Sie erinnerte ſich, daß ſie in Wien zuweilen von den Pommerſchilds und Sainsfords gehört habe; es ſei eine weitverzweigte Familie, ſagte ſie, und es ſchwebe ihr ein dunkles Gerücht vor, als ob im Jahre 48 ein Mitglied derſelben irgend eine hohe Perſon vor Pöbelexceſſen geſchützt habe, aber wann und wo hatte ſie vergeſſen. Trotz dem Stachel in ihrer Seele mußte Meta hier auflachen, und ſie war ſchwach genug, der Gräfin eine Andeutung zu geben, welche deren Neugier aufs äußerſte reizte. Endlich brachte dieſe ihr Anliegen vor, nachdem ſie Meta, die ſie weit zu überſehen glaubte, zutraulich gemacht hatte:

„Was Sie mir von dem Baronſtöchterlein erzählen,

beweiſt mir, daß die es keine drei Tage bei den trockenen Beaks aushält. Hier bei mir findet ſie allein die Sympathien, die den genialern Adel in der ganzen Welt zu Einer großen Familie verbinden. Wenn Sie Ihre Freundin Dorothea wirklich lieben, ſo müſſen Sie mir behülflich ſein, eine ſolche Störung ihrer häuslichen Harmonie fern zu halten. Sie haben das Verfahren Ihrer Freundin gegen mich von dem Standpunkt aus entſchuldigt, daß Frauen, die bloß auf Arbeit angewieſen ſind, mit denen, die allein die Bildung anſtreben, nicht übereinſtimmen können. Was ſehen Sie Verſchiedenes in dem jetzigen Fall von dem frühern?“

Meta ſtimmte freudig zu, denn ihr lag nur daran, das Burgfräulein aus dem Bereich Sterns zu entfernen, deſſen Neigung ſie ſelbſt durch Ausdauer und himmliſche Geduld noch zu gewinnen hoffte. Die Gräfin wunderte ſich im Stillen, wie leicht ſich die ſonſt ſo ſcharf aufpaſſende Perſon düpiren ließe, und inſtruirte ſie mit guter Ueberlegung, wie ſie das Fräulein überrumpeln müſſe, um eine raſche Zuſtimmung zu erhalten.

Dieſer auf plötzliche Eingebung gegründete Plan,

Hulda zur Hausgenoſſin und ſich ſelbſt zu deren Beſchützerin zu machen, gelang der Gräfin ſehr leicht durch Meta's Beihülfe. Dieſe verfügte ſich noch am ſelben Nachmittag nach Briar Place, und kam für ihre Zwecke im allergünſtigſten Moment an, der ſich nur finden ließ. Das Fräulein war am frühen Morgen angekommen; die frohen Begrüßungen und erſten Mittheilungen waren vorüber, und die Depreſſion, die ein paar aufgeregten Stunden folgt, war eingetreten. Das enge Haus war mit Koffern und Packeten überfüllt; die großen Kinder kletterten darauf herum, und die kleinen ſchrieen, weil man ſie verhinderte, Purzelbäume auf einem Nachtſack zu ſchlagen, der recht einladend zu dieſem Zweck mitten im Wege zu liegen ſchien. Mrs. Beak hatte Schwierigkeiten gemacht, unvorbereitet in eine Stube, die nicht comfortabel ſei, eine ſo reſpectable Dame einziehen zu laſſen, und bat um zwei Tage Friſt, um Teppiche und Vorhänge in Ordnung bringen zu laſſen. Das beſcheidne Fräulein wandte ein, daß ſie ſich begnügen würde, auf dem erſten beſten Sopha zu ſchlafen, und das wollte die Hausfrau ihr wieder nach der ermüdenden Seefahrt nicht geſtatten. Meta las

Verlegenheit in allen Mienen, und dies schien ihr der Moment, sich des Ohrs der Fremden zu bemächtigen. Sie stellte sich ihr als eine Freundin des Hauses vor, indeß die Andern im Nebenzimmer die Frage des Logis discutirten. Sie erzählte, daß die Gräfin Blafoska sich ihrer Familie und der Pommerschilds sehr wohl erinnere, und es sich zur Ehre rechnen werde, wenn sie in den ersten Wochen ihr Haus als Absteigequartier ansehen wolle. Sie flüsterte ihr leise zu, daß die Gräfin ein großes Haus ausmache, und ihr ein Besuch nicht im mindesten eine Gêne sei, während man wohl sehe, wie viel vergebliche Mühe sich Hr. und Fr. Ibeles gäben, einem so geliebten Gast eine wohnliche Stätte zu bereiten. Hulda überdann den Antrag, und so hart es ihr ankam, sich am ersten Abend von ihrem wiedergefundenen Freund zu trennen, so fühlte sie doch peinlich die Störung, die sie machte. Sie sprach nicht Englisch, und war deßhalb sehr abgeneigt, mit den Beaks zu gehen, deren Physiognomien ihr starke Zweifel aufkommen ließen, ob sie zu ihnen passen möchte. Für die Gräfin Blafoska hatte sie ein unbändiges Interesse, da in Ibeles frühern Briefen ihr Name so häufig erwähnt war.

„Ich kenne polnische Gastfreundschaft aus Büchern," sagte sie, „und möchte sie gern einmal in der Wirklichkeit erfahren." Entschlossen stand sie auf und trat mit den Worten in's Nebenzimmer: „Nun sind Sie schon aus aller Ungelegenheit, beste Frau Direktorin; ich habe ein Obdach gefunden, wie wir's nicht schicklicher träumen konnten. Ihre Freundin, die Gräfin Blaskoska, trägt mir, ohne mich nur gesehen zu haben, Schutz und Wohnung an; das verdanke ich ohne Zweifel dem günstigen Vorurtheil, das meine Beziehungen zu Ihrer Familie mir erweckt haben."

Ibeles und seine Frau standen wie vom Blitz getroffen, als sie diesen ganz unerwarteten Streich vernahmen, dessen Motive sie ebensowenig durchschauten als seine Tragweite. Ibeles scheute sich, die hohe Meinung, die seine Freundin über das Leben der Freiheitskämpfer im Exil mitgebracht hatte, sogleich zu dämpfen, indem er ihr beim Empfang die kleinen Reibungen und Spaltungen aufdeckte, die die Partei verunglimpften. Dorothea strebte vergebens zu begreifen, was Meta Braun bestimmt haben könne, sich so kopfüber zum Instrument der gräflichen Laune

zu machen, ohne vorher ihr auch nur einen Wink zu geben oder ihre Geſinnung zu erforſchen. Mrs. Beak, der Meta auf ihre Frage, was denn nun vorgefallen ſei, die Sache auf engliſch erläuterte, fuhr allein mit der Sprache heraus und demonſtrirte heftig, daß die polniſche Gräfin durchaus nicht die Perſon ſei, der man eine unverheirathete Dame anvertrauen könne. Sie ſetzte hinzu, daß ihres Wiſſens der Salon derſelben faſt nur von jungen Männern beſucht werde, und daß eine in London unerfahrene Dame ſich weit beſſer unter die Aufſicht einer reſpektabeln bejahrten Frau ſtelle.

Alles dies überſetzte Meta getreulich dem Fräulein, dem es indeß den entgegengeſetzten Eindruck machte, als Mrs. Beak beabſichtigte. Noch mehr als ihre kleine zierliche Geſtalt, die roſige Farbe und das blonde Lockenhaar gab ihr ihre ſorgloſe phantaſtiſche Lebensauffaſſung ein weit jugendlicheres Ausſehen als ſonſt Frauen auf dieſer reifen Lebensſtufe haben. Sie hatte es unerträglich gefunden, daß ſie deßwegen unter den alten Tanten daheim bis ins ſechsundzwanzigſte Jahr als ein Kind behandelt worden war. Um den ewigen Warnungen vor Leichtſinn und

excentriſchen Streichen zu entgehen, hatte ſie ſich ſo vieler Vortheile beraubt, und ſollte ſich nun im freien England das Netz einer noch ſchlimmern Bevormundung überwerfen laſſen. Sie muſterte den ganzen Habitus der ehrwürdigen Dame, von dem mit vielgezackter Haube gekrönten Kopf bis zu dem unter grauſeidnem Kleide gebieteriſch aufgeſtemmten Fuß, und ein entſchiedenes Nein klang aus ihrer innerſten Seele. Die grauen Augen der Mrs. Beak bohrten ſich durch die Brille wie durch Brenngläſer in ihre ſchwärmeriſchen hellblauen, als ſie ſanft und beſtimmt ihren freundlichen Dank für Rath und guten Willen ausſprach, aber feſt dabei erklärte, daß ſie trotzdem die Einladung der Gräfin annehme.

Den ausgeſprochenen Willen eines ſelbſtſtändigen Weſens iſt Mann und Weib in England gewohnt zu reſpektiren. Sobald alſo Meta das „Ich will“ verdolmetſcht hatte, waren alle ferneren Verhandlungen abgebrochen. Mrs. Beak ſchlug die Augen gen Himmel, ſchloß ſie dann und nickte mit dem Kopf, zum Zeichen, daß ihre Verantwortlichkeit hier ende. Meta, welche von Dorotheen mit ernſtem forſchenden Auge fixirt wurde, faßte dieſe bei der Hand

und ſagte: „Laſſen Sie uns fort; es iſt wirklich i beſſer; Sie werden es ſelbſt einſehen.“ Hulda hatt ſchon ihren Nachtſack aus den Händen der Kleine erwiſcht, und ſagte zu Ibeles: „Auf Wiederſehen, bis Morgen, Beſter! Jetzt muß ich mich raſch von Ihnen losreißen, auf daß Sie mich nicht wieder irre machen.“

Die Beiden ſtiegen in den draußen haltenden Wagen und überließen die Zurückbleibenden einem fruchtloſen Hin- und Herreden, wie das Unerwarte gekommen ſei, ob und wie man es hätte abwenden können, und was nun für Saiten aufzuziehen ſeien.

Wie die Gräfin es vorausgeſehen hatte, ſo ge ſchah es. Ibeles konnte der Fräulein v. Saintford nicht abſchlagen, ſie in ihrer neuen Wohnung auf zuſuchen und den theoretiſchen Muſikunterricht fort zuſetzen, den er im Mauſoleum mit ihr begonnen. Die Gräfin trat wie zufällig herein, grüßte Ibeles mit der liebenswürdigen Freundlichkeit einer Welt dame, als ob nichts vorgefallen ſei, und bat um Erlaubniß an dem Generalbaßunterricht ihrer neuen Freundin mit Antheil zu nehmen. Die beiden Da men nannten ſich ſchon Du, und lehnten immer Arm in Arm verſchlungen ihm gegenüber.

„Warte," dachte Ibeles. „Dir will ich den Generalbaß ſchön verleiden!" und verbindlich erwiederte er: „Wenn Fräulein Hulda es wünſcht, ſo darf ich nicht einreden; ich muß nur daran erinnern, daß meine Schülerin einen großen Vorſprung voraus hat, und Sie, Frau Gräfin, die Anfangsgründe vorher ſtudieren müßten, um mit ihr auf gleiche Stufe zu gelangen!"

Dies war eine Klauſel von der der Künſtler hoffte, daß ſie ihn der ihm bereiteten Verlegenheit überheben würde. Hulda hatte auf ihrem Manuale die Choräle von Bach, die Pſalmen von Marcello und eine Menge der vorzüglichſten Stücke geübt, und war ſo vertraut mit dem gebundenen Styl, daß ihrer denkenden und zugleich tief muſikaliſchen Natur das Studium des Contrapunkts wenig Schwierigkeiten machte. Die Gräfin aber ſpielte nur Mazurkas und ein paar wildgewachſene Lieder; umgekehrte Akkorde und figurirte Bäſſe waren ihr lauter Algebra.

„Welch ein Pedant Sie ſind!" ſagte ſie zu dem Muſiker. „Soll ich denn behandelt werden wie ein Caſpar Hauſer der Theorie und beim ABC anfangen, als ob ich nie ein Oratorium hätte aufführen hören?

Ich habe mich bei Ihrem Händel immer gelangweilt, das wissen Sie; aber die Kenner sagten mir, der Generalbaß sei der Zauberschlüssel, der einem Genuß und Erkenntniß der tollen Confusion aufschlösse, die sie Fugen nannten. Auf die Fugen also kömmt's mir an, und die lehren Sie mich begreifen, dann will ich Ihnen die Anfangsgründe schenken."

Der Musiker antwortete mit unerschütterlicher Ruhe: „Die Intervallenlehre ist die Grundlage der Pyramide, deren Gipfel die Fuge ist. Ich kann Sie nur von unten heraufführen, und wenn Sie die Ausdauer haben, um die erste Aufgabe zu schreiben, so bin ich bereit, stufenweise fortzuschreiten."

Der Schalk erklärte ihr nun mit mustergültiger Trockenheit das Princip, auf dem die Rechtschreibung der verminderten kleinen, großen und übermäßigen Intervalle beruht. Er ersparte ihr weder das eis mit der großen Sekunde fis-fis und dem übermäßigen fis-fis-fis, noch das ces mit der verminderten Septime hes-hes-hes. Sie fand dies eine absurde Zopf-Orthographie, und schwur, daß man statt fis-fis viel bequemer g schreiben könne. Da ließ Ibeles das Gespenst der griechischen Tonarten grauenvoll

im Hintergrund aufſteigen, und erwähnte etwas vom Proslambanomenos und vom Paranete diezeugmenon, um ſie abzuſchrecken. Sie erklärte ſich darauf ſchaudernd bereit, die Tabelle aller Intervalle in der geſetzlichen Reihenfolge aufzuſchreiben und mit den erforderlichen Kreuzen und Been zu verſehen, wie er es als Probearbeit ausbedungen hatte.

Dorothea, der er die Zuſammenkunft berichtete, war ebenſo gewiß als er, daß eher die Welt unterginge, als daß es der Gräfin mit dem Generalbaß ernſtlich gemeint ſei. Zu ſeiner Verwunderung überſandte ſie ihm durch Hulda ſchon nach einigen Tagen die fertige Aufgabe, in der nur ein paar geringe Verſehen vorkamen. Hulda, deren Wahrhaftigkeit außer allem Zweifel war, verbürgte ſich, daß weder ſie, noch ſonſt Jemand der Gräfin geholfen, auch daß ſie kein Buch zu Rath gezogen habe. Sie hatte geſagt, ſie wolle dem pedantiſchen Freunde zeigen, daß ſie könne was ſie wolle, wenn ſie es der Mühe werth halte, ſich mit Lappalien abzugeben.

Die Falltür war alſo über dem Haupte des vorſichtigen Künſtlers zugeklappt, und er ſah ſich durch die Macht der täglichen Gewöhnung in einen

Kreis gebannt, der ſein Leben in zwei Hälften ſpaltete. Als profeſſioneller Muſiker durfte er keiner nicht gerade verrufenen Perſönlichkeit ohne Impertinenz abſchlagen, ſie zu unterrichten. Hulda durfte ſogar ſeinen Beſuch als eine Freundespflicht fordern, und die Fortſetzung des mit ihr daheim begonnenen Studiums war das Geringſte von Dankleiſtung, das er ihr für den großen Dienſt, den ſie ihm erwieſen, anbieten konnte. Es gab ferner gar keinen Vorwand, unter dem er ausſchlagen konnte, dem Comteßchen Clavierſtunden zu geben, ſeit er ſich durch ſeine Anzeige in der Times dem ganzen Publikum dazu verpflichtet hatte. Der vornehme Proletarier iſt ja dieſem vielköpfigen Arbeitgeber gegenüber ebenſo gebunden, als der Fabrikarbeiter dem Capital. Nur Eins konnte die Gräfin nicht erreichen, nämlich Ibeles dahin zu bringen, gegen Honorar eine wöchentliche Abendunterhaltung zu dirigiren, weil ihm dies unter den Bereich des Dorotheen gegebenen Verſprechens zu fallen ſchien. Hier ließ er ſich weder durch Gründe, die ihm die Scheu vor dieſer Art des Erwerbs als Vorurtheil ausredeten, noch durch Anſpielungen auf den Pantoffel irre machen.

Hulda beklagte aus innerſter Seele die untergeordnete Stellung, die der Meiſter, den ſie nur auf ſeiner Höhe gekannt, hier einnahm. Sie ſetzte ſich vor, für ihn zu wirken, Aufſätze über ihn in öffentlichen Blättern zu verbreiten, die ganze muſikaliſche Welt Londons für ihn zu intereſſiren. Sie war naiv genug zu glauben, daß England ſich ſchämen müſſe, einen ſolchen Künſtler für Dilettantenunterricht zu verbrauchen. Sie ſuchte darum den Vorſchlag der Gräfin in einer andern Form Ibeles annehmbar zu machen, indem ſie einen Dilettantenverein nach Art der deutſchen Muſikkränzchen ſtiften wollte, in dem ſeine Compoſitionen zur Aufführung gebracht und mächtigen Kennern vorgeſungen würden. Als ſie ihrem Freunde mit rührender Zuverſichtlichkeit dieſen Plan auseinanderſetzte, lachte der ſie aus, und warnte ſie vor allem Vereinestiften. Sie und die Gräfin brachten es aber endlich dahin, daß Herr und Frau Gerhard an einem Abend mit noch ein paar muſikaliſchen Herrn den Salon beſuchten, und Ibeles, der gleich den Andern als Gaſt betrachtet wurde, hatte keine Urſache, ſich von dem Rendezvous auszuſchließen. Dies war die erſte Grund-

lage zu einer Reihe von regelmäßigen Zusammenkünften, bei denen Alle anfangs Genuß und Aufregung fanden, und wobei politische und literarische Gespräche sich mit den künstlerischen verschmolzen. Hulda war ganz in ihrem Element, Frau Gerhards noch sehr schöne Stimme entzückte Alle, Jeder fand irgend ein Interesse, das ihn nach der Wiederkehr solcher Abende verlangen ließ, und so erhielt sich dieses Conglomerat von den heterogensten Persönlichkeiten bloß dadurch, daß es in einen umschließenden Ring gefaßt war.

Die Gräfin hatte den Zwiespalt mit Dorotheen auf ihre Weise Hulda'n erzählt, und die erstere als eine ganz bornirte Person dargestellt, die sich nur für eine Küchenmagd oder Kinderwärterin eigne, und sie gar nicht zu fassen verstünde. Hulda widersprach ihr lebhaft und war überzeugt, daß nur gegenseitige Verkennung ein Mißverständniß könne hervorgerufen haben. Sie sagte: „Ich kenne zwar die Frau selbst nur oberflächlich, aber ihre Freunde sprechen mit Achtung von ihr!"

„Freunde sind parteiisch!" erwiederte die Gräfin.

Hulda fiel ein: „Aber iſt denn nur das Urtheil der Feinde glaubwürdig?“

Die Gräfin ſagte: „„Ich bin nicht ihre Feindin, und will ſie zu mir kommen, ſo werde ich ſie höflich behandeln.““

Hulda hielt es nun für ihre nächſte Aufgabe, als Verſöhnungsengel beide Frauen wieder zuſammen zu führen, und bat Meta, ihr dieſes ſchöne Ziel erreichen zu helfen.

Meta ließ das Fräulein ausreden, und ſagte dann: „Es iſt gewiß eine große Abſcheulichkeit, wenn man Freundſchaften zerſtört, und Menſchen durch Ohrenbläſereien einander feind macht; aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Sucht, Perſonen zuſammenzubringen, die ſich nicht mögen, ganz eben ſo viel Unheil ſtiftet. Wo eine Antipathie einmal ſtattfindet, da muß man die Leute in Ruhe laſſen; dann ſchleift ſich eher die Widerborſtigkeit ab, als wenn man ihnen moraliſchen Zwang anthut. Die Verſtellung, zu der man Menſchen nöthigt, die nicht merken laſſen dürfen, daß ſie einander nicht ausſtehen können, ruinirt deren Charakter; ſich einfach aus dem Wege gehen iſt in ſolchen Fällen das Beſte.“

„„Aber bedenken Sie,““ rief Hulda, „„wie sehr der weiche Charakter unsres Freundes darunter leiden muß, der zwischen Liebe und Freundschaft hin und her gerissen wird!““

Bitter lachend sagte Meta: „Männer leiden nicht viel, die gehn hin wo sie sich am besten amüsiren.“

Hulda versuchte brieflich und mündlich Dorotheen zu vermögen, den geselligen Abenden mit beizuwohnen; diese aber erwiederte, daß sie von allen geselligen Pflichten ausgenommen sei, da ihre Zeit nicht ausreiche, die Pflichten der Hausfrau und Mutter in dem vollen Maße zu erfüllen, wie ihre Lage sie dazu zwinge. Sie versicherte, daß Arbeit ihr mehr Freude mache als Zerstreuung, und daß die Gesellschaft ihrer Kinder ihr angenehmer sei, als die der dilettirenden Politiker. Sie freute sich aber aufrichtig, wenn ihr lieber Mann sich in Gesellschaft erheitere, da er nach unlieben Geschäften ein tieferes Bedürfniß dazu fühle als sie.

Als Meta nach der Entführung des Fräuleins das nächstemal zu Dorotheen gekommen war, hatte diese sie direct gefragt, warum sie sich so beeifert habe, Fräulein v. Saintford zu entführen.

Meta antwortete keck mit der Gegenfrage: „„Warum hätte ich den Auftrag der Gräfin nicht ausführen ſollen?““

Dorothea wußte in der That keinen Grund, aber ſie ſagte: „Die Verhältniſſe ſind Ihnen doch bekannt genug, um einzuſehn, wie uns die Einladung der Gräfin an unſern Gaſt befremden muß!“

„„Verzeihn Sie mir, Frau Directorin,““ erwiederte Meta faſt in gereiztem Ton; „„wie ſollte ich Verhältniſſe durchſchauen, über die Sie ſtets verſchmähten, ein vertrautes Wort mit mir zu reden? Sie brachen ja immer ab, wenn ich einen Verſuch machte, Ihnen aus dem gräflichen Salon etwas zu erzählen.““

Stern hatte das Benehmen Metas ebenfalls ſeltſam gefunden, aber er fügte hinzu, daß er ihr dieſe freundliche Dienſtleiſtung gar nicht zugetraut habe. Sonſt ſuchten wohl Gouvernanten in ſolchen Fällen zu intriguiren, und ſich eine ſuperieure Geſellſchafterin fern zu halten, die zwiſchen ſie und die Dame des Hauſes treten könne.

Ibeles Meinung war, daß Mamſell Braun recht unſchuldig ihr Katzenpfötchen hergeliehen habe, um

die Kastanien aus dem Ofen zu holen. „Nach alle dem," sagte er, „wird sie gedacht haben, daß wir gutmüthige Leute sind, die leicht amnestiren, und da hat sie es vorgezogen, uns zu kreuzen, um sich nicht mit ihrer Brodherrin zu überwerfen. Wenn ich endlich die ganze Sache überlege, so hat Meta als neutrale Person nicht so unrecht geurtheilt, wenn sie das gräfliche Haus als einen passendern Boden für Hulda ansieht als unsre oder eine englische Familie."

Dabei blieb es vorläufig. Stern kam seltner nach Briar Place, weil der Hausherr Abends häufiger abwesend war, und Meta erhielt nicht mehr so oft Erlaubniß auszugehn, weil die Gräfin kein Interesse mehr hatte, durch die dritte Hand Nachrichten einzuziehn. Dorothea gelobte sich still, den Besuchen ihres Mannes im gräflichen Salon nie ein Hinderniß in den Weg zu legen, so hart ihr auch späte einsame Abendstunden ankamen, damit sie vor ihm nicht mißtrauisch und der Uebelwollenden nicht lächerlich erscheine. So sehr Ibeles sich bestrebte, ihr seine häufigen Besuche als eine unausweichliche Nöthigung einzureden, so hatte sie doch ein Gefühl, daß er nicht

ungern ausging. Dorotheens einfache arbeitſame Natur war als Gefährtin durchs Leben geſund wie das tägliche Brod, und ehe ihr Mann die Geſellſchaft der exaltirten Gräfin ihr für immer vorgezogen hätte, hätte er eben ſo gern Senf mit Löffeln gegeſſen. Aber Senf in kleinen Portionen iſt eine ſehr angenehme Würze des Lebens. Ibeles ſah die Gräfin jetzt mit mildern Augen an, ſeit ihre ſtete Gegenwart ihm nicht mehr den Athem zuſchnürte. Ihre irrige Einbildung, daß zwiſchen ihm und Hulda etwas mehr beſtehe als Freundſchaft, gab ihr etwas Zurückhaltendes. Die proſaiſchen Momente der Freundinnen bleiben ungeſehn, während die der Hausfrau in die Augen fallen. Der Gegenſatz eines bezaubernd eingerichteten Boudoirs, wo er immer in Feſttagkleidern empfangen wurde, wo ſelbſt die Seelen die gefälligſte Stimmung angelegt hatten, wenn er zur heitern Pflege der Kunſt erſchien, war ſehr roſig im Vergleich mit dem ſorgengedrückten Hauſe, wo er unwillkürlich auf den Zügen ſeiner Ehefrau lauter unbezahlte Bäcker- und Metzger-Rechnungen abzuleſen glaubte.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Kinder und die Haushaltung.

In der Haushaltung gilt ein constitutionelles Princip: Der Mann vertritt meistens die uneigennützige Noblesse, und die Frau die ökonomische Sorge. Thut sie es aus Geiz oder Selbstsucht, so wird sie höchst widerwärtig. Spart sie aber an sich selber so viel wie möglich, um der armen Kinderchen willen, so rührt uns sogar ihre Kleinlichkeit, im Hinblick auf das liebevolle Motiv.

Dorothea war eine sehr glückliche Mutter. Selbst von unverwüstlicher Gesundheit, rasch und geschickt in ihren Bewegungen, groß und stark gebaut, hatte sie den Kindern natürliche Kräfte mit ins Leben gegeben. Die Schönheit des Vaters war nur auf einige der Kinder übergegangen, aber wenigstens war keines darunter ohne Anmuth. Wir wollen sie

den Leierinnen, die ihren mütterlichen Antheil auf fremde Kinder auszudehnen fähig ſind, der Neide nach verführen, und beim Kleinſten anfangen.

Dies war Conrädchen, im Hauſe nur der kleine Jung' genannt, der noch in einem rothcarrirten Röckchen wie ein Mädchen in kurzen Aermelchen umherlief. Er hatte hellblaue Augen, Flachshaare, und zeichnete ſich durch ein ſchneeweißes Speckhälschen aus, in das ſein Papa zu kneifen liebte. So lange noch Ein Kind im Hauſe zuweilen getragen wird, und gewiſſe Buchſtaben nicht ausſprechen kann, bleibt auch in den Eltern der Trieb kindiſche Späße zu machen, und auf die ernſthafte Stellung der Reſpektsperſonen zu verzichten.

Conrads Spielkameradchen war Angela, die das Ebenbild der Mutter zu werden verſprach, in Zügen wie in Gang und Bewegung. Bis ins Kleinſte ging dieſe Aehnlichkeit, die faſt ſpaßhaft erſchien, wenn ſie bei einer Verkleidung zum Scherz eine Haube Dorotheens aufgeſetzt hatte. Das waren dieſelben klaren Augen, die helle offne Stirn, die etwas vorſtehenden Zähne, die dem ſonſt freundlichen Mund einen Ausdruck von Widerſtandsfähigkeit verliehen.

Angela wurde gewöhnlich für älter als ihre nächste Schwester Cillchen gehalten, erstens weil sie größer und kräftiger war, dann weil sie außer dem kleinen Jung' auch dies stille sanfte Kind einigermaßen dominirte. Sie strebte das Uebergewicht, das ihre natürliche Begabung ihr verlieh, zuweilen sogar auf die größern Geschwister auszudehnen, die sich das aber durchaus nicht gefallen lassen wollten. Schwatzten die Jungen einmal verkehrtes Zeug, so konnte man gewiß sein, daß ihre lautklingende Stimme zuerst eine factische Berichtigung in das summende Tischgespräch schmetterte. Die großen Jungen hatten deßhalb immer den neckenden Zuruf: „Du Salzmonopol!“ bereit, worüber sie sich heftig empörte. Dies Kind war die drollige Person des Hauses, und der Eifer, mit dem es seine Würde gegen Spitznamen zu vertheidigen suchte, reizte Jeden, ihm deren anzuhängen. Schon als Angela im dritten Jahr war, hatte man sie ihrer Stämmigkeit wegen das viereckige Kind genannt. Dies beleidigte sie so sehr, daß sie jedesmal heftig zu weinen anfing, wenn Jemand zufällig von etwas Viereckigem sprach. Um sie von dieser Empfindlichkeit zu curiren, empfing der Vater

sie einmal, als sie zum Morgengruß eintrat, mit der feierlichen Rede: „In unserm viereckigen Haus ist ein viereckiges Zimmer, darin befindet sich ein viereckiger Tisch, auf dem ein viereckiger Teller steht; darauf liegt ein viereckiges Stück Kuchen für das viereckige Kind!“ Es gab ein allgemeines Gelächter, als Angela bei der ersten Erwähnung des viereckigen Hauses zu brüllen anfing, beim Stichwort Kuchen aber electrisch getroffen umsah, und als sie wirklich ein solches wahrnahm, im Moment verstummte, es in den Mund steckte, und ihre Thränchen trocknete. Nur noch einmal brach sie später in heftiges Schluchzen aus, als bei der Vorlesung eines Zeitungsartikels das russische Vorgebirge Sievervoestutschoi genannt wurde; sie lief vom Tisch und schrie: „Das soll gewiß wieder ein Name für mich werden!“

Eilchen war von den Folgen ihres Falls zwar längst geheilt worden, aber von jener Zeit her hatten die Eltern den weichen mitleidsvollen Ton gegen sie beibehalten. Ihre feinen Züge, die bleichere Farbe und die tiefen blauen Augen, die einen so ernst und räthselhaft unter den langen Wimpern her ansahen, verleiteten Jedermann, leiser mit ihr zu reden, als

mit den andern Geſchwiſtern. Sie war das Lieblingskind des Vaters, und als ſie noch in Deutſchland lebten, ſaß ſie oft ſtundenlang auf ſeinem Schooß in den Schlafrock eingeſchlagen, wenn er componirte. Sie war das ſinnige Kind von Allen, das ſeine Liebe in tauſend ſtillen Zeichen zu offenbaren wußte. Vor dem Papierkorb ſitzend machte ſie geduldig die Streifen geblümtes Goldpapier heraus, die man im Laden um Päckchen mit Briefcouverts zu kleben pflegt. Daraus wußte ſie allerlei kleine Blümchen zu machen, mit denen ſie dann ein Briefchen an die Mama verzierte. Dorothea bewahrte ſolche Schnitzel oft monatelang im Ausſchreibbuch, weil es ſie zwiſchen den vertrieblichſten Geſchäften wie ein Sonnenblick erquickte, wenn ihr ein unſchuldiger Gruß in die Hand fiel, worauf etwa ſtand: „liebes Mütterli! dieſes Blümchen ſchenke ich dir!“ oder: „Ich habe dich ſehr lieb und bin dein Kind Cillchen.“

Nanna und Milla waren nun ſchon verſtändige und hülfreiche Töchterchen, denen die Mutter ein häusliches Geſchäft oder eine Art Aufſicht über die Kleinern anvertrauen konnte. In kinderreichen

Familien werden die ältern Mädchen früh gewöhnt, gleichsam eine Vorschule der mütterlichen Sorgfalt durchzumachen. Vom zehnten Jahr an hatte jedes dieser Töchterchen eins der jüngern als besondern Schützling zugewiesen erhalten, dem es alles, was es gelernt hatte, mittheilte. Ein eigentlicher Unterricht war das nicht, denn dazu fehlt Kindern das Uebergewicht des Charakters, das zum Lehren noch nöthiger ist als Kenntniße. Die erste Grundlage hatten Milla und Nanna noch in deutscher Schule erhalten; aber die Nachhülfe, die ihnen daheim war geleistet worden, hatten sie nun auf die Geschwister zu übertragen, denen die Mutter jetzt die Schule ersetzen mußte. Zwischen der blonden Milla und Elschen war ein zärtliches Liebesverhältniß, da Milla engelhaft geduldig mit ihr das Lesebuch durchging, und ihr beim Schreiben half. Die braune wilde Nanna aber hatte eine widerspenstige Schülerin an Angela, welche das ABC noch nicht überwunden hatte. Auch kam es oft vor, daß wenn Dorothea einmal zusah, ob die Beiden fleißig lernten, sie statt deßen alle Beide beim Spielen erwischte, ein Vergehen, das sie zwar nie allzuhart bestrafte.

Karlchen war nun schon über das zwölfte und Fritzchen über das dreizehnte Jahr hinaus; sie hießen im Gegensatz zu Conrädchen: die großen Jungen, auch wohl zuweilen die beiden Himmelsfechter. Sie hielten vortrefflich gegen die Corporation der Mädchen zusammen, die meist den kleinen Jung' noch dazu auf ihrer Seite hatten; doch geschah es nicht selten, daß Nanna sich zu den Jungen schlug, an deren Spielen sie überhaupt lieber Antheil nahm, als am Nähen der Puppenkleidchen. Wenn diese drei sich miteinander verschworen, dann hießen sie Sadrach, Mesach und Abednego.

Karlchen war zugleich der gefälligste und bequemste Junge, so widersinnig das klingt. Er liebte erst sich selbst und dann auch die Seinigen, wie man denn bei manchen unverstellten Naturen den Beweis finden könnte, daß nicht immer diejenigen die liebevollsten sind, die den wenigsten Egoismus haben. Karlchen wußte jede Art von Behagen zu schätzen; er wußte aus einem ganzen Korb voll die dickste Birne beim ersten Griff herauszufinden, und wenn Jemand den bequemsten Platz im Zimmer suchte, so brauchte er nur Karlchen von dem seinen

wegzujagen, dann hatte er ihn. Aber wie er ſelbſt Freude liebte, ſo ſtrebte er ſie Jedem, den er lieb hatte, zu ſchaffen. Sein braunes Auge lachte Glückſeligkeit, ſeine Glockenſtimme klang Luſt und Scherz; war einmal Vaters und Mutters Herz ſchwer und ſein blühendes Geſichtchen ſchaute zur Thür herein, ſo war's, als ob ein rettender Schatz, den man irgendwo vergraben und vergeſſen, plötzlich wieder leuchtend an's Tageslicht träte. Karlchen hatte nicht die Neigung, ſich beim Lernen und Studieren beſonders anzuſtrengen, aber er hatte Augen und Ohren immer offen und war das beobachtende Genie des Hauſes. Was Niemand merkte, das ſah er auf den erſten Blick.

Fritz, der Aelteſte, war eine von ſeinem Bruder ſehr verſchiedene Natur, auch im Aeußern. Er war ernſter, hatte ſtrengere Züge, und das graublaue Auge hatte ſchon einen in ſich gekehrten, die feinen Lippen einen verſchloſſnen Ausdruck bekommen. Gleich der Mutter konnte man ihn eigentlich arbeitſüchtig nennen, und faſt liebte er die Mühe um der Mühe ſelbſt willen. Er war mehr gut als gütig, denn eine überempfindliche Gerechtigkeitsliebe drängte die

weichere Nachgiebigkeit gegen die Fehler der Geschwister zurück, die man gewöhnlich als Gutmüthigkeit bei Kindern bezeichnet. Sein starkes Pflichtgefühl machte ihn zum speciellen Freund der Mutter, indeß manche wissenschaftliche Kenntniß, die er vor ihr voraus hatte, ihr schon eine Art von Respect vor dem wackern selbstständigen Knaben einflößte.

Die große Verschiedenheit, die man meist unter Gliedern derselben Familie bemerkt, selbst die widersprechenden kleinen Fehler unter Geschwistern, dienen dazu, den Halt des Ganzen zu festigen, so lange Ein gesundes Princip von Allen anerkannt wird. Machen doch auch die ineinandergreifenden Unebenheiten der Steine eine cyklopische Mauer fest.

Es war die Lieblingshoffnung des Vaters gewesen, daß der älteste Sohn, welcher schon im zweiten Jahr Spuren großen musikalischen Gehörs zeigte, sich gleich ihm der Kunst widmen möchte. Der zweite Knabe überbot noch den ältern Bruder in schöner Stimme, haarscharfer Intonation und in erregbarem Gefühl, wenn er schöne Melodieen hörte. Dieß hatte dem Vater eine entzückende Aussicht eröffnet, und er sah im Geiste eine zweite Generation von Künstlern, die

seinen Namen in der musikalischen Welt unsterblich machten; wie einst die Scarlatti's und die Bach's.

Er hatte seit ihrem fünften Jahr die beiden Jungen selbst unterrichtet, Abends in Freistunden, Sonntags sogar, und trotzdem, daß während der ersten Jahre in England hundert andere Ansprüche sich in seine Mußestunden drängten, hatchte er dennoch nach Minuten, um in seinen Lieblingen den künstlerischen Geist zu pflegen.

Seit aber die Knaben in einer englischen Schule die aller Phantasie abholde realistische Atmosphäre eingesogen hatten, wuchs ein Widerwillen gegen das Studium der Musik in ihnen herauf, und sie stahlen sich davon weg, so oft sie konnten. Ihre Spielkameraden hatten sie verspottet, als sie erzählten, daß sie Musiker werden wollten, und gesagt, es schicke sich für keinen Gentleman zu musiciren. Ibeles selbst bemerkte, daß den Londoner Concerten nur eine sehr kleine Zahl von Männern beiwohnte, und Mr. Chapel hatte mit Bedauern zugestanden, daß man Geschäftsleuten wenig Praxis in ihrem Fach zutraue, wenn sie selber musicirten, und daß deßhalb manche, aus Angst ihre Reputation einzubüßen, sich nie mit einer

Violine vor eines Fremden Auge betreffen ließen. Ganz ſo wie der Türke Sklavinnen bezahlt, die vor ihm tanzen, und den Franken anſtaunt, der das Hauptvergnügen im Selbſtmittanzen findet, ſo bezahlt der Engländer fremde Muſik und begreift den Deutſchen nicht, der am ſeligſten iſt, wenn er im vollen Harmonieenſtrom als Treyſen mitſchwimmt. Nur der thätige Antheil, den eine ganze Nation an der Kunſt nimmt, giebt dem Künſtler ein glückliches Selbſtgefühl.

In der neuen Welt, die jetzt die beiden Knaben umgab, ſahen ſie, wie jedes Intereſſe ſich nur an Dinge des Handels und der Induſtrie heftete, denn die große Sphäre des allgemeinen Staatslebens lag ihrem Alter noch zu fern. Eines Tags, als der Vater nach wochenlanger Abhaltung zum erſtenmal wieder prüfen wollte, wie weit ſie mit dem Einüben einer vierhändigen Sonate von Mozart vorgerückt waren, fand er, daß die Jungen völlig ſeelenlos ſpielten und offenbar die erſten Regeln verlernt hatten. Als er ärgerlich ſagte: „Wenn das ſo fortgeht, ſo könnt ihr nie Muſiker werden!“ antwortete Fritz: „Ich möcht' auch lieber nicht!“ Ibeles hatte eine

Empfindung, als ob der Boden unter ſeinen Füßen zuſammenbräche, als der jüngere Knabe ebenfalls mit einſtimmte und flehend ausrief: „Ach Vater, laß uns doch aufhören Muſik zu lernen! Wir wollen viel lieber etwas anderes werden!“

Dem Künſtler war dieſe plötzlich hervorbrechende Meinungsäußerung ſo überraſchend, daß er erſt keine Sylbe erwiedern konnte. Wie ein Stich in's Herz traf ihn dieſe Verurtheilung ſeines eignen Lebensberufs von den unbefangenen Lippen ſeiner Kinder. Nach ein paar Minuten des Verſtummens fragte er: „Was möchtet ihr denn werden?“

Fritz ſagte: „Du haſt einmal mit Herrn Stern davon geredet, daß wir als Fremde nicht hoffen dürften, je in England in den Staatsdienſt zu treten, und daß es darum gut wäre, daß wir als Künſtler ſelbſtſtändig mit dem Publikum verkehrten. Nun möchte ich gern ſo ein Mann ſein, der Erfindungen macht, ſolche Sachen, daß die Schiffe ſchneller fahren, oder neue Maſchinen, oder ſo etwas.“

Karl ſagte: „Ich möchte gern ein Kaufmann ſein, der auf den Schiffen nach Indien reiſt und herrliche Sachen mitbringt!“

Ibeles sagte: „Wir können nicht immer werden was wir wünschen; wir müssen ergreifen was die nächste Möglichkeit ist. Zu Künstlern kann ich euch selber ohne fremde Beihülfe bilden; und wenn ihr in sechs Jahren euer eigenes Brod eßt, so seid ihr freie Menschen und das ist das erste."

Die Jungen spielten ihre Sonate von neuem, aber mit innerem Zwang, und noch schlechter als das erstemal. Der Vater fühlte sich gepeinigt durch den Gedanken, vielleicht seinen Knaben einen Lebensberuf aufzudringen, der sie nicht glücklich mache; ja, er hatte selbst schon gezweifelt, ob dieses eine Zeit sei, in der man mit gutem Gewissen klare Köpfe und kräftige Charaktere an die Musik setzen dürfe.

Er nahm Hut und Stock und ging so weit hinaus, bis er einen einsamen Platz fand, wo er unter Bäumen still rasten und nachdenken konnte. Er fragte sich, ob denn sein eigenes Leben vielleicht auch verfehlt sei, da er jetzt, auf der reifen Stufe des Mannesalters angekommen, zuerst eine Unzufriedenheit mit seinem Beruf spüre. Er schob seinen Mißmuth auf die Verhältnisse, aber gestand, daß er sich ihnen fügen müsse. Wäre er als Knabe seinen beschränkten

Umſtänden nicht durch Herrn v. Halen's Großmuth entriſſen worden, ſo wäre er höchſtens Specereihändler in einem kleinen rheiniſchen Städtchen geblieben. Dann hätte er immer getrauert, daß er ſeine Beſtimmung als Künſtler verfehlt habe. Warum ſollte er denn jetzt ſeine Thätigkeit geringſchätzen, weil eine größere wie eine Phantasmagorie vor ihm in den Lüften ſchwebte? Das Alles ſagte er ſich, und beſchloß die Sache leicht zu nehmen, ſoweit ſie ihn ſelbſt betraf.

Wenn er die Art, wie man Kunſt in London betreibt, überſann, ſo kam es ihm faſt wie ein Segen vor, daß ſeine Knaben ſich nicht mit in den allgemeinen Muſikſchacher einflechten laſſen wollten. Er ſagte zu ſich: „Die Künſtler ſelbſt werden auf dieſem Boden Handelsleute, Entrepreneurs und Modiſten, und nur wenn ſie die freiwillige Armuth erwählen, dürfen ſie noch ſagen: unſer iſt das Himmelreich. Was ſoll auch der leiſe Geſang der Menſchenſeele unter dem betäubenden Lärmen des Rädergeraſſels, Geldgeklirres und dem Geſtöhne der Dampfmaſchinen, das nur von gellenden Drehorgeln und Ausrufern übertönt wird? Vielleicht, wenn ich dereinſt im Walde

einmal die Stimmen der Natur zu mir flüstern höre oder die Meereswogen wieder mit ihrem wunderbaren Rauschen vernehme, dann wird es mich mit reuiger Wehmuth erfüllen, daß ich meinem Jugendtraum entsagte."

Als Ibeles am andern Morgen seinen Knaben ankündigte, daß er sie nicht zu einem Beruf zwingen wolle, den sie haßten, war deren Jubel so groß, daß er begriff, bis zu welchem Grade die armen Jungen sich bisher aus Gehorsam abgequält hatten. Durch die Vermittlung eines Bekannten gelang es ihm bald, sie als Lehrlinge in einer der großartigsten industriellen Anstalten unterzubringen, wo sie mit dem Sohn des Eigenthümers unter dessen persönlicher Leitung arbeiteten. Die Fertigkeit, sich in mehreren Sprachen auszudrücken, ausgezeichnete Schulkenntnisse und manches angenehme Talent erwarben den Knaben eine kameradschaftliche Stellung zu dem Sohne ihres Principals, und die Freude, mit der sie von ihrer jetzigen Thätigkeit sprachen, tröstete ihre Eltern über das Leid eines so frühen Risses in den häuslichen Verband.

Milla und Nanna hatten noch in Deutschland

von einem Compositionsſchüler des Vaters den erſten Muſikunterricht erhalten und waren über die unerträglichſte Klimperperiode eben hinaus, als die Auswanderung einen Rückſchlag brachte. Der Vater hatte ſich früher dann und wann der Töchterchen ein bischen angenommen, aber nur minutenweiſe, da er den zu Künſtlern beſtimmten Knaben die Zeit nicht ſchmälern wollte. Die Mutter bat Fritzchen, den Schweſterchen üben zu helfen, wenn ſeine Schularbeiten fertig waren, und fügte manches kleine Geſchenk zur Aufmunterung bei. Doch wirkte ihr Wunſch nur, wenn ſie täglich ermahnend zu deſſen Erfüllung antrieb, und das war ihrer Natur zuwider.

Als die Knaben jetzt ſauber ausgeſtattet das Haus verlaſſen hatten, um fortan nur vom Sonnabend Nachmittag bis zum Montag Morgen als Gäſte auf die Hecke zu fliegen, da erwartete Dorothea, daß jetzt die Mädchen anſtatt der Söhne an die Reihe kommen würden, vom Vater ſpeciell ausgebildet zu werden; aber Ibeles war ſo verſtimmt durch die verſchwendeten Jahre, daß es ihn anwiderte, noch einmal denſelben Weg durchzumachen. Er verkannte das Talent ſeiner Töchter, indem er nicht die

ungünstigen Zufälle in Anschlag brachte, durch die sie neben den Knaben vernachlässigt worden waren. Er kam erschöpft von den Unterrichtsstunden heim, die er um des Brods willen geben mußte, und dann ärgerte es ihn, wenn man ihn daran erinnerte, doch eben zuzusehen, ob Milla richtig ihre Etude spiele und ob Nanna einen ordentlichen Fingersatz habe. Lieber setzte er sich hin, ein Lied zu schreiben, wobei alle Kinder möglichst still gehalten werden mußten, oder er benützte eine Freikarte zur Oper oder zum Concert. Ein paarmal in der Woche nahm ihn der Salon der Gräfin in Anspruch, da sie freundlich die Unterrichtsstunden so gelegt hatte, daß gleich nachher, falls er zum Essen dablieb, die gewöhnlichen Abendversammlungen sich anreihten, der zufälligen Veranlassungen nicht zu gedenken.

Die äußern Verhältnisse des Künstlers begannen sich zu bessern, und da mit dem wachsenden Vertrauen seiner Schüler auch deren Zahl sich mehrte, so entschloß er sich, ein Geschäftslokal näher dem Centrum der Stadt zu miethen. Dies war ein Saal, der sich zu gemeinschaftlichen Uebungen eignete, und den er gleich einem Comptoir abschloß, wenn er am

Abend nach Briar Place in den Schooß ſeiner Familie zurückkehrte. Selbſt im Punkt der getrennten Wohnungen hat das Leben der Londoner Künſtler einen kaufmänniſchen Anſtrich, nur mit dem Unterſchied, daß der City-Kaufmann ſich mit einem dunkeln engen Geſchäftslokal begnügt, und ſich in ſein prächtiges Haus in der Vorſtadt zu Genuß und Erholung zurückzieht. Der Künſtler muß umgekehrt daheim ökonomiſiren, um der vornehmen Welt des Weſt End's ein elegantes Atelier zur Verfügung zu ſtellen. Auf einem Hauptgebiet aber widerſprechen beide Verhältniſſe einander am ſchroffſten, und zwar in der Stellung, die die Frau des Hauſes einnimmt. Die elegante Dame, welcher der Kaufmann die Mittel zur Verfügung ſtellt, ein glänzendes Haus auszumachen, hat die Möglichkeit, ihn Abends wie eine ſorgenloſe Geliebte zu empfangen, und die heiterſte Seite des Familienlebens und der Geſelligkeit vor ihm auszubreiten. Die ſchwer arbeitende Hausfrau aber, deren Werth zum Theil nach ihrer Sparſamkeit von dem eben ſo ſchwer erwerbenden Ehemann geſchätzt wird, findet er beim Eintritt in ſein enges Haus oft erſchöpft an Leib und Seele. Selten hat

ſie andere Eindrücke während des verfloſſenen Tages erhalten, als die ſich auf kleinliche Zuſtände des Hauſes beziehen. Bei der reichen Dame iſt das Verwalten des Hausweſens nur eine Oberaufſicht. Sie ordnet des Morgens an, was die Untergebenen auszuführen haben, und betrachtet ſich um die Mitte des Tages der unangenehmſten Pflichten ledig. Die Frau aber, die ſelber mit anzugreifen hat, ſieht ſich genöthigt, juſt den Zweig ihres Amts, der das weibliche Gemüth am meiſten verſtimmt, nämlich die Controle, auf die zweite Hälfte des Tages zu verlegen. Kehrt der Ehemann Abends heim, ſo findet er ſie vom Rechnen, vom Kampf gegen Unordnung oder Betrug abſorbirt, oder haſtig noch eine vergeſſene oder unvollendete Thätigkeit aufnehmend.

Die Jugenderfahrungen, welche Dorothea gemacht hatte, als ſie durch Schuld ihrer Mutter Vermögen und geſellſchaftliche Stellung einbüßte, hatten ſie auf die entgegengeſetzte Bahn gedrängt. Ohne geizig zu ſein, verſuchte ſie alles von Ueberfluß und Luxus aus dem Hauſe zu verbannen, und die äußerſte republikaniſche Einfachheit in ihrer eigenen Erſcheinung darzuſtellen. Bis jetzt hatte ſie nie mehr als einen Dienſt-

boten als regelmäßige Hausgenoſſenſchaft beanſprucht. Ibeles behauptete, daß zwei Mägde weniger thäten als Eine, weil ſie mit einander plauderten, und daß jeder überzählige Dienſtbote auch verhältnißmäßig die Hausarbeit vermehre. Erſt jetzt ließ Dorothea ſich von ihren engliſchen Freundinnen überzeugen, daß unter ganz veränderten Verhältniſſen das ſtrenge Hausgeſetz, das ſie ſich in Deutſchland auferlegt hatte, nicht mehr anwendbar ſei.

Wir Deutſche ſind an den guten alten Brauch gewohnt, daß Frauen der gebildeten Stände die Küche betreten und in Gegenwart eines Bekannten nähend vor dem Arbeitstiſch ſitzen. Wir loben das und halten es für ein Glück, wenn ein Mann eine arbeitſame und anſpruchsloſe Frau hat. Wir gehen ſogar zu weit in unſrer Vorliebe für die häuslichen Tugenden, indem wir eine geiſtige Nebenthätigkeit für ſchädlich, und den mäßigſten Grad von Bildung ſchon für Ueberbildung halten. Das Umgekehrte findet in England, oder genauer geſagt, in London ſtatt. Frauen auf derjenigen Stufe der Geſellſchaft, die unſerem gebildeten Mittelſtand ungefähr entſpricht, degradiren nicht bloß ſich ſelbſt, ſondern auch ihren

Mann, wenn ſie materielle Arbeit thun. Wir nehmen die Scheinthätigkeit des Stickens oder ähnlicher Spielereien davon aus, und beziehen dieſe Behauptung nur auf nützliche Arbeit. Nicht einmal ein anſtändiges Dienſtmädchen will in ein Haus eintreten, wo die Frau mitarbeitet; die weibliche dienende Claſſe der Art, die man in eine gebildete Familie aufnehmen kann, erklärt rund weg: „wir dienen nur einer Lady, keiner bloßen Miſtreß.“ Die beiden Bezeichnungen drücken den Unterſchied zwiſchen der befehlenden Dame und der mitarbeitenden Hausfrau aus. In Deutſchland gehen die Stände unmerklicher in einander über als hier, wo zwiſchen der gebildeten Geſellſchaft und der handelnden und arbeitenden Claſſe eine Kluft iſt, die kein Compromiß vermittelt. Alle Zuſtände ſind feſt geordnet, nach einer Uebereinkunft, die faſt ſo mißlich zu durchbrechen iſt, als die Geſetze des hochnothpeinlichen Halsgerichts. Wer es will, mag in eine andere Kaſte der Geſellſchaft eindringen, wenn er deren Einrichtungen und Sitten annehmen will, aber die Gebräuche einer Kaſte in die andere zu übertragen, das iſt nicht durchzuführen, ohne von ſeines Gleichen geächtet zu werden.

Es iſt durch Gewohnheit z. B. feſtgeſtellt, daß in ein Haus von einem gewiſſen Styl die entſprechende Zahl von Dienſtboten nach einer unverbrüchlichen Rangordnung gehört. Man ſagt: dies iſt ein Haus für drei Dienſtboten, jenes für ſechs, hieher gehört noch ein Page, dorthin ein oder zwei männliche Bediente. Jeder dieſer Dienſtboten hat ſeine beſtimmte Arbeitsgrenze, über die hinaus er zu keiner Dienſtleiſtung zu bringen iſt. Wohl gemerkt, wir ſind noch immer auf dem ganz beſcheidenen Boden des Mittelſtandes, trotzdem daß wir von Pagen reden.

Hatte ehemals Dorothea ihren Ton als adeliche Beamtentochter umlernen müſſen, um eine bürgerliche Hausfrau darzuſtellen, ſo mußte ſie jetzt eine völlige Comödie einſtudiren, um von engliſchen Mägden als Dame anerkannt zu werden und ſich Gehorſam zu verſchaffen. Seit Ibeles und die älteſten Knaben außer dem Hauſe thätig waren, hatte es wenigſtens ein bischen mehr Raum gegeben. Ein kleiner Anbau mit einem Stück Garten, früher zur Villa gehörig, und vor der Ankunft der deutſchen Familie einem Nachbarn vermiethet, wurde jetzt vom Eigenthümer Herrn Ibeles überlaſſen. Dorotheen

wurde die Freude, die sonst einer gedeihenden Familie nur einmal im Leben begegnet, nämlich sich ein Hauswesen frisch zu gründen, und es täglich sich verbessern und verschönern zu sehen. Die Anstelligkeit der heranwachsenden Töchterchen machte es ihr möglich, manches kleine Geschäft aus der Hand zu geben, und was ihr in einer langen Reihe von Jahren nie begegnet war, es ereignete sich, daß sie einmal Zeit hatte.

Was sollte sie nun mit dieser Muße thun? Ferner kochen und nähen und von Fremden die Töchter bilden lassen, oder erziehen und Fremde für sich kochen und nähen lassen? Sie zog das letztere vor.

Ihren Mann sah sie nur noch am späten Abend. Er war dem Beispiel so vieler Musiker gefolgt, welche sich vorsetzen, durch maßlose Arbeit und Entbehrung in wenigen Jahren in London so viel zu gewinnen, daß sie nachher eine ihren geistigen Bedürfnissen zusagende Thätigkeit ohne Rücksicht auf Geldvortheil ergreifen dürfen. Um diese Zeit sorgenlosen Glückes so viel früher herbeizuführen, war Dorothea es zufrieden, daß sie seine persönliche Gegenwart von früh bis spät entbehrte. War doch das Bewußtsein der

Liebe und Treue, mit der er für die Seinen arbeitete, ihres Lebens Sonnenlicht, das selbst von Wolken verdeckt, Alles erhellte. Sie wollte nicht hinter ihm zurückbleiben, und beschloß ihn dereinst mit einer großen Freude zu überraschen, die er ihrer Willenskraft und Ausdauer verdanken sollte.

Ehemals, wenn er die Knaben unterrichtete, saß sie meist mit Handarbeit beschäftigt dabei, oder ging doch ab und zu. Sie hatte Alles beobachtet, auf das er Werth legte, und wie Reliquien bewahrte sie jedes Notenblatt, auf das er Bemerkungen, Regeln und Aufgaben für die Knaben geschrieben hatte. Im Hause des Onkels war seit ihrer Kindheit ihr Innerstes mit Werken der besten Meister genährt worden, und wenn auch die Ausführung dort sehr tadelhaft war, so wird doch die Seele von einem noch so schlecht gespielten classischen Stück mehr geheiligt, als von dem Genuß der Salonmusik, wenn sie vom größten Virtuosen vorgetragen wird. Eine von Natur musikalische Person, wenn sie viel Gutes gehört und einen unverdorbnen Geschmack hat, kann durch die bloße Energie des Charakters zum Lehrer werden. Würde nicht auch ein verständiger Mensch von wissen-

ſchaftlicher Bildung, der in Spanien gelebt hätte, uns mit Hülfe einer Grammatik leichter Spaniſch lehren, als ein unerzogner Eingeborner, der vom Princip einer Sprache überhaupt keinen Begriff hätte?

Dorotheen war die Muſik ein ſolches reizendes Land, durch das ſie einmal hindurchgereist war, und deſſen Sprache ihr durch den Geliebteſten vertraut blieb. Ein einfaches Lied konnte ſie noch immer ſingen und begleiten, aber das Spielen anſpruchsvoller Stücke hatte ſie ſeit ihrer Heirath aufgegeben. Sie hätte ſich geſchämt, ſich ſelbſt ans Clavier zu ſetzen, da ſie von ihrem Manne jede Lieblingscomposition in feinſter Vollendung konnte vortragen hören. Jetzt gelobte ſie ſich, in ſeinem Geiſte die Töchter zu unterrichten, deren Trieb zu lernen ſo groß war, daß man fühlte, ſie ſeien zu Künſtlerinnen geboren.

Mit Cathrinchen war es unmöglich, einen Haushalt comme il faut zu führen, das hatte ſie längſt eingeſehen. So lange Dorotheens Stellung als eine vom Schickſal aus den Fugen geriſſene erſchien, ward ſie von anderen Frauen nur beklagt und nicht mißachtet. Jetzt war ſie manchen Demüthigungen ausgeſetzt geweſen, wenn ſie Fremden Rede ſtehen mußte,

die in Abweſenheit ihres Mannes Geſchäfte wegen kamen und ihr Auftrag gaben, ſie bei der Dame des Hauſes anzumelden. Es war alſo durch die Umſtände geboten, daß die Frau des angeſehenen Künſtlers anders auftrat, als die Frau des Flüchtlings. Als aber Dorothea ihrem Manne zuerſt ankündigte, daß es jetzt nöthig werde, ſich anſtändig einzurichten, und ihm die an ſich unbedeutenden Zufälligkeiten erzählte, die ihr hier zu Lande das Fortſpielen einer Haushälterinnenrolle unerträglich machten, glaubte er, der Hochmuth ſei in ſeine Frau gefahren. Er hielt das Beiſpiel der engliſchen Freundinnen für Schuld daran, denn ſo ungewohnt war ihm, daß Dorothea vornehm that, daß er für Prätenſion bei ihr anſah, was ſich bei jeder andern Dame in ſeinen Augen von ſelbſt verſtand. Zum erſtenmale ſpürte Dorothea an dem Ton ſeines Widerſpruchs, daß in ſeiner Seele ihr Bild in einem andern Lichte ſtand, als ehemals. Es war ſeit Monaten nichts im Hauſe vorgefallen, das eine gemeinſchaftliche Berathung von Mann und Frau nöthig gemacht hätte. Dorothea hatte ſich abgewöhnt, ihn mit kleinen Verdrießlichkeiten, die ſie ſelber ſchlichten konnte, zu behelligen, weil er ein paarmal, als

er in hochpoetiſcher Stimmung aus dem gräflichen Salon heimkehrte, deſshalb heftig aufgefahren war.

Jetzt ſagte er: „Du wollteſt ja nur eine Hausfrau und keine Salondame ſein! Die Frauen, mit denen du umgehſt, werden es dir nicht übel nehmen, wenn du ſie in der alten Weiſe empfängſt, und ſeit ich außer dem Hauſe unterrichte, kommen ja wenig Fremde hieher. Eigentlich haben wir für zwei Mägde gar keine Arbeit, und ich begreife nicht, wie du dich und ſie beſchäftigen willſt.“

Dorothea wurde ebenfalls ärgerlich, und erwiederte: „Ja freilich, wenn ich ſelber die erſte Magd bin, ſo brauchen wir nur Cathrinchen als zweite; aber es kommen Augenblicke, wo ich als Dame des Hauſes erſcheinen muß, und wo es einen übeln Credit auf dich und die Kinder wirft, wenn das Gerücht entſteht: du hätteſt deine Köchin geheirathet.“

Abeles hatte ſich ſchon ſo des Zuſammenhangs mit Frau und Kindern entwöhnt, daß ihn dieſe Vorſtellung nicht mehr ſonderlich rührte. Seine Welt lag jetzt draußen, ſein Haus abſeit, und ein Mann ſei noch ſo feſt im Glauben an die guten Eigenſchaften ſeiner Frau, ihr Bild wird dennoch lichter

oder trüber in ſeiner Seele, je nachdem die Welt ſie ſchätzt oder ſchmäht. Unterſtand ſich auch Niemand im gräflichen Salon, Dorotheen direct anzugreifen, ſo war doch das Linksliegenlaſſen ihrer Perſönlichkeit oder der geringſchätzende und bedauernde Ton, mit dem man ſeiner Häuslichkeit erwähnte, genug, dem Künſtler innerlich die Frage aufzuregen, ob denn wirklich vielleicht ein Grund da ſei, ihn zu bedauern.

Dorothea wollte ihre muſikaliſchen Pläne nicht verrathen, aus Furcht, ihm lächerlich zu erſcheinen, und um ſich nicht eine Muthloſigkeit einflößen zu laſſen, die den Erfolg gefährden konnte. Sie ſtellte ihm alſo vor, daß ſie bei der bisherigen Lebensart alle Gemeinſchaft mit den ältern Kindern aufgeben müſſe, während ſie bei zwei Dienſtboten mehr Zeit erübrigen werde, deren Beſchäftigung zu überwachen. Sie wollte außer der Schulzeit mit ihnen leſen, damit Sprache und Poeſie der Heimath ihnen nicht in der Fremde verloren gehen möchten; ſie wollte ihre Führerin ſein, wenn ſie ſich aus dem Bereich der Kinderſtube und ABC-Schule auf einen lehrreichern aber gefährlichern Lebensboden hinauswagen müßten.

Adelen meinte, das Alles ließe sich ganz gut vereinigen, wenn die Frauen nur die Haushaltung nach dem Stundenplan einrichten wollten, wie ein Musiklehrer. Wirklich brachte er ihr am andern Tage eine Tabelle, wo er mit scharfsinniger Ueberlegung jedem weiblichen Wesen der Familie, groß und klein, seine Beschäftigung vorgerechnet hatte, und genau so, daß sie nicht mit der der andern in Collision kam. Alles stimmte herrlich: von 7 bis 9 Frühstück und Anziehen, von 9 bis 10 lehrt Catherinchen und Dorothea theilt bei den Kindern; von 10 bis 11 übernimmt Catherinchen die Aufsicht wieder, und Dorothea macht ihre Einkäufe. Von 11 bis 1 Kochen, Schlafstuben aufräumen, Inspiciren des Wäschevorraths ꝛc.; von 1 bis 2 Mittagessen. Von 2 Uhr an ist der ganze Nachmittag frei für Catherinchen zum Zeichnen, zum Spazierenführen der Kleinen, und der Abend zum Flicken. Dorothea kann Nachmittags ihre Commissionen machen, Besuch empfangen, lesen, die Töchter unterrichten, denn von 2 bis 10 sind ja acht volle Stunden, frei und unbetheiligt.

Als Dorothea das Alles auf dem Papier schwarz und weiß sah, kam es ihr selber für einen Augenblick

ganz ridikül vor, doch bei näherer Besinnung zeigte sich die ganze Aufstellung ähnlich derjenigen, die man bei Pländerspielen unter dem Namen Generalparten verbringt. Eine ganze Reihe von Leuten stützen sich Alle auf eins ihrer Knie und halten beide Arme in die Luft. Giebt man dem ersten einen Stoß, so stürzt er auf den nächsten Nachbarn und wirft ihn um; dieser stürzt auf den nächstfolgenden, und so weiter, bis die ganze Reihe auf der Erde liegt. So ging es auch hier. Fehlte einem Kinde was, und das ganze kleine Personal war um 9 nicht mit dem Anziehen fertig, so war auch Cathrinchen bis 10 nicht am Herren. Jeder Händler, der zu einer ungewöhnlichen Zeit einen Gegenstand ins Haus brachte, oder etwas anderes, auf das man gerechnet hatte, nicht lieferte, brachte alle Geschäfte des Tages in Confusion. Die Leute schalten immer, wenn Cathrinchen nicht bei der Hand war, und die schlechten Beinscherinnen schienen sich verschworen zu haben, just zu der Stunde zu kommen, wo gar nicht aufzuschiebende Arbeiten Terethen bedrängten. So zog sich die Versäumniß jeder Stunde in die nächste hinüber, und sah die Hausfrau Abends auf den resultat-

losen Tag zurück, so schien ihr das eigne Herz auch nur eine öde Leere.

Sie sagte zu sich: „Hat mein Mann den Tag hinter sich, so weiß er wenigstens: so und so viel Schüler hab' ich unterrichtet, so viel Seiten hab' ich geschrieben. Der Maurer sieht Stein auf Stein sich zum Gebäude fügen, die Näherin kann wenigstens die Stiche aufzählen die eine Naht machen. Aber Hausarbeit wird nie fertig, oder fängt doch jeden Tag von vorne wieder an. Der Mann sieht nur was nicht gethan ist, denn das Gethane fällt nicht in die Augen. Alle Ordnung erscheint wie eine Zauberei von unsichtbaren Händen, aber die Unordnung soll das Werk der Frau sein! Ist es ein Wunder, daß Thätigkeit ohne sichtbares Resultat ein denkendes Wesen herabsetzt, und daß wer Maschinenwerk thut, endlich wie eine Maschine behandelt wird!"

Sie brachte von Neuem ihr Anliegen vor, den Haushalt auf englische Weise einzurichten, und sich selbst aus der niedrigern Arbeitssphäre zurückzuziehn, die sie bisher willig ausgefüllt hatte. Ibeles sagte: „Mache das, wie du willst. Ich sehe keine ver-

nünftige Urſache zu dieſer Aenderung, aber ich laſſe dir freie Hand.“

Er ſprach es nicht herb aus, aber er war unzufrieden mit Dorotheens Forderung und verkannte ihre Motive. Er ſelbſt, von zarterer Geſundheit als ſie, hatte von einer zugleich edlern und leichtern Thätigkeit herabſteigen müſſen, um ſeiner Familie die Exiſtenzmittel zu ſchaffen. Er fühlte, daß ſeine jetzigen Geſchäfte mehr unter ſeiner Würde waren, als die Hausarbeit unter der ſeiner Frau, die dazu ſtark genug und überdies daran gewohnt war. Er glaubte, ſie wolle es ihn fühlen laſſen, daß er in einem andern Kreiſe, wo höhere geiſtige Intereſſen walteten, ſeit einiger Zeit Erholung von den Sorgen des Hauſes geſucht, und nur verletzter Stolz treibe ſie, ſich gegen die beſcheidne Stellung aufzulehnen, mit der ſie ſonſt immer zufrieden geweſen ſei.

So ſehr hatte das Auseinandergehen ihrer Lebenswege die Beiden ſchon entfremdet, daß ſie ſcheu und halb ihre Meinungen gegenſeitig ausſprachen, um nicht eine Streitigkeit aufzuregen. Dazu kam, daß buchſtäblich keine Zeit zu einer Verſtändigung da war, und Details brauchen deren leider ſo entſetzlich

viel. Dorothea scheute gemein zu erscheinen, wenn sie praktische Belege ihres Thuns und Lassens vorbringe, und machte darum nur im Ganzen Wünsche und Empfindungen geltend. Ibeles durfte Morgens nicht aufgehalten werden, Abends war er zu müd, und Tisch und Ruhestätte mußten doch von plagsamen Geschäften so heilig gehalten werden, wie der Sonntag. Ihm fesselte der Umstand die Zunge, daß Dorotheens Onkel es war, der mit deren künftigem Erbtheil ihnen über brodlose Zeiten hinweggeholfen, und daß es ihm deßhalb nicht zustand, ihr vorzuschreiben, bis zu welchem Grade sie durch eigne Mehranstrengung seine Schaffenskraft länger zu schonen habe. Aber im Stillen hielt er es für ungerecht, daß sie grade jetzt strebte das Haus für sich angenehmer und bequemer zu machen, wo er es nicht mitgenoß.

Es giebt einen Ton in der Ehe, der dem Gemüthe weher thut als der zornigste Vorwurf, und das ist die kühle Artigkeit; diesen nahm Ibeles jetzt häufig an. Sonst hatten Mann und Frau Alles, das Höchste und Geistigste wie die Vorkommnisse des alltäglichen Lebens, vertraulich mit einander

beſprochen. Darauf kamen die Jahre der Noth, wo er ſich gezwungen ſah, blos in fremder Geſellſchaft ſich geiſtig auszuſprechen, und wo ihr oft in Wochen nicht die Botſchaft von einem Buch oder Kunſtwerk die Gedanken erfriſchte. Wie ein Schiffbrüchiger, der ohne Speiſe lang auf dem Meer irrte, und erſt langſam ſich wieder an nahrhafte Koſt gewöhnen muß, ſo hatte ſich ihre Seele der alten Genüſſe entwöhnt, und ermattete faſt, wenn ihr einmal unerwartet aus dem vollen Geiſtesſtrom ein Becher geſchöpft wurde. Ibeles mißverſtand das, und glaubte, ihre Fähigkeit, Groſſes zu verſtehen, ſei abgeſtumpft, er fiel deßhalb zu Hauſe entweder in den bequemen Platten, oder den abweiſenden Ton. Fand er doch für alle höhern Intereſſen einen anderweitigen Boden der Mittheilung. Darum lag ihm der Irrthum nahe, daß es jetzt nur Bequemlichkeit und nicht Bildungstrieb ſei, was Dorotheen ihm unbemerkt verändert habe, und daraus erwuchs jene rückſichtsvolle Verſchloſſenheit, die ſie nicht durch zudringliche Zärtlichkeit durchbrechen wollte.

Sie glaubte, Pflichttreue ſei ein für allemal das beſte Heilmittel für alle krankhaften Stimmungen,

und war innerlich ſicher, daß die Ausführung ihrer guten Abſichten ihn bald mit ihr in die alte Uebereinſtimmung bringen müſſe. Sie rechtfertigte die Durchſetzung ihres Willens vor ſich ſelbſt, indem ſie ſagte: „Iſt ſein Haus erſt wieder anmuthig, ſo wird er's wieder lieben wie ehedem. Jetzt iſt der Abſtich zwiſchen Pflicht und Vergnügen zu ſchreckend für die ſchönheitsſüchtige Künſtlerſeele. Im Mittelalter, wo die Leute eine Belohnung jenſeits erwarteten, ergaben ſie ſich darein, daß alle Tugend eine Aufopferung diesſeits ſein mußte. Jetzt, wo wir Alles im Leben zu finden hoffen, müſſen wir uns die Tugend ſo ſchmackhaft machen als wir können."

Achtzehntes Kapitel.

Der Sklavenmarkt und die freien Töchter Albions.

Flotow's Oper, Martha oder der Markt zu Richmond, ſchwebte unſrer deutſchen Hausfrau vor, als ſie in aller Naivetät ſich bei Mrs. Buſy erkundigte, an welchem Wochentage man ſich am Beſten nach der obengenannten Stadt verfüge, um eine Magd zu miethen. Die befragte Freundin lachte herzlich und ſagte, daß dies eine verſchollene Inſtitution ſei, und daß man jetzt nur zu Picnics und dergleichen Amüſements nach Richmond gehe. Aber ſie ſetzte hinzu, daß Bazars genug in London ſeien, wo man Nähmädchen, Köchinnen, Kammerjungfern und was für Dienſtboten man wolle, jedes Aſſortiſſement in großer Varietät in ſeiner beſtimmten Abtheilung ausgeſtellt finde. Mrs. Buſy erklärte dieſe Art Mägde zu miethen für praktiſcher, als jede andre, beſonders

als die durch Correſpondenz in der Times vermittelte. „Die Perſonen," ſagte ſie, „die ſich in der Zeitung ankündigen, haben ſo ſehr vornehme Anſprüche; unter zehn ſind zuweilen neun, welche die Bedingung machen, nur in einem Hauſe zu wohnen, wo männliche Dienerſchaft gehalten wird. Doch will ich Ihnen rathen, auch wenn Sie in den Bazar von Oxford Street gehn, ſehr aufmerkſame Toilette zu machen, denn eben ſo wie wir dort Mägde beſichtigen, werden wir Ladies von dieſen beſichtigt, und oft machen wir die Erfahrung, daß nicht wir es ſind, die dort eine gehorſame Köchin finden, ſondern daß die Köchinnen eine Dame ſuchen, die ſich von ihnen befehlen läßt."

Nach dieſem einladenden Bazar verfügte ſich nun Dorothea, und ſah ſchon von weitem, wie eine Gruppe von Frauenzimmern in lila Kattunkleidern, dunklen Shawls und Strohhüten, der gewöhnlichen Morgentracht der Hausmädchen, ſich aus und ein drängten. Die Thüre ſah wie die Oeffnung an einem Bienenkorb aus, und man ſollte glauben, bei einer ſolchen Ueberzahl von Arbeiterinnen müſſe es nicht ſchwer ſein, binnen fünf Minuten eine

Dienstwillige ausgefunden zu haben. Dorothea sah, daß Alle vor einem Anschlagzettel mit colossalen Buchstaben stehen blieben, der neben dem Eingang hing. Es war die Aufforderung zu freier Auswanderung nach Australien, Canada und andern Colonien, zu der die Regierung junge arbeitslustige Frauenzimmer einlud, und Dorothea bemerkte im Vorbeigehn, wie eine unternehmende rothbäckige Dirne mit dem Sonnenschirm auf den Namen Melbourne deutete, und ihrer Begleiterin zurief: „Dort ist mein Vetter hingegangen, und find' ich heute nicht eine ganz auserwählte Stelle, so laß ich mich diesen Abend auch nach Australien einschreiben!"

Im Vorhaus saß ein Herr in einem von Glasfenstern umgebenen Bureau, den Dorothea nach Verhaltungsregeln fragte. Er gab ihr mit großer Höflichkeit die Statuten der Anstalt, und erklärte ihr, daß das Entrichten einer kleinen Summe sie berechtige, vierzehn Tage lang, so oft sie wolle, die ausgestellten Mägde Morgens von zehn Uhr bis Abends fünf zu besehen. Habe sie während dieser Frist keine gefunden, die ihr gefallen, dann erst müsse sie ihre Eintrittskarte erneuern.

Dorothea war auf einen ſolchen Zeitaufwand nicht gefaßt geweſen, und fragte kleinlaut, ob es denn vorkäme, daß Damen am erſten Tage ohne Magd heimgingen? Der Herr lächelte ein wenig und machte die ausländiſche Dame darauf aufmerkſam, daß man für Entrichtung einer größern Summe ſich für das ganze Jahr auf dieſen Bazar abonniren könne. Er erwähnte, daß ſolche Damen, die oft wechſelten, wie auch Dienſtboten, die die Veränderung liebten, dieſe Art der Zahlung profitabler fänden als die Eintrittskarte für bloß vierzehn Tage. Dorothea ſchüttelte den Kopf, zahlte vorläufig ihre Entree, und nahm ſich vor, raſcher und entſchloſſener zu verfahren als die Londoner Damen.

Sie warf einen Blick umher, und ſah auf Holzbänken an den Wänden etwa zwanzig ältere und jüngere Perſonen, ſchlecht gekleidet und ohne Handſchuhe, umherſitzen. „Dieſes ſind die Mägde für alle Arbeit!“ ſagte der Herr. „Das iſt nicht was Sie verlangen; die Köchinnen ſtehn dort auf der mittlern Erhöhung, und oben ſind die Hausmädchen und Kinderwärterinnen!“

Die Köchinnen ſchienen meiſt Perſonen zwiſchen dreißig und vierzig Jahren, und Alle hatten Hauben

mit bunten, oft ziemlich zerknitterten Blumen unter dem Hut. Sie ging diesem Departement vorüber, denn seit Conrädchen allein laufen konnte, und ihr Mann meist außer dem Hause speiste, hatte sie Cathrinchen gelehrt, die einfachen Speisen zu bereiten, mit denen sie und die Kinder sich begnügten. Was sie bedurfte, war eins der niedlichen Hausmädchen, die durch ihre bloße Erscheinung beim Oeffnen der Hausthüre als eine Bürgschaft für die Respectabilität der Familie gelten, bei der sie wohnen. Cathrinchen hatte zwar kochen gelernt, aber der durch die Sitte gebotene Styl im Betragen gegen Fremde, und zierliches Aufräumen und Nettigkeit im decorativen Element konnten ihr nicht beigebracht werden.

Als Dorothea nun die Treppe des Bazars hinaufstieg, ward sie von einer elegant gekleideten Directrice in einen Saal geführt, vor dessen Eingang auf einer zum zweiten Stockwerk hinaufführenden Treppe amphitheatralisch geordnet die Hausmädchen standen: groß und klein, alte und junge, hübsche und häßliche, je nach den Wünschen und Interessen der verschiedensten Herrschaften. Die Vorhänge der ganz aus Glasfenstern bestehenden Wand, welche den Saal

der Damen von dem Mägdeplatz schied, ließen bequeme Spalten an den Ecken, um es zu ermöglichen, daß man die Ausgestellten vorher betrachten konnte, ehe man sich auf eine Verhandlung einließ.

Dorothea fühlte sich für die Mädchen auf der Treppe verlegen werden, denn die ganze Behandlung der Sache kam ihr entwürdigend für die Menschennatur vor. Sie glaubte auf einem Sklavenmarkt zu sein, als hinter ihr her eine dicke, reichgeputzte Dame mit vielen Garnituren die Treppe heraufkeuchte, sich ohne weiteres mit der Lorgnette vor das Amphitheater stellte und nach Inspicirung desselben hörbar zu der Directrice sagte: „Heut ist keine Einzige da, die mir gefällt!“ Dann den Rücken wendend, verfügte sie sich wieder zu ihrer Equipage.

„Welches der Mädchen wünschen Sie zu sprechen?“ fragte jetzt die Directrice Dorothea, da sie sah, daß diese unschlüssig im Saale stand und nach einer Anknüpfung zu suchen schien. „Die große dort, wenn's gefällig ist, mit dem grünen Band auf dem Hut!“ erwiederte sie, und das Mädchen kam.

Unsere Hausfrau bemerkte bald, daß zwischen diesem Bazar und einem Sklavenmarkt ein wesentlicher

Unterſchied beſtand. Nachdem ſie der jungen Perſon die gewöhnlichen Fragen geſtellt hatte, wie viel Lohn ſie fordere, ob ſie die übliche Hausarbeit verſtehe und ein gutes Zeugniß aus ihrem letzten Dienſt beibringen könne, und dieſe wie alle kleineren Punkte genügend beantwortet waren, erklärte ſie ſich bereit, dieſelbe zu miethen. Der Lohn war zwar exorbitant, doch darauf war ſie gefaßt geweſen.

Nun aber fing die Magd an, ihrerſeits der Hausfrau Fragen zu ſtellen und dieſelbe einem ſcharfen Examen zu unterwerfen. Darunter waren die folgenden Punkte: „Wie viel Guineen ſind mir außer dem Lohn für meine eigene Wäſche zugeſichert?“

Dorothea meinte, daß dem Hausmädchen Zeit genug bleiben würde, ihre eigenen Sachen ſelber zu waſchen, doch dieſe erwiederte, dazu habe ſie ſich noch nie verſtanden. Die Frage wegen des täglichen Genuſſes von gutem Ale war leichter geſchlichtet, denn in Folge früherer häufiger Zwiſtigkeiten zwiſchen Herrſchaften und Dienſtboten deßhalb, iſt durch Parlamentsbeſchluß die Portion Ale feſtgeſtellt, mit der alle Dienſtmägde der vereinigten Königreiche von Großbritannien ſich begnügen müſſen. Nun kam die

Frage, ob außer der Küche die Dienstboten ein besonderes Wohnzimmer hätten und ob ihre Schlafstube mit einem ordentlichen Teppich und gutem Federbett versehen sei? Endlich wünschte die Magd zu wissen, ob ihre künftige Herrschaft zur Hochkirche gehöre, da sie aus Princip nie bei Dissenters diene, welche letztere gemeiniglich als geringere Leute angesehen würden.

Nun war Dorothea des ferneren Examens satt und sprach höflich ihr Bedauern aus, daß sie das Frauenzimmer vergebens bemüht habe; diese machte einen Knix und sagte: „Danke Ihnen!“ und kehrte wieder auf ihren Posten zurück. Die Gruppe der anderen Mägde sah die Kommende fragend an, und Dorothea glaubte ein leises Gemurmel zu hören, das wie ein Lauffeuer durch die Reihe ging und das ihrem scharfen Ohr klang wie die Worte: „Sie ist keine Lady!“

Die Memoiren der Meta Braun fielen ihr ein und sie besann sich, daß sie stehend mit der fremden Person geredet hatte. Erschrocken über das Vergessen der englischen Etiquette, nahm sie schnell den Eckplatz eines naheſtehenden Sopha's ein und begann

umherzuſpähen, wie denn von den andern Anweſenden das Miethgeſchäft betrieben wurde. In dem Saal, der rundum mit bequemen Sitzen verſehen war, hielten ſich mehrere getrennte Gruppen auf. Einige Damen vertrieben ſich die Zeit des Wartens, indem ſie die Bilder an den Wänden betrachteten, andere ſaßen um die runden Tiſche, auf denen Zeitſchriften und Bücher ausgelegt waren. Von Zeit zu Zeit wurde von Einer derſelben mit der Directrice ein Wink getauſcht, ob noch keine neuen Mägde zu den ſchon beſehenen hinzugekommen ſeien, und war das geſchehen, ſo wurde die friſch Eingetretene beordert, ihren Gang durch den Saal zu machen. Die Damen ſaßen in ehrfurchtgebietender Haltung, rückgelehnt auf ihren Plätzen und die Zofe in spe ging in einem weiten Bogen vorüber. Kam ſie an dem Platz derjenigen Dame vorbei, die ihre Vorführung verlangt hatte, ſo gab dieſe ihr ein Zeichen ſtillzuſtehen und die Verhandlungen begannen. Gefiel aber das Aeußere des Mädchens nicht, ſo ließ die Dame ſich auch nicht in das kürzeſte Geſpräch ein. Dorothea beobachtete, wie die Eine dem paſſirenden Mädchen nur kopfſchüttelnd zuflüſterte: „Zu jung!“ und

wie ein anderes mit dem unverhohlenen Urtheil: „Zu alt!“ entlaſſen wurde. Sehr vornehm ſich geberdende Damen ſprachen nicht einmal ſo viel als ein Nein aus; ſondern wenn eine Magd, die ihnen mißfiel, vorbeiging, ſenkten ſie eben die Augenlieder mit einer kaum merkbaren verneinenden Kopfbewegung.

Mrs. Buſy und die Beak's hatten Dorotheen geſagt, daß man nur durch eine ſolche Miene engliſchen Mägden imponire, und ſie ſtrebte ſich den Widerſpruch zu erklären, der in dieſem Faktum neben dem ſtarken Selbſtgefühl der arbeitenden Claſſe liege. Sie dachte: „Wahrſcheinlich fühlen ſie ſich gedemüthigt, wenn ſie Jemand gehorchen ſollen, der ihnen erſcheint wie ihres Gleichen, oder fühlt ſich ihr eigener Stolz in dem Maß gehoben, wie das Anſehen ihrer Gebieterin ſteigt?“ Sie führte in Gedanken das Problem weiter aus und ſann über das demokratiſche England nach, das als freieſte Nation der Erde zugleich die tiefſte Deferenz vor allem Ariſtokratiſchen hat. Endlich ſagte ſie lächelnd zu ſich ſelbſt: „Und bei ſolchem Lauf der Welt ſoll man ſich verwundern, daß ein demokratiſcher Ehemann, ſobald er engliſche

Luft athmet, ein Weib nicht mehr ſo höflich behandelt, als eine Gemahlin!"

Jetzt kam eine neue Gruppe von Perſonen in den Saal; voran eine ziemlich kurze Dame, in einem geblümten Atlaskleide, worüber eine violette Sammetmantille mit vielen Spitzen und Stickereien verziert lag. Der Kopfputz war mit einem Uebermaß von Perlen, Federn und Blonden geſchmückt, und ihr ganzes Auftreten verrieth eine reich gewordene Handelsfrau, die ſich vom Geſchäft zurückgezogen hat. An der Ausſprache des h kennt man in England trotz allem Putz die unächten Ladies, denn ſie ſetzen mit eiſerner Conſequenz dieſen Buchſtaben immer dahin, wo er nicht hingehört, und laſſen ihn aus, wo er ſtehen ſollte. Hinter der kurzen Dame erſchienen zwei ebenfalls ſehr aufgeputzte kleine Mädchen und zuletzt der Ehemann mit einem Proviantkorb in der Hand. Die ganze Geſellſchaft ließ ſich auf einem der Sopha's häuslich nieder, und es ſchien, daß ſie dieſen Bazar als einen Vergnügungsort betrachteten, wo man Leute ſah und geſehen wurde.

Die Atlasgeblümte ſuchte eine Kinderfrau, es ſollte aber eine ſein, die bei der Ariſtokratie gedient

hätte, damit sie ihren Kindern Styl und Manier beibringen könnte. Dorothea saß so nah, daß sie das ganze Gespräch überhörte, das als ein Dokument menschlichen Schicksalstausches ihr merkwürdig schien. Eine bleiche, gealterte Frau in Wittwentracht von hoher Gestalt ward vorgeführt, und da die kurze Dame natürlich sitzen blieb, mußte jene während der langen Verhandlung immer in gebückter Stellung bleiben. Die Kurze war äußerst gesprächig und berichtete alle Fehler, die ihre bisherigen Kinderfrauen gehabt, um die Neue abzumahnen, in die nämlichen Sünden zu verfallen. Schon diese Plaudersucht, die bei einer englischen Dame einem fremden Dienstboten gegenüber etwas Unerhörtes ist, würde die Sprecherin als aus niederem Stande entsprossen bezeichnet haben, wenn nicht ihre Ausdrucksweise ohnehin das nämliche verrathen hätte.

Sie forschte zuletzt nach den Verhältnissen der vor ihr stehenden Kinderfrau, deren feine Züge und gewählte Aussprache ihrer Versicherung Glauben verschaffen konnten, daß sie noch nie gedient habe. Sie sagte, daß sie dennoch alle Pflichten der Kinderstube verstünde, weil sie bei ihren eigenen Kindern ehemals

Wärterinnen gehalten und ſelbſt beaufſichtigt habe. Sie ſchien abgeneigt, über Dinge Rede zu ſtehen, die nicht zur Sache gehörten, aber die kurze Dame ließ ſie nicht los, bis ſie ihr alles abgefragt hatte, das ihre Neugierde reizte.

Die ältliche Wittwe war an einen Kaufmann verheirathet geweſen, der Bankerott gemacht hatte und dann mit den Kindern nach Auſtralien gegangen war. Sie hatte bei Verwandten abwarten ſollen, bis die Ihrigen dort ein Geſchäft gegründet, um dann nachzukommen. Statt deſſen erhielt ſie die Nachricht ſeines Todes. Die Kinder waren erwachſen genug, um dort durch Arbeit ihr Brod zu verdienen und verſprachen wiederzukommen, ſobald ſie ſich ein Vermögen erworben. Die Mutter konnte ſich den Verwandten nicht nützlich machen und ſah ſich genöthigt in Dienſt zu gehen. Sie erwähnte, daß ſie ihre Erziehung in einem Inſtitut gehabt und daß ſie ſogar Zeichnen und Clavierſpielen gelernt habe; ſie könne zwar nicht genug, um Gouvernante zu werden, doch hoffe ſie kleinen Kindern mit ihrem Talent nützlich ſein zu können.

Die kurze Dame ſagte, das Zeichnen wäre ihr

ſchon ganz angenehm, aber die Muſik ſei nicht nöthig, denn dafür ſei in ihrem Hauſe längſt geſorgt. Sie hatte nämlich eine Drehorgel für die Kinderſtube angeſchafft, auf der die Wärterin Morgens und Nachmittags zwei Stunden ſpielen mußte. Sie erzählte, daß dies jetzt in den vornehmſten Kinderſtuben Mode ſei, weil es die beſte und wohlfeilſte Art ſei, die Kinder von der Wiege an muſikaliſch zu machen. Endlich entließ ſie die Wittwe mit der Bemerkung, ſie wolle dennoch erſt verſuchen, ob ſie eine Kinderfrau fände, die bei der Ariſtokratie gedient hätte. Es ſchien ihr nach Allem heute mehr auf mannigfaltige Unterhaltung, als auf ihren Zweck anzukommen.

Dorothea hatte unterdeß ein Mädchen ins Auge gefaßt, welches zwei andere Damen vor ihr abgewieſen hatten. Mit dieſem wechſelte ſie einige Fragen und da ihr deſſen offene Phyſiognomie gefiel, ſo verſprach ſie es zu engagiren, falls das Zeugniß der vorigen Herrſchaft genüge. Ihre Freundinnen hatten ihr eingeſchärft, daß ſie ſich nicht von ihrem Vertrauen hinreißen laſſen ſollte, anders als auf ein mündliches Zeugniß hin ihr Haus einer fremden

Perſon zu öffnen. Es kommt nämlich oft vor, daß ſich Diebinnen, auf gefälſchte Dienſtzeugniſſe hin, in arglose Familien einſchleichen. Daß eine Dame der andern unter vier Augen nicht eine Warnung geben ſollte, iſt kaum denkbar, ſeit das Parlament durch ein Geſetz die zu große Gutmüthigkeit im Empfehlen untauglicher Dienſtboten eingeſchränkt hat. Eine Dame nämlich, die durch eine bewußte Lüge einem unehrlichen Mädchen zu einer Stelle verhilft, kann bis zu 30 Pfd. Sterling und mehr Schadenerſatz angehalten werden. Wie man bei uns zu Lande ſich hütet, Bürge für eines Menſchen Zahlungsfähigkeit zu werden, ganz ſo koſtſpielig iſt es, ſich für „den guten Charakter“ einer Magd zu verbürgen. So nennt man nämlich das Zeugniß des Dienſtboten, und je nachdem ein Mädchen länger oder kürzer im ſelben Hauſe gedient hat, kündigt ſie ſich in der Times als eine Köchin von etwa dreijährigem oder neunmonatlichem gutem Charakter an u. ſ. w.

Das Mädchen, mit dem Dorothea ſprach, hatte nur einen Charakter von Einem Monat, und deßhalb mochte ſie wohl Schwierigkeiten genug finden. Der Gebrauch fordert, daß das Mädchen die Dame, die

sie entlassen hat, bittet, ihr einen Charakter zu geben, und diese bestimmt dann die Stunde, zu der die künftige Gebieterin sich bei ihr einfindet. Nachdem diese Botschaft hin und her getragen ist, läßt die letztere Dame sich bei der andern melden und spricht die Formel aus: „Ich komme, um den Charakter Ihres Hausmädchens zu erbitten!“ und dann beginnt die Conferenz, welche eine der seltenen Gelegenheiten gibt, in das Geheimniß eines fremden Hauswesens zu schauen.

Beim vorliegenden Falle erfuhr Dorothea, daß es nicht sowohl abrathend, als eine Rücksicht für eine Dienstbotin ist, wenn man die mindeste Annäherung vermeidet, bis man den Willen hat, sie unter jeder Bedingung zu miethen. Nämlich keine Dame braucht einer entlassenen Magd mehr als Einmal einen Charakter zu geben, und hat man also diesen gehört und nimmt sie dann nicht, so hat sie ihren Charakter verloren und ist der entsetzlichsten Rathlosigkeit ausgesetzt. So z. B. hatte jetzt die letzte Dame, bei der das Mädchen nur einen Monat gewohnt hatte, deren verletzten wortvollern, weil achtmonatlichen Charakter auch im Besitz.

Am folgenden Morgen erſchien Dorothea bei der Charakter-Dame, deren Urtheil über das Mädchen dahin lautete, daß ſie ehrlich und fleißig, aber ſehr impertinent ſei. Als ein Beiſpiel führte ſie an, daß das Mädchen ihr ſchon am zweiten Tage einen Guten-morgen geſagt habe, welches höchſt reſpectwidrig ſei. Eine Hausmagd durfte ihrer Erläuterung zu-mal nie eine Dame zuerſt anreden, und da jene ſich dieſe Unart nicht habe abgewöhnen können, ſo habe ſie dieſelbe nach dem erſten Monat entlaſſen. Dorothea fragte nun, ob es ſich mit dem vorletzten achtmonatlichen Charakter ſo verhalte, wie das Mädchen ihr geſagt; die Dame beſtätigte das, fügte aber hinzu: „Ihre vorige Herrin war eine Amerikanerin, und das ſind keine Ladies.“

Trotz der Abmahnung engagirte die demokratiſche Hausfrau, die an dem vertraulichen Ton der dienenden Claſſe keinen Anſtoß nahm, das junge Mädchen, und hatte keinen Grund, es zu bereuen. Statt eine Reihe von Mägdegeſchichten zu detailliren, wollen wir im Allgemeinen der Mehrzahl der engliſchen Dienſtboten, wie man ihnen in den Häuſern des Mittelſtandes begegnet, einen „guten Charakter“

geben. Sie halten zwar eigensinnig auf ihre hergebrachten Rechte, auf ihre Feiertage, auf die genaueste Abgrenzung ihres Arbeitsfeldes, aber selten versuchen sie darüber hinaus noch mehr Freiheiten zu erobern. Das Maß ihrer Pflichten ist sehr bequem zu erfüllen, aber sie thun es einen Tag wie den andern, man brauchen nicht erinnert und getrieben zu werden. Rein im Aeußerlichen wie im Gemüthe sind die Arbeiterinnen dieser Classe, und ihre gesunde Fröhlichkeit giebt das beste Zeugniß für ihr gutes Gewissen. Ein lustigeres leichteres Leben, als die englischen Mägde in der Regel haben, findet man so leicht in keiner andern Arbeitssphäre, welche alle weit mehr von Sorge gedrückt sind.

Nachdem Dorothea aus Rücksicht für das Gemüth ihres Mannes jahrelang lieber Mägdearbeit gethan hatte, als ihn zum Gelderwerb zu nöthigen, sah sie endlich ein, daß die Presse des Hauses grade so lähmend auf ihn wirkte, als die Armuth. Freilich war die von ihrer Stimmung ausgehende Presse die Consequenz der Armuth gewesen, und weil sie das einsah, so änderte sie mit Einem Schlag ihr bisheriges Treiben. Sie las nun die edelsten Dichterwerke mit

den Töchtern, erklärte ihnen das Unverhandene, und die vaterländischen Gespräche knüpften sich daran. Jede Mutter genießt alles Schöne aus Welt und Natur vierfach, wenn der jugendliche Verband und das unschuldvolle Herz ihrer Kinder zurück davon ergossen werden. Ihre Schilderung der heimathlichen Natur und Sitten erhielt die Vaterlandsliebe der Kinder immer wach, und gewaltiger noch als ein Mutterwort drangen die tausend Stimmen deutscher Dichter und Tonkünstler über das Meer herüber. Aus jedem Liede haucht ja der Athem der ewig treuen Mutter Germania warm ihre jüngsten und fernsten Sprossen an.

Die musikalische Bildung der beiden ältern Mädchen schritt über alle Erwartung rasch vorwärts, und Mutter und Kinder freuten sich heimlich auf den Tag, wo der Vater mit einem Familienconcert überrascht werden sollte. Die gute Nilla hatte aus eignem Antrieb darauf angetragen, daß sie die kleinen Schwestern allein unterrichten möchte, und es rührte Dorotheen zu Thränen, als das Kind ihr auseinandersetzte: „Ich will nicht blos zum Vergnügen lernen, schön vorzuspielen, sondern ich möchte lernen wie

man lehrt. Dann kann ich dem lieben Vater bald helfen, und wenn ich ihm die Schüler abnehme, ſo kann er in der Zeit wunderſchöne Symphonien componiren. Ich bin ſtolz wie ein König, wenn ich ein andres Kind ein Stückchen lehren kann, aber wenn der Vater den Takt ſchlägt, dann ſollten eigentlich immer alle Inſtrumente mit Pauken und Trompeten einfallen."

Nanna faßte mehr die praktiſche Seite des Geſchäfts ins Auge und ſagte: „Nicht wahr, es giebt Leute, die alle nützlichen Dinge beſitzen, und noch ganz viel Geld und Zeit übrig haben? Die möchten ſo gerne ſchöne Muſik machen können, wenn ſie allein ſind oder ſich traurig fühlen. Nun kommen ſie zu uns, weil wir Muſik genug haben, und kaufen ſich herzerfriſchende Melodien ein, und dann bekommen wir die nützlichen Sachen dafür!"

Cilla meinte, dieſer Tauſchhandel werde ganz direkt geführt, und erkundigte ſich, welche Schülerin denn am vorigen Sonntag die grünen Erbſen gebracht hätte. Nanna war ſchelmiſch genug, das arme Kind weiß zu machen, für jede Erbſe, die auf der Schüſſel geweſen ſei, habe der Papa eine falſche

Note anhören müſſen. Cilla, die ein ſehr empfindliches Gehör hatte, vergoß die hellen Thränchen darüber, aber Angela's Wißbegierde wurde nur durch dieſe Vorſtellung gereizt, und ſie fragte ernſthaft: „Wie viele Auflöſungszeichen, Kreuze und Bee gehen in eine Wurſt?“ Nanna erwiederte: „Das weiß ich nicht, aber ich glaube, daß die falſchen Noten der Miß Hobble de Hoye allein einen Schwartemagen füllen!“

Neunzehntes Kapitel.

Die ſtummen Gäſte und die aufgeregte Geſellſchaft.

Sobald man nicht mehr von Beſuchen erſtickt wird, iſt es einem ein inniger Genuß, Freunde zu ſehen, vorausgeſetzt daß ſie nicht langweilig ſind. Leider bilden ſich aber viele Leute ein, man könne ſich bei ſeinen Freunden geben laſſen, und brauche ſich nicht mit der Unterhaltung anzuſtrengen. Manche Engländerinnen haben dieſen Fehler, der bei ihnen um ſo unverzeihlicher iſt, da er nicht aus Unwiſſenheit, ſondern aus Maulfaulheit herrührt. Sie ſcheuen ſich vielleicht aus Stolz, etwas Unbedeutendes vor Fremden zu reden, obgleich ſich jede bewußt ſein könnte, daß es zu hohen und geiſtreichen Ausſprüchen nicht alle Tage eine Veranlaſſung giebt. Es iſt ſehr leicht, ſich nie eine Blöße zu geben, wenn man gar nichts ſagt, und erfahrne Menſchen glauben

längſt nicht mehr an die ungeheure Tiefe ſchweigſamer Gemüther. Auch ſind es nicht immer die Vorlauten, vor denen man in der Geſellſchaft ſich zu hüten hat, ſondern vielmehr die zurückhaltenden Beobachterinnen.

Langweiligkeit iſt weniger ein natürliches Gebrechen, als eine Sünde, und würde ſie als ſolche gerügt und wegerzogen, ſo möchten ſich manche damit Behafteten ſie abzugewöhnen ſuchen. Ein langweiliger Beſuch tödtet die Lebensſtunde des Menſchen, der ihn aushalten muß, denn er kann dabei nicht denken. Tritt man in die Gegenwart ſeines lieben Nächſten, und hindert ihn, ſich und den Seinen zu gehören, ſo muß man ſich ſelber ihm wenigſtens dafür geben. Man iſt zu der Anſtrengung verpflichtet, entweder das Geſpräch fortzuſpinnen, oder da, wo der Faden abreißt, den Freund allein zu laſſen.

Unſre gute Dorothea hatte, ohne geiſtreich zu ſein, die lebhafte heitre Geſprächigkeit der Rheinländerinnen, und unter vier Augen verſtand ſie auch jede Engländerin ins Plaudern zu bringen. Sie flößte Vertrauen ein, weil ſie weder mediſirte, noch wiedererzählte, und aus natürlicher Rückſicht gegen

den Beſuch, dieſem die verbrachte Zeit ſo inhaltreich als möglich zu machen ſtrebte. Trafen aber mehrere Engländerinnen zugleich in ihrem Hauſe zuſammen, ſo ſcheute ſich Eine vor der Andern, und Alle ſchwiegen ſtill. Nur wenn muſicirt wurde, machten ſie eine Ausnahme, indem jede mit der zunächſtſitzenden ein Privatgeſpräch verſuchte.

Bei ſolchen Gelegenheiten ſtrebte wohl die Hausfrau, ſobald die Muſik eingeſtellt worden, ein Thema von allgemeinem Intereſſe auf die Bahn zu bringen, und das gelang ihr wenigſtens mit Mühe und Ausdauer, wenn Mrs. Buſy und die Nachbarinnen zugegen waren. Aber kamen die Töchter Mutebell, ſo war jeder Verſuch vergebens, dieſelben aus der trägen Bequemlichkeit des ſtummen Zuhörens aufzurütteln.

Dorothea wußte durch Ibeles, der dieſe Mädchen unterrichtete, daß ſie nicht dumm waren; auch hatte die Berühmtheit des Vaters ſie von Jugend auf in Verbindung mit bedeutenden Perſonen gebracht; aber ſie hatten ſich angewöhnt, Unterhaltung vornehm zu genießen, ohne an der Arbeit Theil zu nehmen, ſie zu ſchaffen. Man findet in England oft, daß wo Ein ungeheurer Sprecher in einer Familie iſt, er

dieſelbe auf drei Generationen hinaus ſtumm macht, und man ſagte, daß der Urgroßvater dieſer jungen Damen zu ſeiner Zeit das ganze Parlament müde geſchwätzt habe. Man mochte auf die Babu bringen, was irgend in der Welt ein denkendes Weſen zu einem eigenen Urtheil reizt, kriegführende Parteien in Staat, Kunſt, Literatur und Geſellſchaft, Alles vergebens — die Töchter Rutebell blieben bei ihrem „Ja“ — „Nein“ — „Ganz ſo!“ und brachten damit Dorotheen und noch mehr Ibeles, wenn er ſich einmal außer den Unterrichtsſtunden in ihre Geſellſchaft locken ließ, zur Verzweiflung.

Er pflegte zu ſagen: „Niemand würde ſich unterſtehen, den Reichen, der an eine gute Tafel gewöhnt iſt, auf Schwarzbrod und Kartoffeln einzuladen; warum nöthigt man denn Menſchen, die an lebhafte Unterhaltung gewöhnt ſind, zu ſtummer Geſellſchaft? Der Reiche gilt für großmüthig, wenn er den Armen gibt, aber die Langweiligen danken Einem noch nicht einmal dafür, wenn man ſeine beſten Kräfte an ihre leeren Stunden ſetzt!“

Die Ungeduld mit dem mühſam fortſchleichenden Geſpräch war es, was Ibeles zuletzt blind für das

Achtungswerthe und wirklich Treffliche in den Freundinnen seiner Frau machte, und er fühlte sich täglich mehr an den ihr feindlichen Kreis gefesselt, in dem er unerschöpfliche Aufregung fand. Im Salon der Gräfin stockte das Gespräch so wenig, daß die Meisten vielmehr die Neigung hatten, ihre Ansichten alle zugleich geltend zu machen. Nur die Anwesenheit einiger ruhigern Gemüther dämpfte die überströmende Lebhaftigkeit. Ibeles kam sich in dieser Gesellschaft noch als einer der mildesten und besonnensten Menschen vor, wenn er die genialen Verkehrtheiten wie feuerrothe Pilze rings um sich her aufschießen sah.

Hatte in den Fabriken eine Arbeitseinstellung stattgefunden, und Ibeles hatte das Recht der überbürdeten untern Classe gegen das tyrannisirende Capital in Schutz genommen, so hielt ihn Mrs. Beak schon für exaltirt, und vertrat das göttliche Recht des Capitals. Aber kam dieselbe Sache im Salon zur Sprache, so behauptete Wildemann, daß das Eigenthum ein für allemal aufgehoben werden müsse, und daß nur die Proletarier politisches Genie genug hätten, um eine Staatsform und eine Nationalökonomie zu schaffen.

Einen Fehltritt, in überwältigender Leidenſchaft begangen, oder die Trennung eines unerträglichen Ehebündniſſes, hatte Ibeles immer ſchonend beurtheilt, und damit überſtrengen Leuten ſchon Anſtoß gegeben. Im gräflichen Salon befand ſich aber ein jugendlicher Wortführer, Studioſus Mauß, der es als erſte Pflicht aller Fortſchrittsmänner anſah, die Ehe aufzuheben. Dieſer übrigens ganz ſchuldloſe Jüngling hielt es für den höchſten Ruhm eines weiblichen Charakters, gar keine Anſprüche an die Treue des Mannes zu machen, dem man Ehre und Leben vertraut hatte. Er behauptete, nur die ganz freie und uneigennützige Liebe des Weibes, die für Einen ſeligen Moment, den ſie dem Geliebten gewähre, ein ganzes Leben voll Schmach und Elend nicht achte, ſei werth Liebe zu heißen.

Dieſe Extreme wurden freilich von einem Theil der Geſellſchaft beſtritten, aber daß ſie zur Sprache kamen, wirkte doch auf die bisher unwandelbaren Principien braver Gemüther ſo, als ob man einen in eine Mauer geſchmiedeten eiſernen Ring mit aller Kraft tagtäglich lockernd hin und her reiße.

Die allergrößte Kluft bildete zwiſchen dieſer und der

engliſchen Geſellſchaft das religiöſe Gefühl. Fromme, gläubige Menſchen können es ſelten begreifen, daß Freidenker ſich redlich und unberührt von Verirrungen halten können, als ob die Fähigkeit, abſurde Fabeln für geſchehen anzunehmen, durchaus nöthig ſei, um das ewige Sittengeſetz der Reinheit und Tugend zu lieben. Ibeles ſowohl als Dorothea legten gar keinen Werth auf Glauben oder Nichtglauben übernatürlicher Dinge, die Niemand durch das Zeugniß der Sinne beweiſen kann, und die anzunehmen oder abzulehnen einem Jeden überlaſſen bleiben muß, weil dies von ſeiner Erziehung und dem Grad ſeines Verſtandes abhängt. Die exaltirte Geſellſchaft aber machte den Kampf gegen den engliſchen Köhlerglauben zur heiligen Pflicht, und erklärte jeden die Kirche beſuchenden Menſchen für einen Eſel oder einen Schurken.

Es war dahin gekommen, daß die meiſten Flüchtlinge den Namen „Revolutionär“ als den Titel eines ausſchließlichen Amtes anſahen, und jeder Nichtrevolutionär ihnen als ein müßiger Menſch galt. Es war nicht mehr die Rede davon, irgend eine poſitive Arbeit zu thun, denn nur die negativen Plane galten

für Thätigkeit. Ganz so, wie die Gräfin Plasoska ihr Gemüth nur gehoben fühlte, wenn sie liebte, und deßhalb um des Lebensinteresses willen Leidenschaften künstlich hervorrief, so schwärmten Wildemann und seines Gleichen allein in der Erinnerung an die feurige Stimmung der Revolution. Das Jahr 48 war der Glanzpunkt ihres Lebens gewesen, sie hatten sich aus dem Spießbürgerthum auf eine Woge der Weltgeschichte geschwungen, wie sie so hoch und gewaltig vielleicht in einem Menschenleben nicht zweimal wiederkehrt. Der Denker, der die ewigen Gesetze von Ebbe und Fluth auch in der geistigen Welt versteht, wartet die Bewegung geduldig ab, das Steuerruder in der Hand, den Blick auf seine Sterne gerichtet. Aber Menschen, die in friedlichen Zeiten nichts thun können oder wollen, das die Genossen ihres Lebensschiffes fördert, sind ungeberdig und bilden sich ein, sie könnten das rastende Meer des alleinmächtigen Volkswillens mit ihren Proklamationen aufpeitschen.

Hier und da ward ein armer Emissär über Bord geworfen und fiel dem Haifisch der continentalen Polizei in die Zähne; das gab denn immer heftige

Scenen; die Damen weinten und ſteckten Trauerſchleifen ins Haar, die beſonnenen und ernſten Männer beriefen ſich auf ihre abmahnenden Warnungen, die Exaltirten vertheidigten ſich und ſchworen, daß Alles aufs Vorſichtigſte angelegt geweſen ſei, aber daß ein heimlicher Spion auf unbegreifliche Weiſe ihre Plane müſſe ausgeſpürt haben. Die Gräfin ſprach die Vermuthung aus, daß die Reaction vielleicht Riſchen in den Mauern ihres Hauſes habe brechen laſſen, die mit den benachbarten Gebäuden durch unſichtbare Gänge in Verbindung ſtünden, aber Zbeles ſagte trocken, daß das nicht nöthig ſei, und daß die abſoluten Regierungen ſich eine ſo koſtſpielige Umſtändlichkeit wohl ſparen könnten, ſo lange die Damen mit ſolcher Offenheit beim Thee vor etwa zwanzig Leuten jeden Abend mitconſpirirten. Man wandte ſich wohl heftig gegen den Muſikdirector, wenn er ſich in dieſer Weiſe ſpöttiſch gegen die Freunde äußerte, aber er war und blieb einmal der Liebling der Damen und durfte ſich etwas Derbheit erlauben.

Die Geſellſchaft war ſo buntſcheckig zuſammengeſetzt, wie es immer da geſchieht, wo nur ein einziges

Symbol als Erkennungszeichen geiſtiger Verwandtſchaft gilt. Die Menſchen halten in ruhigen Zuſtänden gleiche Bildungsſtufe, gleiche Sitten und Lebensweiſe für ein weit feſteres Bindemittel des Umgangs, als die Meinung auf Einem ſpeciellen Punkt. Dem katholiſchen Archäologen ſteht der proteſtantiſche Philologe näher als irgend ein Schuhflicker ſeiner Confeſſion, obſchon es in der fanatiſchſten Zeit der Reformationskriege anders geweſen ſein mag. Das Jahr 48 hat wieder eine ähnliche Ausnahmscombination zuwege gebracht, und daher ſind alle geſelligen Verbindungen, deren Symbol nur die Erinnerung an die Revolution iſt, ſolch ein buntes Moſaik von abenteuerlichen Figuren aus allen Ständen.

Die Gräfin liebte es, mit dieſen wie auf einem Schachbrett zu ſpielen, und trotz der Ausfälle gegen das Inſtitut der Ehe fehlte es nicht an eheſtifteriſchen Verſuchen innerhalb des Salons. Sie hatte bald durchſchaut, daß Hulda durchaus keinen Liebeskummer verbarg, ſondern daß ſie nur nach einem erregteren Leben verlangt hatte. Sie war bei allen Disputationen über die Frage der freien Liebe auf Seiten der legitimen Ehe geweſen und hatte behauptet,

daß nur die Empfindung Liebe ſei, die an ihre Unwandelbarkeit glaube, und daß alſo da, wo man an der Ewigkeit eines Bündniſſes voraus zweifle, Einen das Gewiſſen warne, es einzugehen. Dem Appellanten an die unbedingte Hingebungspflicht des Weibes erwiederte ſie, daß der Mann, der ein ſolches Opfer annehmen oder gar fordern könne, nicht werth ſei, daß es ihm gebracht werde, und daß eine Hingabe, die nicht gegenſeitig ſei, beide Theile erniedrige.

Wildemann hatte ſich zum Erſtaunen Aller von dem blonden Fräulein zur Zuſtimmung bekehren laſſen, und dies ſchien der Gräfin der Moment, wo ſie einen neuen Beweis ihrer über alle Eitelkeit erhabenen Geſinnung ablegen konnte. Sie fragte Wildemann, ob er Hulda lieben könne, und dieſer erwiederte, er würde es gekonnt haben, wenn er die Gräfin nie geſehen hätte. Dennoch, als ihm die Angebetete wiederholte, daß ſeine Neigung hoffnungslos ſei, erklärte er ſich für ſtark genug, ihr zu entſagen und Hulda ſeine Hand anzubieten. Er nannte es einen ſchönen Akt des Vertreters der Arbeiterklaſſe, eine Geſinnungsgenoſſin aus den Reihen des Adels mit der Demokratie unauflöslich zu verbinden.

Er gab der Gräfin einige Zeilen für Hulda, denn so hatte dieſe es ihm gerathen. Sie ſelbſt wollte gleich einer Prieſterin den Bund einweihen und nicht den Moment entſchlüpfen laſſen, der ihr eine ſo eigenthümliche und außerordentliche Stellung zu den Freunden verbürgte. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß Hulda's Auge mit beſonderem Ausdruck auf den kühnen Geſichtszügen Wildemanns verweilt hatte, und war deßhalb ſehr überraſcht, als die Freundin mit verfinſterter Stirne das Blatt ohne ein Wort zu ſagen in eine Schublade ſteckte. Sie wartete vergebens, daß Hulda ihr über den Inhalt eine Mittheilung machen werde, aber dies geſchah nicht eher, als bis ſie ihr die Antwort auf den Wildemann'ſchen Antrag herausſchraubte. Es war ein entſchiedenes Nein.

Die Gräfin konnte ſich nicht damit zufrieden geben und wollte Gründe. Es entſpann ſich das folgende kurze Geſpräch:

„Warum ſchlagen Sie einen ſo ſchönen, guten und liebenswürdigen Mann aus?“

„„Weil ich ihn nicht liebe!““

„Lieben Sie einen Andern mehr?“

„„Nein.““

„Sie ſind nicht mehr ſo jung, daß Sie hoffen dürften, noch viele Freier zu verſchmähen! Ich ſage das nicht, um Sie zu kränken, ſondern weil ich Ihr Schickſal zum Glück lenken möchte. Wildemann iſt ein Menſch, den man leidenſchaftlich lieben könnte, wenn man von keinem andern Zauber beſtrickt wäre.“

„„Es iſt eine zu tiefe Kluft zwiſchen ihm und mir!““

„Wie, Hulda? Sie haben ihn durch alle Ihre Aeußerungen berechtigt zu glauben, daß Sie keine Vorurtheile hätten. Er hat einen berühmten Namen in der Revolution erworben; gilt Ihnen das nicht mehr als Rang und Stand?“

„„Das iſt es nicht, glauben Sie mir! Aber — ich ſcheue mich, Ihnen kleinlich zu erſcheinen!““

„Ha! Sie wiſſen alſo — man ſagte, er habe ſchon eine Frau — er läugnet es entſchieden — doch wenn das auch wäre, ſo zweifle ich nicht, daß eine geſetzliche Scheidung ſtattfinden könnte —“

„„Nein,““ rief Hulda, „„keine Seele hat ihn deſſen beſchuldigt, aber keine göttlichen noch menſchlichen Geſetze reißen eine ſo tiefe Kluft zwiſchen zwei Weſen, als —““

„Nun, was?“

„„Als Orthographiefehler!““

Die Gräfin brach in ein lautes Lachen aus und fragte, ob denn der Geiſt einer Schulmeiſterstochter in Hulda gefahren ſei. Sie erinnerte an große preußiſche Generale, ſelbſt an Prinzen, die es nicht mit dem mir und mich genau genommen haben ſollten, aber Hulda blieb dabei, daß ſie unfähig ſei, ſich in einen Deutſchen, der nicht deutſch ſchreiben könne, zu verlieben.

Man kann denken, daß ein Mann, der für die Rechtſchreibung ſeiner Mutterſprache zu bequem war, noch viel weniger Zeit fand, Engliſch zu lernen. Dieſe Verſäumniß war zum Theil Schuld, daß weder Wildemann noch ſeine Clique im Exil eine nützliche Thätigkeit fand. Morgens dämmerten die Herren umher und conſpirirten; Zeitungsleſen und für Zeitungen dann und wann zu ſchreiben, gab höchſtens eine kleine Abwechslung, aber die unerſchöpflichen Bildungsmittel und Arbeitsgelegenheiten des Bodens, auf dem ſie lebten, verſuchten ſie nicht, ſich eigen zu machen. Sie feindeten die Gebildeten und Thätigen unter den Verbannten an, welche ſich mit

energiſcher Concentration ihrer Kräfte einen Fuß breit des fremden Bodens errungen hatten, und verlangten dann trotzdem, daß dieſe ihnen die Früchte einer feſten Stellung hergeben ſollten. So kam nicht ſelten Wildemann, welcher Ibeles und Stern ein Verbrechen daraus machte, daß ſie mit ihren wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen der reichen Bourgeoiſie dienten, und verlangte, daß die Beiden ihren Einfluß bei eben dieſer Bourgeoiſie aufbieten möchten, um ſeiner Clique Subſiſtenzmittel zu ſchaffen.

Es war ein großer Fehler, daß Wildemann und Hulda, nachdem eine Heirath zur Sprache gekommen, nicht ſofort vermieden, mit einander zuſammenzutreffen. Es war zwiſchen Beide ein befangener Ton gekommen, den Wildemann durch größere Keckheit zu verbergen ſuchte, und dadurch den Anweſenden erſt recht auffällig machte. Doch Beide waren ſo mit dem Salon verwachſen, daß ſie, um die Anregung, die er gab, nicht zu miſſen, lieber die peinliche Situation ertrugen, für die Andern eine unterhaltende Pantomime abzugeben.

Dieſe Menſchen alle konnten nach dem gewaltigen Lebenſturm, der ſie durchrüttelt hatte, nicht

mehr mit ihrem Innerſten ins Gleichgewicht kommen und verloren den Maßſtab für kleine Fehler wie für gewöhnliche Tugenden. London iſt die Atmoſphäre, die eine ſolche Gemüthsverfaſſung eher nährt als ſie heilt, wenn ein Charakter nicht die Willenskraft hat, ſich ſein Maß von Pflicht und Genuß nach Nothwendigkeit zu beſchränken.

Jeder Tag bringt unerhörte Thaten und Schickſale vor die Mitwiſſenſchaft des ganzen Volkes. Ueber den Häuptern der im Joch Arbeitenden rollt es wie ein dumpfer Donner; die frommen und ſittſamen Frauen ſenken die Augenlider, wenn die blauen Blitze neben ihnen einſchlagen, und ſchließen nur das eigene Haus deſto feſter ab; aber die wilden, unerſättlichen Geiſter ſchwelgen in dem Fiebertaumel, den die Schilderungen der Nachtſeite Londons täglich erregen, und aus dem eine leiſe giftige Anſteckung ſie unſchleicht.

Dann fand man die Leiche des Staatsmanns unter den blühenden Ginſterſträuchen der Haide, der ſich in ſchwarzer Nacht an derſelben Stelle vergiftete, wo einige Stunden vorher ſchuldloſe Kinder jubelnd geſpielt hatten. Der Todte hatte ſein ganzes Genie

darauf gerichtet, durch die Macht und das Vertrauen, das ihm seine hohe Stellung gab, das ersparte Vermögen von Tausenden fleißiger Arbeiter unter seine Verwaltung zu bringen. Wenige Jahre lebte er von diesem erborgten Gelde wie ein Fürst, ließ sich als den edelsten und großmüthigsten Freund feiern und tödtete sich an dem Tage, wo die schimmernde Seifenblase, zerplatzend, ihn als einen Bettler und Schuft entlarvte.

Dann ward die Welt in Staunen versetzt, weil die junge, schöne, sorgfältig erzogene Tochter, aus frommer Familie, alle Vortheile eines reichen, hoch geachteten Verwandtenkreises von sich stieß, aus dem elterlichen Hause floh, um mit einem blinden, schmutzigen indischen Bettler in einer der verworfensten Spelunken zu leben. Ihre eigene Vertheidigung vor Gericht sprach es aus, daß nur die Monotonie des Lebens in respektabler Gesellschaft sie unter das lustige Straßentreiben geworfen hatte. Die zügellose junge Lady war schon einigemal wieder eingefangen worden, aber sie *wollte* nicht bekehrt sein, und wenn sie ihre Zuchtmeisterinnen durch Heuchelei ein wenig sicher gemacht hatte, so flüchtete sie von Neuem zu

den Vagabunden, die das unterirdiſche London bewohnen. Dort war ſie Königin durch ihre feine Bildung; ihre Bettelbriefe waren muſterhaft ſtyliſirt, und die rührenden Aufſchriften, die ſie an die Bruſt blinder und verkrüppelter Armen heftete, entlockten mitleidigen Seelen manches Silberſtückchen.

Die grauenvolle Entdeckung ward gemacht, daß ein angeſehener Arzt des ſyſtematiſch fortgeführten Giftmords ſchuldig ſei. Er hatte das Leben ſeiner Patienten für hohe Summen verſichert und weihte ſie durch ſeine Arzneien dem qualvollſten Tode. Weib, Bruder, Freund, Alle, brachte er durch ſtudierte Bonhommie in die Gewalt ſeines Klapperſchlangenrachens, blos um den Stolz zu befriedigen, die koſtbarſten Rennpferde zu beſitzen. Und dabei handelte dies Ungeheuer mit ſo kaltblütiger Umſicht, mit einem ſo durchtriebenen Verſtand, daß es Einem faſt wie eine Verſchwendung ſolcher außerordentlichen Anlagen vorkam, als der Giftmiſcher gehangen wurde.

Mehr als dieſe und eine Reihe ähnlicher raſch auf einander folgender Verbrechen, erregte Mrs. O'Malley, eine ſchöne Irländerin, das Intereſſe der Gräfin Blafoska und ihres Kreiſes, die auf Tod

und Leben angeklagt, wochenlang mit dem Heroismus des Trotzes der ihr drohenden leiblichen und moralischen Vernichtung die freche Stirn bot. Als die Nachricht ihrer Freisprechung kam, nicht weil die Geschworenen sie für schuldlos, sondern für nicht überwiesen erklärten, da schlug die Gräfin vor, die Gesundheit dieses gewaltigen Weibes zu trinken.

Meta Braun kam bei dieser Gelegenheit zu Worte, weil sie die Einzige am Tisch war, die ihr Glas zurückwies und laut erklärte, daß sie lieber gesteinigt werden wolle, ehe sie mittränke. Der Studiosus Mauh, dessen höchstes Pathos die Anfeindung der Ehe war, hatte der Mrs. O'Kalley einen Toast gebracht, welche sich angeblich der Tyrannei ihres Ehemanns durch dessen Vergiftung entzogen hatte, weil er ihre wilde Lebensweise zügeln wollte.

Meta glühte vor Indignation, und da sie, die sonst nur schüchtern mit dem Nachbarn ein Wort wechselte, laut die Stimme erhob, so schwieg man überrascht, und sie sagte:

„Wenn die Todesstrafe einmal für Alle aufgehoben wird, so werde ich mich von ganzem Herzen freuen; aber nimmt man an, daß es Verbrechen

zieht, die nur durch den Tod gesühnt werden können, so durfte dies Scheusal auch nicht verschont werden. Neulich ist eine Frau wegen viel activerer Beweise für überführt erklärt worden; ihre That war minder grauenvoll, als die jener Irländerin, aber sie wurde nicht begnadigt. "Ich habe es jetzt seit Jahr und Tag in den Zeitungsberichten verfolgt, wo eine Frau als von abschreckenden Zügen geschildert wird, da glauben die Geschworenen an ihre Schuld, und verurtheilen sie; aber man kann immer gewiß sein, daß sie die Verbrecherin entschlüpfen lassen, wenn sie ein gewinnendes Aeußeres hat."

Die Gräfin erwiderte: „Diese Parteilichkeit selbst zeigt einen höhern Grad von Gerechtigkeit, denn die Schönheit ist größern Versuchungen ausgesetzt. Die Leidenschaften einer ungewöhnlichen Frau werden heftiger gereizt, und es gehört deshalb ein viel höherer Grad von Tugend dazu, wenn sie sich rein bewahrt." Mit Selbstgefühl setzte sie hinzu: „Nur ganz ideale Charaktere sind fähig, schön und tugendhaft zugleich zu bleiben!" und sah dann bescheiden vor sich hin.

Meta erwiderte keck: „Im Gegentheil, Frau

Gräfin, die Häßlichen haben viel größeres Verdienst davon, wenn ſie ſich ſelbſt beherrſchen. Der Haß wird ihnen oft, aber die Liebe ſelten geboten. Iſt nicht auch der arme Mann eher zu entſchuldigen, wenn er ſtiehlt, als der Reiche?"

Ideles ſchaltete ein: „Die Verbrechen, die bei Frauen aus dem Uebermaß der Liebe herrühren, werden auch leichter entſchuldigt, als die der Haß begeht!"

Meta blieb auch hier dabei, daß man den Maßſtab für die Schuld ſchöner oder häßlicher Frauen verkehrt anwende. Sie ſagte: „Die Schöne wird tragiſch durch daſſelbe Unglück, das man bei der Häßlichen als komiſch verſpottet, und das dennoch die Letztere unheilbarer vernichtet. Wenn die Schöne ihren beleidigten Stolz grauſam und heimtückiſch rächt, ſo wird ſie groß und ſittlich wie Medea genannt; die Häßliche, die von tauſend Nadelſtichen gereizt, endlich vom hellen aufrichtigen Zorn überwältigt wird, findet man nur gemein. Und nochmals, ſtatt der armen alten Frau, der ſie neulich einen Totſchlag in einen Mord verdreht haben, hätten ſie die griechiſche Irländerin verurtheilen ſollen!"

„Haben Sie denn ein so lieblose Gemüth? Wie können Sie so grausam gegen ein Wesen Ihres Geschlechts sein!“ rief Waldemann.

Meta antwortete: „Nicht grausamer und lieblofer, als ein Mann gegen sein Geschlecht ist. Sind etwa die reactionären Minister, die Sie so oft geküßt wünschen, nicht Ihres Geschlechts? Ich wiederhole einen innigen Wunsch: Aufhebung jeder Todesstrafe. Statt der Sympathien für Straßenräuber und Giftmischerinnen, erlauben Sie mir ein gutes Wort für Ihre Feinde einzulegen! Ihr Männer lebt in unaufhörlichem Kampf unter einander, mit dem Schwert und mit der Feder. Niemand verdächtigt einen moralischen Charakter deßwegen, weil ihr im Krieg auf euer eignes Geschlecht die Kanonen richtet. Wenn aber eine Frau nur ein Buch der andern kritisirt, so wird ihr sogleich Schwesternlosigkeit gegen ihr Geschlecht vorgeworfen. Was nun die schöne Sünderin angeht, so erkennen wir unser Geschlecht gar nicht in einer so entwürdigten Gestalt wieder.“

Hulda nahm nochmals das Wort und sagte: „Liebe Meta, lassen Sie uns nicht härter richten, als die Geschworenen gethan haben. Es ist ja immerhin

möglich, daß die Irländerin ſchuldlos iſt, trotz des Anſcheins gegen ſie. Ich bin ſogar geneigt, ſie für eine unſchuldig Verfolgte zu halten, denn eine ſo freie Stirn, eine ſo bewundernswürdige Feſtigkeit wie dies junge Mädchen zeigte, kann ich kaum anders, als dem reinen Gewiſſen zutrauen. Selbſt im andern Falle möchte ich dieſe Titanennatur erhalten wiſſen! Wenn eine ſolche Kraft auf das Edle und Große geleitet würde, welch ein herrliches Weſen könnte aus dieſem wunderbaren Stoff gebildet werden! Eine Judith! Eine Charlotte Corday!"

Die übrigen Anweſenden belächelten die mildernde Auslegung des blonden Fräuleins, denn Niemand zweifelte an der Schuld der Freigeſprochenen. Es war ja eben die coloſſale Sünde, die man bewunderte, denn man hatte ſich nun lange genug in Extreme von Selbſtbeſtimmung hinaufphantaſirt, daß einem die ordinäre Zügelloſigkeit nicht mehr haut goût genug war.

Mit Dorotheen konnte Ibeles daheim die Tagesereigniſſe nie von dieſer Seite beſprechen. Sie hatte für die farbengleißende Schlangenhaut des bürgerlichen Verbrechens gar keinen Sinn, ſondern

fand die Schlechtigkeit ein für allemal preisfrei. Ihr Maßstab für alle Ueberschreitungen der gesetzlichen Ordnung war, ob der sie begehe, ins Staatsgefängniß oder ins Zuchthaus gehöre, und danach richteten sich ihre Sympathien. Sie hatte sich einmal für die Rebellion begeistert, wie sie einmal aus allen Seelenkräften geliebt hatte. An diesen beiden Leidenschaften, für den Mann, dem sie sich ergeben, und für die Freiheit des Vaterlandes, hatte sie genug. Im übrigen wünschte sie, daß alle Welt sich vernünftig betragen, Treu und Redlichkeit üben, und sich unschuldig des Lebens freuen möchte.

Das Mitwissen des Schlechten, das sich Jedem in den Weg drängt, erregte ihr Ekel, und sie vermied um der Töchter willen ängstlich das Gespräch darüber. Ihre Verehrung wendete sich auf eine andre Classe von Menschen, deren Treiben im Salon nicht gekannt war oder nichts galt. Männer und Frauen giebt es in London genug, deren Lebensstellung sie zu Glück und Genuß berechtigen, die ein Leben voll Arbeit und Entsagung freiwillig auf sich nehmen, um für die Größe der Nation oder die Rettung der Leidenden zu wirken. Wie manche

reiche, anmuthige Dame entsagt dem Ringen nach persönlichem Erfolg, um einem Zweck des Gemeinwohls alle Talente und Kräfte zu weihen. Es giebt politische Maßregeln, deren Segen das ganze Volk genießt, und die hier von unermüdlichen weiblichen Federn in der Presse vertreten wurden, bis die Nation ihre Wichtigkeit einsah und sie durchführte.

Eine Dame, deren Reichthum den Glanz mancher Regentin verdunkelt, bewahrt ihre Freiheit und die ihr verliehene Macht zu einer großartigen Reform weiblicher Volkserziehung. Sie strebt, den Sinn ihrer Schützlinge auf die praktischen Dinge zu richten, die keine Schule bisher lehrte. Zwischen Unwissenheit und Verbildung, der Quelle so vieler Armuth, wählt sie die Kenntnisse aus, die den Wohlstand mehren, und vor verderblichen Irrthümern schützen. Sie setzt Preise für die Schülerinnen aus, welche z. B. die Gesetze, soweit das tägliche Leben sie auferlegt, auf das genaueste kennen; oder für einen Nachweis: welche Lebensmittel die gemäßesten unter gegebenen Verhältnissen sind; was für Stoffe am vortheilhaftesten für eine Familie von so und so viel Kindern mit diesem bestimmten Einkommen

angeschafft und wie sie verarbeitet werden; wie man die Gesundheit der Familie bewahrt, und welche Pflege die einfachen Krankheitsfälle verlangen.

In einer öffentlichen Calamität rettete der praktische Sinn und die Entschlossenheit einer andern Dame das Leben unzähliger Krieger. Ihre anspruchslose Aufopferung ward von vielen Mitbürgerinnen nachgeahmt, und, ohne von religiösem Fanatismus getrieben zu sein, machten sich diese wackern Frauen aus Vaterlandsliebe und rein menschlichem Mitleid zu barmherzigen Schwestern.

Wieder eine Frau machte es zu ihrem Lebensberuf, die Colonisirung Australiens zu fördern, und unbeirrt von Spott und Hindernissen, ward sie zu einer der größten Wohlthäterinnen ihrer Nation.

Wahrlich, nicht bloß der englische Egoismus hat das Motto erfunden: „Zeit ist Geld!“ sondern englische Großmuth und Menschenliebe eben so wohl. Mancher, der hier keinen andern Schatz hat, als seine Zeit, geizt mit jeder Minute, um sie einer guten That zu weihen. Geschäftsmänner und Gelehrte sind es, die müde von der Last ihrer Tagespflicht, den Abend noch den Anstalten widmen, wo

die Kinder der Diebe und Bettler der Civiliſation zurückgewonnen werden.

Auch die edlen Genüſſe, die ein ſtiller, gewiſſenhafter Sammler noch nach ſeinem Tode über Tauſende von wiſſbegierigen Seelen ausgießt, erwecken in einem deutſchen Gemüth, das ſie mit den Landeskindern genieſſen darf, eine liebevolle Dankbarkeit. Dieſer in die fernſte Zukunft hinausreichenden Liebe begegnet man in London ſo oft, und ſie verſöhnt einen mit der Zerſtörung, die das momentane Böſe täglich übt.

Das poſitive Gute hat die Eigenheit, daß es ſelten geiſtreiche Discuſſionen hervorruft. Mit dem Lobe einer Perſon und einer Sache ſind wir ſchnell fertig, und ſelbſt das Detail hält uns nicht länger auf, wenn wir ſagen: es iſt gut. Mit dem Glück iſt es ebenſo, es iſt nicht wortreich, ſondern ſtill, und ſchweigſam in ſich befriedigt. Aber alles Verkehrte, Excentriſche ſpornt die Geiſter, und verſetzt ſie in den Rauſch des Widerſpruchs, der Vertheidigung und des Aufwühlens. Daher der Zauber, den das Verruchte ſelbſt auf viele redliche Naturen unbewußt ausübt. Unter den Mordbrennern der

meralischen Welt haben gewiß die Meinen nur ein bischen mit dem Licht spielen wollen.

So schieden sich nun schon seit Jahr und Tag die geselligen Musestunden des Flüchtlingspaars, und sah nur das Geschäftliche des Haushalts, des Berufs und der Kindererziehung ward Morgens früh oder Abends spät eifrig besprochen. Dorothea versuchte immer heiter zu erscheinen, und deshalb glaubte Ibeles, sie fühle sich mit ihrem jetzigen Zustande ganz zufrieden. War er zu Hause schweigsamer als ehedem, so glaubten die Seinen, er sei übermüdet, und hüteten sich, seine wenigen einsamen Momente zu stören. Hulda kam von Zeit zu Zeit und machte Dorotheen einen formellen Besuch, Stern ließ sich auch zuweilen blicken, aber nie hatte es bis dahin der Zufall gefügt, daß beide Personen zusammentrafen.

Meta Braun konnte es durchfühlen, daß Dorothea ihr nicht mehr wie ehedem traute. Sie ward zwar nicht unfreundlich empfangen, wenn sie kam, aber Dorothea lud sie nicht mehr ein. Sie hielt an der Regel, daß wer sich mit der Pest einläßt, auch mit Quarantäne halten muß. Meta hatte sich

einmal zu einer Falschheit gegen sie gebrauchen lassen, das ließ sich nicht abläugnen, obschon die Beweggründe ihr ein Räthsel blieben.

So gern Meta etwas von Stern erfahren hätte, so wagte sie doch nicht, Ibeles und noch weniger Hulda nach ihm zu fragen. Auf allerlei Kreuz- und Querwegen suchte sie herauszubringen, ob Hulda seine Bekanntschaft gemacht habe, ob er noch so oft Briar Place besuche, und wann; doch es war, als ob er ins ewige Nichts gesunken sei, denn Niemand erwähnte seiner. Sie konnte nicht begreifen, daß eine Gestalt, die sich ihren Gedanken so tief eingeprägt, andern Menschen so gleichgültig sein könne, und noch weniger, daß nicht Jeder ihr Herzensgeheimniß auf ihrer Stirne las.

Wenn sie die gräflichen Kinder spazieren führte, so suchte sie immer die Gegend auf, wo Sterns Wohnung lag. Um alles in der Welt hätte sie die Straße selbst nicht betreten; aber sie ging in einiger Entfernung daran vorbei, und ließ einen verstohlenen Blick dem Nebelstreifen folgen, der sich zwischen den rauchgeschwärzten Häusern hinzog. Heimlich dachte sie jedesmal, heute möchte sie ihm vielleicht

begegnen, und die Thränen brachen ihr hervor, wenn ſie wieder ihr Zimmer betrat, ohne daß ſie ihn wiedergeſehen. Der holde Zufall, der in einem kleinen Landſtädtchen mit mathematiſcher Sicherheit verliebte Leute immer derjenigen Perſon in den Weg führt, um deren willen ſie ſich auf der Straße umhertreiben, hat in einer Stadt von drei Millionen Einwohnern ſeine Macht verloren.

Während Meta ſich ſo in Gedanken mit Stern beſchäftigte, der an keine ſolche Beziehung zu ihr je gedacht hatte, geſchah es dieſem, daß das Bild Hulda's, die eben ſo unbefangen zu ihm ſtand, von ſeiner Einbildungskraft Beſitz nahm. Ibeles hatte ihm erzählt, daß Wildemann ſich bei dem adlichen Fräulein einen Korb geholt, und die Gräfin hatte ſogar über die Details nicht reinen Mund gehalten. Stern konnte ſich zwar keine Rechenſchaft davon geben, warum er eine Art Schadenfreude empfand, aber es freute ihn unläugbar, daß Hulda nicht Ja geſagt. Minder erbaut war er, als Ibeles ihm erzählte, wie das gutmüthige Fräulein, um Wildemann dieſe Kränkung zu verſüßen, jetzt mehr als je Antheil an ſeinen ſocialen Verbeſſerungsplanen

nähme, und ſich erboten habe, einen Verein zu ſtiften. Aus welchen Leuten der Verein beſtehen, und was er thun ſollte, das war noch nicht klar hingeſtellt. Ibeles wußte nur, daß Hulda am nächſten Sonntag zu ſeiner Frau kommen und ſie zur Theilnahme an dieſem Verein auffordern wolle.

„Wenn Sie erlauben," ſagte Stern, „ſo werde ich mich ebenfalls einfinden, und mich in den Verein aufnehmen laſſen, falls er nur gegen die Thierquälerei gerichtet, und kein Mäßigkeitsverein iſt."

Die Freunde ſchieden nach dieſer Verabredung für heute, und Stern, der ſonſt ſehr wenig nach äußerlichen Dingen fragte, inſpicirte auf das ſorgfältigſte ſeine Toilette, ließ ſich Haar und Bart zurechtſchneiden, und enthielt ſich vom Samſtag Morgen an des Cigarrenrauchens.

Zwanzigſtes Kapitel.

Der fröhliche Hageſtolz.

Am folgenden Sonntag, als die Familie Ibeles ſich eben zum Frühſtück bereitete, ſchellte ein Kutſcher ſehr heftig, und begann dann, das Seil von einem alten, mit Seehundsfell überzogenen Koffer loszumachen, der auf dem Dach des Wagens ſtand. Dies Möbel war von fabelhafter Größe, und gehörte der Zeit an, wo man von Coblenz nach Mainz noch drei Tagereiſen brauchte. Dorothea ſah zum Fenſter hinaus, und ſagte: „Seht einmal her, Kinder, grade ſolch einen Koffer hatten wir zu Hauſe, wo der Vorrath von Nüſſen und getrockneten Pflaumen drin — —.“ Aber das Wort erſtarb ihr auf der Zunge vor freudiger Verwunderung, als das runde röthliche Geſicht des alten Onkels v. Halen am Wagenſchlage ſichtbar wurde. Er war noch ganz unver-

ändert, eben ſo friſch und behaglich, als da ſie vor Jahren zuletzt von ihm Abſchied genommen.

Mit einem Freudenſchrei ſprang ſie zur Hausthüre, und Ibeles mit allen Kindern liefen ihr nach, dem Onkel entgegen.

„Siehſt du, Dorchen!“ rief er, „da bin ich! Ich hatt' es mir immer vorgenommen, ich wollt' das London einmal ſehen. Nun dacht' ich dies Jahr bei mir ſelber: jetzt ſchreibſt du nichts, ſondern fällſt ihnen an einem ſchönen Morgen als Einquartierung ins Haus. Der Tauſend was ſind die Kinder groß geworden! und Du ſiehſt ja aus wie das ewige Leben! Nur unſer Hansibbeles iſt noch der nämliche Spierling geblieben.“ So wanderte der alte Herr unter fröhlichen Begrüßungen plaudernd ins Haus, wo er von ſeiner Seereiſe, von der alten Frau v. Dewald und den Bekannten daheim erzählte, und den Bericht mit allerlei Späßchen würzte. Bald hatte er die Kinder alle um ſich her; ſelbſt die Jüngſten, denen er nur durch die Erzählungen der Andern im Gedächtniß geblieben war, drängten ſich auf ſeinen Schooß, als ob er täglich mit ihnen gelebt habe.

„Ich hätte euch beinah' das Ibelesse Matheise Bärbel mitgebracht," sagte Herr v. Halen in dem Dialect seiner Heimathsstadt, indem er von Ibeles Bruderstochter Barbara sprach. Der Vater derselben, Ibeles Bruder, hieß Mathias, und war ein Schlossermeister. Barbara hatte etwas vornehmere Aspirationen, und es verletzte ihr Zartgefühl, daß man sie anstatt Fräulein Babette Ibeles nur als das Ibelesse Matheise Bärbel bezeichnete. Schon früher hatte sie an den Onkel Johannes geschrieben, daß er ihr doch eine Stelle als Gesellschafterin in London verschaffen möchte. Sie meinte, so leicht als Er sich aufgeschwungen habe, könne er auch seinen Verwandten forthelfen. Ibeles hatte ihr Herüberkommen abgelehnt, und er hatte einen spitzigen Brief bekommen, worin man ihm vorwarf, daß er durch seine Heirath mit einem gnädigen Fräulein hoffärtig geworden sei, und sich seiner armen Verwandten schäme. Herr v. Halen, dem die Sache zu Ohren gekommen war, redete dem Ibelesse Matheis und seiner Bärbel diese Einbildung aus, und verbürgte sich für den demokratischen Charakter seines Lieblings Johannes.

Jetzt, da er ein verdrießliches Erschrecken auf

deſſen Geſicht bei der Erwähnung Bärbels wahrnahm, hielt er fragend inne. Da Niemand ſprach, fuhr er fort: „Ich denke, ihr habt wohl warten wollen, bis es euch hier beſſer ginge, eh' ihr das Bärbel nachkommen ließet. Ich hab' ihr geſagt, eine andre Urſach' könntet ihr nicht haben, und ich wollte zuſehn wie die Sachen ſtünden, und wüßtet ihr was für ſie zu thun, ſo ſollt' es mir auf's Reiſegeld nicht ankommen."

Ibeles mochte die erſte Stunde des überraſchenden Beſuchs nicht mit einer Explication verderben, und ſuchte deßhalb über das peinliche Thema wegzukommen. Er fragte, ob Herr v. Halen nicht ſehr müde ſei, aber der rüſtige Greis verſicherte, daß er im Eiſenbahnwagen wie im beſten Federbett geſchlafen habe. Er ſagte: „Ihr wißt ja, wie ich zu leben gewohnt bin. Jeden Morgen den Gott erſchaffen hat, mache ich mein Promenädchen zum Weingarten herauf, es mag ein Wetterchen ſein wie es will. Dabei bleib' ich geſund und ſtark, ob ich ſchon der Jüngſten keiner bin. Wenn es dem Dorchen recht iſt, ſo wollen wir Männer uns vor dem Eſſen noch ein bischen in der Stadt vertreten. Ich kann mir

ſchon denken, daß die Frau uns gern aus dem Weg hat, weil ſie ein Zimmer zurecht machen muß."

Dies war nicht ganz unrichtig, denn ſo glückſelig auch die Hausfrau über den Beſuch war, ſo lag ihr doch die Ehrenſache auf dem Gewiſſen, ihm das Abſteigequartier ſo behaglich zu machen, als ſich unter den ſchwierigen Umſtänden thun ließ. Wenn die Männer aus dem Hauſe ſind, ſo ſcheut eine Frau ſich weniger, mit treibender Energie den Scepter über den Mägden zu ſchwingen, und die binderlichſten Kleinſten in eine Ecke zu beordern, bis die Metamorphoſe eines beliebigen Raums in ein Fremdenzimmer glücklich von Statten gegangen iſt.

Fritz und Karl waren heute zu Beſuch im elterlichen Hauſe, und hatten von ihrem Prinzipal ein Einlaßbillet zum zoologiſchen Garten als Belohnung für gute Aufführung erhalten. Dies boten ſie dem Vater und Großonkel an, und prieſen dem Letztern die ſchönen Affen. Herr v. Halen ſagte: „Ich bin immer ein großer Freund von Menagerien geweſen, und beſonders bin ich arg auf Affen. Die ſchönſte Predigt könnte mir am Sonntag Morgen nicht *mehr* Plaiſir machen, darum nehm' ich es mit Dank an.

Dorchen, mach' dir nur nicht zu viel Umständ' unterdeß!"

Damit ging der joviale Herr mit Ibeles hinaus, und Dorothea begann mit Cathrinchen und Polly das große Werk. Die ältern Kinder sollten wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten die Jüngern im Zaum halten; aber sei es, daß die Ankunft des Onkels oder das mitgebrachte Zuckerwerk die junge Welt in einen Freudenrausch versetzt hatte, alle sieben Kinder, die großen an der Spitze, machten einen fanatischen Lärmen. Dorothea konnte den Kopf dabei nicht zusammenhalten, und schickte Polly hinab, um durch deren Autorität das schreiende Conrädchen zur Ruhe zu bringen. Plötzlich hörte sie eine Empörung aller Stimmen losbrechen, Püffe schallten dazwischen, und Stühle fielen um. Erschreckt trat sie selbst auf die Treppe, und rief Polly zu, was denn geschehen sei.

Polly trat würdevoll hervor und sagte: „Ich habe den Master Conrad und die Miß Angela ordentlich durchgeprügelt, wenn es Ihnen gefällig ist, Madam!"

Dorothea gerieth in heiligen Eifer wegen dieser

Ueberſchreitung eines ihrer wichtigſten Hausgeſetze, und rief heftig: „Wer hat Sie geheißen, die Kinder zu ſchlagen? Sie wiſſen, daß es nie geſchehen ſoll, daß ich Sie am erſten Tage davor gewarnt habe.“ Polly, ſchon etwas übellaunig, weil an dem Sonntage, an dem ſie ausgehen ſollte, eine Störung durch ungewöhnliche Arbeit gekommen war, erwiderte mürriſch: „Es iſt das Recht jeder Wärterin in England, die Kinder zu prügeln, und ich würde eher den Dienſt aufkündigen, als ich mir meine Rechte ſchmälern ließe! Kinder müſſen geprügelt werden. Wie ſollte ich ſie ſonſt ſtille halten?“

Dorothea, ſo aufgebracht ſie war, ſah doch ein, daß es räthlich ſei, gelinde Saiten aufzuziehn, um ſich nicht grade heute mit einer unentbehrlichen Gehülfin zu entzweien. Sie beſann ſich einen Augenblick, und ſagte dann: „Nun, Polly, Sie ſehn doch Kinder aller Art auf den Straßen, und haben in manchen reſpectabeln Häuſern gedient. Sagen Sie mir, was für Kinder bekommen in England die meiſten Schläge, die Kinder des Straßengeſindels, oder die aus geſitteten Familien?“

Polly ſagte ernſthaft: „Freilich, die vornehmen

Kinder werden seltner geprügelt als die Kinder des Mob, dann und wann müssen sie doch auch Schläge haben."

Dorothea fuhr fort: „Und finden Sie, daß die Kinder des Mob, wie Sie es nennen, wirklich wohlerzogener sind, und sich stiller verhalten als andre Kinder, weil sie mehr geprügelt werden?"

Jetzt erst merkte Polly, in welche Falle sie sich hatte locken lassen, aber ohne sich gefangen zu geben, sagte sie trotzig: „Die Kinder unsrer Königin werden vortrefflich erzogen, sie bekommen Prügel ganz wie andre Kinder! Das weiß das ganze Land! Gott segne sie!"

Dorothea hatte wenigstens erreicht, daß die Stimmung allerseits sich ein wenig besänftigt hatte, wenn sie gleich der Hausmagd das letzte Wort lassen mußte. Sie stiftete unter den Kleinen Ruhe so gut es ging, und nach kurzer Zeit hatte sie ihre Anordnungen beendet, so daß sie sich einen Augenblick zur Sammlung ihres Gemüthes gönnen konnte.

Mit einem Seufzer gedachte sie des Verlangens der armen Richte Barbara, das zu den vielen verkehrten Hirngespinnsten gehörte, mit denen man

ihren Mann, seit es ihm in London wohlging, unaufhörlich in Verlegenheit setzte. Gerade so wie Engländer in Dorotheen die demokratische Hälfte der Ehe sahen, so hielten die deutschen Verwandten ihres Mannes sie für seinen aristokratischen Dämon. Die Bäschen der Ibelesschen Sippschaft hatten schon seit seiner Heirath, eine nach der andern, beansprucht, sich dem Künstler anzuschließen, und man hatte es ihm als einen dummen Hochmuth ausgelegt, daß er keine derselben in die Residenzstadt nachgezogen hatte. Nun kann ein reichgewordener Vetter zwar darbenden Anverwandten mit Geld emporhelfen, und es wäre niederträchtig, wenn er es aus Eitelkeit unterließe, aber ein Emporkömmling, der seinen Eintritt in eine höhere Schicht der Gesellschaft nur seinen Talenten verdankt, kann diese persönliche Eigenschaft seinem Anhang nicht übertragen. Das sahen nun die Lischen, Mariännchen, Annebillchen und Bärbelchen nicht ein, und meinten, wenn sie nur von Hause weg wären, und unter den Auspicien des berühmten Onkels und seiner Frau in vornehme Gesellschaft kämen, so sei ihr Glück ebenfalls gemacht.

Die Ueberſiedlung nach London hatte dieſe Ansprüche nicht vermindert: im Gegentheil, die Hoffnungen, welche Bekannte aus verſchiedenen deutſchen Städten auf Ibeles ſetzten, waren noch hinzugekommen. Viele waren liebe gute Menſchen, die ſich zu Gegendienſten bereit erklärten; aber wann kömmt einem Londoner vor, daß er etwa in Eisleben oder Schwarzburg-Sondershauſen etwas auszurichten hat? Dagegen gibt es kaum einen Winkel in Europa, worin nicht ein Individuum lebte, das einmal im Leben eine Beziehung zu London gehabt hätte. Die Briefkette riß alſo nie ab, die ſtereotype ſo anfing: „Bei Ihren vielen Verbindungen in London wird es Ihnen ein Leichtes ſein, mir dies oder das zu erwirken.“ Das ſogenannte Leichte beſtand dann immer aus Aufträgen, die im beſten Falle mit einer Summe Geldes abzumachen waren; ſchlimmer war es, wenn ſie Zeit in Anſpruch nahmen, denn Zeitverluſt heißt bei productiven Menſchen Verluſt der Exiſtenz.

Die erwähnte Ibeleſſe Matheiſe Bärbel war eine vierſchrötige junge Perſon, die als Arbeiterin im Felde oder in Küche und Keller gewiß vortrefflich

ihren Platz ausfüllen konnte. Sie hatte ſich auch in der Stadtſchule ausgezeichnet, und wie die an Abeles geſandten Zeugniſſe darthaten, ſogar der Lehrerin als Gehülfin zur Seite geſtanden. Darauf hin hatte ſie ſich in den Kopf geſetzt, ihr Glück in London zu verſuchen, und meinte, es hinge nur an dem Onkel Johannes und ſeiner Frau, ihr in die große Welt zu helfen. Dorothea erinnerte ſich der reſoluten Schloſſerstochter ſehr wohl, die das Hämmern von drei Geſellen mit ihrer gellenden Stimme überſchreien konnte, und jedesmal, wenn ſie auflachte, derb auf ihre Kniee ſchlug. Einer engliſchen Dame konnte Abeles dieſe Nichte höchſtens als Magd anbieten, wenn er ſich über einen ſolchen Zuſammenhang mit ſeiner eignen Stellung wegſetzt hätte, doch Bärbel wollte ja Geſellſchafterin oder im Nothfalle Lehrerin werden.

Selten kömmt eine Verlegenheit allein, und kaum hatte Dorothea ihr Gewiſſen damit beruhigt, daß das Unmögliche keine Pflicht ſein könne, als neue Hände ſich ausſtreckten, um bei ihr Hülfe zu ſuchen. Reifbaum, der Zimmergeſell, und Putzmann, der paukenſchlagende Bäcker, traten ein, und ihre äußere

Erſcheinung verieth, daß ſie längſt mit der bürgerlichen Ordnung zerfallen waren. Sie hatten ſich damals, nach Abeles und Sterns Flucht, der Behörde geſtellt, in der Meinung, daß man auf die Abweſenden, die ſich nun in Sicherheit befänden, die Verantwortung alles Geſchehenen wälzen könne. Leider hatten ſie ſich hinſichtlich der Strafloſigkeit getäuſcht, denn anſtatt, wie ſie ſich getröſtet, mit ein paar Monaten Gefängniß wegzukommen, hatte man ſie bis jetzt ſitzen laſſen. Von dem Wandel der Zuſtände und der ſich daraus ergebenden beruhigten Stimmung aller Spezereihändler und andrer guten Philiſter war keine Kunde durch die Zuchthausthür gedrungen. Die Beiden, als ſie ihre Strafjahre abgeſeſſen hatten, kamen als die Rips van Winkle von Anno 48 hervor, und ihr erſter Gang war in den ſchwarzen Adler, um ſich nach der heutigen Volksverſammlung zu erkundigen. Keiner, der ein Jahrhundert verſchlafen hätte, möchte eine fremdere Sprache reden, als Einer, der im Deutſchland von Anno 1855 ſiebenjährige Anachronismen im Munde führte. Das lebende Geſchlecht vernahm mit Erſtaunen die Reden des Paukenſchlägers und des

Zimmermanns, die ſich um Märzerrungenſchaften, Paulskirchen, und einen gewiſſen Reichsverweſer drehten. Nur von dem Letztern war eine blaſſe Erinnerung übrig geblieben, weil das Landvolk einen Kirmestanz nach ihm getauft hatte.

Man gab den Beiden in der Heimath den Rath, ſich ſobald als möglich davon zu machen, wenn ſie nicht von neuem der Polizei in die Hände fallen wollten, und adreſſirte ſie an Stern und Ideler. Von dieſen Beiden ging die Sage im Fürſtenthum, daß ſie in England ſo brillante Stellungen hätten, daß ſie Kutſche und Pferde hielten. Zu Stern waren die Auswanderer zuerſt gekommen, und der hatte ihnen für den erſten Tag nach Vermögen mit Baarſchaft ausgeholfen, da das Reiſegeld, das man daheim für ſie zuſammengebracht, nur bis zur Ankunft gereicht hatte. An Arbeit konnten ſie durch ihn nicht gelangen, da er gar keine Kenntniß der Plätze hatte, wo Leute ihres Fachs Beſchäftigung fanden. Er war ja wie jeder namhafte Flüchtling durch die Maſſe ähnlicher Fälle erſchöpft. Zu dem Wirthshaus, an das er ſie um Auskunft und ein Nachtlager verwies, fanden ſie die ganze Maſſe

verzweifelter Menſchen, von denen man nicht wuſ-
durch welche Mittel ſie ſich aufregende Getränke und
Tabak verſchaffen. Dies war das Forum der Plan-
macher, Conſpiranten und Aufhetzer, und hätte Stern
gewußt, in welchem Licht man ihn und ſeine beſten
Freunde dort den friſch eintreffenden Landleuten
darſtellte, er hätte ſich wohl beſonnen, ehe er die
Zeche bezahlte. Die erſte Bedingung, daß man
arbeiten muß, um ſich zur Arbeiterpartei zu
zählen, wurde von dieſer Clique ebenſowenig beach-
tet, als deren Verfaſſer Wildemann es that, wenn
er halbe Tage im Salon mit den Damen theoretiſirte.

Aus einer ſolchen Atmoſphäre traten Neſſbaum
und Butzmann vor Dorotheen, als ſie eben das
Beſte, was das Haus vermochte, dem geliebten Onkel,
dem Wohlthäter und Erhalter ihrer ganzen Familie,
aufzutiſchen ſich bemühte. Sie, die ſonſt ſo einfach
als möglich lebte, hatte heute Wein holen laſſen,
den der alte Onkel nicht gern entbehrte. Sie hatte
ſich und Kinder ſchmuck herausgeputzt, um ihm nicht
den Eindruck zu geben, als betrübe ſie ferner ſeine
Beiſteuer. In die Mitte dieſer ſo recht abſichtlich
ins Auge gefaßten Wohlhäbigkeit traten nun die

beiden zornig gereizten Ankömmlinge, als die Hausfrau mit glänzendem Blick den erwarteten Hausgenossen die Thüre zu öffnen glaubte.

In Gegenwart des Elends kann Niemand sich freuen, und alle heiteren Stunden verdankt man nur dem abgewendeten Blick, der einen vergessen läßt, daß es unheilbare Noth giebt. Der Besitzende sucht sich zu trösten, wenn er sein Möglichstes gethan hat, weil er doch nicht den Tisch für Alle decken kann. Aber jeder Mittellose sieht in ihm einen Grausamen, unwillig Gebenden, und macht ihm aus dem erlaubten Genuß eine Sünde.

Butzmann und Keßbaum gingen von der allgemeinen Ueberzeugung aus, daß es einem in London ansässigen Tonkünstler ein Leichtes sein müsse, bei seinen vielen Verbindungen einem Bäcker und einem Zimmermann zur Gründung ihres Geschäfts zu helfen, wenn alles Andere fehlschlüge. Vorläufig wollten die Beiden zwar nur Subsistenzmittel, um sich nicht durch egoistischen Erwerb von den großen Planen ablenken zu lassen, die sie mit den Parteigenossen gestern Nacht zur Rettung Europa's entworfen.

Es gibt Momente in der Geschichte, wo ein

hoher und edler Rausch die Menschen treibt, das Unmögliche zu wagen, und ohne den blinden Glauben an die Allmacht des Volkswillens wäre nie eine große That geschehen. Aber soll man den selber Hülflosen belachen oder beweinen, der inmitten einer nüchternen Zeit den Lauf der Welt ändern will! Neffbaum und Butzmann waren ohnehin zu komischen Figuren wie gestempelt und erschienen Dorotheen wie ein paar arme frierende Schauspieler, die sich eben in ein verwittertes Heldencostüm gesteckt haben. Es schien ihr am gerathensten, bei diesem Drama nur die unterste Rolle zu ergreifen, indem sie Speise und Trank auftrug und für den Moment eine kleine Geldhülfe beifügte. Die Verstimmung der unerwarteten Gäste, die nach einer peinlich durchharrten Stunde aufbrachen, fühlte sich durch, und die Hausfrau, die eine Reihe von schlimmeren Scenen voraussah, rüstete ihr Gemüth mit allem Stoicismus, dessen sie bedurfte.

Es schien, daß der Onkel sich an den Thieren nicht satt sehen konnte, denn die Eßstunde war längst vorüber, als er endlich mit Zbeles eintrat. Auf den Zügen der Hausfrau war noch eine düstere

Wolke ſichtbar, und ſie erzählte den Vorgang raſch, ehe man ſich zu Tiſche ſetzte. Herr v. Halen ſagte: „Da müßt Ihr euch nichts draus machen, daß Ihr nicht, wie in der Bibel ſteht, mit zwei Fiſchen und einem Franzbrödchen ſechstauſend Menſchen ſpeiſen könnt. Wer giebt, was er hat, iſt werth, daß er lebt!“

Während der Mahlzeit recapitulirte der fröhliche alte Herr den Spaß, den er an den ſeltſamen Thieren gehabt hatte, und die Kinder ſtimmten unbefangen mit ein; das eine fragte nach den Giraffen, die die rieſigen panthergefleckten Hälſe über die hohe Gartenumzäunung ſtrecken, das andere erinnerte ſich des Nilpferds, das ſich im Teich wälzt und den gräßlichen Rachen aufſperrt, als ob es Köpfe wie Nüſſe knacken wollte. Nach und nach wurden die Eltern auch wieder munter und gaben ſich dem harmloſen Geplauder ebenfalls hin.

Der Abrede zufolge erſchien gegen Abend Hulda v. Saintford, um Dorotheen ihre vereinſtifteriſchen Plane vorzulegen, und ſie hätte ſchwerlich einen ungünſtigeren Tag wählen können, um der geplagten Hausfrau noch eine Bürde mehr aufzureden. Um ſich einem Verein anzuſchließen, ſind die paſſendſten

Perſönlichkeiten unverheirathete Damen ohne Pflichten und mit vielen Mitteln, und wenn dieſe ſich einem guten Zweck dienſtbar machen, ſo iſt er aufs trefflichſte gefördert. Nun liegt es aber in der weiblichen Natur, daß ſie nicht fremden Ideen zu dienen liebt, bis ſie durch die Ehe erſt gelernt hat, ihren Eigenwillen zu bändigen. Hulda hätte ſich um keinen Preis den Statuten einer vorhandenen Verbindung gefügt, aber ſie wollte deren nach ihren Anſichten ſtiften und fand es für den Erfolg nützlich, daß die Reſpektsperſonen ſich anſchlöſſen.

Sie legte Dorotheen ans Herz, für wie klein und lieblos eine Frau gehalten würde, die nur auf ihre nächſten Umgebungen ihre Wohlthaten beſchränke. Sie verſicherte, daß nichts ſie ſo an ihre neue Freundin Blaſoska feſſele, als daß dieſe von allem Familienegoismus los nur für das Ganze wirke und jetzt eben einen Aufruf drucken laſſe, um die Engländerinnen zu beſſern Gattinnen und Müttern zu machen.

Dorothea erwiederte: „Ich bin einmal nicht anders und will Niemanden zu dem Glauben überreden, daß ich fremde Leute mehr liebte als die Meinen. Ich bekenne auch, daß mir meine Schuldigkeit

lieber iſt als meine Popularität, und endlich laſſen Sie mich das demüthige Geſtändniß hinzufügen, daß ich in England ſehr viel gelernt habe und daß meine Freundinnen muſterhafte Gattinnen und Mütter ſind."

Hulda kam nun auf einen andern, für ein unbeſcholtenes Mädchen gar verfänglichen Punkt, nämlich, daß die Idee der Gleichheit den Reingeſinnten zur Pflicht mache, den geſunkenen Schweſtern die rettende Hand zu bieten. Sie ſagte, daß die vorhandenen Vereine durch Bekehrungs- und Beſſerungszwang die genialen Sünderinnen abſchreckten, und daß man, um dieſe der Tugend zurückzugewinnen, ſie in die Geſellſchaft aufnehmen und mit ſchonendem Zartgefühl behandeln müſſe.

Dorothea machte eine Bewegung mit der Hand, die ohngefähr ausdrückte, zehn Schritte vom Leibe! Dann ſagte ſie: „Auch für dieſe Claſſe erkenne ich nur Ein Heilmittel an, nämlich die Arbeit, und dazu ſollte Niemand zu genial ſein. Unſere Partei, die beſtändig die Peſtbeule der menſchlichen Geſellſchaft der Ariſtokratie in die Schuhe geſchoben hat, ſollte vor Allem nicht mit den Principien ſpielen,

die die Zahl jener Unglückſeligen täglich vermehren."

Hulda gab der Hausfrau im letzteren Punkt unbedingt recht. Sie war eine ſtreng ſittliche Natur und hatte mit innerer Abneigung den Diskuſſionen Wildemanns und des Studioſus Mauß über den delikaten oder vielmehr ſehr undelikaten Gegenſtand beigewohnt. Aber ihre Erfahrung hatte ſie belehrt, daß nicht immer die Frauen am ſtrengſten gegen ſich ſelbſt waren, die andere am entſetzlichſten verdammten. Aus dieſem Gefühl kam es her, daß ſie ſich zwang, freier zu reden, als die natürliche Scheu der Jungfrau ihr diktirte.

Hulda war purpurroth geworden, als ſie den unſaubern Stoff theoretiſch anzufaſſen verſuchte, und Dorothea fuhr fort: „Kann ich die Begegnung mit den Unglückſeligen, wie England ſchonend ſolche Damen nennt, nicht vermeiden, ſo mache ich nie eine Demonſtration, als ob ich voll Abſcheu davon laufen wollte. Ich wende nur das Auge von den Zügen ab, die den Kindesblick verſcherzt haben, der nicht von Jugend oder Alter abhängt. Ich habe keinen Vorwitz, mich in das Seelenleben ſolcher

Weſen hineinzuwühlen, ſondern gehorche einfach dem innerlichen Grauen, das mich von ihnen trennt. Hätten Sie Mann und Kinder, ſo ließen Sie gern die Frage nach legitimer oder freier Liebe auf ſich beruhen. Ich möchte Ihnen prophezeihen, daß Niemand legitimer denken wird als Sie, wenn Sie erſt an Ihrem eigenen Herd ſitzen."

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thüre, und Ibeles brachte den Dr. Stern herein, zugleich ankündigend, daß der Onkel ſein Mittagſchläfchen beendet habe. Die ganze Geſellſchaft verfügte ſich nun zum Thee, und eine lebhafte Unterhaltung begann. Stern, der Hulda daheim nur oberflächlich gekannt hatte, trat in der Fremde natürlich in die Rechte eines alten Freundes. Die Verhältniſſe der Heimath und manche gemeinſchaftliche Bekanntſchaft gaben den Stoff zu vertraulicher Unterhaltung. Die Anweſenheit des alten luſtigen Rheinländers und die Späſſe der Kinder erhöhten die gemüthliche Stimmung, und Ibeles wunderte ſich über ſich ſelbſt, daß er ſich im eigenen Hauſe ſo angenehm aufgeregt fühle. Dorothea war ſchweigſam und ſann über das vorige Geſpräch und den eigen-

thümlichen Charakter des Fräuleins v. Saintford nach.

Hulda war so gutmüthig, daß ihr alle Personen und Dinge im goldenen Licht erschienen. Jeden noch so unvereinbaren Widerspruch strebte sie zu vermitteln, alle Parteien unter einen Hut zu bringen, und machte sich so zum personificirten Einerseits und Andererseits. Sie konnte sich mit reinem neidlosem Gemüthe am Familienglück eines Freundes ergötzen und lieh sich doch einer andern Person, die das Bedürfniß fühlte, jene Harmonie zu stören, als Vermittlerin her. Sie behauptete, alles Gute sei nur ein Compromiß mit dem Bösen. Die pure Moral sei der Tod aller Poesie, und daher bedürfe selbst die Tugend jener leisen Würze, die das Vorbeistreifen am Schatten der Sünde ihr verleihe.

Die Männer kamen auf vergangene Zeiten zu sprechen, und Herr v. Halen, der ganz Menschenfreundlichkeit war, zeigte sich als eine dem Fräulein in Parteisachen ziemlich verwandte Natur. Doch als er sein Verfahren bei den Wahlen berichtete, da erklärten ihn alle Anwesenden lachend für einen Monsterpolitiker, denn es stellte sich heraus, daß ihn seine

dem Absolutismus ergebenen Standesgenossen vertrauensvoll zum Wahlmann genommen hatten, daß Er sich aber die Wahlliste der Constitutionellen geben ließ, und zuletzt dennoch heimlich aus verwandtschaftlicher Sympathie für den demokratischen Candidaten stimmte.

Stern erzählte hier eine Anekdote, die als eine wahre aufbewahrt zu werden verdient. Er hatte eine engelgute Verwandte daheim, deren Schicksal es fügte, daß ihr Sohn zur selben Stunde eine Barricade vertheidigen half, während ihr Mann bei der Deputation der Bürger auf dem Schloß war, und ihr Bruder als Offizier ein Detachement Soldaten befehligte. Sie hatte ihm am folgenden Morgen erzählt, in welchen Aengsten sie die Nacht zugebracht, und er ahmte ihre sanfte mütterliche Stimme nach, indem er ihre eignen Worte wiederholte:

„Die Leute drängten sich in unsrer engen Straße, und rissen die Pflastersteine los, daß ihnen der Schweiß auf der Stirne stand. Ich sagte zu meiner Tochter: Sieh nur, Luischen! wie die armen Leute sich abplagen! mach' ihnen doch Butterbrode mit

Wurst zurecht, und stelle Bier heraus, damit sie sich etwas stärken können. Sie hatten's kaum genossen, da ging das Schießen los, und nach einer Viertelstunde war das Militär Herr des Platzes, und die Soldaten rissen die Barricade ein, und schleppten aus Leibeskräften alle die schweren Steine wieder aus dem Wege. Ich sagte: Ach Gott, Luischen, nun haben wir wohl kein Brod mehr, und die Soldaten haben sich doch wahrhaftig schrecklich abgeplagt! Aber zum Glück fanden wir noch Graubrod und Wurst im Keller, und da machten wir in aller Eile auch Butterbrode für die Soldaten, und stellten Bier heraus. Für mich gab es keine Soldaten noch Demokraten, sondern nur müde Menschen, denen es schmeckte."

Man war einmal ins Erzählen gekommen, und Stern mußte dem Herrn v. Halen seine uns schon bekannte Fluchtgeschichte wiederholen. Er benützte diese Gelegenheit, um sein Bedauern mit den wärmsten Farben zu malen, daß nicht Er statt seines Freundes das Glück gehabt hätte, in der verhängnißvollen Nacht dem Fräulein v. Saintford zu begegnen. „Wäre ich Ihr Gefangner im Mausoleum

geweſen, Bürgerin Hulda!“ ſagte er, „ich hätte mich lieber dort lebendig begraben, als in dieſem ungeſelligen Lande das troſtloſe Junggeſellenleben durchzuſtehen!“

Hulda lächelte ſehr holdſelig, und verwies den Bürger Stern an den Herrn v. Halen, um ſich am Anblick von deſſen heitrem Junggeſellenſtand zu tröſten.

Stern, der feſt an ſein jugendliches Ausſehen glaubte, und hoffte, daß das Fräulein ihn mit noch günſtigern Augen anſehen würde, als ſein Spiegelbild, war nichts weniger als geſchmeichelt durch dieſen Vergleich mit dem Herrn v. Halen, welcher ſchneeweiße Haare hatte. Es war ihm, als ob ein plötzlicher Staubregen ſeine heiße Stirne abkühlte, doch faßte er ſich, und ſagte zu Herrn v. Halen: „Darf man fragen, Herr College, was denn Sie zum Hageſtolzen gemacht hat? Eigne Wahl ſcheint es kaum zu ſein, der Zärtlichkeit nach zu urtheilen, mit der Sie die Kleine da auf dem Schoß halten!“

„Das will ich Ihnen ſagen,“ erwiderte der Gefragte, „aber erſt muß ich mir ein Spezialchen ausbitten, denn meiner Jugend erinnere ich mich nicht

gern ohne Wein. Sehen Sie, als ich schon ein langer Kerl war, da dachte ich noch gar nicht an die Mädchen. Mein Violoncell, das war meine Liebhaberei, und das Schießen nach dem Vogel. Als mein Vater starb, erbte ich die schönsten Weinberge auf der Ahr, und nun zog ich dorthin. Auf dem Herbstball machte ich Bekanntschaft mit sehr netten Damen aus Köln und Düsseldorf, und wenn sie fortgingen, blutete mir das Herz, und ich fing an Verse zu machen. Ich dachte wohl zuweilen daran, Einer nachzureisen, aber ich konnte nie mit mir einig werden, welcher. Eins hatte ich mir in den Kopf gesetzt, du nimmst keine, die ohne Sinn für Musik und Poesie ist, denn der Kukuk soll es im Winter auf der Ahr aushalten, wenn er keine Nachtigall im Haus hat. Ein ansehnlicher Mann in jungen Jahren, mit schönen Weingütern und einem adlichen Namen gesegnet, hat keine Schwierigkeit ein Jawort zu bekommen, das darf ich ohne Eitelkeit sagen. Weil ich aber wußte, daß von allen Mädchen, mit denen ich auf dem Herbstball getanzt hatte, Keine Nein sagen würde, behütete ich vorsichtig meine Zunge. An Versen ließ ich es nicht fehlen,

die binden einen nicht; aber die Mädchen wollten es in Prosa gesagt haben. So stellten wir uns gegenseitig auf die Probe, ohne anzubeißen.

In der schönen Jahreszeit ließ sich das herrlich aushalten; wenn ich so ein bischen verliebt war, dann schien mir die Gegend noch einmal so schön, und wenn ich auf meinem Violoncell meine Lieblingsmelodie vortrug: „Neue Freuden, neue Schmerzen," so rührte ich die Zuhörer bis zu Thränen. Manches Nachbarskind wuchs unterdeß heran, und ward groß, aber durch die piquantern Herbstzugvögel war mir der Gusto an den einheimischen Mädchen vergangen. In kleinen Orten sieht man sich alle Tage, und um sich schwärmerisch zu verlieben, muß man etwas fremdartiges an einem Frauenzimmer sehen.

Wenn der November herankam, hatte ich immer Heirathsgedanken, und ich nahm mir mit jedem Jahr ernstlicher vor, mir ein Mädchen auszusuchen. Es sollte Eine sein, die ich und die mich lieb haben könnte, und die nach meiner Art dächte und empfände.

Eines Tages besuchte mich ein Freund, und erzählte mir von einem Mädchen, mit der er auf einer

Reiſe zuſammengetroffen war. Es war Eine von denen, die in die Welt wie in einen Blumengarten hinausgucken, und in der Luft lauter Melodien klingen hören. Er ſagte, ſie ſei ihm viel zu phantaſtiſch für ſeinen Geſchmack vorgekommen, aber er hätte bei jedem Wort, das ſie mit ihm geredet, an mich denken müſſen. Als er mir erzählte, daß ſie wunderſchön ſänge und ſpiele, und daß die Arie von Mozart: „Neue Freuden, neue Schmerzen!“ aus ihre Lieblingsmelodie ſei, da ward ich Feuer und Flamme.

Ich fertigte zwar den Freund mit einem weg werfenden Spott ab, aber ich erkundigte mich den noch nach dem Namen und Wohnort des Mädchens. Einigemal hatte ich Gelegenheit, Andre, die ſie kannten, über ſie auszuforſchen, und Alles was ich hörte, beſtärkte mich in meinem Glauben, daß ſie die Rechte ſei. Unzähligemal kam es mir in die Gedanken, einmal ſelber zuzuſehen, was wohl daraus werden könne. Aber dann kam ich mir wieder wie ein rechter Don Quixote vor, daß ich um eines unbekannten Frauenzimmers willen ein paar Tagereiſen machen und mir vielleicht gar einen Korb holen ſollte. Ein paar

Jahre trug ich den Plan mit mir herum, ſchwankte dann wieder, bis mich endlich eine ganz unerklärliche Raſtloſigkeit ergriff. Das Reiſen war damals kein ſo leichter Entſchluß, wie jetzt. Und ein paar Tage lang für nichts und wieder nichts ſich in der Diligence von langſamen Pferden den Rhein heraufziehen zu laſſen, das war kein Spaß. Ich that es aber doch.

Als ich in der Stadt ankam, wo das Mädchen wohnen ſollte, ſuchte ich im Adreßbuch die Hausnummer ihres Vaters, denn ich genirte mich, den Wirth nach ihr zu fragen. Langſam und gedankenvoll ſchlich ich die Straße hinab, und auf einmal fuhr mir's wie ein Schlag durch alle Glieder, als ich mich innerlich fragte: „Menſch, was willſt du thun? Heirathen? Haſt du auch bedacht, was das auf ſich hat!“ Der Schweiß trat mir auf die Stirn, und ich blieb ſtehen und überlegte, ob ich nicht lieber unverrichteter Sache umkehren ſollte, da ich mich meiner Expedition noch vor Niemand als vor mir ſelber zu ſchämen hatte. Aber ich ſchämte mich vor mir ſelber, und ſchritt vorwärts.

Jetzt trat ich auf eine Stelle, wo die Straße mit

grünen Palmblättern beſtreut war, und das ſchien mir ein gutes Omen, weil dies Laub eine Hochzeit andeutet. Der Wind mußte es von irgend einer Schwelle in meinen Weg geweht haben. Nicht weit davon war das Haus das ich ſuchte, und mit pochendem Herzen legte ich die Hand an den Schellenzug. Wieder hielt ich inne, und fragte mich, was ich denn nun ſagen ſolle, denn ich konnte mich doch nicht ohne alle Präliminarien als Freier einführen. Schelle nur, dacht' ich, das Weitre wird ſich finden. Der Klang ging mir durch Mark und Bein, und ich konnte nur ſtotternd die Frage vorbringen, ob hier das Fräulein So und So wohne. Die Magd verneigte ſich mit einem vergnügten Lächeln, und antwortete: „Geſtern hat unſer Fräulein ſich verheirathet, und iſt jetzt auf ihrer Hochzeitsreiſe nach dem Ahrthal."

Hier brachen die Zuhörer des Herrn v. Halen ihr Schweigen, und bedauerten von Herzen ſein Mißgeſchick. Dorothea wunderte ſich, daß ihr der Onkel bisher von dieſer Geſchichte kein Wort geſagt, und Ibeles fragte, ob er denn niemals in ſeinem ſpätern Leben der Dame begegnet ſei.

Herr v. Halen fuhr fort: „Das iſt es ja eben,

was mich zum Hageſtolzen gemacht hat. Nach einem Jahr erzählte mir der nämliche Freund, der mich zuerſt auf das Mädchen aufmerkſam gemacht, daß der Mann, den ſie bekommen, ſie ſehr übel behandelt hätte. Sie konnte es nicht bei ihm aushalten, und ging fort. Ihre Eltern plagten ſie unaufhörlich, daß ſie ſich mit dem zänkiſchen Menſchen verſöhnen ſolle; ſie hatten der unverſorgten Töchter noch mehrere. Das faßte ſie ſich in den Kopf, und beſchloß zu reiſen und Concerte zu geben. Der Vorwitz plagte mich nochmals ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich dachte, haſt du ſie geſehen, dann iſt die Unruhe am Ende, und du wirſt dich ſelber auslachen, wenn du findeſt, daß gar nicht ſo viel an ihr iſt.

Ich las in der Zeitung, daß ſie zu Köln in einem Concert ſpielen würde, und ich verfügte mich dahin, und war ſo früh im Saal, daß ich mir einen Platz dicht dem Clavier gegenüber verſchaffen konnte. Eine Symphonie von Haydn wurde gemacht, und ſie ſpielten ſie charmant; ich klatſchte voller Freude in die Hände, und hatte über dem Finale gradezu vergeſſen, warum ich gekommen war. Du kennſt die Symphonie, Ibeles, die in g dur mit dem Thema ti ti ti ti ti

tideldideldum, du weißt, welche ich meine; es ist eine himmlische Composition. Auf einmal hör' ich ein Präludium in einer andern Tonart auf dem Clavier, und sehe verdutzt auf: da sitzt eine blasse Person da, als ob sie keine drei zählen könnte, kein Band, keine Blumen in den Haaren, wie doch sonst die Damen tragen, wenn sie im Concert spielen; nichts von Farbe war an der ganzen Person als ein braunes seidenes Kleidchen, und ein paar melancholische blaue Augen.

Ich konnte mich nicht genug verwundern, daß das sie sein sollte. Aber sie war es, das hatte ich weg, als sie an das Adagio kam. Es war ein merkwürdiges Feuer in der blassen Person, und das ganze Stück kam mir vor als ob sie mir ihre Lebensgeschichte erzählte. Das erste Allegro hüpfte wie ein fröhliches Kind; dann kamen aber die Mollaccorde, und ihre Fingerspitzen berichteten ein Leid, das keine Menschenzunge so ausdrücken kann. Zuletzt das Prestissimo, das klang als ob sie einen ganzen Köcher voll Blitze über den Bösewicht ausgösse, der ihr die Jugend gestohlen. Ich verwandte kein Auge von ihr, und ich bildete mir zuletzt ein, sie würde über

der Muſik ordentlich ſchön. Es war als wenn ein grau angehauchter Edelſtein, den man neben bunten Farben nicht merkt, auf einmal im dunkeln Zimmer zu leuchten anfängt. Die ganze Verſammlung, die Kronleuchter und das Orcheſter waren mir verſchwunden, und ich meinte die Melodie käme nur aus den zwei Augen.

Ich verſäumte ihr zweites Concert auch nicht, und als ich hörte, daß ſie weiterreiſen wollte, nahm ich mir den Muth heraus, ſie zu beſuchen. Wir ſprachen nur von Muſik, aber wir waren bald Ein Herz und Eine Seele. Ich brachte heraus, daß ſie das erſte Stück ſelber componirt, und daß ich den Inhalt ohne Worte verſtanden hatte. Das war mir der Beweis, daß wir zuſammengehörten, und ich ſchlug mich vor die Stirne wie ein Verbrecher, denn ich meinte mit meinem Zögern an all' ihrem Unglück Schuld zu ſein. Ich konnte ihr nicht ſagen, was mich bewegte, und ſie ſah mich befremdet an und ſchien ängſtlich mein Weggehn zu wünſchen.

Concertgeben war zu der Zeit nicht ſehr einträglich, und was mir ihr Anzug ſchon verrieth, das beſtätigte mir ein Bekannter; die junge Frau kämpfte

mit A. H. Nun ging ich noch einmal zu ihr, und erzählte ihr von meinem schönen Besitz, von meiner Einsamkeit und meiner Liebe zur Musik. Ich sagte, wenn sie sich über das Vorurtheil wegsetzen wolle, im Hause eines Junggesellen zu wohnen, so wolle ich mich mit dem heiligsten Gelübde verpflichten, nie ihre Freiheit zu beeinträchtigen. Nur zuweilen lauschen zu dürfen, wenn sie spielte, das solle mein einziger Anspruch an sie sein.

Sie sah mich ernsthaft an, und mein ehrliches Gesicht und meine Jahre schienen ihr Vertrauen einzuflößen. Es gefiel mir, daß sie ohne Ziererei die Sache nahm wie sie gemeint war, redlich und aufrichtig, denn sie stotterte gar nichts von Unschicklichkeit oder von der bösen Welt heraus, wie manche Andre gethan hätte. Nachdem sie stumm eine Weile nachgesonnen, schien es mir als ob sich ihre Augen mit Thränen füllten. Ich faßte ihre rechte Hand und fragte: „Wollen Sie?“ Die Hand zuckte, sie zog sie leise weg, und sagte mit leiser Stimme: „Ich will nicht.“

Ich sah noch einmal nach den blauen Augen, aber ich las einen Charakter darin, der wußte was

er wollte. So ſagte ich kein Wort weiter, und reiſte nach Hauſe. Später hörte ich, daß ſie früh geſtorben war; das gewaltige Spielen und das Reiſen in der Welt umher hatte ſie ſchnell aufgerieben.

Ich ließ ihren Eltern die Muſikalien abkaufen die ſie hinterlaſſen hatte, und da erhielt ich auch das Manuſcript, worin ihre Lebensgeſchichte muſikaliſch ausgedruckt war. Es hatte noch einen Zuſatz, von dem Tage datirt, da ich von ihr Abſchied genommen, und ein paar Worte ſtanden darunter, die ich allein verſtehen konnte, und die mir einen Schlag aufs Herz gaben. Der ſchwere Kampf war darin ausgedrückt, den das letzte Wort: „ich will nicht!“ ihr gekoſtet. Sie hatte alſo nur meine Freundſchaft zurückgewieſen, weil ich ihr zu lieb war.

Von dem Tag an machten mir meine Weingüter keinen Spaß mehr, und als der Herbſtball gehalten wurde, ging ich allen Gäſten aus dem Weg. Die Sache hatte mich arg angegriffen, und ich meinte, ich würde ſie nicht mehr aus dem Kopf kriegen. Ich verpachtete Alles und zog in meinen jetzigen Wohnort hinüber; da lebte meine verheirathete Schweſter, und hier mein Dorchen, die ich immer gern um

mich hatte; der Quartettverein wurde geſtiftet, und ich ſetzte meinen Stolz auf dieſen Verein. Eh' ich mich's verſah, war die Fröhlichkeit wieder bei mir eingezogen, und wenn ich euch Kinder hier betrachte, ſo muß ich noch denken: es iſt gut, daß ich ein Hageſtolz geworden bin."

Hier war die Erzählung des alten Herrn zu Ende. Man fand, daß es ſpät geworden war, und als Hulda aufbrach, erbot ſich Dr. Stern ſie bis zum nächſten Wagenſtand zu bringen. Auf dem Wege dahin machte Hulda die Bemerkung, daß Herr v. Halen, anſtatt als Freier zu reiſen, lieber eine freundſchaftliche Correſpondenz mit der jungen Dame habe einleiten ſollen; dann hätte er urtheilen können, ob eine ſo wunderbare Seelenharmonie zwiſchen ihm und ihr ſtattfände, ehe er den verhängnißvollen Schritt gewagt. Seine Briefe würden das Mädchen von jener übereilten Wahl vielleicht abgehalten haben.

Stern ſtimmte zu, daß auf die Uebereinſtimmung der Gemüther alles ankomme, und daß der Seelenſpiegel des Geſichts täuſchender ſei, als die Darlegung der Geſinnung durch Schrift. Als das Fräulein ſchon im Wagen ſaß, fragte Stern, ehe er ſich

verabschiedete: „Darf ich hoffen, Sie bald wiederzusehen?“

Hulda antwortete: „Sie werden in dem politischen Salon meiner Freundin gewiß ein willkommner Gast sein!“

Stern sagte: „So sehr Ihre Gegenwart mich lockt, darf ich dennoch jenen Kreis nicht betreten, in dem weder ich noch Sie zu Hause sind; verzeihen Sie mir dies offne Wort. Die Minute drängt, und es ist mir entsetzlich mit einer Unart von Ihnen zu scheiden, die ich vielleicht nicht wieder gut machen kann. Darf ich an Sie schreiben, und wollen Sie mir antworten?“

Mit den Worten: „Ja, ich will!“ reichte ihm Hulda die Hand zum Fensterschlag heraus, und der Wagen rollte fort.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Liebessonne hinter der Wolkenhülle.

Die Erzählung des Herrn v. Halen hatte dem Dr. Stern eine ernste Warnung gegeben, und als er jetzt allein durch die Mitternacht an lauter verschlossenen Fensterladen vorbeischritt, da stiegen ihm verhängnißvolle Gedanken und Entschlüsse auf. Sonderbar war es, daß Metas Bild, an die er seit Monaten nicht mehr gedacht, ihm diese Nacht plötzlich so hell vor die Erinnerung trat, als ob sie vor ihm stünde. Diese nämliche Straße hatte er oft mit ihr durchschritten, und sie hatten sich immer vortrefflich unterhalten, ohne daß ihm je eingefallen wäre, von Liebe mit ihr zu reden. Stern wußte aus Erfahrung, daß man langweiligen Mädchen oft aus bloßer Verzweiflung den Hof macht, weil dies das einzige Mittel ist, womit man sie aus ihrer

Natürlichkeit scheucht. Mit Meta hatte er aber immer lebhaft von ernsten Dingen geredet, und sie war neben ihm her geschritten, wie ein männlicher Freund. Seine Einbildungskraft hatte sie nie gereizt, denn sie sagte alles klar und hübl heraus, was sie dachte. Ihre Worte schien ihm kein Räthsel, und er meinte sie ganz zu kennen. Er hielt sie für unfähig zu irgend einer Schwärmerei, weil die trockne Verhandelsprosa in ihren Gesprächen zufällig vorherrscht hatte. Unschön und arm wie Meta war, fehlte ihr just da der Muth, das Gefühl hervorzukehren, wo sie am meisten bewegt war, und sie hätte um alles in der Welt durch keine Aeußerung von Zärtlichkeit lächerlich werden mögen. Aus scheuer Vermeidung alles Sentimentalen hatte sie leider einen scharfen, sogar bittern Ton angenommen, und damit streifte sie den letzten Zauber des Jugendscheines vor der Zeit ab.

Huldas unabhängige Stellung und ihr früher Verkehr mit der vornehmen Welt hatten ihr die beglückende Empfindung freier Selbstständigkeit bewahrt. Sie wagte Männern im leichten Ton des Scherzes zu begegnen, weil sie sie innerhalb der hergebrachten

Linien zu bannen wußte, wo die Keckheit anmuthig bleibt. Einer Versorgung durch die Ehe bedurfte sie nicht, und daher fiel jeder günstige Blick, den sie auf einen Freund warf, wie der helle Strahl einer erwärmenden Gnadensonne aus ihren freundlichen Augen. Obgleich die meisten Mädchen absichtslos sind, wenn sie einem Manne, der ihnen Vertrauen einflößt, mit Freundlichkeit begegnen, so hängt doch Alles davon ab, daß diese Absichtslosigkeit anerkannt wird.

Stern verglich in Gedanken Meta mit Hulda, und sagte sich: „Wenn ich von jener schied, so dachte ich höchstens unser Gespräch nochmals durch; aber hier denke ich auch an die Persönlichkeit. Kaum weiß ich was sie gesagt, obgleich der liebe Ton der Stimme mich noch immer umklingt, und ihre Gestalt mich fort und fort begleitet. Nun, unvernünftig will ich mich ja nicht von dieser Erscheinung gefangen nehmen lassen. Ich möchte mehr von ihr wissen, einen tiefern Blick in ihr Gemüth thun, und dazu bin ich hoffentlich auf gutem Wege. Schreibselig ist sie, das sagt mir Ibeles; und da sich im Schreiben unser Innerstes klärt, so können wir

nichts Beſſeres thun um unſeren Empfindungen auf den Grund zu kommen.“

Hulda war bei der Nachhauſekunft auf ihr Zimmer gegangen, obgleich ſie noch die bekannten Beſucher im Salon laut ſprechen hörte. Sterns tiefe ruhige Stimme hatte ihr ſo wohl gethan, wie ein Lied aus der Heimath, und ſie wollte den beſänftigenden Eindruck feſthalten. Es that ihr ſehr weh, daß er ihre Einladung ausgeſchlagen. Sie war es nicht gewohnt, daß man ſie ſo kurz mit Nein abfertigte, und doch hatte er ſich dadurch in Achtung geſetzt, daß er nicht auf den erſten Wink gehorchte. Es verlangte ſie unſäglich nach ſeinem Brief, worin ſie eine Erklärung ſeiner Weigerung erwartete.

Es iſt nicht unſre Abſicht einen Briefſtelier für Liebende in dieſem Kapitel zu verfaſſen. Wir übergehen alſo den Eingang des Briefes, der, wie ſich verſteht, die Sehnſucht des Schreibenden nach dem Anblick der Empfängerin durchblicken ließ. Wir greifen nur aus der Mitte ein paar Sätze heraus, welche beweiſen, daß der Correſpondent redlich bemüht war, aufrichtig gegen Hulda zu ſein.

Stern an das Fräulein.

. . . . . „Zürnen Sie mir nicht, daß ich selbst Ihnen zu Liebe kein Princip brechen mag. Diplomatische Salons sind eine Institution, die wir Höflingen abgesehen haben, und die im geraden Widerspruch mit der Demokratie steht. Jeder einzelne Arbeiter, der sich im Exil nützlich macht, vertritt die Volksinteressen seines Vaterlandes einer fremden mächtigen Nation gegenüber kräftiger, als alle conspirirenden Salons. Oeffentliche Geheimnisse werfen eine unheilbare Lächerlichkeit auf diejenigen, die sich darein wie in einen Nimbus zu hüllen glauben.

Da wo die Idee der Freiheit einem Menschen eingeboren ist, da begleitet sie ihn durch alle Lebenslagen fort und fort; selbst die unwürdigen Vertreter einer guten Sache können ihn so wenig irre daran machen, als die gemeinen Säuren das reine Gold angreifen. Aber wo der demokratische Enthusiasmus nur wie ein Rauschgold einem Charakter angeflogen ist, da blicken die Traditionen seines frühern Lebens nur zu deutlich hervor. So wie das stürzende Heidenthum der jungen christlichen Welt noch einige

Flitter und Trümmer vermachte, ſo verfälſcht das verwitterte Staats- und Kirchenleben unſre reine republikaniſche Luft. Ich mag keinem Kreiſe angehören, worin Jeder die Menſchen bei ihrer ſchwachen Seite zu faſſen ſucht. Mir iſt das Merkzeichen des ächten Republikaners, daß er nur an die ſtarke Seite eines Charakters appellirt: an die Achtung vor den ewigen Geſetzen der Tugend, Wahrhaftigkeit und Ehre.

Ich weiß von Ihnen, daß Sie in der Heimath eine Geſellſchaft geflohen haben, die frevelnd mit dieſen Geſetzen ſpielte. Gibt es kein Mittel, Ihre ſchöne reine Natur auch jetzt von unheiligen Verbindungen zu löſen?"

Hulda ſann nach, ob Stern etwa ihrer eignen Geſinnung mißtraue, oder wen er von den Andern könne gemeint haben. Sie erröthete, wenn ſie an das Thema gedachte, das der Studiosus Mauß in der letzten Zeit angeregt hatte, und das ſie nie vor Stern hätte auf die Lippen nehmen mögen. Die Gräfin hatte ſie durch ihr Beiſpiel auf eine frivole Bahn zu lenken geſucht, indem ſie die alte Gewohnheit durchführte, auch innerhalb der Demokratie mit den Hebeln der

Intrigue zu wirken. Ein andrer Wortführer des Salons konnte nie den affectirten Anstrich loswerden, der ihm dadurch geworden, daß er ehemals Messe gelesen hatte. Wenn er eine seiner mystischen verworrenen Anreden hielt, so mußte der Arbeitstisch der Gräfin mit einer Sammtdecke behangen zum Altar travestirt werden, und einmal veranstaltete er sogar einen feierlichen Aufzug von symboltragenden kleinen Kindern. Wie die Hofdame die Galanterie braucht, wenn sie sich in Politik mischt, so bedurfte er der Weihrauchwolken um sein Haupt, ehe er Orakelsprüche von sich gab. Die arme Madame Gerhard, die zur Zeit der Wahlkämpfe in der Rolle der Plebejerin ihrem Manne nie genug hatte thun können, mußte sich jetzt wie die Königin der Nacht geberden, wenn fremden Diplomaten, die den Salon beschauen kamen, imponirt werden sollte. Es gab auch einen jungen Lieutenant, der im Cadettenhause den Prinzen und seine Großmutter angebetet hatte. Als er aber im Jahr 48 gesehen, daß seinem Idol ein Pentagramma Pein machte, da hatte er erstaunt gefragt: „Giebt es denn noch einen Höhern als meinen Herrn?“ und er sank vor dem souverainen Volk auf

die Kniee. Jetzt blickte auch durch fein Rauschgold der alte Cerveralstock hervor.

Stern war durch und durch ehrlich, und von Jugend auf ein Liberaler gewesen. Das Letztere hatte Hulda oft daheim als einen Tadel aussprechen hören, und ihre Vertheidigung seiner und Ibeles' Stellung in der Revolution war als Sympathie für excentrische Menschen gescholten worden. Nun kam es dahin, daß sie sich selbst Stern gegenüber rechtfertigen sollte. Sie legte in ihren Briefen nach und nach nicht blos ihr politisches Glaubensbekenntniß ab, sondern die viel wichtigeren socialen Fragen kamen zur Sprache. Ueber die Ehe waren Beide der Meinung, daß nicht der Eine dem Andern zu gehorchen habe, sondern daß Jeder seinen Willen dem erkannten Princip der Gleichberechtigung unterordnen müsse, und daß weder die thätige Arbeit und Mühe, noch die aufopfernde Geduld von dem Einen Theil allein gefordert werden könne.

Die Künste kamen auch zur Sprache, und es war sehr natürlich, daß man in den Galerien zusammentraf, deren Bilder man brieflich besprochen. Stern hatte viele Kenntnisse und Hulda einen

lebhaften Schönheitssinn, und so wurden ihnen diese Wanderungen nicht nur genußreich, sondern wirklich gegenseitig fördernd.

Es ist das Zeichen herzinniger Liebe, wenn ein Paar Menschen nicht abwägen, wie viel Grad von Freiheit sie für so und so viel Glück hergeben müssen. Späte Heirathen scheitern meist an dieser egoistischen Berechnung, welche beweist, daß Jeder nur sich selber liebt und in der Vereinigung mit einer andern Person nichts als sein eigenes Glück sucht. Stern hatte Hulda's ganzes Wesen ins Herz geschlossen und strebte mit der Liebe, die jedem Lehrenden eigen ist, die klare und freie Entfaltung aller ihrer Seelenkräfte zu fördern. Mit innigem Wohlgefallen versenkte er sich in ihre eigenthümliche Erscheinung, und wenn er ihr ein friedliches und glückliches Dasein wünschte, so war sein selbstsüchtigster Gedanke dabei, daß Er es sein möchte, in dessen Liebe sie ein solches Glück fände.

Stern war nicht der Mann, um Mitleid einzuflößen, dazu sah er zu stolz und kraftbewußt aus. Aber einer Theilnahme, die an Mitleid grenzt, entgeht kein einsam wohnender Junggeselle, weil irgendwo

immer die Spuren einer gewiſſen Hülfloſigkeit in ſeinem Aeußern zu Tage treten. Dieſe nur dem prüfenden weiblichen Blick ſich verrathenden Entbehrungen erregen ein gutmüthiges Bedauern, das in hundert Fällen der erſte Keim zur Zärtlichkeit iſt. Die Erz-Hausfrauen, z. B. ſolche, welchen es eine ſchlafloſe Nacht zuzieht, wenn ſie ſich erinnern, daß oben in der Leinwandkammer ein Nagel los iſt, und die endlich aufſtehen und mit Licht und Hammer ſich hinauf verfügen, damit das Stück gebrauchter Wäſche nicht gar auf den Boden falle, das ſie an jenen loſen Nagel gehängt; — dieſe Erz-Hausfrauen alſo beweinen im Stillen alle die elenden Junggeſellen, die der Segnungen einer ſolchen Ordnung nicht theilhaftig ſind, und von ihnen gehen die unaufhörlichen Attentate aus, ſelbige zu verheirathen.

Hulda, die ſelbſt das Glück ungeſtörter Einſamkeit kannte, begriff ſehr wohl, wie vergnügt ein Junggeſelle leben kann, und wie wenig er alle die Aengſte zu ſchätzen weiß, die er ſeinen ältern Freundinnen macht. Ihre liebevolle Sorge um Sterns Wohl hatte deßhalb etwas Beſcheidenes, und die Thräne, die ihr ins Auge trat, als er einmal

erzählte, daß er einige Tage krank und ohne Pflege zugebracht, sprach gerade so viel Gefühl aus, als ein Mann sich gefallen läßt.

Die still heranwachsende Liebe der Beiden kam glücklicherweise nicht zur Kenntniß irgend einer Seele, die eine Veranlassung haben konnte, sie zu stören. Es hätte zwar ihren Bekannten auffallen müssen, daß Hulda gar nicht mehr davon redete, Vereine zu stiften, und in sich gekehrter war als sonst. Aber ein neues Interesse hatte sich des Salons seit einiger Zeit bemächtigt, das alle Aufmerksamkeit von ihrem Thun und Lassen ablenkte.

Das Tischrücken, Geisterklopfen und allerlei magnetische Kunststückchen waren aus der Rumpelkammer des vorigen Jahrhunderts aufgestöbert worden und unter andern Namen und Gestalten eben wieder Mode geworden. Die Gräfin Blafoska, die sich für ein geborenes Medium hielt, ergriff mit der höchsten Leidenschaft die nützliche Thätigkeit des Geisterbannens, und pflegte jetzt in einem schwarzen Anzug mit feuerfarbenem Shawl und einem weißen Stäbchen in der Hand vor ihren Gästen zu erscheinen. Die Musik trat in den Hintergrund, und man machte

allerlei mißrathene Versuche, statt der lebenden Politiker die großen Todten zum Reden zu bringen. Das ganze Wesen der Gräfin war verändert, und besonders gegen Ibeles hatte sie einen unaussprechlichen Ton angenommen, der zwischen Wehmuth und Vorwurf hin und her schwankte. Der Studiosus Mauß war in seinem Element; er versicherte unterirdische Stimmen zu hören, und wenn er nur sechs Gleichgesinnte fand, so gelang es jedesmal, den auf Rollen stehenden Tisch ins Kreisen zu bringen.

Meta Braun, Hulda und Ibeles waren die stillen Gegner dieses Abendvergnügens, und ihnen schlossen sich die wenigen Ungläubigen an, die der Kreis sonst noch beherbergte. Die vom Schwindel ergriffene Majorität bemühte sich darzuthun, daß den Genannten ein Organ fehlen müsse, oder strebte sie durch die ungeheuerlichsten Beweismittel zu ihrer Partei hinüberzuziehen. Zum erstenmal langweilte sich Ibeles, und er hätte sofort seine festen Abende aufgekündigt, wenn nicht die zähe Macht der Gewohnheit ihn nach seinen Unterrichtsstunden jedesmal in den bequemen Sammtsessel neben dem Kamin festgebannt hätte.

Herr v. Halen, der sich unterdeß behaglich in

Briar Place eingelebt, zog mit Dorotheen und den Kindern umher und beſah Merkwürdigkeiten. Alles ergötzte ihn, und ſogar die in New-Road aufgeſtellten Steinhauerarbeiten hielt er für ein Muſeum in freier Luft und erſtaunte ſich höchlich über den Kunſtſinn der Engländer. Nur daß es kein Caſino gäbe, wo man Abends hingehen könne, um die Bekanntſchaft der Honoratioren zu machen, das erſchien ihm ein großer Mangel für eine ſolche Stadt. Als er nach Beſichtigung der City zum erſtenmal ein gewöhnliches Kaffeehaus betrat, behauptete er, es ſei nach dem Muſter der Zellengefängniſſe gebaut, und rief: „Was iſt das für ein melancholiſches Leben, wo jede Partie, die etwas verzehrt, in einem beſondern hölzernen Capäuschen eingeſperrt ſitzt. Da lobe ich mir doch unſere langen Weinlauben, wo der Brettertiſch von einem Ende bis zum andern reicht. Ein Kirmeßzelt, mit Taxus und Teufelskirſchen verziert, iſt auch nicht zu verachten!“

Ibeles, dem er ſein Leid klagte, beſann ſich auf einen deutſchen Wirth, Namens Göhringer, der damals eine Wein- und Kaffeeſchenke mit ganz deutſcher Einrichtung eröffnet hatte. Er verſprach, den Onkel

noch am selben Abend dort einzuführen, damit er nach Herzenslust mit Landsleuten plaudern könne. Doch Ibeles war zur Dämmerungszeit noch nicht zu Hause, und Herr v. Halen ward ungeduldig.

„Höre, Dorchen," sagte er, „kannst du mir nicht den Weg zu dem Wirth Döring ein bischen expliciren?"

„„Göbringer heißt der Mann,"" corrigirte Dorothea. „„Den Weg weiß ich allenfalls, aber Sie dürfen unter keiner Bedingung Abends allein in London ausgehen, bester Onkel, da Sie kein Englisch sprechen. Was wollten Sie anfangen, wenn Sie sich verirrt hätten?""

Herr v. Halen begriff gar nicht, warum ihn seine Nichte wie ein kleines Kind behandelte, und meinte, Jedermann werde doch wissen, wo der deutsche Wirth Döring wohne. Er hielt, trotz der wiederholten Mahnung, daß der fragliche Wirth eigentlich Göbringer hieße, beharrlich an dem populären Namen Döring fest.

Dorothea, die von seiner Unrast angesteckt wurde, sah einigemal hinaus, wenn innerhalb des Gitterthors von Briar Place Schritte klangen; aber Ibeles

schien die Abrede ganz vergessen zu haben. Als die Kinder das Zimmer verlassen hatten, rückte der Onkel ihr näher und sagte: „Ich muß dir sagen, Dorchen, es ist hier im Hause nicht Alles wie es sein sollte. Jetzt bin ich schon ein paar Wochen hier, und dein Mann hat höchstens drei- oder viermal sein Abendessen mit uns verzehrt. Wie kömmt das? Wenn es doch kein Casino giebt, wo die Männer bis zur Polizeistunde hingehen, wo steckt er denn?“

Dorothea erschrak über diese Frage, denn der Onkel war ein Mann von der alten Welt, dem sie die delikaten Rücksichten durchaus nicht begreiflich machen konnte, denen sie alle lieben Gewohnheiten aufgeopfert hatte. Je mehr sie innerlich die Entfremdung von der Familie mißbilligte, in die sich ihr Mann hatte nöthigen lassen, und in der er sich endlich zu gefallen schien, um so peinlicher war es ihr, darüber Rede zu stehen. Je länger der Wolkenschatten über ihrem häuslichen Vertrauen schwebte, um so scheuer ward sie, ihn zu lüften. Ihres Mannes Liebe war ihr die Sonne des Lebens, und nur so lange die an ihrem Himmel blieb, war ihr das Leben werth. Der Glaube, daß hinter der

Wolkenhülle die Liebessonne unversehrt stehe, hatte sie bis jetzt stark und ruhig erhalten. Alle Pflichten waren ihr leicht zu erfüllen, weil sie der einstigen Anerkennung des Liebsten gewiß zu sein dachte, wenn er nur erst Muße fände, einen Blick auf das zu werfen, was sie unterdeß geleistet. Nun traf sie die Frage des nahen Verwandten wie ein Blitz, der jene Wolke durchriß, und zum erstenmal ahnte sie mit einem Schauer die Möglichkeit, daß ja ihre Glückessonne jenseits schon untergangen sein könnte.

Sie hatte sich so lange auf die schicklichste Antwort besonnen, daß sie nun gegen ihre Art Scheingründe hervorstotterte, bis endlich die Thränen aus ihren Augen stürzten.

Mitten in die sentimentalen Gedanken seiner Nichte fuhr Herr v. Halen jetzt mit dem rheinischen Kraftwort: „Nun schlag' eine alte Bomb' drein! Hätt' ich's doch gleich merken können, daß die einstige Herzlichkeit nicht mehr da ist. Nichts wie Höflichkeit und artige Complimente, als wenn Mann und Frau bei einander auf Visite wären. Wenn ein Ehemann zu Hause so feierlich thut; dann kann man sich vorstellen, was er draußen unter lustigen

Gesellen für eine andere Figur macht! Hatten wir uns doch Wunder vorgestellt, was der stille Johannes für ein solider Familienvater werden müßte, aber da haben wir's! Die alten Holländer haben doch Recht! Die sagen immer, wenn ein Freier ins Haus kömmt: Jüngelchen, hast du getollt oder willst du noch tollen? Im letzten Fall kriegst du meine Tochter nicht!"

Jetzt ging Dorotheen erst auf, aus was für Voraussetzungen der alte Junggeselle ihren Mann beurtheilte. Sie trocknete rasch ihre Thränen und sagte mit dem zuversichtlichen Ton jeder rechten Ehefrau: „„Mein Mann ist ein wahres Tugendmuster; darauf lasse ich mich todtschlagen. Wenn Sie nicht mein lieber Onkel wären, könnte ich es Ihnen gar nicht verzeihen, daß Sie auch nur im Spaß sich einfallen lassen, ein Wort gegen ihn zu sagen. Was soll denn der arme Ibeles thun, um seine Lebensgeister aufzufrischen, als in genialer Gesellschaft den Abend zubringen? Der Hof wird ihm nie die Bühne anvertrauen, und damit ist er aus seinem eigensten Wirkungskreis herausgerissen. Glauben Sie denn, daß die zarten Nerven eines so feinen Ton-

künſtlers des Abends noch Kinderlärm vertragen könnten, wenn den ganzen Tag ein wahres Fegefeuer von falſchen Noten ſie geröſtet hat?“

„Was du da ſagſt, das läßt ſich hören!“ erwiederte der Onkel; „indeſſen möchte ich mir einmal die Art von Geſellſchaft ein bischen anſehen, in der er ſich herumtreibt. Da ich doch zu dem Wirth Döring nicht durchdringen ſoll, ſo will ich den Ibeles anſprechen, daß er mich zu der polniſchen Frau Gräfin mitnimmt, wo das ganze Clübchen ja wohl beiſammen ſein wird!“

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Tischrücken und Geisterklopfen.

Als Herr v. Halen nach einigen Tagen seinen Vorsatz ausführen wollte, kam ihm Ibeles schon auf halbem Wege damit entgegen. Die Gräfin Blaſoska hatte nämlich den dringenden Wunsch, den alten Herrn kennen zu lernen, von dem Hulda ihr ein heitres Bild entworfen hatte. Sie hatte außerdem das Princip, immer die Freunde ihrer Freunde zu gewinnen, um kein Glied der Kette sich lockern zu lassen, die einen möglichst ausgedehnten Kreis an ihre Persönlichkeit knüpfte.

Der rheinische Cavalier zog zu dieser Gelegenheit seinen stattlichsten Rock an, füllte die goldne Dose mit feinem Schnupftabak, und nahm den Stock mit dickem Goldknopf in die Hand. Den letztern hielt er zu einem würdevollen Auftreten für unerläßlich,

trotzdem daß Ibeles ihn versicherte, daß nur die Pförtner einen solchen zu tragen pflegten.

Hulda kam ihm mit freben Begrüßungen entgegen, und stellte ihn der Gräfin und den übrigen Gästen vor. Es waren die bekannten Figuren, zu denen nur ein reisender Bojar aus der Moldau, und zwei fremde Frauen hinzugekommen waren. Die letztern fielen durch ihre dunkle Hautfarbe besonders auf, derzufolge die eine ältre eine ächte Mulattin zu sein schien, während die ganz europäischen Züge der jüngern ihrer Farbe widersprachen. Die ältre saß stumpf in einer Ecke und blickte auf den Boden; die andre schien zu beobachten, aber sobald ein Blick sie traf, wendete sie sich, um die Bilder an den Wänden zu mustern, oder nahm ein Buch vom Tisch und blätterte darin.

Der Thee ward herum gegeben, und die Gräfin bemühte sich mit großer Naivetät um Herrn v. Halen, der bald im tiefsten Gespräch mit ihr war, und sie eine ganz charmante Frau fand. Der Studiosus Mauß mischte sich mit einigen ungeschlachten Witzen in die Discussion der Beiden, und erzählte dann von Höllenmaschinen, als ob es Brummkreisel wären.

Er beklagte sich bitter über die Apathie seiner Landsleute daheim, und forderte Herrn v. Halen als einen anerkannten Liberalen auf, seinen Einfluß anzuwenden, damit seine und Wildemann's Unternehmungen von den Philistern besser gefördert werden möchten. Herr v. Halen betrachtete den jungen Herrn von oben bis unten, und sagte: „Wenn das Vaterland etwas für Sie thun soll, dann müssen Sie sich erst besser in Respekt setzen und dem Volk ein gutes Exempel geben. Wer den Teufel bannen will, der muß rein sein."

Unterdeß hatte Wildemann den Musikdirector auf die Seite gezogen und ihm mitgetheilt, daß die beiden braunen Frauen entflohene Sclavinnen seien, die auf geheimnißvolle Weise aus Amerika herübergekommen wären. Er sagte: „Betrachten Sie einmal die junge, ob Sie je ein hinreißenderes Geschöpf gesehn haben. Sie ist ein famoses Medium, und hat der Gräfin Grüße von ihrer verstorbenen Mutter aus der Geisterwelt gebracht."

Als die Gräfin hörte, wovon die Rede war, stand sie auf und überließ den Herrn v. Halen den Demonstrationen des Studiosus Mauß. Sie trat zu Ibeles

und Wildemann, und flüsterte: „Diese wunderbare Erscheinung ist wie durch einen magnetischen Zauber in meine Nähe geführt worden. Ein anonymer Brief machte mich vor drei Tagen aufmerksam, daß ich in einem bestimmten Hotel eine verwandte Seele finden würde. Sie wissen, ich bin sehr vorsichtig, und gar nicht zu düpiren; also schickte ich meinen treuen Diener Iwan vorher, um sich zu erkundigen. Der Wirth sagte ihm, daß in den Zimmern, deren Nummer in jenem Briefe angegeben war, zwei Amerikanerinnen wohnten, die, kaum angekommen, von vielen vornehmen Damen und Herrn besucht würden. Iwan brachte heraus, daß Anhänger des Swedenborg und des Mesmerus mit einander wetteiferten, die jüngere der Damen zu ihrer Partei herüberzuziehen; aber sie hat sich noch nicht entschieden, weil die Geister, mit denen sie im directen Verkehr steht, darüber zu bestimmen haben. Leider zwingen die Verhältnisse dies merkwürdige Weib, einstweilen noch Geld anzunehmen, wenn sie irgend eine Botschaft aus überirdischen Sphären vermittelt. Doch welcher Gläubige wird sich davon abschrecken lassen? Sie hat einem Bischof, der sie besuchte und einen Zweifel an ihrer

Mission ausdrückte, eine herrliche Antwort gegeben. Sie sagte: das alte und neue Testament erkenne an, daß Engel, Propheten und Heilige, die in Menschengestalt erschienen, Speise zu sich nähmen, also würden dieselben im 19. Jahrhundert auch Geld bedürfen, wenn sie die Erde besuchten. Weil sich das nun für directe Gottgesandte nicht schicke, deßwegen träte in unserem Zeitalter statt ihrer ein Medium auf.

Zbeles hatte, während die Gräfin sprach, den Gegenstand ihrer Erzählung ins Auge gefaßt. Es war eine feine Gestalt von leichter, fließender Bewegung, die wie eine Nixe im wasserblauen Atlaskleid zwischen den Gruppen im Saal dahinglitt. Neben Hulda stehend, erschien ihr Köpfchen mit dem schwarzen gekräuselten Haar allerdings ziemlich indianisch, aber wenn sie sich zu ihrer Begleiterin neigte, so erinnerte sie höchstens an den italienischen Typus. Der Ausdruck der Züge konnte, wie bei allen dunkeln Gesichtern, dem Beschauer erst klar werden, wenn das Auge lange darauf verweilt hatte; dazu war aber Zbeles zu rücksichtsvoll, denn so oft er zu der Fremden hinblickte, fixirte ihr schwarzes Auge

ihn, und dann ſenkte ſie jedesmal die ſchweren Augenlieder und ließ wie ermattet den Blick ſeitwärts abgleiten. Sie ſah zwar jung, aber ſehr überwacht und wie von ſchwerer Krankheit erſtanden aus. An die Negerin mahnte nichts bei ihr, nicht einmal das ſchwarze Haar, das offenbar künſtlich gekräuſelt war; ihre Lippen und Naſe waren ſogar auffallend ſchmal gezeichnet, wenn man ſie im Profil ſah.

Ibeles fragte: „Und ſie giebt ſich für eine Sclavin aus? Ganz klug, um in England Sympathie zu finden!“

„O Sie Sceptiker,“ rief die Gräfin, „nicht einmal dieſem kindlichen Geſichtchen zu trauen! Dort ſitzt ja ihre Mutter neben ihr, die den Typus einer Leibeigenen an der Stirne trägt. Die Tochter hat faſt dieſelbe Farbe, nur ſoll ſie dem Vater auf ein Haar gleichen, der ein Engländer war. Sie hatte die Erziehung der reichſten Damen erhalten und betrachtete ſich als rechtmäßige Erbin bis zum Tode ihres grauſamen Vaters, wo es ſich fand, daß er ihre Mutter nie losgekauft hatte und daß ſein ganzer Beſitz verſchuldet war. Unter den Gläubigern war Ein edler Charakter, der ihr und ihrer Mutter zur

Flucht verhalf, nachdem sie den Schwur geleistet, nie seinen Namen zu verrathen, um ihn vor der Rache seiner Partei zu schützen. Man würde ihn als einen Abolitionisten furchtbar mißhandeln, wenn es herauskäme, denn es war ein enormer Preis auf diese schöne Sclavin Livia geboten."

„Das glaub' ich!" schaltete Wildemann mit einem Seufzer ein.

Die Gräfin fuhr fort: „Miß Livia beobachtet deßhalb die strengste Verschwiegenheit über Alles, was ein Licht über ihre früheren Verhältnisse verbreiten könnte. Sie schlug ab, mir ihre frühere Wohnung zu schildern, von der sie nur versichert, daß es ein Paradies war. Nicht einmal das Schiff wollte sie mir nennen, das sie nach Europa brachte, und den Hafen, in dem sie landete. Auf geheimen Wegen erfuhr die glaubende Gemeinde, die sie besucht, ihre Ankunft, und täglich vermehrt sich dieselbe."

Lächelnd sagte Ibeles: „So wäre es ja leicht erklärt, daß sie Ihre Bekanntschaft machte, ohne daß die Geister Ihre Adresse verriethen!"

Mit würdevollem Ernst erwiederte die Gräfin: „Sie gab mir Beweise. Beim ersten Besuch theilte

ſie mir Namen und Begebenheiten mit, die kein Fremder wiſſen konnte und die einen tiefen Zuſammenhang mit meinem innern Leben verriethen."

Ibeles warf die Frage hin: „Sagten Sie nicht vorher, daß Sie Ihren Diener Iwan vorausgeſchickt, ehe Sie ſelbſt die myſteriöſe Dame aufſuchten?"

„Freilich," ſagte die Gräfin, „aber das thut nichts zur Sache. Was ſie mir ſagte, waren Dinge, von denen keiner meiner Dienſtboten mich je reden hörte."

Nun berichtete ſie eine Menge von zutreffenden Orakelſprüchen, an denen es nie den Perſonen fehlt, die den Glauben an Ahnungen von vornherein mitbringen. Allen Einwürfen, daß ihre Handſchrift, ihr Wappen, ja ſelbſt ihr Geſicht der Fremden vorher könne bekannt geweſen ſein, widerlegte ſie mit Gegenbeweiſen. Ein Zuſammentreffen war allerdings auffallend, das ſie zuletzt mit einiger Verlegenheit vorbrachte und deſſen ſie nur aus Ungeduld erwähnte, weil Ibeles alle anderen Behauptungen mit lächelndem Achſelzucken aufnahm.

Sie ſah ſich vorher um, ob Miß Livia ſie nicht beobachte, und da ſie ſie mit dem Moldauer Bojaren,

den sie ihr vorgestellt hatte, im tiefen Gespräch sah, zog sie Ibeles ins Seitenzimmer. „Wir haben etwas gethan, das Sie nicht billigen," flüsterte sie ihm zu, „und ich würde es Ihnen nicht erzählen, wenn ich es überhaupt Recht fände, vor Ihnen, meinem besten Freunde, ein Geheimniß auf dem Herzen zu behalten. Sie erinnern sich der unschuldig verfolgten Irländerin, der O'Malley, um derentwillen damals der gute Mauß mit meiner maliciösen Gouvernante den heftigen Disput hatte. Mauß kam am andern Morgen und hatte eine enthusiastische Adresse an die O'Malley verfaßt, er forderte mich auf, sie mit Hulda und den andern Freunden zu unterzeichnen. Es wäre philiströs gewesen, mich zu weigern, so stellte ich meinen Namen an die Spitze, und schrieb das Motto dazu: „être tyrannicide n'est pas être assassin." Vor meinen Augen ward das Blatt gesiegelt und an den Vertheidiger der O'Malley gesandt."

Herr v. Halen guckte eben zur Thür herein, und Ibeles, dem es verdrießlich war, bei einem tête à tête belauscht zu werden, wobei die Gräfin nach ihrer Art ihm ins Ohr flüsterte und seinen Arm festhielt, suchte sich loszumachen. Er sagte: „Ihr

Mitleid mit jener zweideutigen Perſon war menſchlich und verzeihlich. Eine Adreſſe aber im Styl des Mauß zu unterzeichnen, halte ich für einen argen Taktfehler. Verzeihen Sie, und laſſen Sie uns zur Geſellſchaft zurückkehren, denn ich ſehe nicht was dieſe Proceßgeſchichte mit den Aufſchlüſſen über die braune Dame zu thun hat."

„Doch, doch," flüſterte die Gräfin; „laſſen Sie mich nur ausreden. Bei meinem geſtrigen Beſuch im Hotel forderte ich Miß Livia auf, den Geiſt des vergifteten O'Malley zu befragen, ob ſeine Frau ſchuldig oder unſchuldig an ſeinem Tode geweſen. Sie zuckte wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, und ich ſah ihre Lippen ſich bläulich färben. Dann ſprach ſie: „Das Weib des Selbſtmörders iſt ihm nachgefolgt. Die Geiſterſtimme ſpricht: „être tyrannicide n'est pas être assassin." Das war mein eignes Motto, das wie aus dem Grabe heraufklang. Aber das Furchtbarſte wiſſen Sie noch nicht. Als ich heimkam, fand ich dieſen Brief und dieſen Zeitungsausſchnitt. Leſen Sie."

Sie überreichte Ibeles beide Papiere. Er entfaltete den Brief, der von dem Vertheidiger der

O'Malley geschrieben, den Empfang der Adresse und deren Uebergabe an seine unglückliche Clientin anzeigte. Es stand darin, daß die Zuschrift der Gräfin der letzte Trost der verkannten Unschuld gewesen sei, und daß sie sie auf ihrem Herzen bewahrt und mit in den Tod genommen habe. Der Zeitungsausschnitt war aus einem Lokalblatt und enthielt die Notiz, daß Mrs. O'Malley sich von einer Klippe herab ins Meer gestürzt hatte.

Während Ibeles las, hatte die Gräfin sich auf einen Schemel zu seinen Füßen gesetzt. Ihre Lippen zuckten und sie fröstelte. Als Ibeles ihr schweigend das Blatt mit der Einlage zurückgab, flehte sie ihn an, sich der Miß Livia zu nähern und ihr eine Frage nach einem beliebigen Verstorbenen zu stellen, um sich selbst zu überzeugen. Der rationelle Freund erklärte aber, daß ihm ein Widerwillen gegen alle Zeichen und Wunder angeboren sei, und daß ihm da, wo die fünf Sinne aufhörten, die ewige Confusion anfange. Sie faßte ihn jetzt bei seiner Theorie der Sympathie der Töne, die ja durch eine Wunderkette die empfindende Menschenseele mit der fühllosen Natur verknüpfe. Im Feuer der Rede war sie auf

die Kniee gesunken, als wenn sie ihn aus allen Kräften beschwören wollte, aus der trocknen Welt der klaren Sinne zu den ahnungsvollen Dämmerungen hinüber zu flüchten, die sie für die eigenste Sphäre eines Musikers erklärte.

Wildemann störte diesmal das tête à tête, indem er daran erinnerte, daß das Tischrücken nun vor sich gehen werde, wie die Gräfin es vorher angeordnet. Allen wurde jetzt ihr Platz angewiesen, und trotz seinem Sträuben mußte Ibeles zwischen der Gräfin und der braunen Miß Livia Platz nehmen. Herr v. Halen, der außerordentlich neugierig war, was denn nun vor sich gehen solle, wurde zwischen Hulda und die alte Mulattin postirt. Wildemann, Mauß, Gerhard und seine Frau, das Conteßchen und der Bojar bildeten die Kette um den Tisch. Noch einige Anwesende standen umher, die von der Mitwirkung an dem Experiment ausgeschlossen waren, weil es an Damen fehlte, um eine bunte Reihe zu bilden. Meta Braun hatte sich nicht bewegen lassen, und ihr passiver Widerstand reizte die Gräfin so sehr, daß sie ihr mit einiger Heftigkeit sagte: „Bleiben Sie künftig in der Kinderstube,

wenn Sie sich den geselligen Formen nicht fügen können!“

Jetzt mußte die Tafelrunde die Hände flach auflegen, so daß der kleine Finger eines jeden den des Nachbars berührte. Herrn v. Halen war dabei curios zu Muthe; das zarte weiße Fingerchen Huldas war ihm durchaus nicht unangenehm, aber als die schwärzliche Klaue der alten Mulattin an seine Hand rückte, schüttelte er sich, als ob eine Kreuzspinne darüber wegliefe.

Die schöne Sclavin schien gar nicht zu bemerken, daß nur auf sie gewartet wurde, um die Kette zu schließen. Ibeles hatte wie ein geduldiges Schlachtopfer seine Hände hingelegt, aber mit dem boshaften Vorsatz, den Tisch festzuhalten und alles Pressen der Andern zu paralysiren. Die Gräfin rief jetzt Miß Livia an, die wie ein schüchternes Kind ihre Fingerspitze auf die des Künstlers legte, und sie dann wie erschrocken wieder zurückzog. Ibeles warf ihr einen seiner kalten trocknen Blicke zu, der wie Verachtung aussehen sollte; sie ließ ihr Auge nur an ihm vorbeistreifen, als ob nichts sie aus der Fassung zu bringen vermöge, doch war es nicht Trotz, sondern

die Faſſung, die ein übermenſchliches Leid giebt. Dieſe Augenhöhlen ſchienen tödtlichern Geſchoſſen begegnet zu ſein, als der mißbilligenden Miene eines reſpektabeln Mannes.

Nun kam die für unbetheiligte Zuſchauer unſäglich langweilige Stunde, wo Alles mit geſpannter Erwartung das große Wunder erharret, deſſen Zweck und Nutzen noch viel unbekannter iſt, als ſein Urſprung. Hier und da flüſterte ein Laut: „Da“ — „der Tiſch bewegt ſich“ — „Nein, noch nicht“ — „fühlten Sie nicht auch etwas wie einen Ruck?“ und dergleichen mehr. Die Gläubigen verſuchten endlich durch energiſches Preſſen nach Einer Seite hin der widerſpenſtigen Naturkraft nachzuhelfen, aber die Ungläubigen denuncirten jeden Muskel, der dies falſche Spiel zu fördern ſtrebte. Es iſt eine oft gemachte Erfahrung, daß vor den offenen Augen eines einzigen Rationaliſten nie ein Naturgeſetz durchbrochen wird. Die Gräfin ward ärgerlich, und ſo ſehr ſie ſich langweilte, wollte ſie doch die Sache nicht aufgeben. Sie richtete an Livia die Bitte, durch Geiſterklopfen die Windſtille zu durchbrechen. Dieſe antwortete: „Eine ſtärkere Kraft iſt mir hinderlich,“

und blickte auf Ibeles, als ob sie seine Erlaubniß abwarten müsse.

Ein Mann, der gegen jede Zudringlichkeit gewappnet ist, widersteht schon schwerer dem Ton der Ehrfurcht, den eine schöne Frau gegen ihn anschlägt. Mit freundlicherer Miene als vorher wandte sich der Künstler ihr zu und sagte: „Es freut mich, daß Sie die Kraft des gesunden Menschenverstandes anerkennen.“

Das Wort Geisterklopfen war kaum zu den Ohren des Herrn v. Halen gedrungen, als er über den Tisch rief: „Es muß also bei diesem Gesellschaftsspiel auch geklopft werden. Nun geht mir ein Licht auf! Hätten Sie das nur gleich gesagt, dann hätte ich gewußt, was Sie für ein Spielchen meinen. In meinen jungen Jahren war zur Zeit der Weinlese ein ähnliches Amüsement Mode, es war aber nicht so todtenstill dabei. Wenn Sie erlauben, will ich es Ihnen zeigen, und Sie sollen einmal sehen, wie bald wir den stärksten Tisch in Bewegung bringen!“

Die Dame des Hauses ging gerne auf Herrn v. Halens Amendement ein, aber erinnerte ihre Gäste vorher, eine Erfrischung zu sich zu nehmen. Schon seit einiger Zeit hatten Manche nach dem Buffet

geblickt, auf dem Divan einige Flaſchen und Gläſer in Reihe und Glied geſtellt hatte, doch Niemand wagte das Zauberwirken zu ſtören, bis Miß Livia das Experiment durch Aufheben ihrer Hand als hoffnungslos preisgab.

Nachdem die Damen an ihren Gläſern oft genug genippt, um lebhaft in die laute Unterhaltung der männlichen Geſellſchaft mit einzuſtimmen, dirigirte Herr v. Halen, daß Alle ſich wieder um den Tiſch ſetzen möchten. Auf bunte Reihe kam es ihm nicht an, nur ſorgte er dafür, ſeine eigene Perſon aus dem Bereich der alten Mulattin zu bringen.

„Nun geben Sie Acht, meine Herrſchaften," rief er, „und machen Sie mir alles nach, was ich Ihnen vorſage!" Allgemeine Stille und geſpannte Aufmerkſamkeit. — Als aber Herr v. Halen die erſte Zauberformel ausſprach: „Müller, mahl' mir einen Sack mit Mehl!" da brach unter allen Verſtehenden ein ſchallendes Gelächter los. Die beiden braunen Frauen ſahen ſich befremdet an, und ſtanden auf um ſich zurückzuziehen; Ibeles, der nicht für roh gehalten werden wollte, ſuchte ſo gut er konnte den Lachreiz zu überwinden, und explicirte der düſtern Livia,

daß keine Beleidigung beabsichtigt gewesen sei. Sie nahm den Vortheil wahr, den ihre Situation ihr nun darbot; denn einer so feinen Dame wie ein plumper Spötter gegenüber zu stehen, war für Ibeles fast so beschämend, als ihr vorher die Imputation eines Betrugs sein mochte. Er plagte sich ab, ihr das Studentenspiel ins Englische zu übersetzen; so weit es die bloßen Worte anging, war dies freilich sehr einfach, aber wer kann einer feierlich aussehenden Person Humor beibringen wollen, ohne selber eine äußerst fade Figur dabei abzugeben?

Etwa sechs der Anwesenden kannten das Spiel, und bestanden darauf, daß es ausgeführt werden müsse. Herr Gerhard, der nach einer Reminiscenz seiner Universitätsjahre schmachtete, verbürgte sich bei der Gräfin, daß es ein ganz unschuldiger Spaß sei, und den ernsten Bestrebungen des frühern Abends eine heitere Krone aufsetzen werde.

Die Gräfin schämte sich zwar vor dem Bojaren, auf dessen Besuch sie besondern Werth zu legen schien, des formlosen Tons, den ihre Verehrer anschlugen. Doch fürchtete sie sich noch mehr, Ibeles Onkel zu kränken, dem sie sich vorgenommen hatte, einen

gemüthlichen Eindruck zu machen. Sie gab also ihre Zustimmung, und Herr v. Halen fing zum Jubel der Lachlustigen wieder an: „Müller, mahl' mir einen Sack mit Mehl!"

Herr Gerhard, der ihm zunächst saß, fragte: „Wie soll ich ihn denn mahlen?"

„So!" revartirte Herr v. Halen, und begann mit dem rechten Zeigefinger taktmäßig auf den Tisch zu klopfen. Herr Gerhard nahm nun die Formel auf, und rief der ihm zunächst sitzenden Hulda zu: „Müller, mahl' mir einen Sack mit Mehl!"

Dieselbe Antwort, dasselbe fortwährende Klopfen, und als endlich die Formel die ganze Runde herum gegangen war, versicherte die Gräfin, daß es sie an eine wirkliche Mühle erinnere, deren Inneres sie einmal in einem romantischen Waldgrund besucht habe. Auch der Bojar lächelte huldreich und sagte: dies Geräusch rufe ihm einen Thalgrund bei Baden-Baden zurück, wo er eine schöne Müllerin gekannt, und es sei ihm eine wohlthuende Erinnerung.

„„Das ist noch nix, Frau Gräfin,"" sagte Herr v. Halen, „„es kömmt noch besser. Warten Sie, bis erst die großen Mühlsteine mit dazu kommen.""

Nun ging die Formel das zweitemal um den Tisch, wobei der linke Zeigefinger mittrommelte. Das Geräusch wuchs so langsam an, daß diejenigen, die es verursachten, gar nicht ahnten, daß der Lärmen auf der Straße schon vernehmlich war, und eine Menschengruppe sich vor dem Hause zu versammeln begann.

Jetzt kam noch die rechte flache Hand, dann die linke an die Reihe, der Lärmen und das laute Lachen wirkten nicht blos auf die ehemaligen Studenten berauschend, sondern die burschikose Stimmung fuhr auch in die Damen. Als Herr v. Halen in den klappernden Rhythmus das erste Sforzando brachte, indem er auf die Frage: „Wie soll ich ihn denn mahlen?“ beim nächsten Rundgang einen energischen Faustschlag auf den Tisch that, da dachten die Neulinge, nun sei der Lärmen nicht mehr zu überbieten. Aber als alle Fäuste in Thätigkeit waren, kam die Reihe an die Ellbogen, und es wären noch gewichtigere Stampfinstrumente hinzugekommen, wenn nicht plötzlich Iwan bleich vor Zorn hereingeschritten wäre. Gegen alle Etiquette drängte er sich an seine Gebieterin heran, und da sie seine Stimme in dem

ungeheuern Gepolter nicht vernahm, so faßte er sie beim Arm und rüttelte sie auf. Mitten aus dem thränenden Lachen fuhr sie empor, und ihre Züge verzerrten sich zur Wuth, als sie sich so unverschämt vor ihren Gästen bevormundet sah. Ein plötzliches Verstummen trat ein, während dessen andere Schreckenslaute vernehmlich wurden, die vorher durch das fanatische Tischklopfen nicht durchdringen konnten. Heftige Schläge fielen von Außen auf die Hausthüre, eine Schelle war schon abgerissen worden, und zwischen dem Stimmengewirre auf der Straße hörte man die Raspeln der Polizeimänner, die Mord und Todtschlag signalisirten.

Zwan führte die Gräfin an ein Fenster, von dem aus sie einen Auflauf von ein paar hundert Menschen übersehen konnte. Alle passirenden Kutscher hatten ebenfalls stillgehalten, denn der Climax der englischen Neugier findet sich bei den Wagenlenkern Londons, die kaum vom Fleck zu bringen sind, wenn eine ungewöhnliche Scene auf der Straße die Augen auf sich zieht. Ein solcher Lärmen in einem eleganten Hause des fashionabelsten Stadttheils war etwas ganz Unbegreifliches, und entschuldigte jeden

Polizeimann, der ohne Weiteres einzudringen suchte, um irgend einen unbekannten Frevel zu verhindern.

Die Gäste waren in zu fröhlicher Stimmung, um die Tragweite ihres harmlosen Spasses sogleich zu überschauen. Die jüngern Männer wollten vor Lachen zerspringen, als sie den Effect wahrnahmen, den ihre Stampfmühle auf das englische Publikum gemacht hatte. Als aber Wildemann's Blick auf Iwan und die Gräfin fiel, da hielt er sich für berufen, als der Ritter seiner beleidigten Dame vorzutreten. Der russische Diener, obschon man nicht verstand was er sagte, schien sich in seiner Berserkerwuth völlig vergessen zu haben. Er überschrie die Antworten seiner Gebieterin, und stampfte mit dem Fuß. Die Gräfin weinte, und Wildemann fragte, ob er den Flegel Iwan hinauswerfen solle. Als der Studiosus Mauß, dem der Portwein in den Kopf gestiegen war, von Hinauswerfen reden hörte, gerieth er in eine selige burschikose Begeisterung, und rief jubelnd aus: „An die Luft! an die Luft!"

Ibeles und Herr v. Halen sahen einander verlegen an, als der erstere sich leise angeredet hörte. Miß Livia, die während des lärmenden Spiels sich

unbemerkt zurückzuziehen versucht hatte, war zu furchtsam gewesen, sich in das Gedränge vor der Hausthür zu wagen. Ihre Stimme flüsterte ihm zu: „Da Sie der einzige Gentleman in dieser Versammlung zu sein scheinen, werden Sie einer Dame Ihren Schutz nicht weigern. Ich flehe Sie an, helfen Sie uns an unsern Wagen!“

Ibeles konnte nur gutheißen, daß die Gesellschaft auseinanderstob, und war rasch bereit, die Fremden zu escortiren. Er nahm die Damen an den Arm, um sie zur Hausthüre zu geleiten, welche die andern Dienstboten verschlossen hielten, weil Iwan es so angeordnet hatte. Jetzt da oben Stille eingetreten war, nahmen sie keinen Anstand, auf Ibeles Verlangen zu öffnen. Im Moment, wo der Riegel wich, traten die Constabler ein, und forderten Auskunft über die Vorgänge, die in dieser stillen Straße einen solchen Mob veranlaßt hätten. Ibeles hatte schon Erfahrung genug, wie man sich mit der Londoner Polizei verständigt; er erklärte den Lärmen als einen Spaß, den sich einige junge Herren erlaubt, und bat um Beistand, um mit seinen Damen abziehen zu dürfen. Der Angeredete, der in ihm einen respektabeln

Gentleman erkannte, war sogleich bereit, ihm durch die Menge einen Weg zu bahnen, indeß die andern Polizeimänner die Thüre bewachten. Ibeles mußte eine ziemliche Strecke mit den Damen zu Fuße gehen, da deren Wagen auf eine spätere Stunde bestellt, und also nicht eingetroffen war. Miß Livia war in eine braune Mantille gehüllt, aus deren Caputze nur ihre Augen herausblickten. Als die Alte einen Dank aussprach, daß Ibeles ihnen den richtigen Weg gezeigt, flüsterte Livia in sich hinein, aber so, daß er es verstehen konnte: „Diesem könnte ich vertrauen!“

Sie begegneten jetzt einem Miethwagen, und so bald Ibeles die Fremden untergebracht hatte, kehrte er langsam zurück, um den Onkel abzuholen. Das seltsame Bild der Fremden hatte sich ihm durch die Vorstellung eingebohrt, daß ihre Jugend und Talente vielleicht von der alten Mulattin zu einer betrügerischen Rolle mißbraucht würden, und daß sein ernstes Wort sie der Wahrhaftigkeit retten könne.

Inmitten dieser Gedanken gelangte er zu dem Haus der Gräfin zurück; die Straße war zwar vom Mob gesäubert, aber die Dienerschaft empfing ihn

in großer Bestürzung. Hulda kam ihm ebenfalls verstört entgegen, und lud ihn in die nächste Stube des Erdgeschosses, wo sie berichtete, was unterdeß vorgefallen.

Wildemann und Mauß hatten im Eifer über die verletzte Würde der Dame des Hauses Hand an den zornig rasenden Iwan legen wollen, dieser ergriff ein Messer, worauf die weiblichen Anwesenden zugleich einen so durchdringenden Schrei ausstießen, daß die Constabler eiligst hinauf in den Saal stürzten. Der ruppige kleine Mauß und Wildemann mit seinem ungeheuern schwarzen Bart sahen in ihrem Anzug so verwildert aus, daß die Constabler sie nur für eingedrungene Räuber halten konnten. Iwan, der das Messer noch drohend in der Hand hielt, war von hinten durch Herrn v. Halen und den Bojaren zurückgerissen worden. Der Eintritt der Constabler brachte zwar augenblicklich Alle zur Besinnung, aber die Attitüde der streitenden Gruppe war nicht zu verkennen.

Als der erste Constabler fragte, wer den Scandal angefangen, schwieg Jedermann; als er seine Frage wiederholte, deutete das Comteßchen auf Herrn

v. Halen. Der Constabler glaubte, das Kind sei im Irrthum, denn keiner der Herren sah so respektabel aus, als der ehrenfeste Cavalier. Als er aber von Niemand eine genauere Auskunft erhalten konnte, fragte er nochmals das Kind, welches treuherzig bestätigte, daß der große dicke fremde Herr mit dem weißen Haar zu allererst das große Gepolter angefangen hätte.

Die Gräfin, die sich bebend auf den Sessel gestützt hatte, war darauf den Constablern, die sämmtliche Streitende in Verhaft nehmen wollten, in den Weg getreten, und hatte befohlen: „Arretiren Sie diesen meinen Bedienten! Er hat mir den Gehorsam verweigert, und meine Gäste mit dem Messer bedroht! Sie sehen, in welchem Zustand er ist!“ Die Constabler hatten natürlich der Dame des Hauses Folge geleistet, die Gäste auf ihre Bürgschaft hin unbehelligt gelassen, und Iwan, nachdem sie ihm mit Mühe das Messer entwunden, gewaltsam hinweggeführt.

Als Hulda ihre Mittheilung beendet hatte, fügte sie hinzu: „Ich zittere, daß ich mich kaum aufrecht halten kann, denn der Anblick des wüthenden

Menſchen, und ſelbſt das Benehmen der Gräfin hat mir ein tiefes Grauen eingeflößt. Können Sie es begreifen, theuerſter Freund, daß der ſtille, unterwürfige Iwan einer ſolchen Berſerkerwuth fähig war, und ſich ſo vergeſſen konnte? Ich werde nie den Blick tödtlichen Haſſes vergeſſen, den er auf ſie warf, als ſie ihn der Polizei preisgab, und doch war die lächelnde Kälte, mit der ſie es that, faſt noch entſetzlicher!"

Die andern Gäſte waren unterdeß einer nach dem andern die Treppe hinabgeſchlichen, und hatten das Weite geſucht. Der Bojar hatte beim Weggehen ſpöttiſch die Gräfin gefragt, ob ſie einen Auftrag an ihren Schwager Blafoski habe, den er noch in Paris zu treffen hoffe, und ſie hatte kaum hörbar eine Entſchuldigung ausgeſprochen. Herr v. Halen, der die Stimme ſeines Johannes unten vernommen hatte, empfahl ſich jetzt mit den Worten: „Nichts für ungut, Frau Gräfin! Ich hoffe, Sie beſuchen mich einmal in der Weinleſe, wenn Sie den Rhein paſſiren, und dann wollen wir nach Herzensluſt und Genüge Spektakel machen, ohne daß ſich ein Menſch darüber ärgert!"

Er traf Ibeles auf der Treppe, und faßte ihn unter den Arm, indem er sagte: „Der Frau Gräfin ist der Schrecken in die Beine geschlagen; sie liegt im Sessel, und die Gouvernante mit der französischen Kammerjungfer steht ihr bei. Laß sie jetzt still in Ruh, und komm nach Haus.“ Ibeles entzog sich gerne dem Schauplatz so bittrer Verlegenheiten, und trug Hulda auf, der Gräfin sein Bedauern auszusprechen. Wortkarg ging er neben dem Onkel her, der sein Mißgeschick verwünschte, das ihn zur unschuldigen Veranlassung des Unheils gemacht.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Der Wurm unter der grüngoldigen Aepfelschale.

Am andern Morgen, als Herr v. Halen zum Frühstück kam, war Ibeles schon längst aus dem Hause, und hatte seine Runde durch die Erziehungsanstalten angetreten. Der Onkel hatte am vorigen Abend, als er das zärtliche tête à tête seines Johannes mit der knieenden Gräfin durch die Saalthür beobachtet, fest beschlossen, ihm ins Gewissen zu reden, damit er sich so gefährlichen Verhältnissen entziehen möchte. Aber die knabenhafte Unbesonnenheit, zu der er sich selber trotz seinem hohen Alter hatte fortreißen lassen, drückte sein eigenes Bewußtsein nieder, und er hatte nicht mehr die Stirne, den Sittenprediger seines Schützlings abzugeben.

Ibeles hatte vor dem Weggehen nur zu Dorothea gesagt, der Onkel scheine in dem ernsten London

nicht vergessen zu können, daß er daheim Präsident einer Carnevalsgesellschaft sei, und habe die Kappe leider nicht zu Hause gelassen. Sie fragte diesen deßhalb beim Frühstück, wie er sich amüsirt habe, und er schüttete ihr sein ganzes Herz aus, unterließ auch nicht zu berichten, daß er bei einem Haar von der Polizei wegen nächtlichen ruhestörenden Lärmens auf die Wache geschleppt worden sei. Dorothea absolvirte ihn von seinem moralischen Katzenjammer, indem sie die Thorheit der modernen Gesellschaft hervorhob, die durch einen unschuldigen Lärmen die Sitte für mehr verletzt hielt, als durch das ungesunde Spiel mit Heimlichkeiten, die oft nah an das Verbrechen streifen. Beide sprachen dann noch die einzelnen Vorfälle des Abends durch, und es ward Dorotheen schwül zu Muthe, als sie von der Verhaftung Iwans und der vorhergegangenen Scene hörte. Sie ängstigte sich sehr über Ibeles, und fürchtete für ihrer aller Zukunft, wenn er mit jenem Kreise solidarisch verbunden blieb.

Herr v. Halen sagte: „Ich kann jetzt begreifen, warum der Ibeles sich dort so gefällt. Die Damen sehen ihm alle nach den Augen, und Keiner von den

andern Männern iſt capabel, ihn auszuſtechen. Er läßt ſich das ſo gefallen, ohne ſich ſelber Mühe zu geben, denn ſein Geſicht ſpricht für ihn. Das muß man ihm laſſen, er iſt der hübſcheſte Patron, den die Welt trägt, und wer es nicht wüßte, daß er ein Familienvater iſt, hielte ihn eher für einen Junggeſellen als mich!"

Dorothea lachte von Herzen über den Onkel, und machte ihm ein Compliment über ſeine rothen Wangen. Sie erwähnte, daß die Liebe zur Muſik einer anerkannten Erfahrung gemäß die Seele jugendlich ſtimme, und daß er ſich deßhalb gewiß eines ſo friſchen Alters erfreue. Dann ſetzte ſie ſeufzend hinzu: „Ich wollte nur, mein Johannes ſähe ſo geſund aus, als Sie; oft mache ich mir die ſorgenvollſten Gedanken über ſeine bleiche Farbe und den geiſterhaften Glanz der Augen. Es kann gar nicht anders ſein, als daß ſein Lebensfeuer ſich raſch verzehren muß! Könnte ich es nur hindern, daß er die ſpäte aufregende Geſellſchaft an die Stelle der Raſt ſetzt! Ich ſtrebe umſonſt, ihm das alte gewohnte Glück wieder lieb zu machen, denn die geiſtige Unruhe, die ihn dort umgiebt, iſt ihm Bedürfniß geworden. Und

noch ein aufrichtiges Wort, lieber Onkel, das ich nur Ihnen und sonst Niemand sagen möchte. Wir verheiratheten Frauen kennen die menschlichen Schwächen und Irrthümer unserer Männer eben so wohl, als sie die unsern durchschauen, und können deßwegen nicht immer in Anbetung versunken vor ihnen auf den Knieen liegen. Je wahrer und treuer unsere Liebe ist, um so mehr neigt sie sich der reinen mütterlichen Empfindung zu. Und ach, es giebt gar zu viele Augen, die mit kindischer Schwärmerei zu einem berühmten Künstler aufschauen! Wird ihm die Bewunderung Aller nicht zuletzt mehr schmeicheln, als die stille treue Veilchenliebe der Einen?"

„„Schlag' dir das aus dem Sinn, Dorchen,"" sagte der Onkel. „„Nichts wird ein Mann geschwinder müd als das Liedchen: Laudamus te, adoramus te, glorificamus te! Unser Herrgott selber hat ja endlich das ewige Hosiannahsingen satt gekriegt, und hat extra den Unglauben in die Welt geschickt, damit er von dem Weihrauch ein Bischen verschnaufen kann!""

„Was würde Ihr Freund, der Pastor, sagen, wenn er Sie solche Späße machen hörte!"

„„Das iſt der gewohnt! Er iſt immer gern geſehen, wenn er auf ein Glas Wein zu mir kömmt, und von weltlichen Sachen mit mir redet. Nach dem Revolutionsjahr wollt' er aber auf einmal anfangen, uns alte Vernunftskasten vom Caſino fromm zu machen, und er meinte, wir ſollten dem Volk ein Exempel geben, und öfter als bloß zur öſterlichen Zeit unſer Feſt halten. Da ſagte ich aber: „Unſer Herrgott hat mich nur einmal im Jahr zu ſeinem Tiſch invitirt: ich ſchmarotze nicht gern.“ Ein andermal verſicherte er mich, wenn man ſich nur zwingen wollte, alle Sonntage die Predigt zu hören, ſo glaubte man zuletzt daran.““

Dorothea erinnerte den Onkel nun, daß er den Kleinen verſprochen, einen Spaziergang mit ihnen zu machen, und als ſie ihn, an jeder Hand einen Liebling, hinauswandern ſah, da rief ſie ſchnell die ältern Töchter zu ihrer Uebung. Sie hatte jetzt beinahe ihre eigenen Lehrmittel erſchöpft, und die von den Söhnen zurückgelaſſenen Muſikalien waren bis auf ein paar der allerſchwerſten gewiſſenhaft durchſtudirt. Sobald ſie die guten Mädchen mit dem höchſten Eifer die erſten Stücke von Beethoven

abwechselnd überhörte, und den Erfolg gewahrte, da kam wieder der Friedenshauch des reinsten Glücks über sie; die Hoffnung schwellte ihr Herz, daß der Tag der Ueberraschung, den Mutter und Kinder dem geliebten Hausvater schenken wollten, ihm mehr als tausend Schmeicheleien gelten würde. Dies mit langer Ausdauer bereitete Liebeswerk sollte ihm beweisen, daß er seine nächsten Seelenverwandten nicht in der Ferne zu suchen brauche.

Der Tag verfloß in stiller unermüdlicher Thätigkeit, nur selten durch ein kurzes Gespräch mit dem Onkel unterbrochen, der sich mit den Kleinen nach der Heimkehr zu Domino, Wolf und Schäfchen, und andern kindlichen Spielen niedergesetzt hatte. Herr v. Halen war ein recht eigentlicher Kindernarr, was man an der Verwilderung der Jüngsten merkte, die er seit seiner Ankunft schrecklich verwöhnt hatte.

Unter den Briefen, die im Laufe des Tags einliefen, war ein langersehnter, welcher die Zurückkunft Evelyns, jener Jugendfreundin Dorotheas, anzeigte. Je älter man wird, und je mehr die Zahl der Freundinnen zusammenschmilzt, die einen noch Du nennen, um so theurer werden einem die Wenigen, mit denen

man ſeine goldenſten Erinnerungen durchſprechen kann. In der Jugend braucht man kurze Zeit, um ein Weſen von ganzer Seele zu lieben, und es gehört deren unſäglich viel dazu, bis man haſſen gelernt hat! Wenn bittere Erfahrungen das Herz erſt gehärtet haben, iſt nur zu leicht das Umgekehrte der Fall.

Evelyn hatte den Mann ihrer Freundin nie geſehen, und kannte ihn nur aus deren liebevoller Schilderung. Ihrem eigenen Gemahl, jetzt Lord Worth, war unterdeß durch den Tod eines Vetters eine Standeserhöhung widerfahren, und er hatte eben deſſen Beſitzungen in Irland angetreten. Dorotheas Reichthum waren nur die Kinder, und die unerſchöpfliche Quelle von Liebesfreuden und Liebesſorgen, die aus ſolchem Beſitz fließen. Ihren adlichen Titel, der ihr nie einen Heller werth geweſen, hatte ſie mit freudigem Stolz für den einer bürgerlichen Hausfrau vertauſcht, indeß Evelyn jetzt My Lady titulirt wurde, und über hohe Reichthümer verfügen durfte. Und doch, wie gerne hätte die letztere alle ererbten Beſitzungen ihres Gemahls für ein kindliches Augenpaar gegeben, wie deren ſieben ihre Jugendfreundin anlächelten!

Dorotheas Freude über das bevorstehende Wiedersehen fand wenig Sympathie bei ihrem Manne, der die Notizen nicht vergessen konnte, welche Meta Brauns Tagebuch über Evelyn und den Familienhochmuth ihrer Verwandten enthielt. Er sagte: „Ich hoffe diesen Leuten nie zu begegnen, und bin gar nicht in der Stimmung, dem Adel einer Nation artig zu schmeicheln, der die Künstler wie Dienstboten tarirt."

Dorothea mochte nicht in ihn dringen, da sie seinem Ton anmerkte, daß eine allgemeine Verstimmung sich seiner bemächtigt hatte. Sie schrieb sie der Störung zu, die am vorigen Abend vorgefallen war, und ließ alle andern Mittheilungen persönlicher Art, die Evelyns langer Brief enthielt, diesmal fallen.

Am andern Abend besuchte Ibeles wieder die Gräfin, um durch seine Theilnahme auszugleichen, was er etwa verschuldet haben möchte. Der Onkel war dasmal mit den ältern Kindern zu einem der zauberhaften Vergnügensorte gegangen, die einem deutschen empfänglichen Gemüth alle Mährchenträume der Jugend realisiren. Ein bewegliches Diorama

ſtellte die ganze Reiſe aus dem Hafen von London bis in das Innere von Indien dar, und die Wunder der Natur wie die reizendſten Gebäude zogen dem Auge des Beſchauers in täuſchender Nachahmung vorüber, von unſichtbaren Harmonien begleitet.

Dorothea war allein und ganz ungeſtört zu Hauſe geblieben, als Evelyn eintrat, die, wie ihr Brief angemeldet hatte, ein paar volle Stunden bei ihr zuzubringen hoffte. Nachdem man ſich begrüßt, geküßt, und die großen Wandlungen angeſtaunt hatte, die eine Reihe von Lebensjahren in Zügen und Geſtalt hervorgebracht, machte man erſt eine Wallfahrt in die Kinderſtube, wie ſich verſteht. Die Kleinen lagen noch wach, und ſahen mit eigenen Augen die gewaltigen Puppen, die Lady Worth mitbrachte. Mit innigſter Herzlichkeit befragte dieſe Dorothea nach allen ihren Lieben, nach den Schickſalen ihrer letzten Jahre, und warf es ſich bitter vor, daß ihre eigene Heirath und das Reiſen in fremde Länder ihr ſo lange die Freundin aus den Augen gerückt. Sie ſagte, ſie könne es gar nicht erwarten, bis ſie Ibeles geſehen, und ihn und ſie mit ihrem Manne bekannt gemacht habe, den ſie als

ganz freidenkend und sehr kunstliebend beschrieb. Dorothea war verlegen zu Muth, und sie stimmte nicht mit vollem Herzen ein, weil sie sich scheute, Ihres irgend einen Ueberredungszwang anzuthun.

Sie lenkte das Gespräch auf Evelyns Schwägerin, dieselbe, die wir von Dorotheas erstem Visitentag her und durch Meta Braun's Manuscript kennen, und erkundigte sich, wo sie jetzt lebe. Die Dame hatte sonst wenigstens zweimal im Jahr einen kurzen Besuch mit ihr gewechselt, und Grüße zwischen ihr und der Jugendfreundin vermittelt. Jetzt hatte Dorothea, selbst während die Saison auf ihrer Höhe war, beim Vorübergehen deren Fensterladen verschlossen gefunden.

Evelyn sagte: „„Die Arme ist mit ihren Kindern außer Landes gegangen, und mein Bruder ist im Begriff ihr nachzufolgen. Sie haben alle ihre Verhältnisse aufgelöst, und wollen nach Indien übersiedeln. Du weißt ja, daß meine Schwägerin eine geborene O'Malley ist.““

Dorothea besann sich und fragte: „Hoffentlich doch keine Verwandte von der Vielbesprochenen?“

„„Doch,““ sagte Evelyn. „„Aber wenn sie keine Thörin wäre, so bliebe sie hier, denn glücklicherweise

fällt in dieſem Lande nie die Schmach eines Verbrechens auf unſchuldige Angehörige. Indeſſen meine Schwägerin hat die Nemeſis ſelbſt durch ihre entſetzliche Pruderie auf ihr Haupt gerufen. Haſt du nicht auch ſchon die Erfahrung gemacht, daß den Leuten, die ſo übertrieben ſcheu ſind, mit andern Gedemüthigten in Berührung zu kommen, meiſt ein weit ſchlimmerer Scandal in der eigenen Familie zur Strafe paſſirt? Die gräfliche O'Ralley iſt zwar nur eine entfernte angeheirathete Verwandte meiner Schwägerin, und ſie könnte ſie recht wohl verläugnen, wenn ſie wollte. Aber ſie mußte zu bösartige Neckereien deßhalb dulden, denn — ich weiß nicht ob du gehört haſt, daß ſie mit dem Mann meiner ältern Schweſter auf beſonders böſem Fuß iſt.““

Dorothea ſah Evelyn errötheu, und half ihr lächelnd über die Erläuterung weg: „Ja wohl weiß ich's!“ ſagte ſie. „Es iſt die Schweſter, die einen Kunſtgenoſſen meines Mannes in eure Familie gebracht hat!“

„„Du weißt wie ich denke, und was ich nach dem Adel frage,““ ſagte Evelyn.

„Ich weiß es!“ ſagte Dorothea ſo ernſthaft als

möglich, und unterdrückte eine Bemerkung über die consequente Travestie ihres Namens in die Baroneß de Wald, denn sie wollte einer so treuen und gutherzigen Freundin nicht die einzige Schwachheit nachtragen, die ihr an derselben mißfiel.

„„Nun wohl,““ fuhr Evelyn fort, „„du magst dir vorstellen, wie mein Schwager der Clavierlehrer die Gelegenheit ausgebeutet hat, meine Schwägerin mit ihrer Cousine Giftmischerin zu ärgern. Sie hat es an ihm verdient, denn sie hat ihn zehn Jahre lang durch lauter schnöde Anspielungen hindurch Spießruthen laufen lassen.““

Dorothea, bei der die Hausorgen und Erziehungspflichten nicht bloß alle Zeit in Anspruch nahmen, sondern auch ihre Gedanken absorbirten, sagte: „Ich kann das feurige Interesse gar nicht verstehen, welches die ganze weibliche Welt Englands an jenem abscheulichen Proceß genommen hat. Damals, als alle öffentlichen Blätter mit den Verhandlungen darüber gefüllt waren, besuchten sich nie zwei anständige Frauen, ohne daß mindestens Eine derselben von den neuesten Nachrichten über die O'Malley sprach. Sie haben mir sogar eine Broschüre mit einem

Portrait der Perſon ins Haus gebracht, aus lauter Rückſicht, weil ich geſagt hatte, daß es mir zu läſtig wäre, in der Times die enggedruckten Spalten darüber nachzuleſen. Es kam ſo viel Schmutz auf den erſten Seiten vor, daß ich's ſchnell unbeendet wegſchaffte, damit die Töchter es nicht leſen ſollten. Wirklich, die Frau mag ſchuldig oder unſchuldig an dem tödtlichen Verbrechen geweſen ſein; die erwieſenen Details ihres Betragens ſind hinreichend, um ihr es zuzutrauen. Indeß iſt ſie ja nun todt."

„„Das iſt mir noch fraglich!"" warf Evelyn ein.

„Wie ſo?" fragte Dorothea. „Hat man nicht einen Abſchiedsbrief und ihr Teſtament auf dem Tiſche gefunden, und ward nicht ihr Hut und der allbekannte Mantel unter der überhängenden Klippe an den Strand geſpült?"

„„Siehſt du!"" ſagte Evelyn. „„Da ſind ſchon wieder zwei anſtändige Frauen beim erſten Geſpräch nach jahrelanger Trennung mit dieſer O'Malley beſchäftigt. Es muß alſo wohl wahr ſein, was die gemeinen Irländer ihr nachſagten, daß ſie eine Hexe wäre. Doch Scherz beiſeit, es iſt nur zu natürlich, daß die beſte Geſellſchaft ſolch ein pſychologiſches

Problem nach allen Seiten bespricht, um es zu lösen, denn nie gab es einen unbegreiflicheren Contrast, als die Erscheinung jenes teuflischen Weibes mit den frommen, ächt puritanischen Umgebungen, in denen sie aufgewachsen ist. Mein Mann versichert zwar, daß gerade ihre Erziehung sie dazu gemacht habe, was sie ist, und daß sie vielleicht harmlos geblieben wäre, wenn man aus ihr eine Schauspielerin oder Tänzerin gebildet hätte.““

Als Dorothea das Wort Erziehung hörte, begann sie aufzuhorchen, und ließ Evelyn ununterbrochen weiterreden, die also fortfuhr:

„„Dieser Lora Borrow, so lautet der Mädchennamen der O'Malley, war der Verstellungstrieb angeboren. Um das Unbedeutendste zu erreichen, spielte sie eine Rolle mit der erstaunlichsten Ausdauer. Ihre Mutter hatte schwache Augen, und durfte bei Licht nicht lesen. Sobald nun der kleinen Lora das Lernen zuwider war, affektirte sie ebenfalls böse Augen. Sie beherrschte eine Zeit lang das ganze Haus damit; wenn sie sich den Anschein gab zu weinen, erhielt sie alles, damit ihre schwarzen Augen, denen man nichts Krankes ansah, nur ja nicht

erblinden möchten. Ein Arzt nach dem andern ward abgeschafft, weil keiner die unsichtbare Augenkrankheit anerkennen wollte, und die Mutter sich nicht einreden ließ, daß ihr frommes Kind lügen könne. Allen Unbequemlichkeiten der verdunkelten Stube und des Augenverbands unterwarf sich das Kind mit einer Energie des Charakters, die keiner einem so frühen Alter zutraute. Man sagt zwar, daß die Sache minder erstaunlich durch den Umstand sei, daß die kleine Lora von einer durchtriebenen Mulattin dabei unterstützt wurde. Diese war als ihre Amme aus Westindien herübergekommen, wo die Familie ein paar Jahre gelebt. Selbst aller Bildung fremd und abhold, bestärkte sie das Kind, zu dem sie die Affenliebe ihrer Race trug, in dem Widerwillen gegen alles Lernen. Sklaven sind auf Unterwürfigkeit und Verstellung angewiesen, und um sich in der Nähe ihres Lieblings zu erhalten, spielte die Mulattin die Rolle einer zur strengsten Frömmigkeit Bekehrten vor den Augen der Mutter, und befreite sich und Lora dafür von allem Zwang, wenn sie allein waren.

Die Komödie mit den schlimmen Augen ward

zuletzt durch eine Lauscherin entdeckt, die die kleine Lora bei grellem Lampenlichte Bildchen ausschneiden sah. Man wollte sie damals von der Mulattin trennen, aber das Kind sprang wie ein Dämon auf die Fensterbank, und drohte hinabzuspringen, wenn man ihre Molly wegschicke.

Daß man ihr damals zutraute, sie sei zu jeder Raserei fähig, wurde entscheidend für ihr ganzes Leben. Bei allen künftigen Gelegenheiten, wo man ihre Willkür beschränkte, oder wo sie für einen entdeckten nichtswürdigen Streich straflos bleiben wollte, drohte sie, sich zu tödten. Der Dolch der tragischen Schauspielerin wäre für diesen Charakter der unschuldigste Blitzableiter gewesen. Statt dessen versuchte man's mit dem Extrem der Frömmigkeit, nebst dem ganzen Zubehör von Aberglauben und Heuchelei gemischt, wie es die Krankheit unserer Provinz ist. Man meinte, die Eine große Lüge werde alle die kleinen in sich hinabschlingen.

Lora wurde schön, als sie heranwuchs, wenigstens was unter uns Bewunderern der ächten celtischen Race dafür gilt. Sie hatte das unvergleichlichste rothe Haar, das man sehen konnte!""

„Was, rothes Haar?“ unterbrach Dorothea; „und das ſoll ſchön ſein! Welch ein Geſchmack!“

„„Nun,““ ſagte Evelyn fortfahrend, „„du mußt dir nicht ein brandrothes Strupphaar dabei vorſtellen, wie man es bei euern Sackträgern zuweilen ſieht. Es war ein röthlicher Goldſchimmer auf dem vollen Haar der O'Ralley, und nichts konnte einen überraſchenderen Effekt machen, als wenn ſie plötzlich die ſchwarzen Augen aufſchlug. Du kennſt den milchweißen Teint der Rothblonden, den man ſonſt nur mit hellblauen wäſſerigen Augen verbunden ſieht. Dieſe fremdartige Combination der Farben machte die O'Ralley ſo merkwürdig piquant, und ich würde ſie unter Tauſenden wieder erkennen, obſchon ich ſie nur vor Jahren einmal auf einem Balle ſah.““

„Und wie kömmſt du dazu, ſie noch unter den Lebenden zu glauben?“ warf Dorothea fragend dazwiſchen.

„„Du wirſt es hören. Ihre hinreißende Geſtalt, manche angenehme Talente, und die Stellung ihrer ſehr geachteten Eltern, machten ſie zu der meiſt umworbenen jungen Dame ihrer Vaterſtadt. Ihre Heirath erſtaunte Jedermann, denn ſtatt aus zwei

sehr hübschen Verehrern, mit denen sie unverantwortlich zugleich coquettirt hatte, einen zu wählen, gab sie ihre Hand jenem stumpfen Comptoirmenschen, dem O'Malley, der sein Leben nur mit Zahlen und Münzen zugebracht. Ihre Bekannten behaupten, sie habe es deßhalb gethan, weil dieser ihr der leichteste zum Unterjochen und Tüpiren geschienen. Doch dasmal hatte sie ihren Meister gefunden. Dieser O'Malley hatte gespart und gescharrt, gekrochen und gekrümmelt, bis er den Schein des Ehrenmanns vor der Handelswelt unerschütterlich festgestellt glaubte. Nun richtete er sich ein Landhaus ein, das der Neid aller Modemenschen ward, ein Muster von Eleganz und Comfort. Wen wird er da hinein führen? fragten die Mütter, und höchst unschicklich bestürmte man den langweiligen Mann, um den sich Niemand vorher gekümmert, mit Einladungen zu Tanzgesellschaften. Er wählte Lora Borrow als das glänzendste Gallion, das er seinem Lebensschiff vorheften konnte.

Sie glaubte, nun sei der Tag gekommen, wo sie der ungebundensten Freiheit genießen könne, aber O'Malley schnitt ihr mit zähem Eigensinn jede Gelegenheit ab, auf einem andern Schauplatz zu genießen

und zu glänzen, als da, wo er ihrer Talente bedurfte. Es ward der hartnäckigſte Kampf von Liſt und Tyrannei in dieſer Ehe geführt, und da Lora ſich endlich durch eine unvermeidliche Entdeckung compromittirt ſah, kam ſie ſeiner Rache zuvor.""

„Du gehörſt alſo auch zu denen, die an ihre That unbedingt glauben!"

„„Meinſt du denn, daß auch nur Einer der Richter oder der Geſchworenen einen Augenblick daran gezweifelt hätte? Die Beweiſe waren freilich ſchwer beizubringen, weil Lora ſich mit großer Vorſicht vor Entdeckung gewahrt hatte. Was ihr in der Meinung der Welt zuerſt den Stab brach, war die Sorglichkeit, mit der ſie ſich das Vermögen O'Malley's zu ſichern geſucht hatte. Die Gläubiger beanſpruchten es, und drohten ihr mit Unterſuchung, und hätte ſie damals raſch allen Beſitz aufgegeben, ſo hätte ſie wenigſtens ihren Ruf gerettet. Sie betheuerte vor allen Verwandten ihre Unſchuld, und ſchwur, ſie würde ſich eher tödten, als einen Flecken auf ihre Familienehre bringen. Als meine Schwägerin es erfuhr, ſagte ſie: „Wohl, das wäre das Beſte, was Lora thun könnte; dann bliebe die Sache

still, und Niemand würde compromittirt. Ich will zu ihr reisen und ihr ins Gewissen reden, und wenn sie einen Funken Ehrgefühl hat, so wird sie sich umbringen." Aber meine Schwägerin kam von dieser Expedition unverrichteter Sache wieder, denn Lora ging auf keinerlei Vorschub ein, den man ihren Selbstmordsplanen leisten wollte, und ließ es lieber darauf ankommen. Den Erfolg kennst du. Sie hat die Geschworenen so bezaubert, daß sie sie haben entwischen lassen. Das Talent, sich mit Grazie im Schmutz zu wälzen, gewann ihr mehr Männerherzen, als die reinste Unschuld selber gethan hätte. Ist es nicht eine Schmach, daß die Freilassung dieser gefährlichen Boa constrictor einen solchen Jubel unter dem Publikum hervorrief? Von London aus ist ihr sogar eine Adresse geschickt worden, wie ihr Vertheidiger uns erzählte; sie war aber nur von Ausländern unterzeichnet. Es soll eine sehr vornehme Polin und eine deutsche vermögende Dame ihren Namen mit dazu gesetzt haben.""

Dorothea fragte nach dem Namen, den aber Evelyn nicht wußte; dann erkundigte sie sich, wie die Eltern der O'Malley den furchtbaren Schlag trügen.

Evelyn fuhr fort: „„Die ganze Exiſtenz der Borrows iſt vernichtet, trotz dem daß ſie äußerlich fortvegetiren. Es liegt wie ein ſtumpfer Wahnſinn über dem Hauſe, und ich glaube, daß die Eltern weder für Furcht noch für Hoffnung mehr empfänglich ſind. Ein Weſen nur iſt der O'Malley mit wahrer Hundetreue nachgefolgt, und das war die alte Amme. Es hat ſelbſt ihre erbittertſten Feinde gerührt, dieſe Mulattin jeden Morgen vor Tagesanbruch auf der Schwelle des Gerichtshofes zu finden, und Todesangſt oder Dankbarkeit auf ihren Zügen zu leſen, je nachdem die Stimmung in Betreff der Verbrecherin ſchwankte. Die O'Malley, von der man glauben ſollte, ſie ſei gar keines menſchlichen Gefühls fähig, hat dieſelbe Anhänglichkeit für die Alte gezeigt, und hat ſie zur einzigen Erbin eingeſetzt.““

„Nun, und was iſt aus der Amme geworden?“

„„Sie iſt ſpurlos verſchwunden, nachdem ſie ſich mit einer runden Summe abfinden ließ. Es lag im Intereſſe beider Theile, es nicht zu einem neuen Proceß kommen zu laſſen, der leicht das ſchon zuſammengeſchmolzene Erbtheil völlig aufgezehrt hätte. Auf den Rath des Vertheidigers der O'Malley theilten

ihre Gläubiger mit der Erbin, und damit wird bald die ganze Sache in Vergessenheit gesunken sein.““

Dorothea konnte sich nicht enthalten, den wahrhaft erschreckenden Zustand der Gesellschaft zu rügen, in der solche Mysterien unter der heiligsten Oberfläche spielten. Ehe Evelyn wegging, nahm sie Dorotheen das Versprechen ab, einige Tage bei ihr in dem schönen Landhaus zuzubringen, das sie ganz in der Nähe von London bewohnen würde.

Der Onkel und die Kinder kamen spät, ganz entzückt von dem heitern Abend, den sie zusammen genossen, heim. Es ward der Mutter, als ob der Rebenblüthenduft ihrer heimischen Berge sie wieder umwehe, als die Kinder mit leuchtenden Augen und unschuldigem Geplauder um sie her saßen und reines weißes Brod und frisches Obst zum Abendbrod schmausten.

Gerne hätte sie auch Ibeles' Heimkunft abgewartet, doch im Hinblick auf den kommenden Tag mit seinen Sorgen und Pflichten dünkte es ihr ein Unrecht, durch Lesen gewaltsam sich wach zu halten. Das Symbol der Freiheit, der Hausschlüssel, war ja in seinen Händen, und so ging sie diesmal allein, alle Kinder nochmals vorsichtig zu decken, und einen

Kuß auf ihre Stirnchen zu drücken. An der Thüre wandte ſie ſich noch einmal um, hob die Lampe hoch empor und ließ deren Schein auf die lieben Köpfchen fallen, dann gelobte ſie ſich, ſtandhaft und treu die jungen Keime vor jedem Giftbauch zu hüten. Sie betete nicht für ſie, vernehmlich genug ſprach zu ihr die Stimme des bekannten Gottes in der eigenen Bruſt, und ſie beſchloß ihr zu gehorchen.

Ein böſer Traum ängſtigte ſie, der ſich an ein paar Bilder knüpfte, die ſie mit dem Onkel in einer Gallerie geſehen. Es lag wie ein Alp auf ihrer Bruſt, und dann rangen ſich Geſtalten los, die ſie umdrängten. Wilde Muſik klang von fern, und Orpheus, von den Mänaden zerriſſen, ſank blutend zu ihren Füßen. Er trug bekannte Züge, ſie wollte die Arme ausbreiten, und ſein Haupt auf ihren Schooß legen. Die frechen Weiber berührten ſie mit kaltfeuchten Händen, und ſetzten ſich lachend neben ſie auf den Raſen. Ein tödtliches Grau ſank herab, die Lebensfarben der goldenen Natur erblichen — das war das Bild des Landſchafters Turner von der Sündfluth. Sie rang mit übermenſchlicher Kraft: Hügel auf Hügel hinan, immer den geliebten todten

Leib in ihren Armen nach sich schleppend. Immer neue schlammigere Wogen rollten ihr entgegen — endlich ward sie mit ihm in den Abgrund geschwemmt, und wie auf jenem berühmten Bilde die Kunst die letzte Mahnung an die Mütterlichkeit geschaffen, so fühlte sie sich als eben diese weibliche Gestalt, die schon versinkend mit sterbenden Armen das jüngste Kind aus den Fluthen emporhält.

Aus ihrem Traum erwachend, hörte sie, daß unten wirklich Musik tönte. Sie erkannte die Stimme ihres Mannes, der die tiefe einsame Nacht benützte, um ein Lied zu componiren. Sie horchte wie er verschiedene Harmonieen versuchte, dann wieder verwarf oder anders modulirte. Gerne wäre sie aufgestanden und hätte ihn angefleht, sich Schlummer zu gönnen: Mozart's und Schubert's Schicksal stand ihr vor der Seele, die sich beide vor der höchsten Reife des Lebens aufgerieben. Doch wenn je eine Stunde heilig ist, so ist es die seltene Frist stillen geistigen Schaffens. Sie blieb also schlaflos horchend, bis sie ihn das fertige Lied singen hörte. Es war ein ihr wohlbekannter Text von Eichendorff, den sie mit den Kindern gelesen, und den Angela in ihr Schreibebuch

copirt hatte. Das Kind hatte dies aufgeschlagen auf das Clavierpult gestellt, und sie erinnerte sich jetzt, daß sie versäumt hatte, die Noten wegzuräumen und das Clavier zu schließen, eine noch nicht vorgekommene Unordnung. Sie war also selber Schuld daß Ibeles sich durch Componiren den Schlaf abbrach, denn er hatte die Gewohnheit, unwillkürlich alles Gedruckte oder Geschriebene, das auf dem Notenpult lag, in die Hand zu nehmen, und sich darein zu vertiefen. Der Text hieß:

Der Schatzgräber.

„Wenn alle Wälder schliefen,
Er an zu graben hub;
Rastlos in Berges Tiefen
Nach einem Schatz er grub.

Die Engel Gottes sangen
Derweil in stiller Nacht;
Wie rothe Augen drangen
Metalle aus dem Schacht.

„Und wirst doch mein!" und grimmer
Wühlt er und wühlt hinab —
Da stürzen Steine und Trümmer
Ueber dem Narren herab.

Hohnlachen wild erschallte
Aus der verfallnen Kluft,
Der Engelgesang verhallte
Wehmüthig in der Luft."

Er kam: sie regte sich nicht, und athmete leise und taktgemäß, als ob sie fest schliefe, um ihn nicht zum Reden zu veranlassen, denn der Morgenstern stand schon am Himmel. Johannes betrachtete einen Augenblick ihre kräftige Stirn und die langen Wimpern, die an die dunkeln Wangen rührten, und dachte bei sich: „Was für ein behagliches, stumpfes Wesen ist doch aus ihr geworden. Sie scheint auch nicht eine Spur davon zu ahnen, was mein Innerstes zerfrißt. Welch ein Thor bin ich im Grunde, daß ich einem Familienleben Opfer bringe, das eben so heiter ohne mich bestehen würde!"

Erst nach einigen Tagen erfuhr Dorothea aus hingeworfenen Worten, daß die Gräfin abgereist sei; warum so plötzlich der Zusammensturz des ganzen Verhältnisses gekommen, konnte sie nicht verstehen, bis Meta Braun an sie schrieb und sie um eine Unterredung bat.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Das Kaleidoskop wird geschüttelt.

Dr. Stern hatte am Morgen nach der Verhaftung Iwans einen Brief von Hulda erhalten, der ihm flüchtig das Geschehene mittheilte. Ein andrer Brief, dessen Handschrift ihm nicht fremd schien, folgte; er war von Meta, die sich in sein Gedächtniß zurückrufen wollte. Sie bat ihn, sie zu irgend einer Lehrerinnenstelle zu empfehlen, da sie aus manchen Gründen das Haus der Gräfin zu verlassen wünsche. Eine eigenthümliche Stimmung befiel ihn, als er beide Handschriften verglich. Die Schriftzüge Huldas waren zierlich und leicht hingeworfen; Meta hatte dagegen eine starre eigensinnige Hand, in der sich deutlich ihr Charakter aussprach. Er setzte sich in die Sophaecke, und überdann die Lage der Dinge. Ging Hulda aus London weg, ie

war ſie für ihn verloren, fürchtete er. Aber war es recht, ſie zu feſſeln, und war das Schickſal, das er ihr bieten konnte, geeignet, ſie für ihre Lebensdauer zufrieden zu machen? Zum erſtenmal trat ihm die Ueberzeugung nahe, daß Meta ihn lieb hätte, und eine paſſendere Lebensgefährtin für ihn geworden wäre, als das hochgeborene Fräulein. Nicht daß ſie mit einem Wort ihres Briefes eine Andeutung ihrer Neigung gegeben hätte, aber gerade die Sorgfalt, mit der ſie jeden wärmeren Ausdruck vermied, und die trotzige Kürze, die nur mit durchdachter Ueberlegung ſo herzuſtellen war, verriethen ein ſtarkes, tiefverſchloſſenes Selbſtgefühl. So wie ſie zuſammengeſtanden hatten, durfte ſie ganz vertraulich und ungezwungen an ihn ſchreiben, ohne ſich etwas zu vergeben; und doch that ſie es nicht.

Frauen ſind nicht im Zweifel darüber, *wen* ſie lieben, aber Männer können zwiſchen zwei Erſcheinungen hin und her ſchwanken. Sobald ein Mädchen Einen liebt, iſt ihr die Annäherung jedes Andern fatal, und im Maße, wie ihre Neigung wächſt, concentrirt ſie ſich mehr und mehr. Dem Manne-treten dagegen alle Frauen näher, wenn er erſt durch die

Liebe zu Einer die Sprödigkeit seines Wesens überwunden hat. Stern war erfahren genug, zu wissen, daß Liebe zu einer bestimmten Person vergänglich sein kann, und sich mit starkem Entschluß überwinden läßt. Er hatte nie sein Gefühl gegen Hulda mit so klaren Worten ausgesprochen, daß er nicht mehr ohne Treubruch hätte zurücktreten können. Seine Beziehungen zu ihr hatten beinahe etwas Väterliches, und gerade darin lag für ihn ein Hauptreiz. Er liebte zu lenken, umzubiegen; und dazu wäre bei Metas entschlossenem fertigem Charakter keine Veranlassung gewesen. Hulda, die sehr impulsiv handelte und redete, gab mehr Gelegenheit als Rather und Beschützer vor ihr zu stehen. Eine Frage kam noch besonders in Anschlag, nämlich Hulda war Aristokratin, und Meta war Arbeiterin. Stern hatte mit reichen Verwandten den Umgang abgebrochen, weil er ihr Erbe war; denn er wollte die Sklavenschmach nicht sein Leben lang tragen, die sich an die Erwartung einer Erbschaft knüpft. Huldas Vermögen reichte hin, sie in der gewohnten Weise zu erhalten, aber nicht, einen vornehmen Haushalt darauf zu gründen. Sie würde Ansprüche an eine

äußere Gestaltung des Daseins machen, die der Arbeiterin nie einfielen.

Er hatte ein instinktives Urtheil, daß Hulda ihn minder liebe, als Meta; er achtete den Charakter der letzteren sogar höher als den der Geliebten. Aber ihr scharfer Verstand erfüllte ihn mit einer gewissen Scheu, die er vor Huldas poetischerem, allen süßen Täuschungen zugänglicherem Gemüth nicht hatte.

Plötzlich riß er sich aus seinem Grübeln, und rief: „Weg mit der Reflexion! die ich liebe, die soll es sein, wenn sie mich will; und dann sehen wir, wie wir uns zusammenschicken!“ und er schrieb an Hulda.

Sie nahm seinen Antrag an, und ward bald nachher seine liebenswürdige Hausfrau. Alles Vereinestiften war vergessen, als Hulda in einer anmuthigen Häuslichkeit den Beweis lieferte, daß sie Einen recht glücklich zu machen verstand.

Meta erfuhr mit bitterm Schmerz, daß die Beiden, die sie auseinander zu halten gesucht hatte, nun doch ein Paar wurden. Stern hatte ihr auf ihre damalige Bitte freundlich geantwortet, und war ihr behülflich gewesen, ein Asyl bei sehr lieben

Menſchen zu finden. Aber ſie ſchlug es aus, und faßte den raſchen Entſchluß, nach Auſtralien auszuwandern.

Es war um Abſchied von Dorotheen zu nehmen, daß ſie jetzt bei derſelben erſchien. Sie hatte keine Rückſichten mehr zu bedenken, und ſo theilte ſie ihr alles Geſchehene mit, das in den letzten Wochen zu ihrer Kenntniß gekommen war. Graf Blaſoski war raſch aus Paris herübergeeilt, und hatte Zwan durch ſeinen Einfluß ſofort befreit. Die Gräfin hatte er trotz aller Proteſtationen mit ſich nach Paris genommen, wo ſie unter ſeiner Aegide künftig in der Geſellſchaft auftreten würde. Aus dem Verfahren des Grafen ging hervor, daß er über Einkünfte und Lebensſtellung ſeiner Schwägerin zu beſtimmen hatte. Kein Beſuch war mehr angenommen worden, ſeit er im Hauſe war, außer der braunen Miß Livia. Mit dieſer hatte er eine lange Conferenz, und nur zufällig hatte Meta beim Eintreten gehört, daß von den Somnambulen in Paris die Rede war. Man hatte raſch abgebrochen, als ſie erſchien, aber ſie brachte die wenigen Worte, die ſie vernommen, mit einer anderswo aufgegriffenen Mittheilung in

Verbindung. Sie erinnerte ſich nämlich, daß dieſe Somnambulen von der Diplomatie benützt würden, um aus den Fragen der Beſucher auf deren politiſche Stellung Schlüſſe zu ziehen, und daß beſonders die in Paris anweſenden Ruſſen zu deren gläubigſten Beſuchern gehörten.

Die Gräfin hatte der Miß Livia vor der Wegreiſe ihren Freund Ibeles als ein koſtbares Vermächtniß empfohlen, um ihr Andenken bei ihm nicht ausſterben zu laſſen. Als Meta Braun dieſen letztern Punkt berührte, rückte ſie Dorotheen näher, und flüſterte ihr zu: „Geben Sie doch ihrem Manne eine Warnung, denn dieſe Fremde ſcheint mir eine unheimliche, ja wirklich gefährliche Perſon!“

Dorothea erwiederte: „Sie haben kein Glück in der Rolle des treuen Eckart! Laſſen wir das! Jeder Menſch iſt im Schutze ſeines eigenen Ehrgefühls am beſten aufgehoben!“

Meta ſchien gekränkt durch die Erinnerung an ihren frühern Fehler, der ſie Dorotheens Vertrauen beraubt. Sie wollte aufſtehen, aber die alte Freundin hielt ſie zurück, weil ſie nicht mit einem Mißklang auf immer von ihr ſcheiden wollte. Sie lenkte

das Geſpräch auf Auſtralien und die Möglichkeit einer gemäßen und achtungswürdigen Thätigkeit, die ſich für Meta dort aufthat. Im Moment einer geſcheiterten Liebe iſt es ſehr ſchwer, noch einmal der Hoffnung auf eine Zukunft in andrer Geſtalt Raum zu geben, und es zeigt eine tüchtige Natur, wenn ein Weſen dazu fähig iſt. Meta war es. Sie begriff, daß das Maß ihrer Kenntniſſe und Talente für London nicht ausreichte, aber daß eine Perſönlichkeit, wie die ihre, in einer friſch ſich bildenden Gemeinſchaft an ihrem Platz ſein werde. Sie ſagte: „Ich gehe nicht, um mein perſönliches Loos dort zu verbeſſern, ſondern ich will mich an irgend eine Pflicht aufgeben.“

Sie und Dorothea ſchieden mit Herzlichkeit von einander, und Meta verſprach ihre Ankunft in Auſtralien brieflich zu melden. Es iſt ein weiter Weg bis dahin, und dieſe Erzählung wird beendet ſein, ehe Metas Brief die Freunde erreicht. Wir wollen alſo ſeinem Inhalt vorgreifen, und eine ſeltſame Verkettung des Schickſals berichten.

Wildemann hatte gedroht, der Gräfin nach Paris, ja bis an's Ende der Welt zu folgen. Er wollte

Rache dafür nehmen, daß sie mit seinem Vertrauen gespielt, und daß sie ihm nicht freiwillig die Netze aufgedeckt hatte, die ein so alberner Zufall zu spät enthüllte. Da kam ihm unerwartet das Anerbieten einer freien Auswanderung, gegen Erfüllung einer leichten Bedingung der Regierung. Er erkundigte sich vergebens, wer sich so unaufgefordert in sein Schicksal mische, doch blieb es bei Vermuthungen, für die er keinen Beweis fand. Er übersann seine Lage, und kam zu dem Resultat, daß, an welchem Ende der Welt man sei, nichts einen abhalten könne, dem Vaterland zu Hülfe zu eilen, wenn man nur selbst seiner Gesinnung treu bliebe. Da ihm keine lange Bedenkzeit gegönnt war, so griff er rasch zu, und fand sich zu seiner höchsten Ueberraschung mit seiner Gegnerin Meta auf demselben Schiff zusammen.

Es ist etwas Eigenes um eine lange Seereise, und ein paar Landsleute unter lauter Fremden, einsam zwischen Himmel und Meer, haben Zeit genug, zwischen England und Australien ihre extremsten Meinungen in Harmonie zu bringen. Wenigstens ließ der vor Jahresfrist einlaufende Brief Metas

keine entſchieden feindſelige Geſinnung mehr gegen ihren Reiſegefährten durchſcheinen.

Dem Studioſus Mauß war es nicht ſo wohl ergangen, als der geſellſchaftliche Kreis zuſammenbrach, zu dem er ſich bisher gehalten hatte. Er war ebenſowenig als Wildemann bemüht geweſen, eine poſitive Arbeit anzufaſſen, ſondern hatte ſo in den Tag hineingelebt. Oft war er in tiefſter Noth, dann ward ihm wieder emporgeholfen, oder es ward ihm eine ſtoßweiſe Thätigkeit für irgend ein ephemeres Unternehmen aufgetragen. Unreif und verkehrt wie er war, ſchien er ungefährlich, und ward ſeinem Schickſal überlaſſen. Er bewies ſich auch wirklich als ein Rüſtzeug, das nur ſeinen eigenen Freunden zu ſchaden verſtand.

Unſer Muſikdirector war in eine eigenthümliche Lage gerathen. Er hatte ſeit Jahren daheim nicht mehr über den Verkehr in jenem Kreiſe geredet, und wußte darum kaum, wie er unvermittelt die Auflöſung deſſelben ſeiner Frau erklären ſollte. Aus den beiden Abenden, die anfangs für Huldas und der Gräfin muſikaliſche Studien feſtgeſtellt worden, hatte ſich nach und nach die Gewohnheit täglicher

Zusammenkünfte ausgebildet. Andere Besucher pflegten die Unterrichtsstunden zu unterbrechen; man blieb plaudernd beisammen, und verschob die Studien auf den nächsten Tag. Zuletzt fand man die Musik überhaupt eine kindische unklare Kunst, mit der es in unserer Zeit unwürdig für einen denkenden Menschen sei, sich noch ferner zu beschäftigen. In Zeiten, wo das Handeln abgeschnitten ist, pflegt das Reden feuriger Menschen sich in maßlose Regionen zu verlieren. Nichts erschien den Streitenden mehr hoch und wichtig genug, um sich daran aufzugeben, als das Unmögliche.

Ibeles schämte sich seines Berufs, der ihm als der nutzloseste auf Erden vorkam. Kämpfe, die die Welt umgestalten sollten, Entdeckungen, die das Räthsel aller Dinge lösen würden, schwebten ihm vor, und er sah sich ausgeschlossen, dabei mitzuwirken. Einmal nur mit der Fingerspitze an das rollende Zeitenrad gerührt, und die Freude an dem stillen friedlichen Milbenbau des täglichen Lebens ist dahin. Erträglich wird das Handanlegen an diesen Milbenbau nur durch zwei Dinge: durch die tiefe concentrirte Liebe zur Familie, oder durch das Zerfließen im Lebensgenuß.

Unser Künstler war als ein braver, sogar etwas philiströser Mensch in die wilde Zeit hinausgeschleudert worden, und es hatte eines langen unablässigen Ausfaserns bedurft, bis er an seinem Hause nur noch mit einem dünnen Faden hing. Aeußerlich hatte Niemand die Umwandlung seines Innersten bemerkt, weil er überhaupt wortkarg, und seines eigenen Willens nicht sicher war. Es ist furchtbar schwer, sich aus der gewohnten Spur eines halben Lebens in einem Labyrinth von neuen Principien zurechtzufinden.

So sehr er die von seinen Freunden vertretenen Uebertreibungen bekämpft hatte, so fühlte er doch jetzt, daß das ausschließliche Leben in solcher Atmosphäre nicht ohne Erschütterung seines Wesens geblieben war. Es stand ihm fest, daß die Gräfin ihn willentlich nicht hatte betrügen wollen, sondern daß sie gleich ihm die Qual fühlte, mit reichen Kräften in einen zu engen Zirkel gebannt zu sein. Zum Werkzeug zu stolz und zu leidenschaftlich, aber nicht klug und charakterstark genug, um ihren eigenen Weg zu gehen, hatte sie es mit beiden Parteien verdorben.

Er dachte über seine eigene Richtung nach, und sagte sich: „Mir ist es nicht gegeben, das Höchste zu sein, das ein Mann in dieser Zeit werden kann. Mein halbes Leben habe ich in süßen Melodien verträumt, und weil ich statt des Denkens nur das Gefühl bis zur feinsten Virtuosität in mir ausgebildet, darum darf ich mich nicht den Reformatoren zugesellen. Hätte ich ein Weib, die groß dächte, die meinen Kindern Vater und Mutter zugleich sein könnte, so opferte ich mich noch jetzt dem Weltfortschritt, und kaufte mich mit einer durchdachten großen That in die Weltgeschichte ein. Es müßte eine That sein, die alle impulsiven Thorheiten meiner Partei vernichtete; eine von denen, die stehen bleiben, weil sie nicht mißlingen können, und also keine Nachfolger finden. Aber wo sind noch große Thaten, die nicht zuletzt in Lächerlichkeit umschlügen!"

So phantasirte unser Freund und verzweifelte an dem unverwüstlich Guten und Großen, weil ihm unter den Füßen eine Vereinigung zusammengebrochen war, in der er eine patriotische Bedeutung gewähnt hatte. Seine nervenmörderische Arbeit that er aus bürgerlicher Rechtschaffenheit, und empfand

ſich dabei als Märtyrer. Dorothea, welche an ſeine Ehrenhaftigkeit unerſchütterlich glaubte, kam zuletzt auf den Gedanken, er kämpfe vielleicht innerlich gegen eine unglückſelige Neigung, und ward in dieſem Wahn durch ſeine Aeußerung beſtärkt: „daß nur unglückliche oder verbotene Liebe poetiſch ſei!“ Dies hatte er aber nur auf Muſik bezogen, in welcher der Vorwurf einer hinderniſsloſen gemüthlichen Neigung dem Componiſten ſehr wenig bieten würde.

Daß Ibeles die Gräfin nicht geliebt hatte, das wußte ſie eben ſo wohl, als daß ſeine Vorliebe für Hulda eine ganz harmloſe war. Ihr Verdacht heftete ſich wie von einem Blitzſtrahl erleuchtet auf Miß Livia, und als Ibeles nach einigen Tagen ihr mittheilte, daß er den Auftrag habe, ein Melodrama für dieſelbe zu componiren, und daß er deßhalb die Abende, welche er ſonſt bei der Gräfin zugebracht, nun ihr widmen werde, ſchwieg ſie finſter ſtill. Sie empfand ſich zu tief gekränkt, um ein ſchmeichelndes Wort zu reden, das vielleicht zu einer Erklärung geführt hätte. Rheiniſche Frauen mögen nicht einmal um die Zärtlichkeit des eigenen Mannes werben, ſondern wollen unter allen Umſtänden zuerſt

geachtet, und dann erſt geliebt ſein. Dorothea fürchtete, daß irgend ein Anruf an den poetiſchen Zauber der alten Liebe ſie lächerlich machen könnte, und weit lieber mochte ſie dann als ein eiskaltes Gemüth haſſenswürdig erſcheinen.

Ein paar Tage vergingen ihr in ſchwerer Bangigkeit, und es war, als ob die ſchwärzeſte Nacht ſich um ſie gelagert hätte. Je mehr ſie ihre Stimmung zu verbergen ſuchte, um ſo tiefer fraß ſich das Gift in die Herzenswunde ein. Es giebt liebenswürdige Naturen, die jede Sorge ſo bald ſie aufſteigt dem Liebſten mit vertraulichen Worten in die Bruſt ſchütten, und wo dann die Beruhigungs- und Troſtſcenen einen äußerſt anmuthigen Reiz des Lebens ausmachen. Dorothea gehörte nicht zu dieſen, und ſelbſt wenn ſie es gekonnt und gewollt hätte, ſo war bei der jetzigen Geſtaltung ihrer Häuslichkeit keine Muße dazu. Ein großer Theil des Londoner Mittelſtandes krankt an demſelben Zuſtand; Mann und Frau ſind zu getrenntem Familienleben gezwungen, weil die Stadttheile, wo der Eine erwirbt, um eine gehörige Reiſe weit von dem beſcheidenern Platz entfernt liegen, wo ſeine Angehörigen leben. So wie

die vornehmen Pariſer Mütter ihren Kindern fremd werden, die ſie der Payſanne zur Erziehung übergeben haben, ſo geht es manchem Londoner Hausvater, der Frau und Kinder alle mit einander auf's Land gethan hat.

Nachdem Dorothea ſich ſo tief in die Einbildung verſenkt hatte, daß Johannes' Melancholie nur von einer heimlichen Neigung herrühren könne, lauſchte ſie auf jede ſeiner hingeworfenen Aeußerungen, und deutete ſie, als ob ein Doppelſinn darin liegen müſſe. Immer gewiſſer ward ſie ihres Wahns, und da ſie nach weiblicher Anſicht vorausſetzte, daß ſobald ein Mann eine Geliebte habe, er nothwendig die eigene Frau haſſen müſſe, ſo wachte ſie mit der gewiſſenhafteſten Scheu über ihre ſtrengſte Zurückhaltung, um ſich ihm nicht noch mehr zuwider zu machen.

Schon oft hatte ſie ihn gebeten, einen Tag zu beſtimmen, wo die Kinder ihm alles, was ſie gelernt und geleiſtet, vorlegen dürften; er wies es immer ab, entweder weil es ihm an Zeit fehlte, oder weil er ſchon den ganzen Tag mit unreifen Weſen zugebracht hatte, und aller Pädagogik überſatt war. Die Sonntage hatte er ein für allemal ſeinen

Bekannten preisgegeben, und gab es keine gemeinschaftliche Wanderschaft in's Freie, so hinderten fremde Besucher einen innigern Zusammenschluß mit den Seinen.

So oft er an einem der großen Gefängnisse vorüberfuhr, und nach den trostlosen Fensterlücken hinaufschaute, durchfröstelte ihn der Gedanke, wie nahe jeder Mensch dem Verbrechen ist. Er hatte Nichts begangen, das nicht mit seinen alten Ueberzeugungen in Einklang war, und dennoch fühlte er sich von seinem eigensten Selbst abgeschnitten, und so nervenzerrüttet, daß der mindeste Anstoß ihn mit Zorn gegen seine fade Lebensaufgabe erfüllte. Hätte Einer ihm prophezeit: „da oben in solch einer Zelle eingesperrt wirst du deine Tage beschließen!" er hätte es als das Wahrscheinlichste hingenommen. Die fröhliche Unruhe, die Paris seinen Bewohnern verleiht, läßt solchen dumpfen Spleen nicht aufkommen. Es ist eine Krankheit, die nur Londons trübselige Luft erzeugt, verbunden mit der fiebrischen, künstlich gepeitschten Aufregung, die statt die Seele zu beleben, sie martert und verzehrt.

In einen solchen Gemüthszustand mitten hinein-

fiel Ibeles' Bekanntwerden mit Livia. Ihre erste Begegnung hatte etwas Abstoßendes für ihn gehabt, aber als sie ihn fühlen ließ, daß sie unglücklich sei und Rath und Stütze brauche, da trieb ihn seine natürliche Güte, durch theilnehmende Freundlichkeit seine Kälte wieder gut zu machen. Die Gräfin war unklug genug gewesen, der neuen Vertrauten alle ihre Beobachtungen über den Charakter des Freundes mitzutheilen, und so falsch ihre Schlüsse auch in den meisten Fällen waren, so leiteten sie doch die kältere schärfer blickende Livia auf den verwundbaren Punkt. Sie errieth, daß sie den entgegengesetzten Ton anschlagen mußte, um statt wie die Blasoska triumphirend den Freund aller Welt zur Schau zu stellen, ihn mit dem Zauber eines heimlichen Romans zu umstricken, wenn sie ihn gewinnen wollte. Ein beliebter Tonkünstler wird mit Schmeicheleien so überschüttet, daß was von Eitelkeit in ihm wohnt, bald übersättigt ist. Es gilt stärkere Hebel anzuwenden, um ihn von der Selbstbestimmung loszureißen und in fremde Bande zu schmieden.

Livia wohnte jetzt in einem reizenden kleinen Hause, das ganz mit Schlingpflanzen übergrünt war.

Ein Garten mit hoher Mauer lag davor, deren Epheudecke auf die Straßenſeite überhing. Zu beſtimmten Stunden wurde dieſe Einſiedelei von Geſellſchaften unterbrochen, die, an Livias Orakelſprüche glaubend, Nachrichten aus dem Reich der Todten mit Gold aufwogen.

Jetzt war ſie allein mit der Mulattin, welche das empfangene Geld einrollte und wegſchloß.

„Darling!“ hub die Alte an, „es war ein gutes Geſchäft heut!“

Livia erwiederte: „Weg' mit allen Spuren! Laß die Fußtapfen zuerſt vom Sandpfad austilgen, ehe er kömmt.“

„Darling! Noch nie hat er um ſich geblickt. Er geht ja immer wie im Traum, und betrachtet nur dich und ſein Notenblatt!“

Mit der Dämmerung kam Ibeles und ward in ein Zimmer geführt, wo ein Clavier ſo geſtellt war, daß der Spielende eine dahinter angebrachte Tribüne überſehen konnte. Die beiden Frauen erſchienen, die alte geputzt, Livia in einem ſilbergrauen Seidenkleid nonnenhaft um den Hals feſt anſchließend, mit langen Aermeln und einfachen weißen Umſchlägen

und Fragen. Sie zeigte große Scheu vor der Mutter, als ob ſie ihr Innerſtes nicht in deren Gegenwart ausſprechen dürfe, und doch etwas Schweres auf dem Herzen habe.

Das Melodrama wurde gemeinſchaftlich eingeübt, deſſen Stoff Livia angegeben hatte. Die Poeſie war in lockere Verſe gebracht, und nach Art der Felicien David'ſchen Cantaten eingerichtet. Ibeles hatte ſich für die populäre Compoſition der David'ſchen Wüſte in einem früheren Geſpräche entſchieden, und bedauert, daß man nicht in kleinerem Maßſtab ähnliche Werke in der Geſellſchaft ſtatt der Opernarien oder lyriſchen Geſänge zuweilen zur Aufführung bringe. Miß Livia hatte dieſe Aeußerung aufgegriffen, und gleich damals an Ibeles das Anſinnen gerichtet, ihr eine Muſik zu ihren Orakelſprüchen zu ſchaffen, welche den Uebergang aus dem Alltagsgefühl in diejenige Stimmung vermitteln ſollte, wo die ſchauernde Seele ſich von Geiſtergrüßen angehaucht fühlt. Ibeles hatte ſich geſträubt, ſeine Kunſt irgend einem Sinnentruge dienen zu laſſen, und Livia hatte mit vielem Geſchick ſeine Weigerung bekämpft, indem ſie ihn an freigeiſterische Maler

erinnerte, die mit Heiligenbildern einen Glauben stützten, den sie selbst verwarfen. Bei diesem Gespräch hatte er offen ihren mysteriösen Beruf angegriffen, und sie auf's Gewissen gefragt, ob sie selbst getäuscht sei, oder mit dem Bewußtsein des Betrugs täusche. Sie hatte dann eine kurze Frist des Alleinseins mit ihm benützt, um ihm zu bekennen, daß sie sich als die Elendeste der Sterblichen empfände, so lange sie sich vor ihm nicht von diesem Verdacht reinigen könne, und daß seine Achtung ihr mehr werth sei als ihr Leben. Ihre schüchternen Blicke nach der Mutter hin, ihre hingeworfenen Sylben, wenn diese auf einen Moment das Zimmer verließ, und ihr plötzliches Verstummen, wenn dieselbe wieder eintrat, ließen Ibeles glauben, daß Livia ganz von ihr abhängig sei. Die Physiognomien der beiden Frauen ließen zwar schwer ein solches Verhältniß begreifen, denn die Alte sah dumm und träg, Livia hingegen sehr lebhaft aus. Bei etwas minderer Arglosigkeit hätte Ibeles sehen müssen, daß hier abgekartete Rollen gespielt wurden.

Seine Neugier war mit jedem Besuche gesteigert worden, und gerne hatte er die Composition des

Melodramas übernommen, in deſſen Text Livia alles vermieden hatte, was ſein künſtleriſches Gewiſſen verwarf. Es lag ihm die Geſchichte einer Indianerin zum Grunde, die den weißen Mann liebt, den ihr Stamm geächtet. Sie folgt ihm zu ſeinem Fort, das in ſeiner Abweſenheit von den Indianern überfallen wird. Sie ſoll ihn und ſeine Kriegertruppe hineinlocken oder ſterben. Sie warnt ihn hinweg mit einem Liede, er will ſie retten, und beide gehen unter.

Als ſie damals ihre Verſe Ibeles vorgelegt und ihm die Stellen angedeutet hatte, wo die Muſik eintreten und die Deklamation verſtärken müſſe, da hatte er ausgerufen: „Und mit einer ſolchen Begabung wollen Sie etwas Anderes als Künſtlerin ſein? Wählen Sie doch den einzigen erlaubten Trug, um Menſchenſeelen zu umſpinnen, den holden Schein der Kunſt, von dem wir wiſſen, daß er ſich als Täuſchung giebt. Sie erſcheinen mir wie ein Elementarweſen, das zwiſchen Himmel und Hölle ſchwankt. Geſang ſei Ihre Feenſprache, wenn Sie ſich den Menſchen offenbaren wollen.“

„„Ich kann nicht ſingen!““ ſprach Livia.

„So werden Sie Schauspielerin!“ rief Ibeles.

„„Das bin ich!““ antwortete sie mit tiefem Seufzer, und sah dann erschreckend nach der Alten um.

Diese und spätere Aeußerungen hatten Ibeles bestimmt, mit höchstem Eifer an dem Melodrama zu arbeiten. Er hoffte, dies ihr Erstlingswerk würde der Talisman werden, der sie in einer schuldloseren Weise an die Kunst der Darstellung knüpfte. Er erinnerte sich aus der Geschichte, daß nach großen geistigen Erschütterungen des Menschengeschlechts allerlei Wahnbegriffe auf eine Zeitlang die Köpfe, denen der Rausch zu stark war, gefangen nehmen, und er schrieb den ganzen somnambulen Aberwitz einer ähnlichen Krankheit zu. Mitleid mit der Fremden und eine gewaltige Anziehungskraft, die ihre räthselhafte Erscheinung auf ihn übte, drängten ihn zu dem innerlichen Gelübde, das Verderben abzulenken, das eine bald folgende Ernüchterung ihrem phantasievollen Wesen nothwendig bringen müßte. Er sah ein, daß sie aus ihrem gegenwärtigen Thun nicht in ein hausbackenes Tagewerk zurückkehren könne. Was sollte ihr Loos sein, wenn sie nicht in der

Kunſt den Anker ergriff, der die ſchwankende Seele über dem Abgrund erhält?

„Dies Kind iſt mir geſchickt, daß ich ſie und ſie mich von der Verzweiflung retten ſoll!“ ſagte er zu ſich ſelbſt.

Heute nun ſollte die erſte Probe ſein, in der Livia zu dem Takt der Muſik ihre mimiſche Aufführung einübte. Es koſtete ſehr viele Mühe, denn Livia ſchien keinen Rhythmus im Blute zu haben. Ihre Verſe riſſen durch Phantaſie und Leidenſchaft hin, aber ihre Deklamation war total unmuſikaliſch. Ibeles hatte vor vielen Jahren beim Einſtudiren des Radziwilſchen Fauſt ein Aehnliches erlebt, wo der Schauſpieler einige Stellen des Monologs nicht ſo ſprechen konnte, daß ſie in Arſis und Theſis mit den Accorden zuſammentrafen. Wenn das bei dem melodiſchen Sylbenfall Goethes möglich war, ſo durfte es ihn nicht wundern, daß es hier geſchah. Livia war bloß Dilettantin, und trotz allem Zählen und Rechnen gingen die Längen und Kürzen ihrer Verſe etwas aus den Fugen. Sie klangen in ihrer ergreifenden Wildheit wie ein ſchwungvolles, aber außer Takt geſungenes Lied, und nur ein ſo erfahrener

Künſtler wie Ibeles war im Stande, durch plötzliche Harmonienſprünge ihrem Vortrag zu folgen. Ihre Mimik und Geſtikulation waren indeß ſo bewundernswürdig, daß er gern Geduld mit dem einen Mangel behielt, und unaufhörlich von Neuem die ſchwerſten Stellen mit ihr durchging.

Es war eine milde Sternennacht, und als Ibeles aufbrach, öffnete Livia im Nebenzimmer eine Glasthüre, die unmittelbar in den Garten führte. Die Alte ſchien in einem Lehnſeſſel eingeſchlummert, und Livia, die dem Künſtler einige Schritte in den Garten vorausthat, wandte ſich raſch um und ſagte ihm vorbeigehend leiſe: „Hier iſt ein Papier, das Ihnen vielleicht von Werth iſt.“ Sie ließ das Blatt in ſeiner Hand, und ſchlüpfte in das erleuchtete Zimmer zurück.

Zu Hauſe angekommen entfaltete Ibeles das Papier, und fand eine Liſte aller in London anweſenden deutſchen Polizeiſpione nebſt Adreſſe und Signalement derſelben, und eine genaue Beſchreibung der verſchiedenen Geſtalten, unter der ſie ſich in die Häuſer politiſch compromittirter Perſonen ſchleichen. Einige hatten ſeine Freunde ſchon früher entlarvt und

ausgestoßen, andere waren ihm nie bekannt geworden, aber Einen hatte er als unverdächtigen Hausirer bei Stern aus- und eingehend gefunden. Von Livias Hand war darunter geschrieben: „Verrathen Sie mich nicht, damit ich Ihnen ferner nützlich bleiben kann."

Nun glaubte er den Beweis in Händen zu haben, daß sie es treu mit ihm meinte, und sein Herz schwoll in dem Gedanken, wie er mit solch einer Verbündeten alle Fallstricke der freiheitsfeindlichen Partei zu Schanden machen wollte.

Livia hatte nach seinem Weggehn die Gartenpforte verriegeln lassen, und blieb dann mit der Alten noch eine Weile im Gespräch.

„Darling," begann diese, „du bist klug und weißt Alles am besten zu schlichten; aber wissen möcht' ich, was du mit dem Comödienspieler vorhast. Wir werden nie so viel Geld davon machen, als mit dem Geisterklopfen."

Livia erwiederte: „„Ich kann mich in London nicht halten, wenn meine Beschützer herausbringen, daß ich meine eigenen Wege gehe. Ich will gar keinen Zwang, als den ich mir selber wähle. In jenen gräßlichen Stunden, als mein Leben an einem

Haar hing, da drängten ſich die Heuchler heran, und jeder ziſchelte in mein Ohr: Spinne nur Eine Maſche zu dem Netz, in dem ich die Menſchheit fange, und du ſollſt frei und ſchuldlos erklärt werden. Ich habe die geheimſten Chiffern des zweigeſpaltenen Tartüffenthums bloßgelegt geſehen, und alle hießen: Verfolgung dem Ehrlichen, der uns in Wahrheit überſetzt, Schutz dem Frevler, der die große Lüge weiter und weiter pflanzt. Die edelgeärbte keuſchſale Sünderin, die Virtuoſin in Unſchuldsheuchelei, die welt- und todverachtende Stirn iſt ihnen die unſchätzbare Prophetin. Ich benützte beide Parteien, ließ mir Carte blanche an ihre Führer im modernen Gomorrha geben, und habe mich frei gemacht. Wir müſſen bald weg, ehe der Feuerzorn über mich herabregnet.““

Die Mulattin ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Ach, die überſtandene Angſtzeit und das Alter haben mich kindiſch gemacht, und ich verſtehe deine hohen Reden nicht mehr. Sollen wir denn zu dem polniſchen Grafen nach Paris, der dich ſo ſchön einlud?“

„„Ich? zu dem? Ich will keinen Meiſter! Ich brauche nur einen Beſchützer!““

„Ach, jene unglückſelige Heirath!“ rief die Mulattin. „Hätteſt du mir gefolgt, und den ſchönen Vetter abgewartet, der dich von Jugend auf lieb hatte, und immer deine Partei hielt. Du kannſt nicht läugnen daß du verliebt in ihn warſt, und doch wähltest du den Abſcheulichen, den Plagegeiſt — nun er hat ja ſeine Strafe!“

Livia zuckte und ſprach heftig: „„Schweige! Auch in der einſamſten Nacht ſprich nie ſolch ein Wort aus! Wenn ich je entdecke, daß du im Traume eine Sylbe ſeines Namens ſtöhnſt, ſo müſſen wir ſcheiden!““ Etwas ruhiger fuhr ſie fort: „„Den Vetter wollte ich nicht zum Manne, weil ich ihn hätte lieben können. Sollte ich die entſetzliche Agonie ein Leben lang durchſtehen, der kein Weib entgeht, das den eigenen Mann liebt? Mögen doch Geſetze auf Geſetze geſchaffen werden, um dem Weibe gleiches Recht zu ſichern: alle ſind unnütz, ſo lange die Liebe uns zu freiwilligen Sklavinnen macht!““

„Darling, Darling! und doch biſt du auf dem Wege, dir einen Herren zu ſuchen. Täuſche dich nicht über ſein ſanftmüthiges Geſicht. Dieſer wird

dich mit aller Milde bändigen, wie der — deſſen Namen du zu nennen verboteſt."

„„Dieſer Deutſche? Er, der ſelbſt an der Kette liegt?""

„Kind, was willſt du mit ihm? Laß ihn los. Jüngere findeſt du genug, die noch reich dazu ſind."

Livia lachte mit einer häßlichen Verzerrung, und erwiederte: „„Thörin, mit deinem Geld, nichts als Geld. Auch ich will Geld, aber noch viel anderes dazu. Ich will die Ehre der Tugendhaften, und den Spaß der Leichtfertigen, und um das zu vereinigen, brauche ich einen Aſſocié genau ſo geſchnitten, wie der Freund der polniſchen Gräfin.""

„Er wird ſich nicht mit uns verbinden wollen!" wandte die Alte ein.

„„Freilich will er nicht. Darum gilt es, ihm die Wahl zwiſchen Schimpf und Schande hier, oder Flucht in die goldene Ferne mit uns leicht zu machen. Das fait accompli beherrſcht alle Menſchen. Doch ich bin thöricht, mit dir zu reden, was du nicht begreifſt. Gehorche nur, und betrage dich genau

so wie ich dir vorschreibe. Laß mich nie mit ihm allein, und stelle dich vor seinen Augen, als ob du mich streng bewachtest; ich will seine Neugier schon genug aufstacheln, auf daß er die einzige Gelegenheit nicht abweise, mein Bekenntniß zu erfahren.““

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Der Talisman.

Stern und Hulda saßen heiter plaudernd im dämmerigen Stübchen, und Gegenwart und Zukunft lachte sie froh und hoffnungsvoll an. Es waren die ersten wonnigen Tage des Liebesglücks, wo das Menschenherz so in sich befriedigt ist, daß es ihm leicht scheint, selbst dies himmlische Glück für einen edlen Tod hinzugeben. Elend macht egoistischer als Seligkeit. Man sieht es in Revolutionen, wo nur diejenigen sich ganz uneigennützig an eine Idee aufgeben und keine Beute für sich verlangen, die das Glück in seiner höchsten und reinsten irdischen Offenbarung durchgenossen haben. Ein glückliches Haus zieht die Guten an, und so war es geschehen, daß sich schon nach wenigen Wochen ein enger, sehr anmuthiger Kreis um die Beiden zu bilden begann.

Die verbrannten Charaktere fühlten ſich in Sterns Gegenwart unheimlich und blieben weg.

Hulda hatte ſeit ihrer Heirath eine natürliche Sympathie zu vernünftigen Frauen gefaßt, und ſchüttelte alle zweideutigen Individuen von ſich ab, an deren Charakter ſie Rettungsexperimente verſucht hatte. Wer je Toleranz gegen willensſchwache Naturen geübt hat, lernt ſehr bald, daß nur eigener Entſchluß empfiehlt. An einen ſtarken männlichen Willen angelehnt und von ihm gelenkt, wandten ſich die hülfreichen, verſöhnenden Triebe Huldas auf die rechte Bahn, da wo Güte mit Vernunft gleichen Schritt hält.

Eines Nachmittags ging das Paar durch das Menſchengedränge einer Hauptſtraße, und ward durch einen der gewöhnlichen Aufzüge aufgehalten, mit dem ein neu eröffneter Milchladen ſich der Nachbarſchaft bemerkbar macht. Vier Pferde zogen einen buntbemalten Wagen, auf dem eine Fahne emporgehalten wurde, langſam durch die Straßen. Vorne darauf ſaßen vier Kerle, die Trompeten bliesen, und hinten ſchlug ein anderer die dicke Trommel. Von Zeit zu Zeit hielt er ſtille, und ein Schneegeſtöber

von Zetteln ward unter das Volk geworfen, auf dem die Adresse des neuen Ladens, nebst den erniedrigten Preisen, zu denen der Besitzer sich zum Verkauf von Milch und Butter erbot, verzeichnet waren. Tausende von Gassenbuben und anderem despectirlichem Gesindel folgten schreiend dem Wagen, und versperrten die Straße. Zuweilen peitschte ein Kutscher rücksichtslos seine Pferde an, und dann stob der Menschenknäuel auseinander, um sich mit Todesverachtung dahinter wieder zu schließen. Ueber dem Meer von Köpfen ragte eine Procession wandelnder Fahnen hinaus, von jämmerlich gekleideten Männern mit gesenktem Kopfe mühsam getragen.

Diese wandelnden Fahnen sind große hochroth angestrichene Bretter, auf dem je ein schwarzer kolossaler Buchstabe steht. Die ganze Procession zusammen bildet ein oder mehrere Worte; die Bretter sind an hohen Stangen befestigt, und werden einzeln in kleiner Entfernung von einander getragen. Diese Einrichtung bezweckt, daß auch rasch Vorübergehende oder selbst im Wagen fahrende Personen, denen man keinen Zettel aufnöthigen kann, die Adresse des neuen Ladens lesen.

Hulda hatte ſich auf eine hohe Thürſchwelle geflüchtet, um außer dem Bereich des ärgſten Gedränges zu ſein. Sie ſagte zu ihrem Manne: „Welch jämmerliches Amt für einen ſtarken Menſchen wie jenen da, der Buchſtabe i des Wortes Milkshop zu ſein. Doch der kleine Alte davor jammert mich noch mehr, er ſcheint unter dem großen M faſt zuſammen zu brechen!“ Stern blickte hin, und Hulda wußte nicht, was ſie von ihm denken ſollte, denn er riß ſich heftig von ihrer Seite los, und brach ſich durch das Gedränge bis zu dem M i Bahn. Die Leute glaubten er wollte die Adreſſe des Namens holen, und hielten ihm von allen Seiten Zettel entgegen. Statt deſſen zog er zwei Viſitenkarten mit ſeiner Adreſſe hervor, und überreichte ſie den zerlumpten Trägern der beiden vordern Buchſtaben. Es gab ein allgemeines Gelächter und Geſchrei, als der wohlgekleidete Gentleman nach dieſer Expedition zu ſeiner verlaſſenen Dame wieder zurückkehrte. Ein Polizeimann, der ihn wohl nur für einen Narren oder Spaßvogel anſehen mochte, trat auf ihn zu und bemerkte, daß es ſich nicht gehöre, die wandelnden Buchſtaben muthwillig aufzuhalten oder aus der Reihe zu bringen.

Im Weitergehen erklärte Stern seiner jungen Frau, daß er seine alten Kampfgenossen Reßbaum und Butzmann erkannt, deren Spur ihm abhanden gekommen. Er sagte: „Zu solchen Fahnenträgern nimmt man nur die allerverlassensten und verlorensten Menschen, und ich kann ahnen, wie viel Noth meine armen Landsleute durchgestanden haben müssen, bis sie sich dazu hergaben. Ich konnte damals nichts Erhebliches für die Beiden thun, als sie hierher kamen, und selbst das, was ich mit andern Freunden vereint gegen Bedingungen leisten wollte, wiesen sie trotzig weg. Sie wollten ihr Thun und Lassen, sagten sie, von Keinem vorgeschrieben haben, der sich über ihnen dünke, und doch griffen sie unser Thun und Lassen an, und machten es uns sauer, ja unmöglich, ihnen zu helfen. Jetzt vom Hafen des eignen Glückes aus drängt es mich wieder Andern Rettung zu bieten. Ich habe sie zu unserm Hause geladen, und will forschen, was zu thun ist."

Schon am selben Abend erschienen die Beiden in Stern's Hause, wo Hulda ihnen mit großer Freundlichkeit ein warmes Abendbrod auftragen ließ. Es war niederdrückend zu hören, wie sie von Stufe zu

Stufe in das jammervollste Elend gesunken. Gerne hätten sie die Arbeit, die sie früher verschmäht, jetzt angegriffen, wenn nicht ihre äußere Erscheinung jeden Arbeitgebenden abgeschreckt hätte.

Stern erbot sich noch einmal bei den Freunden zu sammeln, um Butzmann und Reifbaum Kleider zu schaffen, damit sie sich in ihrem eigenen Fach um Arbeit bewerben könnten. Er wollte als Bekannter und Landsmann für ihre Rechtlichkeit sich verbürgen, wenn sie ihn als Gewährsmann nennen wollten.

Reifbaum erwiederte: „Das Fahnentragen hat mich klein gekriegt, sonst würde ich für dies verwünschte England keine Axt in die Hand nehmen. Viel lieber revoltirte ich hier von vorne wieder, aber es ist ja nichts zu machen gegen das steife Volk."

Stern erzählte ihm, daß Ibeles' Knaben jetzt in einem Geschäft wären, wo Zimmerer gebraucht würden, und daß ihm die Verwendung des Künstlers dort gewiß wäre. Reifbaum sagte grimmig: „Wenn ich einen Galgen zimmern dürfte, so wüßte ich wer dran hängen sollte." Hulda fuhr zurück, und bereute, daß sie dem Mann Gastfreundschaft erzeigt; aber Stern legte ihm die Hand auf die Schulter,

und sagte: „„Still, still davon. Für eine deutsche Flotte wird auch noch manches braven Zimmermanns Axt gebraucht. Hier seid Ihr im rechten Lande, um es zu lernen.““

Butzmann fiel nun im mürrischen Tone ein, und sagte: „Ja, ihr Vornehmen seid alle zahm geworden. Euch geht's gut, ihr lebt in Freuden und Ueberfluß, und es ist euch gleichgültig, wie es im Vaterland aussieht. Uns frißt nicht bloß der Hunger am Herzen, wir fühlen auch die Schande der Verbannung. Wolltet Ihr nur, die Ihr das Geld dazu auftreiben könntet, wir gingen Alle hinüber, und zeigten ihnen daß wir noch die Alten sind.“

„„Und wozu ihnen das zeigen?““ fragte Stern.

„Um unsere Ehre zu retten, sollten wir wenigstens einen Putsch machen, wenn auch Nichts dabei herauskömmt!“ rief Butzmann.

„„Vor Allem schlagt Euch Eure specielle Ehre aus dem Sinn,““ erwiederte Stern, „„wenn es gilt, die Ehre des Vaterlandes einer fremden stolzen Nation gegenüber zu vertreten. Ihr kommt mir vor wie eine Löschmannschaft, die Feuer anlegen will, um ihre Macht zu zeigen. Laßt uns Alle vorerst das

Gute und Nützliche thun, das uns die Gegenwart bietet, und damit den Beweis liefern, daß wir einer beſſeren Thätigkeit werth waren. Als Sprachforſcher arbeite ich der Völkerverſöhnung vor, und hätte es nicht ſolche Gelehrte von jeher gegeben, ſo wäre die Menſchheit ewig in Heerden abgetheilt geblieben.““

Hulda fragte nach Butzmanns Kindern, die jetzt ſchon faſt alle erwachſen ſein mußten. Sie waren daheim in verſchiedenen Handwerkerfamilien zerſtreut, die ſich ihrer angenommen. Keins aß ſchon ſein eigenes Brod, und noch viel weniger konnten ſie dem Vater Unterſtützung ſenden. Doch ſelbſt für dieſen troſtloſen Fall gab es endlich noch einen Ausweg. Der alte Paukenſchläger erklärte ſich bereit, die Schenke der müßigen Zankſtifter zu meiden, und ſich jeder ehrlichen Arbeit zu unterziehen, die ihm geboten würde. Bald darauf ſah man ihn in ehrbarer Geſtalt in einem Buchladen kleine Nebengeſchäfte verſehen, wobei er ganz vergnügt ſeiner alten Leſebegier Nahrung geben konnte.

Herr v. Halen, der nun mehrere Monate in London zugebracht hatte, fand, daß es Zeit ſei, an den Rhein zurückzukehren. Er hatte viel von ſeiner

fröhlichen Stimmung eingebüßt, und sagte Dorothea unverholen, daß er sie am liebsten mit sammt ihren Kindern wieder nach Deutschland nehmen möchte. Mit Ibeles hatte er im halb spaßhaften, halb väterlichen Ton über die Mißstimmung reden wollen, die sich im Hause fühlbar machte; aber damit den ernsten Mann nur verschlossener gemacht. Die Empfindlichkeit des Künstlers war bis zur Krankheit gesteigert, und die wohlgemeinten Sprüche des alten redseligen Onkels machten ihm den Eindruck, als solle er sich auf der Höhe seines Lebens einem kindischen Gängelband fügen. Er erwiederte: „Nicht eher erkenne ich Rath oder Tadel als berechtigt, bis ich eine Pflicht gegen meine Familie versäumt habe. Ich schaffe Brod, und bezahle alle Haushaltungsrechnungen. Das kann ich nur, wenn meine Zeit mir gehört."

Als der Onkel weg war, sank auch Dorothea's muthiger Sinn, und selbst die Fröhlichkeit der Kinder konnte sie nicht aufheitern. Es war ihr, als ob sie tief in der Erde läge, und die Kinder über sich auf dem Rasen des Grabhügels lachen und tanzen hörte. Selbst wenn Ibeles, wie jetzt im Sommer manchmal geschah, ein paar Stunden daheim

zubrachte, hatte sie nicht die Spannkraft, lebhaft und gesprächig zu erscheinen. Die Töchter hatten durch die vielen Wanderschaften mit dem Onkel manches verlernt und vergessen, und es wäre die ungünstigste Zeit gewesen, jetzt den Vater zu einer Prüfung ihrer Bildung aufzufordern. Dazu kam, daß alle Bekannte noch einmal vorsprachen, ehe sie an die See auswanderten. Es war eine Unruhe ohne geistige Anregung, und Dorothea, von dem gezwungenen Gespräch mit gleichgültigen Personen erschöpft, begriff, daß ihrem Manne das Haus langweilig vorkommen mußte.

Nicht unlieb war ihr eine Einladung Evelyns, die sie und ihren Mann zu einem großen Fest auf deren Landgut berief. Die Freundin bat, daß sie doch ein paar Tage vorher kommen möchten, um sich recht herzlich gegen einander aussprechen und in der Gegend umsehen zu können. Englische Gastfreundschaft ist nicht zu verachten, besonders wenn neben den persönlichen guten Eigenschaften der Wirthe noch ein Haus mit schönen Kunstwerken gefüllt und ein prächtiger Park lockend anzieht. Der Brief Evelyns enthielt eine Nachschrift, besonders an Ibeles

gerichtet, wo ihm als Lockspeise ein Concert geboten wurde, worin einige Virtuosen und eine der fashionabelsten Bravoursängerinnen auftreten sollten, die Lord Worth zur Verherrlichung des Festes kommen lassen werde.

Dorothea hoffte, daß ein paar Tage mit ihrem Manne draußen in schönen freien Umgebungen das beste Heilmittel bieten würden, um seine Reizbarkeit zu beschwichtigen, und den alten Weg zu seinem Herzen zu finden. Wie traurig ward sie, als er für sich gar nichts von der Annahme der Einladung hören wollte, ja sogar nicht einmal auf den Namen des Ortes und die Schilderung seiner Reize aufmerkte. Er sagte: „Du magst deine Freundin besuchen, zu der du in einem unbefangenen Verhältniß stehst, aber fühle, wie unerträglich es für mich sein würde, ein Haus als Gast zu betreten, wo man den Künstler nur einem bezahlten Spaßmacher gleichstellt. Ich würde für meine Kunstgenossen erröthen, wenn ich sie dort von den andern Gästen abgesperrt sehen sollte."

Dorothea sagte, daß auch ihr an dem Fest wenig liege, aber daß sie sich auf das Zusammensein

mit Evelyn freue, und gerne ihm den Ausflug auf's Land gegönnt hätte. Ibeles wunderte sich, daß sie, die sonst nie die Kinder eine Nacht allein lassen wolle, hier eine Ausnahme vorschlüge, und meinte, sie dürfte viel ruhiger weggehen, wenn der Hausherr daheim bliebe. Milla wandte bescheiden ein, daß sie und Nanna ja jetzt groß genug wären, auf die Kleinen Acht zu geben, und Feuer und Licht auch ohne die Mama bewachen könnten.

Dorothea fühlte, daß sie nicht geltend machen durfte, welch eine Unart gegen ihre Freundin darin lag, daß Ibeles deren Bekanntschaft verschmähte. Hatte sie ja dieselbe Zurückhaltung gegen die musikalischen Abende der Blaioska durchgeführt. Ob ihre Vernunftsgründe von damals oder ihres Mannes heutige Gefühlsgründe wichtiger waren, ließ sich nicht untersuchen. Sie ging, und hoffte, daß die dumpfe Schwermuth, die über sie gekommen war, weichen, und daß sie nach ihrer Heimkehr mit frischen Kräften an ihre Lebensaufgabe gehen würde.

Eine kurze Abwesenheit bringt manchmal ein paar Menschen, die einander mißverstehen, am ehesten wieder zur richtigen Erkenntniß. Ibeles fühlte sich

gedrungen, einen schärfern Blick auf die Hausordnung zu richten, seit das Mutterauge fehlte, und da sah er tausend Spuren liebevollen Waltens. Die Kinder redeten ihn mit allerlei Ausdrücken an, die sie sich nur aus den holdesten deutschen Liedern zu eigen gemacht haben konnten, und die sie unbewußt in die Sprache des täglichen Lebens aufgenommen hatten. Sein Auge war von der Pracht der reichen Drawingrooms verwöhnt gewesen, in denen er seine Stunden gab, und sein Haus war ihm dagegen kahl und ärmlich erschienen. Jetzt rührten ihn selbst die naiven Bestrebungen, vermittelst eines Blumenstraußes oder einer am Fenster emporgezogenen Epheuranke dieser einfachen Wohnung ein wenig Zierde zu geben. Die Welt war ihm zur beengenden Fessel geworden, und in der Beschränkung des Hauses lachte ihn die verkannte Freiheit an. Doch sein Sinn war wie unter einer Glasglocke gefangen, und er hätte sie erst zerschmettern müssen, um die reine Luft wirklich einzuathmen, die er jenseits des ihn umfangenden bösen Zaubers spürte.

Ein Brief Livia's forderte ihn auf, am folgenden Abend ein letztesmal das Melodrama mit ihr durchzu-

gehen. Die Zeilen waren ganz geſchäftsmäßig gehalten, ſo ſehr, daß ſogar die Erwähnung beigefügt war, er möchte gefälligſt im Geſellſchaftsanzug erſcheinen. Er vermuthete daraus, daß einige Fremde zugegen ſein würden, und nahm es als ein gutes Omen, daß Livia Ernſt mache, die dramatiſche Laufbahn zu betreten. Als er ihr zugeſagt hatte, lief ein Brief Dorothea's ein, der eine Wiederholung von Evelyns Einladung brachte. Die Freundin konnte ſich gar nicht zufrieden geben, daß Ibeles das herrliche Concert nicht hören ſollte, und Dorothea bat in ihrem Namen, daß er wenigſtens für den einen Abend herüberkommen, und ſie am folgenden Tage mit heimnehmen ſolle. Der Brief war ſo herzlich und heiter, daß es ihm aufrichtig leid war, ſich gebunden zu haben. Als er dies aber Dorothea ſchreiben wollte, fühlte er ſich von einer heimlichen Scheu ergriffen. Sie hatte einen angeborenen Widerwillen gegen alle Perſonen von myſteriöſer Herkunft, und witterte in unklaren Verhältniſſen ein für allemal etwas Faules. Wenn Livia's Namen in ihrer Gegenwart erwähnt wurde, hatte ſich jedesmal ihre Stirn verfinſtert, und ſie hatte ſie

nach der ersten Schilderung des Onkels für ein Phantom erklärt. Wie Kinder keine Mittelstufen zwischen guten und bösen Menschen anerkennen, so gab es für die einfache Hausfrau keinen Compromiß zwischen Wahrheit und Verstellung. Nur solche waren ihr Menschen, deren Gesinnung durch Gedanken, Wort und That hindurch eine Einheit behielt, und jedes rollenspielende Wesen war ihr ein Phantom. Ueber diese Classificirung konnte sie nicht hinaus, und im Grunde ist es ja dieselbe, die Demokraten und Diplomaten in Schlachtordnung gegen einander stellt.

Ibeles saß mit der Feder in der Hand zögernd vor seinem Schreibtisch, und sagte sich: „Wenn ich ihr schreibe, daß ich den Abend bei Livia zubringe, so ist ihr die Freude verdorben. Es ist rücksichtsvoller und gütiger gegen sie, ihr das zu verschweigen.“ Da er nun etwas zu verbergen hatte, bemühte er sich durch doppelte Zärtlichkeit in seinen Zeilen es wieder gut zu machen. Er that es nicht aus dem gemeinen Motiv, sie zu täuschen, sondern aus der falschen Gewissenhaftigkeit, die den Menschen vorspiegelt, daß man demjenigen, gegen den man unredlich handelt, am allerwenigsten durch

Unhöflichkeit weh thun dürfe. Er ſchrieb ihr, daß er am Abend noch einige Stunden Unterricht zu geben habe, und dieſe als guter Hausvater nicht verlieren wolle. Auch ſei es ihm ſelbſt zu mißlich, das Haus den Kindern und Mägden eine Nacht zu überlaſſen.

Als er den Brief abgeſchickt, ſann er darüber nach, daß dies eigentlich die erſte Ausrede ſei, deren er ſich ſeiner Frau gegenüber ſchuldig gemacht. Er lächelte und dachte bei ſich: „Welch ein außerordentlich gewiſſenhafter Menſch bin ich doch im Grunde, daß mir ein Brief wie dieſer das Herz ſchwer macht. Eigentlich enthält er ja die reine Wahrheit, denn die Probe des Melodramas, ſelbſt wenn ſie mir nicht bezahlt wird, iſt ein indirekter Erwerb. Es iſt auch ein großer Unterſchied, wenn ich in der Stadt bleibe und noch ſo ſpät nach Hauſe komme, als wenn ich verreiſe.“

Es iſt eine der unſeligſten Weltirrthümer, daß der Seelenbetrug, den ein Mann gegen ſeine Frau übt, leichter zu entſchuldigen ſei, als der kleinſte Geldbetrug gegen einen gleichgültigen Menſchen. Wie viel zertrümmerte Lebenskraft hängt an einem unwahren Wort, das vielleicht nur aus gütiger

Schonung gesprochen wurde! Ein Irrthum kann wohl durch die Wahrheit geheilt werden, aber nie eine schmerzliche Wahrheit durch eine süße Täuschung. Das Ja und Nein ist der kostbarste Besitz des Menschen, tausendmal werthvoller als Schatten und Spiegelbild, an deren Verlust alte Mährchen das Bündniß mit dem Bösen knüpfen. Wer sich auferlegt, dasjenige Wesen, dem er von allen auf der Welt den höchsten Beweis von Achtung und Vertrauen gegeben hat, nie zu täuschen, der wird unter allen Umständen und Versuchungen seinen Charakter rein bewahren können.

An dem bestimmten Abend ging der Künstler zu dem abgelegenen Platz, wo Livia wohnte, und ward in ein Zimmer geführt, wo er nur die Alte Mulattin vorfand. Sie war sehr mürrisch, und sagte: „Meine Tochter legt eben das Costüm für ihre Rolle an. Ich weiß Ihnen wenig Dank dafür, daß Sie sie dazu gebracht haben.“

Ibeles war erstaunt und erzürnt über diese Anrede, die seine Güte und Ausdauer beim Einstudiren Livias nicht verdient hatte. Doch die Alte war kein Wesen, von dem ein Mann sich für beleidigt halten

konnte, und so ließ er sie noch ein paar erwiedernden Sylben weiter reden.

Sie seufzte: „Ihnen gehorcht sie mehr als ihrer eigenen Mutter! Wir waren auf dem schönsten Wege, empor zu kommen! Manche hohe Herrschaften machten uns Besuch, und lauschten ihr die Worte vom Munde weg! Nun haben Sie ihr das Gewissen in Angst gesetzt, und sie sagt: alles Gold der Welt wäre ihr nicht so viel werth, als was Sie von ihr dächten."

Ibeles erwiederte: „Das freut mich: nicht weil es mir schmeichelt, sondern weil mit der Achtung Eines rechtlichen Menschen die jedes andern verknüpft ist."

Die Alte fuhr fort: „Ich sehe nicht, daß das Komödienspielen respectabler ist. Ich möchte weinen, daß sie sich verkleidet, wie sie heute thut."

Die Thür ging auf, und Livia trat herein in einem der Rolle zwar angemessenen, aber keineswegs frivolen Costüm. Das Auge ist jetzt an so viel Unnatürliches in Steifröcken und aufgepufften Haarwulsten gewöhnt worden, daß eine leichtflatternde Tracht, welche die anerschaffene Form errathen läßt,

ſchon allzu keck erſcheint. Es ward dem Künſtler, als ob die Poeſie in ſichtbarer Geſtalt auf dieſen Boden der Convenienz herabgeſtiegen ſei, und der ekelhaften Mode den Krieg erkläre. Doch begriff er, daß ſo Livia nicht vor einer engliſchen Geſellſchaft auftreten konnte, ohne ſich in der Meinung der Frauen zu vernichten. Er dachte: „Auf der Bühne ſind wir gewohnt, freie Trachten und leidenſchaftliche Geberden gelten zu laſſen, aber in der hausbackenen Geſellſchaft verwechſeln wir allzuleicht das Genie der Darſtellung mit perſönlicher Keckheit.“

Sie ſpielte und deklamirte diesmal mit unendlich höherer Begeiſterung als zuvor. Er ſog ihr Bild entzückt in ſein Herz, und empfand trotz allem Ernſt des Lebens die Flammen der Jugend noch einmal aus ihren Augen in die ſeinen hinüberſprühen. Es flüſterte in ihm: „Kann denn noch ein Liebeszauber an einer Geſtalt in einer Haube haften, die mit dem Strickſtrumpf in der Hand die ewige Proſa des Daſeins in der engen Seele abſpinnt; oder iſt es dieſe unverfälſchte Naturkraft, ganz glühendes Gefühl, ganz Reiz, mit Einem Worte: das Weib!“

Es war gut, daß ihm die Muſik zur andern Natur geworden war, denn ſeine Seele war nicht mehr an das Notenblatt gefeſſelt. Bewußtlos griffen ſeine Finger die Accorde, und ſeufzten oder donnerten über die Taſten dahin.

Als der letzte Ton verhallte, nahm Livia ihren kalten düſtern Blick wieder an, und hüllte ſich in einen Mantel, den Ibeles als ein ächtes Muſter von indianiſcher Arbeit anerkannte. Sie ſagte: „Ich werde vor Fremden immer in dieſem Mantel ſpielen; Ihnen gegenüber, der wie ein Vater zu mir ſteht, wollte ich die Rolle nicht durch Prüderie verderben.“

Ibeles warf ihr einen Blick zu, der ſie belehren ſollte, daß er noch nicht allen Empfindungen abgeſchworen habe, die nicht blos hausväterliche ſind. Livia blieb gleichmüthig und fuhr fort: „Ich habe eine Bitte an Sie. Auf einem adligen Landſitz ſoll heute ein Feſt improviſirt werden. Der Agent des Lords bot mir ein großes Honorar, wenn ich als Medium erſcheinen wollte. Ich machte den Vorſchlag, ſtatt deſſen mein erſtes Debüt als Declamatrice zu wagen, und er nahm es an. Der Lord hatte ihm völlig freie Hand gegeben, welches modiſche Amuſement er

ſeinen Gäſten veranſtalte. Sie müſſen mich begleiten und meinen Muth oben halten."

Ibeles erſchrak und ſagte: „Es iſt gegen mein Princip, in adlichen Geſellſchaften als bezahlter Künſtler aufzutreten."

Livia erwiederte ruhig: „Dann verpflichtet mich mein gegebenes Wort, meine alten Künſte zu üben. Einen andern Spieler, der Ihr Manuſcript vom Blatt leſen könnte, weiß ich nicht zu ſchaffen. Von dieſem erſten Auftreten hängt die Richtung meines ganzen künftigen Lebens ab, und ich wage es nur mit einem ſo gründlich vorbereiteten Kunſtwerk."

Ibeles ſtand zweifelnd: er wußte zu wohl, wie Vieles im Leben von einem momentanen Impuls bedingt wird, um nicht zu fürchten, daß ſeine Weigerung Livia's Entſchlüſſe wenden könnte. Der Talisman, an den er ſeinen Hausfrieden geknüpft hatte, das diamantene Herz mit der ächten Perle, fiel ihm ein, welches er immer als ein Symbol des feſten, faſt männlichen Herzens ſeines Weibes gedeutet hatte. „Wenn du mich je in einem ariſtokratiſchen Salon für Geld muſiciren hörſt, ſo darfſt du das diamantene Herz mit der Perle weggeben!" Das waren

die Worte, die er damals geſprochen, als ihm der Vorſchlag gemacht wurde, ſeiner Familie zu Liebe daſſelbe zu thun. Er wandte ſich zu Livia und ſagte: „Ich habe es meinem Weibe heilig verſprochen, nie bei Adelsfeſten zu ſpielen.“

Zum erſtenmal hörte er Livia laut lachen. Als er ſie verwundert anſah, unterdrückte ſie ſchnell den Ausdruck des Spottes, der ihr auf den Lippen ſchwebte, und ſagte: „Dann freilich dürfen Sie nicht. Ich vergaß.“

Ibeles beſann ſich, daß ihr nur die Gräfin ſeine häuslichen Verhältniſſe konnte geſchildert haben, und hatte er gleich ſeit Jahr und Tag das Aeußerſte gethan, um ſich der Welt als freien Mann zu beweiſen, ſo war es ihm dennoch unerträglich, in dieſem Moment und gerade von ſolchen Lippen an das Geſpenſt des Pantoffels erinnert zu werden.

Livia ſtand auf und ſagte: „Ich muß Sie verlaſſen, um mich umzukleiden; der Wagen wird in einer kurzen Friſt hier ſein!“ Ibeles bat ſie, noch einen Moment zu verweilen, um zum letztenmal vielleicht die Erſcheinung ſeinem Gedächtniß einzuprägen, die ihn ſo hingeriſſen. Sie ſtand am Fenſter

im letzten Tagesſchein, der durch die Büſche des Gartens noch einen Strahl auf ihr Haupt warf. Die Sonne hing wie eine blutrothe Kugel in der Nebelſchicht, die bläulich alle fernen Umriſſe in Traum hüllte. Da ſchimmerte etwas wie ein goldener Faden auf ihrem kraufen ſchwarzen Haar. Er glaubte, es ſei ein Spinnweb, und trat hinzu um es wegzunehmen. Es war ein einzelnes röthliches Haar, das dem Bande entſchlüpft loſe flatterte, aber ohne Zweifel feſtgewachſen war, denn ſie zuckte als er es anfaßte. Die Alte fragte, was es ſei, und er antwortete ſcherzend: „Ich habe die Göttin Gelegenheit bei ihrem einzigen Goldhaar gefaßt.“ Livia ſchien beſtürzt, doch da Ibeles ſich über dies ſonderbare Phänomen weniger zu verwundern ſchien, als wenn es ein Silberhaar geweſen wäre, ſo fragte ſie: „Soll ich das Omen annehmen?“

Im ſelben Moment fuhr der Wagen vor, und Ibeles, der noch träumend geſtanden hatte, riß ſich nun raſch aus ſeiner unſchlüſſigen Stellung. Livia ſprach: „Hören Sie mein letztes Wort. Das Haus, wohin ich Sie einführe, gehört neuangekommenen Fremden, und liegt eine gute Strecke von London

weg. Es wäre ein zu seltsames Spiel des Zufalls, wenn dort ein Bekannter Sie treffen sollte. Sie bringen freilich Ihren Künstlerstolz zum Opfer, wenn Sie bloß accompagniren; aber um so kleiner ist die Gefahr, beobachtet zu werden. Ich werde Ihren Namen verschweigen, wenn Sie wollen!"

Ibeles war schon im Stillen entschlossen gewesen. Daß die Alte sich dem neuen Unternehmen opponirt hatte, schien ihm ein gutes Zeichen; auch hoffte er endlich mit Livia lange genug allein zu sein, daß sie ihm Aufschlüsse über ihre eigenthümliche Lage geben könnte. Dazu kam, daß er sie wirklich für schutzbedürftig hielt, und es ihrer Verzweiflung zuschrieb, daß sie sich so kopfüber in eine ihr ganz fremde Sphäre stürzen wollte. Daß der Reiz einer einsamen Spazierfahrt ihn mehr als das Alles bestimme, das mochte er sich selber nicht gestehen.

„Nun denn," sagte er, „ich will!"

Die Alte brummte: „Mögen Sie es verantworten," und verließ das Zimmer. Livia folgte ihr als ob sie sie begütigen wollte, aber draußen flüsterte sie ihr zu: „Du hast dich gut gehalten. Nun sorge, daß Alles geordnet ist, wie ich dir sagte. Vergiß

den Wein nicht, du weißt, den feurigen dunkelrothen — und gieb mir den Gartenschlüssel."

Es war nicht nöthig, dem Kutscher eine Ordre zu geben, denn er war von dem Agenten gesandt, der Miß Livia engagirt hatte. Ibeles saß neben ihr, harrend ob sie ihm jetzt die langerwartete Mittheilung machen werde, aber sie schwieg. Er versuchte ein Gespräch, da sagte sie: „Lassen Sie mich jetzt meine Stimme schonen, und mich vor Allem nicht aus der Fassung heraustreten, die ich so mühsam bewahre. Ich habe Ihnen sehr, sehr viel zu sagen; aber es muß bis zur Heimfahrt aufgeschoben werden. Die werdende Künstlerin muß vor Allem Selbstentäußerung lernen! das ist Ihr eigener Ausspruch, den ich mir tief ins Herz geschrieben habe."

Es ward immer dunkler, und noch hatten sie nicht den Landsitz erreicht. Endlich sahen sie am Eingang eines Parks, der mit Fackeln beleuchtet war, eine Menge von Wagen stehen. Noch andere rollten eben hinein, und geputzte Damen stiegen aus, die Nacht in Tag verkehrend, wie es in diesem Lande Sitte ist.

Der Agent erwartete Livias Ankunft, und sorgte,

daß ſie auf einer Nebentreppe nebſt ihrem Begleiter in ein an den Saal anſtoßendes Cabinet geführt wurde, wo ſie verweilen ſollten, bis ihre Darſtellung an die Reihe kam. Außer ihnen warteten noch einige Perſonen hier, welche Ibeles in Concerten oder auf der Bühne geſehen, aber nie geſprochen hatte. Niemand nahm Notiz von dem Andern, denn man war ja einander nicht vorgeſtellt worden.

Wir wollen die dunkle Schöne und den deutſchen Muſiker in dieſer Umgebung laſſen, um uns nach Dorotheen umzuſehen, die nach ſo langer Verborgenheit fern von der Kinderſtube in die Sphäre der Weltdame einen Schritt that.

Der Onkel hatte ſich für die empfangene Gaſtfreundſchaft dankbar gezeigt, und ihr unter anderm einen koſtbaren Anzug beim Abſchied geſchenkt. Er hatte ihr dabei geſagt: „Du ſollſt nicht nach deiner Weiſe Alles auf das Haus und die Kinder wenden, ſondern ich will mein Dorchen auch einmal ſchmücken, wie es einer Patriziertochter vom Rhein zukömmt.“ Trotz allem Sträuben hatte ſie ein Kleid von ſchwarzem Sammt mit koſtbaren Brüſſeler Spitzen, und einen majeſtätiſchen Kopfputz annehmen müſſen, der

sie nach seiner wohlgemeinten Absicht verleiten sollte, wieder in Gesellschaft zu erscheinen. Sie hatte sich im Stillen bloß auf das unschuldige Vergnügen gefreut, ihrem Manne in diesem Putz zu gefallen, und war bitter betrübt, ihn am Abend des Concertes anzulegen, nachdem sie eben seine Absage erhalten hatte. Evelyn kam zu ihr auf das Zimmer, und fand sie noch nicht angezogen, mit unverkennbaren Thränenspuren.

„„Was ist dir, beste, liebste Freundin?““ fragte sie; „„er kommt nicht — du hast einen Brief bekommen — doch hoffentlich keine böse Nachricht?““

Dorothea nahm sich zusammen und sagte: „O nein, mein Mann schreibt mir einen äußerst liebevollen Brief, der mich eher beruhigen sollte. Ich fürchtete, daß er nicht kommen könnte, und sagte es dir vorher. Es ist etwas in dem Ton des Briefes, das mir ungewohnt ist und mich ängstet. Ich kann mir nur denken, daß ein Kind krank, oder sonst ein Unglück vorgefallen ist, und daß er mich es nicht merken lassen will, um meine Freude nicht zu stören. Am liebsten flöge ich sogleich nach Hause!“

„„Das darfst du mir nicht anthun,““ rief

Evelyn. „„Ich habe mich zu ſehr gefreut, dir einmal ein recht engliſches Feſt zu zeigen, das dich die deutſchen Feſte von den Hoiconcerten bis zur Weinleſe endlich ſoll vergeſſen laſſen. Bei deiner Mrs. Buſy, Beak und Mutebell haſt du nur Langeweile erlebt, weil es Snobs ſind; du ſollſt einen andern Begriff von uns Engländern bekommen, wenn du einmal ſiehſt, wie der Adel ſich das Leben prächtig zu ſchmücken verſteht. Komm in den Saal, und ſage, ob es nicht ein Hintergrund iſt, wie zu einem Feſtbild von Paul Veroneſe.““

Dorothea erwiederte: „Ich habe ein paar köſtliche Tage mit dir und deinem trefflichen Manne verlebt; unſere Wanderungen im Park, die heitern Geſpräche, und der edle Ton eures Hauſes hat mir ſo wohl gethan, daß ich am liebſten mit dieſem Eindruck ſcheiden möchte. Du ſagteſt mir ſchon heute früh, als ich unruhig wurde, ich könnte jeden Augenblick über deinen Wagen verfügen. Laß mich jetzt weg, ich flehe!“

„„Bitte, bitte,““ ſchmeichelte Evelyn, „„bleibe nur bis morgen früh; dann will ich dich nicht mehr halten, da du doch einmal eine demantne Kette am

Fuß nachſchleppſt, woran das Konrädchen, die Angela, die Nanna, die Cilla, die Milla und wie ſie alle heißen, dich nach Hauſe ziehen. Guter Himmel, du machſt einen bald froh, daß man kinderlos iſt.““

Dorothea ſchwieg einen Moment und ſagte dann: „Nun, um deine Güte nicht zu verſchmähen, will ich bis nach dem Feſt bleiben, aber ſorge, daß ich mich an irgend jemand von euern Londoner Gäſten anſchließen kann, die mich ohne Gêne mit zurück nehmen können. Dann bin ich gegen Morgen zu Hauſe und fange den Tag mit den Meinen an!“

„„Iſt es doch als ob du ein Jahr weg geweſen wäreſt!““ ſagte Evelyn. „„Wenn du den Abend dadurch heiterer genießeſt, ſo will ich auf deine harte Bedingung eingehen. Es braucht dazu keiner Umſtände, denn es ſind Wagen genug da, ſchon um der fremden Sänger willen.““

Die Lady zog ſich zurück, und Dorothea packte raſch ihre Sachen ins Koffer, um durch keinen Vorwand mehr aufgehalten zu ſein. Dann legte ſie der Geſellſchaft zu Ehren den Putz an, in deſſen faltenreicher Pracht ſie ausſah wie eine der ſtattlichen von Vandyck gemalten niederländiſchen Patrizierfrauen.

Der einzige Schmuck, den sie besaß, Demant und Perle, hielten den Spitzenkragen über dem schwarzen Sammtkleid zusammen.

Lady Worth stand der Sitte gemäß an der Saalthüre, und begrüßte die eintretenden Gäste, deren Namen mit schallender Stimme von einem Diener ausgerufen wurden. Bald waren die Räume gefüllt, und Glanz und Schönheit wetteiferten mit einander in den mannigfaltigsten Gruppen. Dorothea setzte sich still in ein Seitenzimmer, das ein paar sehr schöne Marmorstatuetten und eine Sammlung Kupferwerke enthielt, die zum Beschauen aufgelegt waren. Zuweilen suchte Lord Worth sie dort auf, und machte sie auf berühmte Anwesende aufmerksam. Dann machte sie an seinem Arm nochmals die Runde durch den Saal, was immer eine gute Weile kostete, denn es gehört zum Stolz eines englischen Festgebers, daß auch die weitesten Räume für den Zudrang der Besucher zu eng sein müssen. Ja, es kömmt vor, daß in der tollsten Periode einer Londoner Saison eingeladene Gäste nur bis zur Hälfte der Treppe durch den geputzten Schwarm vor ihnen durchdringen, und nach einer Stunde vergeblichen Schiebens wieder

zu ihrem Wagen zurückkehren, ohne den Saal nur betreten und die Wirthin begrüßt zu haben. So arg geht es freilich auf einem Landsitz nicht zu, wo man immer noch Luft zum Athmen findet, wenn gleich das Durchwinden durch die Gesellschaft eine Arbeit bleibt.

Dorothea konnte nur im Vorübergehen ihrer Freundin Evelyn ein paar Worte der Bewunderung über die fürstliche Pracht der Gesellschaft zuflüstern, da die Dame des Hauses ihren Posten an der Thüre nicht verlassen durfte. Evelyn klagte ihr, daß sie erst jetzt erführe, daß die große Sängerin, die den Vergnügungen des Abends die Krone aufsetzen sollte, plötzlich krank geworden sei. Der Lord hatte darauf seinem Agenten in der Stadt Auftrag gegeben, irgend eine andere Unterhaltung zu arrangiren, und nur verlangt, daß es etwas ganz Ausgezeichnetes sein müsse, etwas Neues, das an Interesse die erste Hälfte der Aufführung überböte.

Es war nun Mitternacht geworden, und die Gäste wurden aufgefordert, ihre Sitze einzunehmen, da das Concert beginnen sollte. Beim ersten Stück gratulirte Dorothea sich innerlich, daß ihr Mann

ausgeblieben, denn es war eine der Leiſtungen, auf die man im Salon Werth legt, und die dem Künſtler ein Gräuel ſind. Jede Schicht der Geſellſchaft liebt die Muſik am meiſten, die ihrer innern Welt entſpricht. Da nun der modiſche Salon weder That, noch Gefühl, noch Leidenſchaft vertritt, ſo hat er einer Sorte von Muſik den Namen gegeben, die nur dem leeren Geſchwätz entſpricht. Solche Salonmuſik war es, die hier von mehreren Virtuoſen mit erſtaunenswürdiger Fertigkeit vorgetragen wurde, indeß das Geplauder unbekümmert weiter murmelte.

Die Virtuoſen verließen die Tribüne, und drei Sängerinnen mittleren Ranges traten auf, eine in Weiß, die andere in Blau und die dritte in Roſa angezogen. Beim Geſang tritt immer mehr Ruhe ein, als deren ſich die Inſtrumentalmuſik zu erfreuen hat, und ſo war es möglich, dieſem Terzett ziemlich ungeſtört zu folgen. Nach einigen Arien, die von denſelben Damen einzeln vorgetragen wurden, trat einer der erſten Schauſpieler als Declamator auf, und hier verläugnete ſich die Verehrung nicht, die England vor ſeinen großen Dichtern hat. In der Muſik verachtet es zum Theil den importirten Genius fremder

Nationen; aber in jedem Vers Shakespeare's fühlt es mit Stolz das Bodenwüchsige. Mit tiefer Stille lauschte die Versammlung dem oft gehörten Gedicht, dessen phantastischer Inhalt sonderbar genug mit dem Frack und der hohen Halsbinde des modern frisirten Declamators contrastirte.

Wieder erschienen die Virtuosen und Sänger, und trillerten Freuden und Leiden den theilnehmenden Zuhörern vor. Ein großer baumstarker Bassist sang ein Lied, in dessen erstem Vers er das sonderbare Verlangen aussprach, ein kleines Vögelein zu werden, während er im letzten sich dahin entschied, lieber die Wehmuthsthräne zu sein, die er auf den Wangen einer gewissen Miß Annie wahrnahm.

Ein Gerücht verbreitete sich jetzt im Saal, absichtlich vor jeder Reihe der Zuhörer von einigen näher Unterrichteten laut wiederholt, daß eine theatralische Scene stattfinden werde. Dorothea vernahm die Worte: Medium, Sklavin, erstes Debüt, Melodrama, und den Namen Livia hinter sich; von einer Ahnung ergriffen, sah sie rasch um, aber da die Sprechenden ihr unbekannt waren, so mochte sie nicht um Erläuterung bitten. Lord Werth, der

mit ſeiner Aufmerkſamkeit ihr den unter Fremden zugebrachten Abend zu erleichtern ſuchte, trat in ihre Nähe und bot ihr einen Platz vorn an der Tribüne an. Dort konnte ſie durch eine Glasthüre in das Seitenkabinet ſehen, wohin ſich die Muſiker jedesmal nach Vollendung eines Stückes zurückzogen. Alle waren gegangen, nur Ein Paar ſaß noch flüſternd in einer Ecke. Es war ein dämoniſch ſchöner dunkler Weiberkopf ihr zugewendet: des Mannes Geſtalt war im Schatten.

Eben rückte man das Clavier, das vorher die Mitte der Tribüne einnahm, an die Seite, ſo daß der Raum freier wurde. Ein ſehr handwerklicher Spieler hatte bisher die Sänger accompagnirt, und man merkte ſeinem Anſchlag an, daß er wohl auch zuweilen Engagements zur Quadrille aufzuſpielen nicht mochte verſchmäht haben, wenn ihm eben die Vocaliſten keinen „Job“ verſchafften. Statt dieſes hölzernen Subjekts ſetzte ſich ein anderer Spieler jetzt ans Clavier, keinen Blick aufs Publikum werfend, als er raſch aus dem Seitenzimmer hinausſchritt. Dorothea erkannte die Geſtalt, und ihrem Auge ſank alle Farben und Lichter umher in

Nacht. Er war fähig, ſie zu betrügen; die Welt ging unter!

Das braune Weib, das ſie vorher mit ihm im vertrauten Geſpräch geſehen, betrat jetzt, phantaſtiſch gekleidet, die Bühne. Mißbilligende und bewundernde Aeußerungen gingen einen Augenblick von Mund zu Mund, als ſie mit kühnem Schwung des Mantels eine herausfordernde Stellung annahm. Doch die Erinnerung an das Schickſal der flüchtigen Sklavin, als welche die Declamatrice ſich ausgab, und der Glaube an ihre Verbindung mit geheimnißvollen Gewalten bewirkten bald eine Todtenſtille. Neugierig harrten alle, die von Livias bisherigem Treiben gehört, was denn nun werden ſolle.

Das Melodrama, deſſen Stoff an einer frühern Stelle ſkizzirt wurde, regte, von prächtigen Accorden getragen, ſelbſt die ſtumpfeſten unter den Zuhörern zu lebhaftem Beifall auf. Eine an ſich kühle Nation braucht, um enthuſiasmirt zu werden, ſtärkere Mittel als eine fein empfindende, die für die zarteſten Eindrücke ſchon reizbar genug iſt. Das Wilde, Uebertriebene in Livias Geberden wechſelte im raſchen Contraſt mit ſtatuengleicher Erſtarrung. Blick und

Stimme gebrauchte ſie in gleicher Weiſe, und brachte dadurch elektriſche Schläge der Ueberraſchung hervor. Es war die regelloſe Natur vermittelſt kalter Berechnung erheuchelt, und der Kunſt, die aus warmer Seele ſtrömt, ſo fern als Feuerwaſſer dem Traubenſafte iſt. Doch darum wirkt das Manierirte wie berauſchender Branntwein, plötzlich und betäubend, das Urtheil gleichſam überrumpelnd.

Nur Einer Seele war das Melodrama vorübergeglitten, ohne ſie zu berühren. Dorothea's Herz war wie verſteinert, und ohne die Muſik zu hören, die der einſt ſo verehrten Hand entſtrömte, ſuchte ſie aus dem Chaos von Gedanken einen Punkt des Bewußtſeins auszuſondern. Wie eine dunkle Wolke glitt Livias Geſtalt vor ihren Augen hin, und die Stimme berührte ihr Innerſtes wie die kalte Schneide eines Stahls. Es rangen ſich zuletzt nur die Fragen los: „Iſt dies ſein erſter und einziger Verrath, oder hab' ich ihn nie gekannt? Thut er nur das Unedle, oder iſt er unedel?“

Der laute Beifall, der die Declamatrice beim Schluß des Melodramas belohnte, erweckte ſie aus ihrer Erſtarrung. Sie blickte hin und ſah, wie

Livia von Ibeles geleitet in das Seitenzimmer abging. Sie ſchien erſchöpft von der heftigen Anſtrengung, und er hielt ſie aufrecht. Sein Auge ruhte mit einer Zärtlichkeit auf der Geſtalt dieſer dämoniſchen Frau, wie es ſeit lange den Seinen nicht mehr geblickt.

„Er liebt ſie!“ ſprach eine Stimme mit kalter ſchonungsloſer Gewißheit jetzt im Buſen der tiefgekränkten Gattin, und ſeltſamer Weiſe lag ein Troſt in dieſem Glauben. Der ächten Liebe verzeiht ein wackeres Herz, was es leidet; denn es kann ſich der Liebe opfern, aber nicht der Liebelei. Leidenſchaften ſind Naturereigniſſe wie Orkane und Erdbeben, die die feſteſten Mauern vor ſich niederwerfen. Wir beweinen den vom Blitz des Himmels Getroffenen, aber wir wenden uns zürnend von dem, der mit Funken leichtſinnig ſpielend, die Segensfrucht arbeitſamer Jahre hinopfert.

Lord Worth trat eben beſorgt zu ihr, und ſagte: „Sie ſind todtenbleich geworden. Hat die Aufführung Sie auch ſo ergriffen wie uns Alle?“

Dorothea gebot ihren Lebensgeiſtern, nur jetzt den Tod nieder zu kämpfen; freundlich nahm ſie

den Arm des Lords und bat ihn, ihr die Declamatrice vorzuſtellen. Er erwiederte: „Es iſt der allgemeine Wunſch, das letzte Stück Da Capo zu hören. Ich will einen meiner Leute in's Seitenzimmer ſchicken, um mit der Miß und ihrem dienſtbaren Geiſt deßhalb zu verhandeln. Wenn Sie es wünſchen, will ich dieſelbe nach der Aufführung an dieſen Platz citiren laſſen, wo Sie über die Barriere mit ihr reden können.“

Der Diener brachte die Botſchaft in's Seitenzimmer, und deutete durch die Glasthüre auf Lord Worth und Dorothea, die noch im Geſpräch ſtanden. Zugleich ſtellte er einige Erfriſchungen hin, damit die Aufgeforderten vor der Wiederholung des Stücks friſche Kräfte ſammeln möchten. So hatte Evelyn es vorſorglich befohlen, die ſich jetzt ebenfalls ihrem Manne und der Freundin zugeſellte.

Livia blickte durch die Glasthür und fuhr zurück, denn ſie erkannte Evelyns Züge, die ſie einſt unter ganz andern Verhältniſſen geſehen. Raſch wandte ſie ſich um, und ſchritt zum Spiegel, der ihr dunkles Geſicht von kohlſchwarzen Locken beſchattet zurückwarf. „Unmöglich!“ murmelte ſie vor ſich hin,

ſetzte ſich dann ruhig an den kleinen Tiſch und begann Eiscreme zu ſchlürfen. Ibeles ſtand erbleichend neben ihr, und hörte nicht, als ſie ihn aufforderte, mit zu eſſen. Auch Er hatte durch die Glasthür in den Saal geſehen, und beſtürzt zu ſich ſelbſt geſagt: „Wie gleicht dieſe Lady meiner — nein es iſt meine Frau! Wo bin ich hier?“

Wieder ſah er nach der ſo bekannt, und doch ſo fremd ausſehenden Erſcheinung prüfend hin, doch ſie hatte das Geſicht abgewendet, und ſchien ganz unbefangen mit dem alten Herrn zu converſiren. Goldenes Laub und Perlenſchnüre hingen aus dem reichen dunkeln Haar auf ihren Nacken herab, und ihre Haltung verrieth nichts von innerer Bewegung. „Thorheit!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Wie konnte ich ſo träumen!“

Diesmal nahm er das von Livia dargebotene Glas, doch immer ſchweiften ſeine Blicke wieder nach der großen kräftigen Geſtalt jener Lady, die feſt wie ein Monument der Thüre gegenüber ihren Stand behielt. Vergebens wartete er, daß ſie noch einmal das Haupt wenden möchte. Selbſt als das Zeichen zum Wiederanfang gegeben wurde, ſetzte ſie ſich ſo,

daß er keine Spur ihres Profils in's Auge faſſen konnte. „Sie kann es nicht ſein!“ dachte er; „ſie wäre nicht ſo ruhig geblieben!“ Dennoch trieb ihm die bloße Möglichkeit, ihr hier begegnet zu ſein, das Blut in die Wangen, und er nahm ihre zufällige Aehnlichkeit mit jener fremden Geſtalt als eine Mahnung des Gewiſſens an, ſich nie wieder in eine ſolche Situation nöthigen zu laſſen.

Laute Zeichen des Beifalls empfingen Livia, als ſie von Neuem die Tribüne betrat. Diesmal ſandte der Clavierſpieler auch einen Blick in den gefüllten Saal hinab. Der Gegenſtand ſeiner Neugierde ſaß noch immer rückwärts gewendet, mit dem hinter ihr ſitzenden Herrn redend. Nicht früher, bis er den erſten Accord anſchlug, richtete die Dame ſich empor, und ihre Augen begegneten den ſeinen: ſie war es.

Hätte er ſie ohnmächtig zuſammenſtürzen ſehen, ſo hätte er ſeine Faſſung wieder gefunden, indem er ihr liebevoll beiſtehen, entſchuldigend und erklärend ihr zuſprechen konnte. Aber ſie ſaß ernſt und ruhig auf dem Ehrenplatz, als ob die Aufführung eigens für ſie veranſtaltet ſei, und ſah ihn unverwandt

an. Lieber hätte er in einer guten Sache der Mündung eines tödtlichen Geſchützes gegenüber geſtanden, als vor dieſem Auge das lange Melodrama nochmals herunter zu ſpielen. Livia ſpürte, daß er nicht bei der Sache war; ſie verſuchte ihn anzuregen, indem ſie alle beziehungsreichen Stellen an ihn richtete, als ob ſie vor aller Welt ihm huldigen wolle.

Als das Stück zu Ende war, ſtand Dorothea auf und ſchritt auf Livia zu, die ſich tief vor ihr verneigte. Ohne ein Wort zu ſagen, nahm Dorothea das diamantene Herz mit der Perle von ihrer Bruſt, und ſteckte es der Declamatrice an, welche überraſcht dies Zeichen der Anerkennung empfing. Die Koſtbarkeit des Geſchenks, der ernſte Blick der Geberin und die Stellung, die ſie während der Aufführung eingenommen hatte, erregten in Livia den Wahn, es ſei eine Dame ſehr hohen Ranges, die ſie ſchmücke, und um ihrer Rolle treu zu bleiben, beugte ſie ſich mit ſclaviſcher Geberde nieder und küßte Dorotheen das Kleid.

Als Ibeles ſah, wie ſeine Frau den Talisman ihres Friedens hingab, ergriff es ihn, als ob er den holden Traum ſeines jugendlichen Glückes, vom Kranz

der lächelnden Kinder umgeben, in die Vergangenheit sinken sähe, und Vaterland und Hoffnung ihm nachstürzten. Er verglich die beiden Gestalten vor seinen Augen, und die Poesie haftete nicht mehr an der Feuerblume, als er sie im Schatten der einfachen deutschen Rechtschaffenheit sah. Dorothea wandte nun der Bühne den Rücken, ohne seinen Blick zu suchen, indeß Livia mit ihrer Beute in's Seitenzimmer ging und ihn dort erwartete. Die Gesellschaft ward eben aufgefordert, sich zum Tanz in einen andern Raum zu verfügen, und die Aufgestandenen versperrten Dorothea den Weg zwischen den zurückgeschobenen Stühlen. Mit raschem Entschluß schritt Ibeles ihr nach, und in das gebrechliche Material der Barriere, die ihm im Wege war, riß er leicht eine Lücke. Dorothea vernahm den Effekt dieser revolutionären Maßregel nicht in dem allgemeinen Geräusch, aber gleich darauf hörte sie hinter sich seine Stimme ihren Namen leise aussprechen. Sie wandte sich nach ihm, und er fragte: „Verachtest du mich?“

„„Ich wollte dich nur nicht in Verlegenheit setzen,““ sagte sie, und ihre Stimme bebte von

unterdrückten Thränen. „„Hier können wir uns nicht aussprechen, und so bleibt uns nichts übrig als uns nicht zu kennen.““

„Und du kannst mich mit diesem verzehrenden Gefühl in der Brust allein lassen, und mit fremden Menschen in einem Tanzsaal solch eine Stunde durchstehen?“

Dorothea sagte: „„Du bist nicht allein, und ich werde nicht bleiben. Der Wagen steht unten schon bereit, der mich zu meinen Kindern bringt, wo jetzt einzig mein Platz ist.““

Sie hatten die Thüre erreicht, und ehe die Freunde sich nach ihr umsehen konnten, gelang es Dorothea, die Wendeltreppe heraufzuschlüpfen, die nach ihrem Zimmer führte. Ihr Mann folgte ihr auf dem Fuße, und da man in einem Menschenstrudel viel unbeachteter ist als in der tiefsten Zurückgezogenheit, so fand es keiner der vorbeirennenden Bedienten der Mühe werth, sich nach dem Paar umzusehen. Oben auf dem Corridor war es still, und sie hätten ein paar ungestörte Worte wechseln können, aber ein leichter hastiger Schritt und keuchender Athem, den sie auf der Wendeltreppe

vernahmen, beſtimmte Dorothea, raſch ihr Zimmer zu öffnen, damit nicht etwa die Kammerjungfer Evelyn's dies tête à tête überraſchen möchte.

Es war Livia, welche durch die Glasthüre des Seitenzimmers beobachtet hatte, wie ihr Begleiter mit der fremden Dame plötzlich durchzugehen Miene machte. Ohne den Agenten abzuwarten, der ſie vor dem Weggehen auszahlen ſollte, ſchlich ſie durch den ausgeleerten Saal den Beiden nach, und hörte eben noch auf der Treppe, wo ſie lauſchend ſtillſtand, eine Thüre ſchließen und von innen einen Riegel vorſchieben. Ihre auffallende Erſcheinung war von den Bedienten raſcher bemerkt worden, als die bekannte Geſtalt Dorothea's, die ſeit mehreren Tagen immer auf dieſer Wendeltreppe auf- und abgeſtiegen war. Einer der gepuderten Wächter des Hauſes folgte ihr auf dem Fuße, und erinnerte ſie, daß dies nicht der Weg ſei, der aus dem Wartezimmer der Sängerinnen nach dem Ausgang führe. Ein anderer kam herzu, um ſie zu ſuchen, da der Agent unterdeß ſich eingefunden hatte. Sie fragte von Ingrimm zitternd, wer die Dame ſei, die eben hier hinaufgegangen. Man nannte die „Baroneß de

bald." Sie wollte weiter forſchen, aber begegnete hier dem ſtarren Panzer, welchen die Dienerſchaft der engliſchen Ariſtokratie gegen alle unberechtigten Fragen anlegt: „I am sure, I don't know." (Ich bin ſicher, daß ich's nicht weiß!) Dies iſt der Terminus technicus eines Jeden, der ſich nicht nöthigen laſſen will, irgend eine Auskunft zu geben, und Livia konnte weder darüber hinaus ein Wort erpreſſen, noch gewaltſam ihren Weg weiter die Wendeltreppe hinan verfolgen.

Sie verlangte, der Agent ſolle ihren Begleiter ſuchen, der dort hinaufgegangen ſein müſſe. Der erbot ſich, ſtatt des Muſikers ſie nach Hauſe zu bringen, wenn ſie ſich allein zu fahren fürchte, ein Anerbieten, das ſie entſchieden zurückwies. Ihr Wagen wurde angemeldet, und da Adelen ſpurlos verſchwunden war, und Niemand länger Rede ſtehen wollte, ſo folgte ſie dem Agenten. Vorher griff ſie noch einmal an das Geſchmeide, aber nicht um das verhaßte Geſchenk im Zorn des beleidigten Gefühls zu Boden zu ſchmettern und zu zertreten, ſondern um zu fühlen ob es wohl befeſtigt ſei. Die Bankneten des Lords hatte ſie trotz ihrer Gemüthsbewegung

wohlgezählt und vorsichtig eingesteckt. Sie warf sich in den Wagen, und ballte die kleinen zierlichen Hände, sobald sie im Dunkel allein war, Rachegedanken kalt übersinnend.

Auf der Hälfte des Weges rollte ein anderer rascherer Wagen an dem ihrigen vorüber, mit hellen Laternen am Sitz des Kutschers. Gleichgültig sah sie ihn im fernen Dunkel verschwinden, nicht ahnend wen er entführte.

Dorothea war es gelungen, da sie jede Gelegenheit des Hauses kannte, durch einen Seitengang die Thür zu erreichen, wo ein Wagen der Abrede gemäß halten sollte. Ihr Mann hatte erklärt, daß er mit ihr heimfahren werde, gesehen oder ungesehen. Es war leicht gewesen, ihr eigenes Gepäck sowohl, als die Sachen ihres Mannes durch einen Diener herbeizuschaffen, dem sie ohne Umstände sagte, daß sie diesem Bekannten, der seinen Wagen verfehlt, angeboten habe, mit dieser Gelegenheit nach der Stadt zurückzufahren. Beide waren so erschüttert von der überraschenden Begegnung, daß ihnen der Boden unter den Füßen brannte, und sie nur nach ungestörter Einsamkeit verlangten.

Auf dem Zimmer hatten sie sich des Redens enthalten, um nicht die Aufmerksamkeit irgend eines in der Nähe sich aufhaltenden Wesens zu erregen. Jetzt durchbrach Ibeles das Schweigen, sobald sie den erleuchteten Hofraum hinter sich hatten, und sagte: „Glühende Kohlen auf ein Haupt sammeln, ist viel raffinirter boshaft, als wenn man den Beleidiger gehörig ausschilt. Sitze nicht so stumm neben mir, liebe Frau, mache mir lieber den bittersten Vorwurf, den du gegen mich auf dem Herzen hast, damit ich mich vertheidigen kann!“

Dorothea erwiederte: „„Den Vorwurf, den du dir selbst machst, darf ich wohl übergehen. Verzeihlich wird dein Trug nur, wenn du mich nicht mehr liebst, und das wäre keine Schuld, sondern nur ein grenzenloses Unglück.““

Ihr Ton war gepreßt, die helle sonst so heitere Stimme schmerzlich zitternd als sie sprach, aber noch keine Thräne hatte sich losgerungen. Er schlang den Arm um sie, und sagte: „Wenn ich dich nicht liebte, hätte ich dann die Dame, mit der ich gekommen bin, so unverantwortlich beleidigt, nur um kein Mißverständniß zwischen mir und dir aufwachsen zu lassen?“

„„Das könnte aus andern Motiven geſchehen ſein,““ wandte Dorothea ein; „„ich glaube gern, daß du noch nicht ſo weit aus deiner alten Bahn geriſſen biſt, um nicht Neigung der Pflicht unterzuordnen, doch ein Mann will vielleicht lieber Märtyrer werden, als beſchämt daſtehen.“

„Halt ein,“ rief der Künſtler, und zog den Arm zurück, „ſonſt dürfte ich wohl einen härteren Vorwurf auf dich wälzen. Es wäre deiner würdiger geweſen, dich in die entfernteſte Ecke des Saales zurückzuziehen, und mir deine Anweſenheit zu verbergen, anſtatt mich dieſer Seelenmarter auszuſetzen. Mit größerem Recht dürfte ich wohl an dich die Frage richten: Liebſt du mich noch?“

Dorothea antwortete: „„Ob ich dich noch liebe, das iſt mein Geheimniß, und wenn ich es verſchweige, ſo iſt es, um dir volle Freiheit zum Handeln zu laſſen. Ich will nicht, daß du um meiner Gefühle willen thun und laſſen ſollſt, was den deinigen Qual und Luſt iſt. — Betrachte unſere jetzige Lage einmal, wie ſie mir erſcheinen muß, und dann widerlege mich, wenn du kannſt.““

„Wohl," ſagte Ibeles, „der beleidigte Theil hat ja den erſten Schuß im Duell."

„„Es iſt freilich ſchwer zu faſſen,"" erwiederte die Frau, „„daß wir Nachbarskinder, nach einem halben Leben des Friedens und der Liebe, uns ſo plötzlich als Feinde gegenüber ſtehen ſollten. Sieh mich lieber als deine treueſte Freundin an deiner Seite, und glaube, daß, was ich ſage, weder Trotz ſein, noch dich rühren ſoll.

Seit Jahren biſt du deinem Hauſe entfremdet, und eine Löſung von deiner ganzen Vergangenheit wird ſchmerzloſer ſein, als die Kette, die du um dein Herz geſchmiedet fühlſt. Heute ſah ich wie jung du äußerlich erſchienſt, wie jung dein innerſtes Gemüth noch iſt. Als ich dich im Geſpräch mit jener Zauberin beobachtete, wie du, ohne meine Nähe zu ahnen, dich im vertraulichen Scherze zu ihr neigteſt, da blickte dein Auge kindlicher und wärmer als das des ſchönen jungen Weibes. Kann ich dir zürnen, wenn du bedenkeſt, wie weit und ſtrahlend die Welt iſt, wie leicht zu erringen, was dir geboten wird, wie lockend die Möglichkeit ein zweitesmal den ſchönſten Theil des Lebensdramas durchzuſpielen?

Verhehle dir auch die dunkle Seite der Alternative nicht. Der Zweifel und die Angſt ſind ſeit heute in mein Herz geſäet, und der Heroismus dieſer Stunde wird nicht jeden Moment meines künftigen Alltagslebens durchdringen. Ein Blitz fällt raſch in die Eiche und ſengt ihren Stamm, doch langſam ſprießt die neue Krone aus der unverſehrten Wurzel. Glaube, daß dunklere und freudloſere Tage kommen könnten, als jene, denen du ſeit Jahren zu entfliehen ſtrebteſt, und wähle ehe es zu ſpät iſt.““

Ibeles ſprach: „Stehe ich denn ſo tief in deinen Augen, daß du mir zutrauſt, der Gedanke an perſönliches Glück werde mein Leben beſtimmen, deſſen Leitſtern bisher nur die Ehre war? Du nimmſt einen Mißgriff viel zu ſtreng, zu dem ich halb aus momentaner Gedankenloſigkeit, halb aus nachgiebiger Güte verleitet wurde.“

Nun erzählte er Dorothea, ohne etwas zu verhüllen, den ganzen Zuſammenhang ſeines Verhältniſſes zu der Fremden, und verſchwieg ihr nicht einmal die phantaſtiſche Aufregung, in den ihr von dem Zauber des Geheimniſſes erhöhter Jugendreiz ihn verſetzt. Er ſchloß: „Ich darf dir dies Gefühl

ſchildern, weil du den Zauber gebrochen haſt. Warum du mir heut in einem andern Licht erſchienſt, als ſeither, verſtehe ich nicht. Ich hätte dir damals mein Herz nicht ausgießen können, wenn ich deſſen noch ſo ſehr bedurft hätte. Du ſchienſt ſo ungerecht gegen die Forderungen der Außenwelt, und ſo abgeſtorben der Phantaſie! Jetzt, da du dieſe Forderungen nur anerkennſt, fühle ich, daß du ſie erfüllen kannſt, ſobald du willſt."

Obſchon Dorothea von den Bekenntniſſen ihres Mannes nicht ſehr erbaut war, mußte ſie doch über den Schluß ſeiner Rede lächeln: „„Alſo weil ich in Sammt die Lady zu ſpielen verſtehe, imponire ich dir mehr, als damals, wo ich aus Liebe zu dir und aus Pflichttreue mich zum Aſchenbrödel machte?““

Er erwiederte: „Dieſe Stunde, in der mein ſchönſtes Jugendgefühl wiederaufwacht, iſt zu heilig, als daß ich ſie mir mit ſpitzfindigen Reflexionen vergällen ſollte. Sage mir lieber, ob auch du noch an unſer heimiſches Sprichwort glaubſt: „Alte Liebe roſtet nicht!““

„„Und ſo liebſt du jenes Weib nicht?““ fragte Dorothea zweifelnd.

„Nein, nein!“ rief er: „Bei diesem Kuß, ich liebe dich!“

Ein Kuß ist sehr überzeugend, und sein innerlicher Geist spricht zur mitempfindenden Seele feuriger als jede Ueberredungskunst. In die kalte, zornmüthig zusammengepreßte Lippe schlug die Liebesflamme elektrisch zündend, und sie lächelte wieder in unverwelklicher Jugendfröhlichkeit. „Nun wiederhole, ob du mich verlassen willst!“ sagte der Mann im stolzen Gefühl der Gewalt, die er über ihr Gemüth hatte.

Dorothea war nicht so stolz, sich und ihm vorzuspiegeln, daß fern von ihm das Leben ihr etwas anderes als eine bittere Pflicht sein könnte. Doch ihr Ehrgefühl war ganz so stark wie das, welches der Mann ihr gegenüber geltend machte; auch sie wollte um des persönlichen Glücks willen weder das Unwürdige thun noch dulden. Es war ihr ein viel tieferes Seelenbedürfniß, den Mann, den sie liebte, zu achten, als ihn zu besitzen. Sie hatte einen Augenblick an die Nothwendigkeit geglaubt, ihn frei zu geben, damit er die Einheit des Charakters wiederfände. Wo zwischen dem Wort, das die Lippe

ſpricht, und der Meinung des Herzens ein Abgrund klafft, über den keine Brücke des Vertrauens mehr hinüber führt, da hat die Natur zwei Menſchen geſchieden.

Der Morgen war hell angebrochen, als die Beiden ihr ſtilles Haus erreichten. Mit dem roſigen Licht, das die Nacht beſiegte, zog der Wolkenſchatten über der alten Liebe und Treue hinweg, und Aug' in Auge ſtrahlte warmes lachendes Sonnenlicht. Die feierliche Scheu, die man ſo lange gegen einander beobachtet, machte dem gemüthlichſten Geplauder im Heimathston Raum. Die Glasglocke war zerſprungen, und man athmete wieder freie Himmelsluft.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Unser deutsches Paar hatte immer nur zwei Impulse gekannt, die das Leben beherrschten: Liebe und Ehrgefühl. Sie mußten erst im Lande des Materialismus erfahren, daß es menschlich organisirte Wesen giebt, denen Religion und Wissenschaft, Liebe und Vertrauen, jede heiligste Regung des Herzens zur Speculation wird.

Livia betrat in der Morgendämmerung das Gartenzimmer, und warf sich mit dem Gesicht in die Kissen des Ruhebettes. Neben ihr stand der duftige Wein, den sie unberührt stehen ließ. Es ging eine seltsame Wandlung in ihrem Innersten vor, als sie sich die Scene zurückrief, deren Zeugin sie so eben gewesen war. Sie hatte geglaubt, ihr Herz sei so kalt wie Eis dem Manne gegenüber

geblieben, den sie just darum zu ihrem Beschützer und Begleiter gewählt, weil er ihr ungefährlich als Herrscher schien. Sie hatte sich für fähig gehalten, ihn im Moment der Aufregung zu überlisten, und selbst besonnen bleibend ihn an ihr Schicksal unwiderruflich zu fesseln. Statt dessen zeigte er sich ihr jetzt als ein in Abenteuern erfahrener Tollkühner, der die erste beste Matrone beim hellen Schein der Kronleuchter, mitten aus ihrem Familienkreise heraus zu einer Entführung beschwatzt. Sie glaubte wahnsinnig zu werden, und fluchte innerlich der virtuosen Heuchelei, die ihre eigene noch überbot. Jene Dame mit dem Blick einer Puritanerin war fähig gewesen, einem unverkennbaren Liebesgeflüster auf der Wendeltreppe Stand zu halten! Und Er? — Noch vor wenigen Minuten hatte er mit allen Zeichen der Schwärmerei an ihren Blicken gehangen, und ein Wink der stolzen Erscheinung schmeichelte ihm so sehr, daß er die Gunst mit dem Fuße von sich stieß, die ihm gewiß war! Wie eine Mänade im wilden Tanz den Pokal an ihre Lippen hebt, nicht achtend ob sie den berauschenden Trank verschütte, so war ihr seine Liebe noch gestern gewesen. Nun verschmäht,

dürstete sie nach seiner Nähe, und das Wort: Verloren! bohrte sich mit grimmigen Schmerzen in ihre Brust.

Plötzlich fuhr sie empor und murmelte vor sich hin: „Für diese Schmerzen soll er büßen; nicht mit einem kurzen Todeskampf, sondern mit einem Leben voll Ekel. Kein Gift so tödtlich als ein Wort in's Ohr seines Weibes geflüstert. Die Blafoska nennt sie gemein. Wohl, so soll er sie als Mitwisserin ertragen müssen."

Livia raffte sich auf, warf die theatralischen Gewänder von sich, und hüllte sich zitternd vor Haß in ihre tägliche Kleidung. Es fröstelte sie in der Morgenkühle, als sie in den bethauten Garten hinaustrat, um einen Blick über die Gartenmauer auf die Straße zu werfen. Drüben wurden schon Fensterläden geöffnet, Menschen und Fuhrwerk begannen den Platz vor dem Hause zu beleben; selbst innerhalb der eigenen Wohnung vernahm sie ein Geräusch, welches ihr verrieth, daß sie beobachtet sei.

Rasch, ehe eine Stimme laut ward, schlüpfte sie aus dem Hause, in eine schwarze Mantille gehüllt, und dicht verschleiert. Am Ende der Straße

beorderte sie einen Cabmann, sie nach Briar Place zu fahren.

Schon vor der Thüre hörte Livia drinnen fröhliche Kinderstimmen lachen und singen, und ein blondes Köpfchen ward am Fenster sichtbar, das sich erschrocken zurückzog. Es war Conrädchen, das seine Angst vor Kaminfegern noch nicht ganz überwunden hatte, und die schwarze Dame im Cab für den Genius dieser schrecklichen Gilde hielt.

Frau Ibeles, sagte das die Thür öffnende Cathrinchen, sei beim Frühstück, und die Fremde möchte nur ohne Umstände eintreten. Livia schlug den Schleier zurück, und folgte der Dienerin auf dem Fuße. Im nächsten Moment stand sie Aug' in Auge derselben Dame gegenüber, die ihr vor wenigen Stunden ihren Ritter entführt hatte. Sie war es, trotz dem einfachen Hauskleid und der mütterlichen Beschäftigung, Milch und Brod statt Kleinodien zu vertheilen.

Dorothea und die Kinder sahen erstaunt den seltsamen Besuch, der gefesselt in der Thüre stehen blieb. Im nächsten Augenblick trat Ibeles von der andern Seite ins Zimmer, und das Erbleichen des Zorns trat auf seine Lippen, als er die Abenteurerin

in ſein reines Haus eingedrungen ſah. Er errieth im Moment, daß ſie kam, um ihn in den unſchuldsvollen Gemüthern der Seinen zu vernichten, und ein Blick des Grauens fiel aus ſeinen Augen auf ihre entſtellten Züge. Dieſen Blick konnte ſie nicht dulden, und ſollte ſie ihr Leben dran ſetzen, ſo mußte ſie jetzt ihn ſchmelzen, jetzt vor den Augen ſeiner Frau.

Sie rief jede Schmach der Erinnerung zurück, die wie Schwefel auf ihrem Leben brannte, und ſie konnte weinen. Aber eine Wange, die Schminke kennt, ſollte ſich vor Thränen hüten. In dem heftigen Affect der Leidenſchaft vergaß Livia, daß ihr Alles an der dunkeln Farbe hing, die ihre nur zu verrätheriſchen Züge vor Erkennung ſchützte.

Mit einer bewundernswürdigen Attitüde warf ſie ſich vor Dorotheen hin, klammerte ſich an ihr Kleid, ſchaute mit ſterbendem Blick zu Ibeles empor und begann wie im halben Wahnſinn räthſelhafte Sylben hervorzuſtammeln, die auf unausſprechliche Geheimniſſe deuten ſollten. Einer Perſon, die durch theatraliſche Mittel rühren will, kann aber nichts Unglückſeligeres begegnen, als wenn ihre Situation nur von ihr ſelbſt tragiſch empfunden wird, während die

Zuſchauer von dem Einfluß einer unwiderſtehlichen Komik ergriffen werden. Die kleine Angela, die anfangs erſchrocken nachſann, was denn die braune Frau gethan haben möchte, daß ſie ſo weine, ſah mit ihrer natürlichen Beobachtungsgabe, daß ſich zwei bleiche Streifen da bildeten, wo die Hand derſelben das feuchte Geſicht berührt hatte. Schnippiſch und keck wie immer rief ſie laut aus: „Siehſt du nun, Mutter, daß es doch wahr iſt, daß man einen Mohren weißwaſchen kann?“

Livia ſtarrte empor, und verſuchte Hut und Schleier, die hinabgeglitten waren, wieder über ihr Geſicht zu ziehen. Sie war plötzlich zur Beſinnung gekommen, und ihr Schluchzen verſtummte ſofort. Lächelnd half Dorothea ihr aufſtehen und führte ſie vor den Spiegel, in dem ſie ihr eigenes Geſicht und dahinter das des Künſtlers gewahrte, das ſich widerwillig abwendete. Was hätte ſie darum gegeben, in dieſem Moment haſſenswürdig dazuſtehen, anſtatt mit der Schmach einer Dummheit belaſtet zu ſcheiden! Sie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und lehnte ſich an die Wand, indeß Dorothea leiſe ihren Mann bat, ſich mit den Kindern zu entfernen.

Die beiden Frauen waren allein, und wo Eine dieſes ſchwachen Geſchlechts die Andere weinen ſieht, da erwacht ſogleich der mütterliche Trieb zu tröſten und zu helfen. Dorothea ſagte ſich ſelber: „Ich will mir vorſtellen, meine wilde Angela wäre an den Rand eines Abgrunds gelockt worden, und hätte eine ſolche Tollheit begangen. Wie möchte ich ſie wohl aufnehmen, wenn ſie ins elterliche Haus zurückkäme?“

Sie zog die Fremde auf's Sopha, legte ihr die Hand auf den Scheitel, und ſagte: „Können Sie mir vertrauen, ſo ſprechen Sie.“ Livia ſchüttelte mit dem Kopf. „Soll ich Ihnen reines Waſſer bringen, damit Sie die Lüge von Ihrer Stirn waſchen, ehe Sie über meine Schwelle wieder in die Welt treten?“

„„Nimmermehr!““ rief Livia, und begrub wieder rath- und faſſungslos ihr Geſicht. Still und nachdenkend ſaß Dorothea neben ihr, und heftete ihr Auge auf das zerwühlte Haar, das unter dem Schleier hervorquoll. Wie ein Blitz trat Evelyns damalige Erzählung vor ihre Erinnerung, als ſie eine der gefärbten Locken bis an die goldgleißende Wurzel theilte. Sie zuckte als ob ſich eine Natter

kalt um ihre Finger ringelte, ſtreifte die Locke von ſich, und unwillkürlich flüſterten ihre Lippen fragend den Namen: „O'Malley?“

Dieſer Pfeil, den der blinde Zufall abgeſchoſſen, traf. Mit dem ausgeſprochenen Namen warf Lora O'Malley die Angſt vor der Erkennung weg, und mit derſelben kalten Feſtigkeit, mit der ſie den Geſchwornen gegenüber geſtanden, richtete ſie ſich jetzt vor Dorothea auf. „„Helfen Sie mir raſch von hier fort,““ ſagte ſie, „„und Sie ſehen mich nie wieder.““

Als das Rollen der Räder verhallte, die den unheimlichen Gaſt aus Briar Place hinweggeführt, kam erſt die Gewitterſchwüle über das Haus, die das erſchreckende Bewußtwerden überſtandener Gefahr mit ſich bringt. Doch dieſe wich bald, als die Feindin ſpurlos verſchwunden. Sich in London verſteckt zu halten war zu gefährlich, und mit der Drohung des Selbſtmords hatte ſie bei ernſteren Anläſſen zu oft geſpielt, als daß man ihr dieſen letzten Verſuch, eine Albernheit erhaben zu machen, hätte zutrauen können. Für den, der ſeine Stirn nicht mehr harmloſen Blicken entgegentragen kann, hat Britannien Straßen genug, um ihn in ferne

Himmelsſtriche zu locken. Er mag die Einſamkeit des canadiſchen Blockhauſes wählen, oder ſich in den ſchwelgeriſchen Sumpf indiſcher Faulheit ſtürzen.

Aber was thaten unſere deutſchen Freunde, um des Lebens wieder froh zu werden, das in derſelben thatenloſen Dürftigkeit, unverändert in ſeinen äußeren Formen, vor ihnen lag? Starb ihnen ein reicher Onkel, oder brachte die Ueberſiedlung an einen andern Wohnort eine Löſung von den alten Sorgen und Schmerzen?

Durchaus nicht! Die Beſuche des lebenden gemüthlichen Onkels verſprachen ihnen tauſendmal mehr Freude, als die reichſte Erbſchaft gethan hätte, und ſie ſehnten ſich nach dem Tage, wo er die Lebensfriſche des verjüngten Daſeins mit ihnen genießen ſollte. Auch gaben ſie ſich nicht dem Wahn hin, daß ein Hinübertragen alter Täuſchungen in neue Räume ein Menſchenherz geſund macht. Nein, mit dem Wiederfinden der alten Liebe, die unverfälſcht im tiefſten Grunde der Seele geſchlummert, wuchs ihnen von innen heraus auch wieder die Freude an der unverwüſtlichen Schönheit des Lebens. Seit die Wolke vor dem Sinn des Vaters gewichen, kam es

wie der Einfluß eines milden Sonnenlichtes über das ganze Haus. So manchen Keim des Talentes in den jungen Seelen der Kinder, den die Mutter mit banger Hand gehütet und gepflegt, entfaltete Ein Strahl aus dem liebenden Vaterauge zu reicher, ſchwellender Blüthe.

Und wieder kam ein Sonntag in jener ſtillen Zeit des Spätſommers, als der Geſchäftsdrang der Londoner Saiſon vorüber war, und das Herz ſich ſelber leben konnte. Es war Ibeles Geburtstag, und die jungen Eheleute, Hulda und Stern, waren zum Feſte eingeladen worden. Beide hatten tief genug in den Seelen der Freunde geleſen, um ſowohl die frühere Entfremdung zu ahnen, als auch in wortloſer Theilnahme der neu gewonnenen Verſöhnung ſich zu freuen. Dorothea's Blut ſtrömte raſcher zum Herzen, heute ſollte ſich ihr der langgehegte Wunſch erfüllen, dem Vater zu zeigen, wie viel Liebe und Schönheit das eigene Haus ihm zu bieten vermöge.

Nach dem heitern Mahle, das alle Kinder mit den Eltern und Gäſten um den großen Tiſch verſammelte, traten ſie, vom kleinſten anfangend, mit den Gaben hervor, die ſie unter der Leitung der

Mutter heimlich für den Vater bereitet hatten. Schon aus den kleinen Stickereien, Verschen und Bildchen der jüngsten Kinder, wie viel Sinn für Schönheit, wie viel Erfindung, wie viel wohlgepflegtes Talent trat ihm aus ihnen entgegen! Der älteste Knabe überreichte ihm den Brief seines Prinzipals, der ihn mit festem Einkommen in seiner Werkstatt anstellte, und den Vater hinfort der Sorge für den Erstgeborenen enthob. Karl, nun schon groß und verständig, brachte ein höchst künstliches und zierliches Modell eines Dampfbootes hervor, und wies mit lachendem Auge einige Verbesserungen und Verschönerungen von seiner eigenen Erfindung nach, die er dabei angebracht hatte. Jetzt aber setzten sich die beiden ältesten Mädchen an den Flügel, Dorothea's Herz schlug hörbar, als sie hinter die Kinder trat, um ihnen das Blatt umzuwenden. Wochenlang hatten sie, wenn der Vater aus dem Hause war, eine vierhändige Sonate seiner eigenen Composition eingeübt, mit festem meisterhaftem Griff schlugen sie die ersten langsamen Accorde an.

Ibeles, noch mit den Gaben der andern beschäftigt, lauschte erst nicht hin: nun aber, wie so voll

von Kraft, Seele und Feuer ſeine eigenen Gedanken ihm entgegentraten, wie Milla mit feſtem Takt, mit tiefſtem Verſtändniß die Unterſtimme hielt, während aus Nanna's Fingern die Verzierungen mit perlender Reinheit und zauberiſcher Klarheit hervorſprangen, wie er hier in den liebenden Herzen der ſchön erblühten Mädchen ſeinen eigenen Geiſt ſo rein und vollkommen abgeſpiegelt ſah und die Gewißheit ihn durchſtrömte, daß ſein Streben und Schaffen doch nicht vergeblich geweſen, und daß er fortlebe in zwei dem beſten Mann ebenbürtigen Künſtlernaturen, — da ſprang Ibeles erſtaunt auf, ein Freudenblitz des blauen Auges flog zu Dorothea hinüber, welche geſenkten Blickes in leiſen Schauern der Freude daſtand — und dann entſtürzten ihm die heißen Thränen. Er trat zu Dorothea und kniete vor ihr hin, das Geſicht an ihr Herz gedrückt in ſtillem ſeligem Weinen. In dieſem Augenblick fühlten Beide Alles, Alles ſich wiedergeſchenkt, nur noch ſchöner und voller als je zuvor; alle Nebel waren zerronnen, und über den Geſundeten wölbte ſich noch einmal ein blauer Himmel des Glücks.